OTTO KELLER

DIE ANTIKE TIERWELT

ERSTER BAND

Wilhelm Engelmann Leipzig

ZOOLOGY LIBRARY

Library of

Wellesley College.

Purchased from
The Horsford Fund.

No 77595

Digitized by the Internet Archive
in 2016 with funding from
Boston Library Consortium Member Libraries

https://archive.org/details/dieantiketierwel01kell

Fig. 12a. Sardanapal auf der Löwenjagd (Kujundschik).

DIE ANTIKE TIERWELT

VON

OTTO KELLER

ERSTER BAND:

SÄUGETIERE

MIT 145 ABBILDUNGEN IM TEXT
UND 3 LICHTDRUCKTAFELN

LEIPZIG 1909
VERLAG VON WILHELM ENGELMANN

Alle Rechte vorbehalten.

H
77595
SCIENCE
QL
87
K5
1

SEINER EXZELLENZ

DOKTOR KARL GRAFEN LANCKORONSKI

IN ERINNERUNG AN UNSERE GEMEINSAMEN REISETAGE
IN KLEINASIEN

Vorwort.

Nachdem ich im Jahre 1887 bei Wagner in Innsbruck unter dem Titel »Thiere des classischen Alterthums in culturgeschichtlicher Beziehung« eine namhafte Zahl der kulturgeschichtlich interessanteren Tiere wie Bär, Wolf, Panther, Hirsch, Delphin, Adler, Gans, Nachtigall in monographischen Artikeln mit vielen teilweise erstmaligen Abbildungen und mit ausführlicher Angabe der Belegstellen veröffentlicht hatte, war es eigentlich meine Absicht gewesen, zwei gleichartige Bände von Monographien nachfolgen zu lassen und damit alle kulturgeschichtlich hervorragenden Spezies des ganzen Tierreichs zu umspannen.

Zu diesem Plane hatte sich auch ein sehr tüchtiger, umsichtiger und zuverlässiger Mitarbeiter gefunden in der Person des Herrn Professors Dr B. Lorentz in Wurzen, welcher im Laufe der letzten zwanzig Jahre mehrere größere Artikel mit Benutzung meiner Sammlungen in der Weise des Innsbrucker Buches anfertigte (Pferd, Hase, Elefant, Schwein), wie auch ich selber eine Anzahl neuer Artikel nach jener früheren Manier fertig stellte. Allein der Plan hat sich aus verschiedenen äußeren Gründen als undurchführbar erwiesen und ich versuchte daher auf neuer Basis wenigstens das Wichtigste vor der Vergessenheit zu retten, setzte mich mit einem andern Verleger, Herrn W. Engelmann in Leipzig, ins Vernehmen, unterdrückte fast sämtliche Zitate, vermehrte die Bilder, bestimmte für das gesamte Tierreich, das jetzt systematisch von A bis Z vorgeführt werden sollte, den Umfang von zwei Bänden zu je 20—30 Bogen, richtete außerdem die Sache so ein, daß der erste Band für sich ein abgeschlossenes Ganzes, »die Säugetiere«, bildete, nahm auch allerlei Unkosten auf meine eigene Rechnung, so daß der Herr Verleger imstande war, trotz der gesteigerten Herstellungskosten den Ladenpreis des Buches so niedrig anzusetzen, daß jeder Interessent das Werk sich unschwer anschaffen kann.

Ein wesentliches Verdienst dabei gebührt der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien, welche mir für Vollendung meiner philologisch-naturgeschichtlichen Studien eine namhafte Unterstützung gewährte und dadurch die kostspieligen Vorbereitungen, welche das Buch erheischte und noch erheischt, überhaupt ermöglicht hat.

Ich gestatte mir an dieser Stelle der hohen Akademie im Ganzen und namentlich allen jenen Herren, welche sich für die Sache eingesetzt haben, meinen wärmsten Dank auszusprechen.

Eigentliche Mitarbeiter für das Buch in seiner jetzigen Gestalt habe ich leider nicht gefunden. Nur Herr Professor Lorentz hat mir durch Überlassung seiner obenerwähnten ausführlichen Aufsätze über etliche Tiere eine bedeutende Erleichterung gewährt und auch für den zweiten Band seine wertvolle Mitwirkung in Aussicht gestellt. Ein anderer jüngerer Freund, Herr Gymnasiallehrer Rudolph Rembs, einst Mitglied des Prager philologischen Seminars, wird am Schlusse des zweiten Bandes ein ausführliches Register liefern. Als einstweiligen Ersatz dafür habe ich ein Verzeichnis der behandelten Säugetiere dem I. Bande beigegeben, so daß dieser für sich käufliche Band ein brauchbares Ganzes bildet.

Hinsichtlich der Abbildungen fühle ich mich nächst meinem alten treuen Freunde Imhoof, dem ich die drei Münz- und Gemmentafeln verdanke, besonders verpflichtet den Vorständen des k. k. österreichischen archäologischen Instituts zu Wien und des kaiserlich deutschen Instituts zu Rom (Chr. Huelsen), sofern sie u. a. durch Überlassung von Klischees die Artikel Hund und Katze bedeutend gefördert haben.

Außerdem habe ich hier für etliche Abbildungen die Quelle nachzutragen, welche im Texte anzuführen versäumt worden ist. Abbildung 3 rührt her aus der Zeitschrift L'illustration 1894 Nr. 2693; Abbild. 8 und 55 stammen aus Collignon, la sculpture Grecque I p. 26; Fig. 36. 58. 59 aus Daremberg-Saglio, dictionnaire des antiquités; 123 aus Babelon, la gravure en pierres fines Fig. 17; 140 aus Hertzberg, Geschichte von Hellas und Rom; Fig. 65 aus Illustrated London News 13. Mai 1905; Fig. 32. 33. 92 aus Dümichen, Resultate der archäologisch-photographischen Expedition; Fig. 60 aus Furtwängler, Sammlung Sabouroff I Tf. 65; Fig. 47 aus Braun, zwölf Basreliefs; Fig. 106. 107. 108 sind gegeben nach Conrad Keller, Abstammung der ältesten Haustiere; Fig. 117 ist aus dem Berliner Münzkatalog III 1 Tf. D; Fig. 121 und 122 aus Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik I 269; Fig. 1. 103. 119c sind nach Photographien von Bruckmann; Fig. 68 und 109 sind hergestellt nach Zeichnungen meiner Frau, Eugenie K.

Stuttgart, Oktober 1909.

O. Keller.

Übersicht der besprochenen Säugetiere.

Seite

Zoologisches System des Aristoteles 1

Säugetiere, Mammalia 3

Vierhänder, Quadrumana 3

Affen, Simiae 3

Türkischer Affe, Inuus ecaudatus S. 4, 6. — Meerkatze, Cercopithecus S. 6 f., Fig. 1, 2. — Rote Meerkatze, Cercopithecus ruber S. 7. — Grüne Meerkatze, Cercopithecus sabaeus S. 7. — Mantelpavian, Cynocephalus hamadryas S. 7, Fig. 3. — Hunuman, Semnopithecus entellus S. 9, Fig. 130. — Babuin, Cynocephalus babuin S. 9, Fig. 4, 138. — Geladapavian S. 9. — Guereza S. 9 f. — Cercopithecus Diana S. 10. — Gibbon oder Hulock, Hylobates hulock S. 10. — Schimpanse S. 10. — Gorilla S. 10. — Schweinsaffe S. 10. — Ziegenaffe S. 10 f. — Bärenaffe S. 10. — Löwenaffe S. 10.

Flattertiere, Chiroptera 11

Fledermaus, Vespertilio 11

Ägyptische Klappnase, Rhinopoma microphyllum S. 12, Fig. 5. — Vesperugo pipistrellus S. 14. — Vespertilio murinus S. 14. — Rhinolophus ferrum equinum S. 14. — Rhinolophus hippocrepis S. 14. — Vespertilio soricinus S. 14. — Indische Fledermaus S. 14. — Babylonische Fledermaus S. 14.

Insektenfresser, Insectivora 14

Spitzmaus, Sorex 14

Hausspitzmaus, Crocidura aranea S. 15. — Waldspitzmaus, Sorex vulgaris S. 15. — Wimperspitzmaus, Crocidura suaveolens S. 15. — Kleine ägyptische Spitzmaus, Crocidura religiosa S. 15, Fig. 6. — Riesenspitzmaus, Crocidura gigantea, Sorex giganteus S. 15. — Wasserspitzmaus, Sorex amphibius S. 15

Desman oder Bisamspitzmaus, Myogale moschata, Sorex moschatus 17

Spanische Bisamspitzmaus, Myogale pyrenaica S. 17.

Igel, Erinaceus 17

Erinaceus vulgaris S. 18. — Erinaceus auritus S. 18. — Erinaceus aethiopicus S. 18. 20, Fig. 7.

Maulwurf, Talpa 20

Talpa caeca, südeuropäischer Maulwurf S. 23. — Talpa europaea S. 24. — Mus typhlus oder Spalax typhlus, Blindmoll S. 23.

Raubtiere, Carnivora 24

Löwe, Felis leo 24

Jagd S. 37 ff., Fig. 8, 10, 11, 12a (Titelbild), b, c. — Mähnenschwacher Sennârlöwe S. 39, Fig. 9. — Religiöse und symbolische Bedeutung des Löwen S. 45 ff., Fig. 13a—d, 14. — Kunstdarstellungen S. 58 ff., Fig. 15, 16, Tf. II 1. 2. 3.

Tiger, Felis tigris 61

Panther 62

Leopard, Leopardus antiquorum S. 64.

Seite.

Katze, Felis 64
Wildkatze, Felis catus (richtiger cattus) oder Catus ferus S. 64. — Tüpfelkatze oder Serwal S. 66 f., Fig. 17. — Hauskatze, Felis domestica S. 67 ff., Fig. 18—26, Tf. II 4.

Luchs, Lynx 81
Sumpfluchs oder Kirmyschak, Lynx chaus, Felis chaus S. 81, Fig. 27, 28a. — Karakal oder Wüstenluchs, Felis caracal S. 82, Fig. 28b. — Europäischer Luchs, Felis lynx S. 82 f. — Waschak S. 83 f. — Pardelluchs S. 83. — Nordafrikanisch-syrischer Luchs S. 84, Fig. 29.

Gepard 86
Afrikanischer Gepard, Felis guttata S. 86, Fig. 30. — Indischer Gepard, Felis iubata S. 86.

Wolf, Fuchs, Schakal und Hyänenhund 87

Wolf, Canis lupus Tf. II 8 87
Vgl. S. 99, 101 und 114 (Wolf); S. 100 (abessin. Wolf, Canis simensis); S. 107 f. (Tibetwolf).

Fuchs, Canis vulpes 88

Schakal, Canis aureus Fig. 31 89
Vgl. S. 95 Canis anthus und Schakalwolf.

Hyänenhund, Canis pictus oder Lycaon, Fig. 32, 33 89

Hund, Tf. I 91
Spitz S. 92 ff. — Canis familiaris palustris oder Torfspitz S. 92. — Canis Inostranzewi S. 92. — Kaukasischer Spitz S. 92. — Malteser Spitz, Canis melitensis S. 93, Fig. 34, 35. — Etrurischer Spitz S. 95, Tf. I 15 (vgl. S. 92). — Pariahund S. 95 ff., Fig. 36. — Dachshund, ägyptischer S. 98 f., Fig. 37. — Jagdwindhund S. 100 ff., Fig. 38, 52. — Persischer Jagdwindhund, Barsoi S. 100. — Altägyptischer Windhund S. 100, S. 90 Fig. 32, 33 (vgl. Fig. 53). — Abessinischer Wolf, Canis simensis S. 100. — Gallischer Windhund, vertragus S. 101 f. — Hasenjagdwindhund S. 102, Fig. 38. — Doggen, Molosser S. 103 ff., Fig. 39, 40, Tf. I 1. 3. 4. — Assyrische Dogge S. 107 f., Fig. 41, 42. — Tibetwolf S. 107 f. — Tibetdogge S. 108 (vgl. Fig. 42). — Indische Dogge S. 109 f. — Albanische Dogge S. 110. — Molosser zweiter Klasse S. 111, Tf. I 2. 5. 6. 7 (thrak.). — Pseudomolosser S. 112, Fig. 43, Tf. I 14. — Britannische Dogge S. 113. — Schäferhund S. 114. — Bronzehund. Canis intermedius S. 114. — Alpenhund, wilder, Canis alpinus Pall. S. 114. — Haus- und Hofhund S. 115. — Abbildung des Canis villaticus S. 116, Fig. 44. — Griechisch-italischer Jagdhund S. 116 ff. — Kretischer Jagdhund S. 117 f., Tf. I 8. 9. — Lakonischer Jagdhund S. 118 ff., Fig. 45, 46, 47. — Lakonischer Fuchshund S. 123, Fig. 48. — Umbrisch-picenischer Hund S. 124, Fig. 49. — Pompejanischer (ausgegossener) Hund S. 124, Fig. 50. — Sizilianische Jagdwindhunde S. 125, Tf. I 10—13. — Hatzhunde S. 126 f. — Kriegshunde S. 126, Fig. 51 (pergamenisch). — Liebe zum Hund u. dgl. S. 128 f. — Eigennamen der Hunde S. 134 f. — Religiöse und symbolische Bedeutung des Hundes S. 136 ff. — Kunstdarstellungen S. 148 ff., Fig. 52. — Sprachliches S. 150 f.

Hyäne, Fig. 53, 54 152
Gestreifte Hyäne, Hyaena striata S. 152. — Gefleckte Hyäne, Hyaena crocuta S. 152. — Schabrackenhyäne, Hyaena brunnea S. 152.

Ginsterkatze, Viverra genetta Fig. 55, 56 157

Seite.

Ichneumon, Herpestes ichneumon Fig. 57 158

Marder, Honigwiesel und **Iltis** 160

Edelmarder S. 160 f. — Steinmarder S. 161. — Honigwiesel, Mustela boccamela S. 162.

Iltis, Mustela putorius 163

Frettchen, Foetorius oder Mustela furo 163

Wiesel, Mustela vulgaris Fig. 58, 59, 60 164

Hermelin, Mustela erminea 171

Zobel, Mustela zibellina 171

Fischotter, Lutra vulgaris 172

Dachs, Meles taxus 173

Bär 175

Ursus syriacus S. 180. — Ursus tibetanus S. 180. — Ursus Crowtheri S. 180. — Abessinischer Bär S. 180. — Eisbär S. 180.

Nagetiere, Rodentia 181

Eichhorn 181

Gemeines Eichhorn, Sciurus vulgaris S. 181. — Gestreiftes Eichhorn, Sciurus striatus S. 183. — Fliegendes Eichhorn, Sciurus volans S. 183.

Murmeltier, Arctomys marmota 183

Bobak, Arctomys bobak (vgl. S. 204) 184

Biber, Castor fiber 185

Gartenschläfer, Eliomys nitela 189

Haselmaus, Myoxus avellana 190

Siebenschläfer oder Bilch, Myoxus glis Fig. 61, 62 (vgl. S. 204) 191

Maus, Fig. 63 193

Ratte 203

Wanderratte, Mus decumanus S. 203 f. — Hausratte, Mus rattus S. 203. — Indische Maus S. 205. — Alexandrinische Ratte, Mus alexandrinus S. 205.

Stachelmaus, Mus cahirinus 206

Springmaus 206

Wüstenspringmaus, Dipus aegyptius S. 206, Fig. 64. — Scircetes aulacotis S. 207. — Gundi, Ctenodactylus Massoni S. 207.

Wasserratte, Arvicola amphibius 207

Blindmaus, Spalax oder Mus typhlus (vgl. S. 23) 207

Stachelschwein 207

Gemeines Stachelschwein, Hystrix cristata S. 208 (vgl. Fig. 53). — Langborstiges Stachelschwein, Hystrix hirsutirostris S. 208, Fig. 65.

Klippschliefer, Hyrax syriacus Fig. 66 (vgl. S. 175 und 204) 209

Hase 210

Feldhase oder mittelländischer Hase, Lepus vulgaris S. 210, Fig. 58, 68, 69, 70. — Ägyptischer Feldhase S. 210, Fig. 67 und 53. — Alpenhase, Lepus variabilis S. 212 f.

Kaninchen, Lepus cuniculus 217

Einhufer, Solidungula 218

Pferd, Tf. III 218

Solutrépferd S. 218, Fig. 71. — Ägyptisches Pferd S. 219 f., Fig. 72, Tf. III 2. — Kyrenäisches Pferd S. 221, Fig. 73. — Numidisch-karthagisches Pferd S. 222, Tf. III 4. 6. — Assyrisches Pferd S. 223 f., Fig. 74, 12a (Titelbild), 12b, Tf. III 1,

Seite.

S. 235, Fig. 78, S. 276, Fig. 86. — Persisches Pferd S. 225, Fig. 75 und 10. — Parthisches Pferd S. 227, Tf. III 3. — Mazedonisch-thrakisches Pferd S. 227, Tf. III 5. 7. 9. — Thessalisches Pferd S. 227 f., Fig. 76. — Griechisches Pferd im allgemeinen S. 230, Tf. III 8. 10. 11. 15. — Italisches Pferd S. 230, Fig. 77, Tf. III 12. 14. — Spanisches Pferd S. 231. — Gallisches Pferd S. 232. — Germanisches Pferd S. 232. — Pflege des Pferdes S. 233 ff., Fig. 78. — Hufeisen S. 238. — Post S. 240. — Wettrennen S. 241 ff., Fig. 79, Tf. III 13. — Religiöse Bedeutung des Pferdes S. 246 ff., Tf. III 16. 17. — Kunstdarstellungen S. 254 f., Fig. 80, 81, Tf. III 8. 10. 11. 15 (griechische Gemmen). — Eigennamen der Pferde S. 256 ff.

Esel und **Maultier** 259

Maultier, Fig. 82 (Maultierkopf), Tf. II 5 (Postmaultiere), Tf. II 6 (Wettrennbiga). — Maultierzucht erfunden S. 259. — Wildesel dazu verwendet S. 260. — Maulesel S. 263. — Esel S. 264 ff. — Ägyptischer grauer Esel S. 268, Fig. 83 und 106 (S. 310). — Ägyptischer weißer Esel S. 270, Fig. 84. — Ostafrikanischer Steppenesel, Asinus taeniopus S. 270.

Wildesel und **Wildpferd,** beide von den Alten gewöhnlich onager genannt 271

Urwildpferd, Equus Przewalski S. 271, Fig. 85 a. b, 42. — Arabischer Wildesel S. 272. — Indischer Wildesel S. 272. — Gorkhar S. 273. — Wildpferd, ἵππαγρος, equus ferus S. 274.

Zebra, Equus zebra, Hippotigris antiquorum 274

Wiederkäuer, Ruminantia 275

Kamel 275

Zweibuckliges Kamel, Camelus bactrianus S. 275. — Einbuckliges Kamel, Camelus dromedarius S. 275 ff., Fig. 86.

Hirsch 277

Damhirsch S. 277 f., Fig. 87, Tf. II 7. — Edelhirsch S. 278. — Berberhirsch S. 279. — Mesopotamischer Hirsch S. 279, Fig. 88.

Reh 279

Rentier, Cervus tarandus . . . . . 279—281

Elch, Cervus alces . . . . . 281—283

Giraffe, Camelopardalis girafa Fig. 89 und 90 284

Antilopen 286

Isabellgazelle, Antilope isabellina S. 286. — Schwarznasengazelle, Antilope arabica S. 286. — Tedalgazelle, Antilope Soemmeringii S. 286. — Wasserbock, Kobus S. 286. — Adjel, Adenota leucotis S. 286. — Hippelaphus S. 286. — Antilope picta S. 286. — Afrikanisch-arabische Gazelle, Antilope dorcas oder Gazella africana. lat. damma S. 286 f., Fig. 53, 67, 91, 92. — Tibetanische Goagazelle S. 288 f., Fig. 93 a, b. — Ledragazelle, Antilope damma S. 290. Fig. 94. — Oryx S. 290 ff. — Spießbock, Oryx beisa S. 291 f. — Säbelantilope, Oryx leucoryx S. 292 f., Fig. 53, 95, 96. — Tschiruantilope, indischer Oryx der Alten S. 293. — Mendesantilope, Addax nasomaculata S. 293 f., Fig. 97. — Kuhantilope, Bubalis mauretanica S. 294, Fig. 53 und 99 (vgl. S. 286). — Saigaantilope. Colus tatarieus S. 295 f. (vgl. S. 286). — Gnu, Catoblepas gnu oder Bos gnu S. 296 (vgl. S. 286). — Vierhornantilope, Tetraceros quadricornis S. 296.

Ziege, Steinbock, Gemse 296

Wildziege: Bezoarziege oder Paseng. Capra aegagrus S. 296, Tf. II 9. — Verwilderte Ziege S. 298, Fig. 100. — Gemse, rupicapra S. 299. — Stein-

Seite.

bock S. 299 ff. — Cyprischer Bock S. 300, Tf. II 11. — Altägyptischer (sinaitischer) Steinbock S. 300, Fig. 53, 101. — Kaukasischer Tur, Capra caucasica S. 300. — Pyrenäentur, Capra pyrenaica S. 300 f. — Schraubenziege, Capra Falconeri S. 301, Fig. 102 und 134. — Capra hircus angorensis S. 301. — Capra hircus aethiopica S. 301. — Capra hircus thebaica S. 301. — Capra hircus aegyptiaca S. 301. — Hausziege S. 301 ff., Fig. 103, 104, 105, Tf. II 10.

Schaf 309

Pfahlbauschaf S. 309 f. — Torfschaf, Ovis aries palustris S. 309. — Bronzeschaf S. 309. — Urlibysches Schaf S. 309 f., Fig. 106. — Mykenisches Schaf S. 311, Fig. 107, 108. — Fettschwanzschaf, Ovis aries platyura S. 312, Fig. 109. — Fettsteißschaf, Ovis aries steatopyga S. 312. — Kleinasiatisches Schaf S. 313. — Attisches Schaf S. 314, Fig. 110. — Sizilisches Schaf S. 315, Fig. 111. — Wildschafe: Mähnenschaf oder Arui, Ovis tragelaphus S. 317, Fig. 112. — Muflon, Ovis musimo S. 317, Fig. 113. — Argali, Ovis argali S. 318, Fig. 113; s. auch S. 312 und Fig. 102. — Ovis orientalis S. 318, Tf. II 17. — Das Schaf in Religion und Kunst S. 321 ff. — Abbildungen: vierhörniger ägyptischer heiliger Widder S. 323, Fig. 114a. — Widdersphinx zu Karnak S. 323, Fig. 114b. — Bronzeleber von Piacenza S. 328 f., Fig. 115. — Römischer Widder bei den Suovetaurilien Fig. 140.

Rind 329

Indisches Rind S. 330. — Assyrisches Rind S. 330. — Syrisches Rind S. 330. — Arabisches Rind S. 330. — Kleinasiatisches Rind S. 330 f. — Ägyptisches Rind S. 331, Fig. 116 (Apisschädel), Fig. 124 (S. 352), Fig. 125 (S. 360), Fig. 128 (S. 370). — Kyrenäisches Rind S. 332. — Griechisches Rind S. 332 f., Tf. II 14 (thessal.). — Italisches Rind S. 334 ff., Fig. 117, 118, 126, 140, Tf. II 13. — Gallisches, britannisches und spanisches Rind S. 338 f., Fig. 119a, b, c. — Germanisches Rind S. 339. — Akeratosrasse S. 340. — Buckelrind S. 341 und 330 f. — Wildochsen: Wiesent S. 341. — Urus S. 342, Fig. 120. — Myken. Wildstier S. 343 f., Fig. 121, 122, Tf. II 12. — Arnibüffel S. 345, Fig. 123. — Yak S. 345. — Büffel S. 345. — Viehzucht S. 346 ff., Fig. 124. — Das Rind in der Religion S. 355 ff., Fig. 125—128.

Vielhufer, Multungula 372

Elefant 372

Mammut, Elephas primigenius S. 373, Fig. 129. — Indischer Elefant, Elephas indicus S. 373 ff., Fig. 130, 131, 132, Tf. II 16. — Afrikanischer Elefant, Elephas africanus S. 378 ff., Fig. 96, Tf. II 18.

Nashorn 383

Indisches Nashorn, Rhinoceros indicus unicornis S. 383. — Afrikanisches Nashorn, Rhinoceros africanus bicornis S. 385 ff. — Assyrisch-babylonische Abbildungen des indischen S. 386 f., Fig. 133, 134. — Symbolik des Nashorns S. 388.

Schwein 388

Torfschwein S. 388 f. — Wildschwein S. 389 ff., Fig. 136, 137. — Hausschwein S. 393 ff., Fig. 140. — Ägyptisches Schwein S. 393 f., Fig. 138, 139. — Das Schwein im Kultus S. 400 ff. (Abbild. der Suovetaurilia Fig. 140). — Sprachliches S. 404. — Kunstdarstellungen S. 405, Fig. 141, Tf. II 15.

Hirscheber, Sus babirussa 405

Nilpferd Fig. 57 (S. 158) 406

Hippopotamus liberiensis S. 407.

Seite.

Flossenfüßer, Pinnipedia 407

Seehund 407

Mönchsrobbe, Phoca monachus S. 408.

Fischsäugetiere, Cetacea 408

Delphin 408

Delphinus delphis S. 408. — Tümmler, Delphinus phocaena S. 408. — Delphinus orca S. 412.

Wale 409

Potwal, Physeter macrocephalus S. 410. — Finnwal, Physalus antiquorum S. 410. — Fischbein S. 412.

Dugong, Halicore dugong 414

Einhorn Fig. 142, 143, 144 415

Druckfehlerberichtigung:

S. 375 Zeile 10 von unten lies Fig. 96 statt Fig. 81.

Zoologisches System des Aristoteles.

Wenn wir uns nach einer wissenschaftlichen Einteilung, nach einer Klassifizierung der Tierwelt im Altertum umsehen, kann nur der einzige Aristoteles in Betracht kommen. Bei ihm, der den Höhepunkt des Hellenismus nicht bloß auf naturwissenschaftlichem Gebiete darstellt, findet sich in der Tat eine gewisse Systemisierung der Tiere. Alles was Frühere, wie der vom Stagiriten selbst zitierte Demokrit in diesem Stück gearbeitet hatten, ist uns verloren, und bei den Nachfolgern des Aristoteles ist es im großen und ganzen wissenschaftlich nicht auf-, sondern bloß abwärts gegangen.

Besonders verhängnisvoll war in dieser Hinsicht der Einfluß der Alexandriner, die wie Archelaos, der Hofpoet des Ptolemaeus Philadelphus, eine Menge Fabeln teils verbreiteten, teils sogar selbst erfanden. Man sank zurück auf das Niveau des Ktesias. Erst beim Erlöschen der altklassischen Literatur hören wir wenigstens von einem Menschen, der wirklich Sinn für exakte zoologische Untersuchungen bekundet, Apuleius von Madaura, einem gräkorömischen Provinzialen aus Afrika. Aber das Faktum stand isoliert und hat keinerlei Früchte getragen. Denn die einfältigen Zeitgenossen hielten den, der zootomische Studien vornahm, für einen Zauberer und Hexenmeister, und so ward solche Beschäftigung geradezu lebensgefährlich. Apuleius wurde in einen Kapitalprozeß verwickelt und eben seiner Verteidigung gegen die lächerliche Beschuldigung verdanken wir die Kenntnis seiner zoologischen Neigungen.

Daß die eigentlichen Römer wie Nigidius Figulus und Plinius weder Sinn noch Talent für wissenschaftliche Zoologie besaßen, darf ich als bekannt voraussetzen.

So handelt sich's also buchstäblich bloß um den einzigen Aristoteles, mit dessen Tiersystem sich denn auch schon manche bedeutende Forscher beschäftigt haben. Ich erwähne Jürgen Bona Meyer (Tierkunde des A.), Aubert und Wimmer (Ausgabe von A. Tiergeschichte), Carus (Geschichte der Zoologie), Sundevall (Tierarten des A.), Heck (Gruppen des zoologischen Systems bei A.).

Danach treffen wir die heutige Haupteinteilung der Tiere in Wirbeltiere und Wirbellose bereits bei Aristoteles. Er nennt die ersteren blutführende, ἔναιμα, letztere blutlose, ἄναιμα.

Die Wirbeltiere werden eingeteilt in:

I. Säugetiere, welche allerdings nicht vom Säugen benannt werden — auch nicht bei den Römern: mammalia ist kein klassisches Wort, noch viel weniger die übliche Bezeichnung für Säugetiere. Aber was Aristoteles »in sich selber lebendig gebärende«, ζῳοτοκοῦντα ἐν αὑτοῖς, nennt, entspricht vollständig unsern Säugetieren. Auch über die systematische Stellung der Waltiere und der Fledermäuse war Aristoteles nicht im Unklaren (Carus a. a. O. 79). Die Fledermaus ist ihm geradezu ein Säugetier, welches sich auch an die »lebendig gebärenden Vierfüßer« vollständig anschließt. Da dieses Merkmal den Walen fehlt, so stellt er diese neben die eigentlichen (vierfüßigen) Säugetiere, ohne auch nur einmal die Wale »Fische« zu nennen.

II. Vögel.

III. Reptilien und Amphibien, »vierfüßige oder fußlose Eierleger«.

IV. Fische.

Sodann Wirbellose, »Blutlose«:

V. Cephalopoden, «Weichtiere«, μαλάκια.

VI. Krustentiere, und zwar die Stomapoda der modernen Zoologie, μαλακόστρακα »mit weichen Schalen«.

VII. Insekten, Arachniden und Würmer; nach Aristoteles alle zusammen ἔντομα, d. h. Insekten, Eingeschnittene.

VIII. Ostracodermata, »Muschelhäuter«: Muscheln, Schnecken, Ascidien, Holothurien, Aktinien, und an diese sich anschließend die Schwämme als Übergang zum Pflanzenreich.

Im allgemeinen haben somit die alten Griechen unsre Einteilung der Tierwelt bereits gekannt.

I. Säugetiere (Mammalia).

Vierhänder (Quadrumana).

Affen (Simiae)[1].

Das letzte Geschöpf, das aus der Erde hervorging, war der Affe, nach ihm kam der Mensch. So wird in den Cornutusscholien zu Juvenal 4, 98 gelehrt. Und Marc Aurel unterscheidet in seiner Schrift an sich selber Tiere, Affen und Menschen. Andere wieder erzählten von sprechenden Affen, wenn auch ihre Rede durch unartikulierte Beigaben verderbt sein sollte. Aber der christlichen Neuzeit blieb es vorbehalten, daß sogar Missionäre auszogen, den Pavianen am Äquator, die man für Menschen mit Hundsköpfen hielt, das Evangelium zu predigen. Die Ägypter schrieben, wie man am Obelisken von Luxor sehen kann, ihren Pavianen Anbetung der Sonne zu und ehrten sie als heilige Wesen, und die klassischen Völker warfen oft genug die großen Affen zusammen mit ihren Silenen, Satyrn, Panen, die trotz aller Waldteufelnatur doch Götterblut in ihren Adern haben sollten. Solch unklare Vorstellungen waren umso leichter möglich, als im antiken Europa keine Affen vorkamen. Höchstens wie heute auf dem Felsen von Gibraltar, so könnten in grauer Vorzeit auf den verschiedenen Affeninseln, Pithekusai, längs der etruskischen und campanischen Küste Affen gelebt haben, besonders auf dem bedeutendsten dieser Eilande, Ischia, wohin die Dichter und Altertümler die Kerkopensage verlegt haben: Herakles soll dort die zwergartigen garstigen Männlein geholt haben, die man Kerkopen hieß, d. h. die Phöniker, für die oft der mythologische Begriff Herakles-Melkarth eingesetzt wurde, holten vielleicht von dort Äffchen und trieben mit ihnen Handel auf dem europäischen Festland[1b]. Zu Plinius Zeit gab es auf den Affeninseln längst keine Affen mehr; er trägt sogar eine lächerliche Etymologie vor, um den sonnenklaren Namen anders auszudeuten.

In Afrika und Asien hingegen gab es eine Masse Affen, namentlich in Nordafrika, und in das ganze zivilisierte Abendland

wurden so viele Affen gebracht, daß sie unter den fremdländischen Tieren die populärsten genannt werden können.

Assyrische und ägyptische Könige und europäische Dynasten hielten sich zahme Affen und bei den Römern waren schon seit Beginn ihrer Literatur Meerkatzen und türkische Äffchen ganz gewöhnlich. Griechische Schriftsteller erwähnen das Tier seit Archilochos (750). In der hellenischen Malerei ist wohl das früheste Denkmal, das einen Affen darstellt, die berühmte Arkesilasvase um 550. Daneben sind freilich undatierbare archaische Tonfiguren, besonders aus Kleinasien, nicht zu übergehen. Im vierten Jahrhundert verhöhnt der Komiker Eubulos die Affenmanie der Athener, natürlich ohne Erfolg. In der späteren Periode des Griechen- und Römertums zählten die Affen zu den beliebtesten Luxustieren. Daher trifft man sie nicht eben selten auf römischen Grabsteinen. Einmal sitzt ein Knabe mit Früchten im Arm und spielt mit einem Affen (Stockholm); dann packt ein Affe den Gewandzipfel eines Mannes, um ihn fortzureißen usw. Hier geben wir das Reliefbild einer Meerkatze, die an etwas kaut (Kopenhagen, aus Italien, Fig. 1).

Fig. 1. Meerkatze, römisch.

Man lehrte sie allerlei musikalische Instrumente, Flöte, Syrinx, Leier, sogar auch Brett spielen und buchstabieren*). Juvenal erzählt uns von einem römischen Affentheater auf einer Hauptpromenade des alten Rom, dem zum Boulevard umgewandelten einstigen Wall des Servius Tullius. Da sah man die Äfflein »aus Angst vor der Peitsche« mit Helm und Schild bewaffnet, auf Ziegen reiten, Speere abschießen und — um aus Martial eine Ergänzung beizufügen — die abgeschossenen Speere der Gegner gewandt parieren. Auf einem Wandbilde Pompejis ist des Äneas Auszug aus Troja durch drei Affen

*) Der Gibbon kann sogar förmlich »singen«, ebenso der Guereza (nach Schillings). Und von einem Schimpansen»orchester« erzählt Darwin (Abstammung des Menschen), s. M. Daubresse in der Revue, 1. März 1908, 82—95: Effets de la musique sur les animaux.

dargestellt, Äneas selbst erscheint als langschwänzige Meerkatze in römischem Panzer, Soldatenstiefeln und prunkvollem roten Paludamentum. Auch das Bild einer Affenschule unter Leitung eines Esels ist auf uns gekommen. Gewiß sind solche karikierende Szenen auf den Affentheatern geboten worden. Dahin gehören ferner die Affen, die auf Hunden reiten, einen Kriegswagen lenken oder tragische Masken aufgesetzt haben. Zur Belohnung und Anfeuerung bei der Dressur mögen u. a. Trauben, Feigen und Wein gedient haben. Letzteren liebten sie so sehr, daß sie in Afrika oft am absichtlich aufgestellten Wein sich betranken und in Gefangenschaft gerieten. Auch von gewöhnlichen Gauklern, circulatores, wurden oft Affen, auf Kamelen reitend, herumgeführt, um auf Märkten und Straßen ihre Kunststücke zu zeigen; das Äffchen sammelte selber das Geld ein, schob es in das Ränzchen und benahm sich völlig wie ein geübter Bettler. Die Kinder aber schrieen dann in Griechenland voll Entzücken καλός, καλός! schön, schön! und der Affe erhielt überhaupt den Namen καλλίας, eigentlich Schönmännchen, was ganz allgemein, ohne jeden schmeichelnden Beigeschmack im Sinne von Affe gesagt wurde, so bei Herondas von einem faulen Schulknaben.

Im allgemeinen galt der Affe als ein Ausbund von Häßlichkeit, als garstige Karikatur des Menschen, der sich als Ebenbild der Gottheit auszugeben liebt. In Persien wurden zur Zeit des Arsakiden Balas ben Bahram mehrere rebellierende Juden »in Affen verwandelt und übergaben nach sieben Tagen ihre Seele dem Todesengel« (A. v. Gutschmid, kl. Schr. III 9, Rühl). Den Äthiopiern erschien der Satan unter dem Bilde eines Affen (Hommel, Südsemit. Säugetiernamen 383). Natürlich galt das Tier auch für ominös. Auch jener Affe des Molosserkönigs, der vor der Schlacht bei Leuktra den Loostopf der Spartaner umwarf, gab damit ein deutliches Vorzeichen ihrer Niederlage. Für besonders garstig am Affen galt auch der gänzliche Mangel eines rundlichen Sitzpolsters. Der Weiberfeind Semonides von Amorgos läßt in seinem giftigen Gedichte über die Erschaffung der Frauen das neunte garstigste und zugleich boshafteste Weib aus einem Affen entstehen: kurzhalsig, mit abscheulichem Gesicht und ohne Hinterteil (ἄπυγος): »unseliger Mann, der eine solche Ausgeburt umarmen muß«. Auch Archilochos ließ sich in seinen berüchtigten Jamben dieses pikante Motiv nicht entgehen.

Die überzärtliche Liebe der Affenmutter zu ihren Jungen ist bildlich (z. B. Quibell, Hierakonpolis I Taf. 18, 1 [Pavian]) und schriftlich überliefert. Freilich, daß die Äffin ihr Kleines sogar tot drückt, wie Plinius und die Fabeldichter sagen, ist Übertreibung.

Im ganzen sah man den Affen für hinterlistig und boshaft an; »von schlechtem Charakter« κακοήθης nennen ihn die Physiognomiker.

Gegessen wurde das Affenfleisch natürlich nicht, weder in Griechenland noch in Rom, obgleich eine Stelle bei Phaedrus dagegen zu sprechen scheint. Jemand sieht in einem Metzgerladen einen Affen hängen und fragt, wie er schmecke. Der Fleischer antwortet: Wie der Kopf, ist auch der Geschmack. Im Lateinischen ist es ein Wortspiel zwischen den beiden Bedeutungen von sapere, schmecken und verständig sein. Aus dieser spezifisch römischen Anekdote geht hervor, daß ausnahmsweise auch tote Affen feilgeboten wurden; vielleicht fand sich ein Arzt als Kunde, denn menschliche Leichen zum Zergliedern waren kaum erhältlich. Übrigens gab es auch Liebhaber von Affenfett und -fleisch zu Heilzwecken. Bei Indern und Ägyptern, Griechen und Römern war der Glaube an seine besondere Heilkraft verbreitet; selbst der Löwe sollte den Affen in der Absicht nachstellen, um sich bei Fieber mit Affenfleisch gesund zu machen. Als einfaches Nahrungsmittel galt das Fleisch aber nur den Gyzanten in Afrika.

Sueton in den Prata scheint fünf Arten Affen unterschieden zu haben; wenigstens führt der zumeist aus ihm schöpfende Isidorus fünf an, wovon die Meerkatzen, cercopitheci, Schwänze besitzen. Unter dem allgemeinen Namen πίθηκος, simia, simius, similus versteht man gewöhnlich den schwanzlosen türkischen Affen, von Nordafrika und Gibraltar, *Inuus ecaudatus*. Ihn sehen wir auf einem pompejanischen Wandgemälde tanzen, ihn zergliederte Galenus; er bittet in der äsopischen Fabel vergebens den Fuchs, ihm einen Teil seines Schwanzes abzutreten; nur er wird abgebildet in den alten Handschriften des Physiologus und im illustrierten Äsop. Aristoteles beschreibt ihn richtig unter dem Namen πίθηκος, was aus καπίθηκος verstümmelt zu sein scheint, so daß es ursprünglich Handtier bedeutet, vom semitischen kaf, Hand[2]. Simia und simius gehören zunächst zu σῖμός, stumpfnasig, sind aber offenbar absichtlich an sĭmilis angeglichen und bezeichnen somit, wenn man so sagen darf, den stumpfnasigen Nachahmer; Nachahmer allein ist dann durch den zweiten griechischen Namen μιμώ ausgedrückt, der in der antiken Fabel heimisch noch heute als gewöhnliches Wort für Affe bei den Griechen und Westtürken fortlebt. Auch das ägyptische Wort für Affe bedeutet den Nachahmer.

Die zweite Affenart war die Meerkatze, *cercopithecus*, d. h. Schwanzaffe, von den Griechen auch κῆβος, κῆπος, von den Lateinern clura genannt. Die Ägypter haben die rote Meerkatze,

Cercopithecus ruber, einbalsamiert. Ägyptische Könige bekamen Meerkatzen verschiedener Art als Tribut von äthiopischen Völkerschaften, und vornehme Personen hielten sich zur Kurzweil gezähmte Exemplare. So erblicken wir auf den berühmten Grabgemälden Ptahhoteps (um 2500 v. Chr.) an den Stuhl des Gruftinhabers festgebunden eine solche Meerkatze (Dümichen, Resultate 29); ebenso auf dem hier gegebenen Relief unter dem Thronsessel des Königs Amenophis II (um 1420 v. Chr. Fig. 2). Nach den Farben zu schließen dürfte neben der roten Meerkatze besonders der Grünaffe, *Cercopithecus sabaeus*, eine der liebenswürdigsten Affenarten, im alten Ägypten bekannt gewesen sein (vgl. Wilkinson, manners and customs[2] III 258). Im britischen Museum ist die Kopie eines Wandgemäldes auf den Sieg Ramses I über die Äthiopier: diese bringen allerlei interessante Produkte ihres Landes als Tribut: wir bemerken u. a. zwei kleine grüne Äffchen, später noch zwei solche Grünaffen mit langen Meerkatzenschwänzen und rotbraunen Gesichtern. Auch für die Römer ist vom Beginn bis zum Schluß der Literatur die Meerkatze, *cercopithecus*, als Haustier beglaubigt. Das deutsche Wort geht auf das indische markaṭa, eine Affenart, zurück.

Fig. 2. Meerkatze, ägyptisch.

Die dritte von den Alten deutlich unterschiedene Art ist der Pavian, κυνοκέφαλος (Aristot.), *cynocephalus*, d. i. der Mantelpavian oder Hundskopfaffe, *Cynocephalus hamadryas*, seit Platos und Aristophanes Zeiten den Griechen wohl bekannt. Er hauste herdenweise in Ägypten, namentlich auf gewissen Nilinseln. Er ist der Affe der Münzen von Alexandrien und Hermopolis, der Stadt des Thot (Tier- und Pflanzenbilder auf M. u. G. S. 4). Man verehrte ihn als heiliges Tier des Mondgottes Tehuti oder Thot, zu dem als einem Gott der Wissenschaft er auch wegen seiner Gelehrigkeit wohl paßte; lernte er doch, wie die Ägypter sagten, sogar das Lesen der Buchstaben (Horapollo I 14). Die Ägypter wollten übrigens auch von allerlei physischen Beziehungen des Pavians zum Monde wissen. Die richtigen Beobachtungen, die dabei zugrunde lagen, wurden ins Fabelhafte ausgesponnen. So erzählte man, daß der Pavian bei Neumond in freudige Verzückung (exsultatio) gerate

und ihn geradezu anbete. In betender Stellung, aufrecht, mit erhobenen Armen, den Kopf geschmückt mit Scheibe und Mondsichel, sehen wir ihn auf den ägyptischen Bildwerken. So auf der hier gegebenen Partie vom Obelisken von Luxor, wo vier Cynocephali als Anbeter der Sonne sich präsentieren (Louvre)*): Fig. 3. Den Mond bedeutend hockt er vor Harpokrates, der aufgehenden Sonne (Berliner Jaspis, Tölken 24), oder vor dem Sonnengott Horus, der selber auf dem Lotos, dem Symbol der Fruchtbarkeit, sitzt (Tier- und Pflanzenbilder

Fig. 3. Hamadryas, ägyptisch.

auf M. u. G. zu Taf. XIV 1). Von silbernen Pavianen, die aus einem Tempel des Anubis gestohlen wurden, lesen wir bei Lucian.

Bei den archaischen griechischen Künstlern sind vielfach die Hauptmerkmale des Cynocephalus zur Gestaltung der Satyrn verwendet worden, so daß diese mit ihren langen dicken Pavianschwänzen viel mehr mit wirklichen Affen als mit den in der klassischen Zeit normalen Satyrn gemein haben[3]. Eine Pavianjagd — überhaupt die einzige antike Darstellung einer Affenjagd, die es meines Wissens gibt — sieht man auf einem phönikischen Relief von Zimbabwe, dem biblischen Goldlande Ophir: darauf ist auch ein Jäger mit einer

*) Man vgl. auch Fig. 139.

Art Pariahund, den er an der Leine führt[4]. Die Heimkehr eines Pygmäen mit zwei Jagdwindhunden und einem gefangenen Pavian zeigt ein ägyptisches Relief zu Berlin. Auf beiden Bildern werden die Hunde an der Leine geführt.

Auch der indische Affe Hunuman oder Hulman, *Semnopithecus entellus* oder *Presbyter entellus*, war nicht unbekannt. Täglich, sagt Megasthenes, kommen die Affen nach der Vorstadt der Stadt Latage, wo ihnen auf Befehl des Königs gekochter Reis vorgesetzt wird, mit welchem sie nach dem Walde zurückkehren. Und bis heute haben sich ähnliche Gebräuche in Indien erhalten. Auch Ktesias, Arrian und Strabo erwähnen die hübschen, sanften ge-

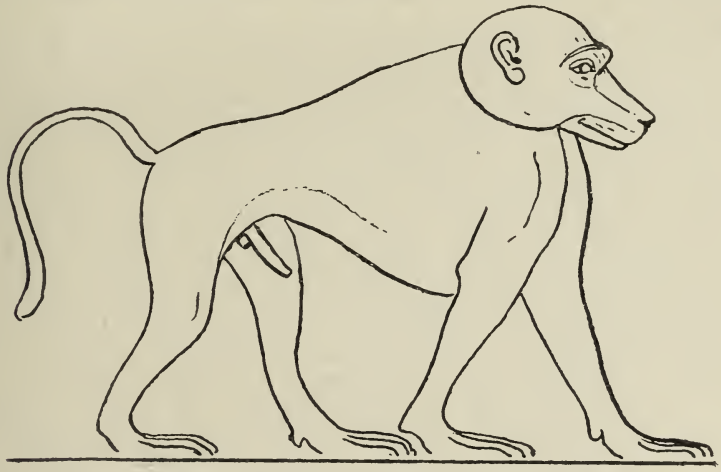


Fig. 4. Babuin, ägyptisch, nach Dümichen histor. Inschr. II.

schwänzten Affen Indiens, die in ungeheurer Zahl die Berge bewohnten. Neben andern indischen Tieren werden sie auf assyrischen Reliefs den Königen Assurnazirpal (884—860 v. Chr.), (Th. d. kl. Alt. Fig. 2) und Salmanassar II als Tribut überbracht (hier Fig. 131). Auf babylonischen Zylindern sind geschwänzte Affen neben Bel und einem orientalischen Kriegsgotte nicht selten[5].

Von sonstigen Affen kannten die Alten ganz sicher noch den jetzt nach Abessinien verdrängten Babuin, *Cynocephalus babuin*, der wiederholt auf ägyptischen Bildern erscheint, in den Hieroglyphen kafu (hebr. kof, qof), bei Strabo κῆβος heißt und in Babylon bei Memphis als heilig verehrt wurde (Fig. 4). Ferner lesen wir vom abessinischen Geladapavian, κῆβος mit Löwenschweif, d. i. mit dicker Schwanzquaste, »im Gesicht dem Löwen ähnlich«. Weiter vom abessinischen Guereza, bei Plinius und Solinus *callithrix*

genannt, abgebildet bei Brehm, Tierleben[2] I 111. Ferner kannten die Alten den schönen westafrikanischen Nonnenaffen, *Cercopithecus Diana*, »kleine Sphinxe in der Gegend des Landes der Seligen« (Timoth.), mit langen (Agatharch.) braunen (Plin.) Haaren, sanftem Naturell (Diod.) und sehr gelehrig (Diod., Solin.). Weiter den schwanzlosen Gibbon oder Hulock in Bengalen, *Hylobates hulock*, auf welchen alles paßt, was Plinius von den Satyrn oder Satyraffen in den indischen Gebirgen sagt: sie sehen wie Menschen aus, laufen bald auf vier Füßen, bald aufrecht und seien von einer fabelhaften Geschwindigkeit. Die überaus sanften afrikanischen Satyri des Plinius und Solinus sind ohne Zweifel Schimpansen, ebenso vielleicht die von Agatharchides geschilderten Hylophagen in Ostafrika.

Eher Gorilla als Schimpansen werden die großen Menschenaffen gewesen sein, die vor dem Jahre 500 v. Chr. von dem Karthager Hanno in Westafrika entdeckt wurden. Damals rüsteten die Punier eine Flotte aus, um Ansiedlungen an der Westküste von Afrika zu gründen. Das unbändige, unerträgliche Benehmen der Affenmenschen Hannos spricht stark dafür, daß es wirkliche Gorilla waren. Auch was Plinius über die Bälge der Affenmenschen Hannos sagt, paßt auf den Gorilla. Er spricht nämlich von zwei haarigen Gorgadenhäuten, welche Hanno angeblich von den gorgadischen Inseln, »der einstigen Wohnstätte der Gorgonen«, mitbrachte und als größte Seltenheit im Tempel der Juno zu Karthago niederlegte, wo sie bis zur Eroberung der Stadt zu sehen waren. Mit einem scheußlich verzerrten menschlichen Antlitz, wie man sich die Gorgonen und wohl auch die Gorgaden dachte, läßt sich schwerlich ein Naturgegenstand besser vergleichen als die Gesichtshaut eines Gorilla mit ihrem Ausdrucke grenzenloser Wildheit.

Außerdem erwähnt Aristoteles im Vorbeigehen den Schweinsaffen, χοιροπίθηκος, dessen Gesicht dem des Chamäleons außerordentlich ähnlich sei. Die Abbildung dieses Tieres mit Beischrift auf dem ägyptisierenden pränestinischen Mosaik aus der Zeit Hadrians verdient keine Wiedergabe. Kopf und Körperbau ähneln dem Ichneumon (noch mehr dem den Alten natürlich völlig unbekannten Mampalon, einem Bewohner Sumatras und Borneos); statt des Ichneumonschwanzes aber hat das Mosaiktier ein Schweinsschwänzchen: es ist offenbar ein reines Phantasiestück, gerade wie der Luchs desselben Mosaiks.

Bei Philostorgios lesen wir ferner von Ziegenaffen, Bären- und Löwenaffen und unzähligen dergleichen (ἄλλαις πολλῶν ζῴων εἰδέαις τῆς πιθηκείας μορφῆς ἐπιμιγνυμένης). Was er aber von dem

Ziegenaffen erzählt, den ein indischer König dem Kaiser nach Konstantinopel geschickt habe, erweckt kein Vertrauen zu seiner Wissenschaft. Er meint, der Glaube der Griechen an Satyrn sei durch den Anblick solch ziegenhörniger Affen entstanden.

Flattertiere (Chiroptera).

Fledermaus[6].

Die Fledermaus, von den Griechen Nachttier, νυκτερίς, auch φάλκη (Hesych.) »die Kahle«[7], von den Römern Abendtier, vespertilio genannt, galt dem Volke als ein rätselhaftes gespensterartiges Zwitterwesen, das man gewöhnlich zu den Vögeln rechnete. Gebildete freilich wußten wenigstens seit Aristoteles, daß es ein Säugetier ist, und die Naturforscher nennen die Fledermaus den einzigen Hautflügler, δερμόπτερος. Die Beschreibung bei Plinius (n. h. X 168) ist bis auf den Schlußsatz ganz richtig. Er sagt: »Unter den fliegenden Tieren ist die Fledermaus das einzige, welches lebendige Junge bekommt und häutige Flügel hat. Sie ist zugleich das einzige fliegende Tier, welches Euter besitzt und seine Jungen säugt. Die Mutter fliegt herum, indem sie ihre zwei Jungen mit sich trägt. Ihre Lieblingsnahrung sind Stechfliegen (culices). Sie sollen nur ein einziges Hüftbein (coxendix) haben.« In Wirklichkeit haben sie deren zwei. Daß sie den Eiern der Vögel nachstellen, hören wir bei Aelian: die Störche sollen ihre Eier durch Platanenblätter schützen (nat. an. I 37).

Schon in der homerischen Zeit hatte man beobachtet, daß sich die Fledermäuse an Bäumen, Mauern u. dgl. aufzuhängen pflegen; der schiffbrüchige Odysseus erzählt:

> »Aber ich selbst, zu den Ästen des Feigenbaums mich erhebend,
> Schmiegte mich dran und hing einer Fledermaus gleich, und ich fand nicht
> Weder wo fest mit den Füßen zu ruhn, noch empor mich zu schwingen.«

Auch Xenophon in den Hellenika verwendet dieses Gleichnis. Nach ihm schmiegte sich die thebanische Reiterei so fest an die Mauern von Argos wie Fledermäuse, um nicht von den Geschossen der Verteidiger getroffen zu werden.

Wie eine Schar piepender Fledermäuse — der Italiener von heute nennt sie außer nottole auch pipistrelli und vilpistrelli — erscheint dem Sänger der Odyssee jener Trupp klagender abgeschiedener Seelen, die der unerbittliche Hermes mit seinem Stabe in den Orkus treibt:

»Sowie die Fledermäus' im Geklüft der graulichen Höhle
Schwirrend umher sich schwingen, wenn eine des Schwarmes herabsank,
Angeschmiegt an den Fels, und darauf aneinander sich klammern:
So mit zartem Geschwirr entschwebten die Seelen der Freier.«

Tieftraurig ist's, wenn um ein Grab Dornbüsche sich ranken und wimmernde Fledermäuse schwirren, statt daß Zikaden und Nachtigallen um den Verstorbenen klagen.

Wegen schwerster Blutschuld wurden in mythischer Zeit die Töchter des Minyas in verschiedene nächtliche Tiere, eine auch zur Fledermaus verwandelt (Antonin. Liberal. c. 10 vgl. Roschers myth. Lex. I 1053). Das auffallend scheue, ängstliche Wesen des Tieres paßte gut für die dem Fluch verfallenen Jungfrauen. Nach Ovid (met. IV 410 ff.) wurden alle Minyastöchter zu Fledermäusen und senden mit dünner, piepsender Stimme ihre Klagen in die Abendluft. *Stridere* ist der lateinische Terminus technicus dafür (z. B. Juvenc. 39. stridor Ov. met. IV 413). Heute noch glaubt man in Sizilien, daß Leute, die eines gewaltsamen Todes gestorben seien — durch Mord, Hinrichtung, Unglücksfälle oder eigene Hand — die ihnen von Gott bestimmt gewesene Zeit in der Gestalt von Fledermäusen, Kröten oder Eidechsen zubringen müssen (Rumpelt).

Ein Jünger des Sokrates namens Chaerephon, der über lauter Studieren ganz blaß und mager geworden war, erhielt vom Volke — wohl auf Grund der Erfindung eines bissigen Komikers — die Beinamen Fledermaus und »aus Buchsbaumholz«.

Selbstverständlich wurde das unheimliche nächtliche Tier gleich der Eule verwendet zur Abwehr feindlicher, namentlich dämonischer Einflüsse. Dreimal um das Haus getragen und lebendig mit dem Kopf nach unten an einer Fensteröffnung angenagelt sollte sie nach römischem Aberglauben besonders bei Schafställen wirksam sein (Plin.). Auch das Zugvieh sollte von gewissen Schmerzen befreit werden, wenn man eine Fledermaus an das kranke Tier band (Plin.). Der Galle (Plin.), der Leber (Plin.), und vor allem dem Blute (Plin.) schrieb man medizinische Kräfte zu; ein Stückchen Wolle mit Fledermausblut getränkt und einer Frau unter den Kopf gelegt war nach Plinius von aphrodisischer Wirkung. Prophylaktisch gemeint ist sicher der hübsche Fledermauskopf an einem Ägisfragment, dessen Abbildung wir hier nach Perrot-Chipiez, ägyptische Kunstgeschichte (deutsch) S. 790 geben: Fig. 5. Es ist die ägyptische Klappnase, *Rhinopoma microphyllum* (Brehm² I 337). Merkwürdig sind die großen spitzigen Ohren. In dieser Hinsicht völlig anders ist die Fledermaus, welche sich in ganzer Gestalt mit ausgebreiteten Flügeln als Verzierung einer römischen Totenlampe findet (Reinach, stat. II 1, 770). Der

Fledermauskopf wurde als Zaubermittel angewendet, um die Tauben zum Bleiben im Schlag zu veranlassen (Geopon. XIV 2). Wenn man Fledermausflügel auf einen Ameisenhaufen legte, so verließ keine Ameise den Bau (Horapollo II 64): also eine magische Wirkung wie beim Pentagramm.

Vielfach galt die Fledermaus für ein Symbol der Klugheit — ohne Zweifel, weil sie ein fabelhaftes Talent besitzt, bei ihrem Fluge allen Hindernissen aus dem Wege zu gehen und trotz ihrer Schnelligkeit auch nicht im tiefsten Dunkel irgendwo anzustoßen.

Fig. 5. Fledermaus, ägyptisch.

Als der jüngere Hiero zum erstenmal in den Krieg zog, soll sich auf seinen Schild ein Adler, auf seine Lanze eine Fledermaus gesetzt haben: der Adler deutete auf seinen Mut und seine Stärke, die Fledermaus auf die Gewandtheit seines Geistes.

So weiß sie sich auch in zwei äsopischen Fabeln mit großer Schlauheit aus der Gefahr zu ziehen, und das ägyptische Sinnbild der Weisen und Gerechten »reχ« hat einen fledermausartigen Kopf. In einer dritten äsopischen Fabel wird ausdrücklich ihre Gescheitheit gelobt; daß sie bloß nachts sich sehen läßt, erklärt eine äsopische Fabel (306 H.) daraus, daß sie einst bei einem Schiffbruch ihr Geld verlor, sich in Schulden stürzen mußte und seither ihren Gläubigern auszuweichen bestrebt ist.

In den Rätseln spielt sie wegen ihrer Zwitternatur eine hervorragende Rolle. Uralt ist das schon bei Plato vorkommende Rätsel vom Eunuchen und der Fledermaus:

> Es gibt ein Rätsel, daß ein Mann und doch kein Mann
> Den Vogel, keinen Vogel sah und nicht ihn sah,
> Auf einem Holze, keinem Holze; dieser warf
> Mit einem Steine, keinem Stein' und warf ihn nicht.

Ein schielender Eunuch wirft mit einem Bimsstein nach einer Fledermaus, die auf einem Narthexstengel sitzt, trifft dieselbe aber nicht. Die ursprüngliche Fassung war einfacher ohne die Zugabe des Schielens und ohne das Wortspiel mit βάλλειν (werfen und treffen).

In Griechenland zählt man heute fünf Arten von Fledermäusen:

Vesperugo (Vespertilio) pipistrellus L., *Vespertilio murinus* L., *Rhinolophus ferrum equinum* L., *Rhinolophus hippocrepis* L., *Vespertilio soricinus* Erhard (auf Syra); außerdem gibt es wahrscheinlich noch einige Spezies (Heldreich). Viel größere als die englischen traf Chandler in einer Höhle bei Alexandreia Troas. Tausende in den Ruinen von Nicaea erwähnt Fellows, Tagebuch einer Reise in Kleinasien 116. Gegenwärtig ist das Tier in den kleinasiatischen Ruinenstädten außerordentlich zahlreich.

Große Fledermäuse gab es in Babylonien und Indien. Die indischen werden beschrieben als größer denn Tauben und mit Zähnen versehen (Pseudokallisth. III 17). Die Nachtfüchse, nitalopices für νυκταλώπεκες bei Julius Valerius (rer. gest. Alex. 3, 17 aus dem Jahre 300 n. Chr.) werden damit identisch sein.

Die babylonischen großen Fledermäuse wurden in der Stadt Borsippa (und wohl in ihrer Umgebung) massenhaft gefangen, eingesalzen und dienten als Nahrungsmittel der Menschen (Strab. XVI 739). Reisemärchen erzählten von fledermausähnlichen fliegenden Tieren (Herod. III 110), welche das kostbare Gewürzkraut Kasia bewachen sollten, mit welchem die Araber Handel trieben. Daß die Harpyiensagen sich ursprünglich auf große orientalische Fledermäuse bezogen haben, ist eine nicht ganz unwahrscheinliche Vermutung von Buffon.

Einen ἀλώπηξ δερμόπτερος, hautflügeligen Fuchs, erwähnt Aristoteles. Im heutigen Griechenland findet er sich nicht. Vielleicht meint der Stagirite das fliegende Eichhorn.

Insektenfresser (Insectivora).

Spitzmaus.

Die Griechen nannten die Spitzmaus μυγαλῆ d. h. Mauswiesel, Mittelding zwischen Maus und Wiesel; man hielt sie nämlich (Amynt. bei schol. Nic. ther. 816) für einen Bastard von Maus und Wiesel. Die Römer sagten sorex, altertümlich saurex (Isidor.), vulgär surex, surix, sorix, sores (Glossen) von der Wurzel svr zwitschern, vgl. syrinx, kirchensl. sviruku Pfeife[8]. Damit stimmt völlig überein das ätolische Wort ὖραξ für Maus. In späterer Zeit trat sorex an die Stelle des aussterbenden mus, das aus Differenzierung zu muri Mauern aufgegeben wurde, daher franz. souris Maus. Die Horazglossen des codex Franekeranus erklären mures mit sorices (serm. II 3, 247). Ein weiterer Name für die Spitzmaus, »Spinnenmaus« *mus araneus*, war ganz allgemein verbreitet; wir finden ihn bei Columella, Plinius,

Gargilius, Pelagonius, Vegetius, Isidorus und Polemius Silvius[8b]. Columella sagt ausdrücklich, dies sei die griechische μυγαλῆ. Woher mag der sonderbare Name rühren? Wohl daher, weil sie aufs eifrigste den Fliegen und anderen Insekten nachstellt wie eine Spinne. Endlich finden wir den Namen Blindmaus, *mus caecus*, für die Spitzmaus bei Hermerus (mulomedic. Chironis § 517) und diese Vulgärbezeichnung kommt daher, weil sie so schwache Augen hat, daß sie vom Sonnenlicht geblendet im Hochsommer sehr oft den Eingang zu ihrem eigenen Loche nicht mehr findet und sterben muß (Brehm). Die verschiedenen Bezeichnungen mögen auch damit zusammenhängen, daß es in Italien und Griechenland tatsächlich dreierlei Arten von Spitzmäusen gibt, nämlich die Hausspitzmaus *Crocidura aranea*, die Waldspitzmaus *Sorex vulgaris*, und die Wimperspitzmaus *Crocidura suaveolens*. Dazu kommen noch die Bisamspitzmaus, von der wir nachher besonders handeln werden, die kleine ägyptische Spitzmaus *Crocidura religiosa* und die gleichfalls ägyptische Riesenspitzmaus *Crocidura gigantea* oder *Sorex giganteus*. Auch die Wasserspitzmaus *Sorex amphibius* entging der Beobachtung der Alten nicht. Man findet sie künstlerisch sehr gut dargestellt auf einer griechischen Münze von Cumae; sie steht auf einer Muschel, M. u. G. II 9, vielleicht um die ungewöhnliche Größe der Pelorismuschel zu markieren.

Von den alten Autoren werden die verschiedenen Arten selbstverständlich nicht auseinander gehalten; ja die meisten Leute gaben sich nicht einmal die Mühe, die gewöhnlichen schädlichen Hausmäuse von den im Grunde nützlichen insektenvertilgenden Spitzmäusen zu unterscheiden, — die man übrigens auch für Nagetiere hielt (Isidor[9]), — sondern verfolgten in blindem Hasse auch die Spitzmäuse und töteten sie ohne viel Federlesen, wo sie ihrer habhaft wurden. Wenigstens wird bei Plautus (Bacch.) erzählt, wie ein sorex in der Falle gefangen vom Küchenjungen mit dem Bratspieß totgeschlagen wird; und Varro sagt in einem Atem, daß ein sorex in einem Mastschweine ein Nest gehölt und Mäuse (mures) geboren habe[10]. Der zweite Fall muß absolut auf eine gewöhnliche Maus bezogen werden, und so ist vielleicht auch in der Plautusstelle eine solche gemeint gewesen. Sicher im Sinn von Maus haben wir sorex bei Aurelius Victor epit. 41, 10, wo von *tineae* (Motten) *soricesque palatii* die Rede ist, und in der lateinischen Anthologie I nr. 375 R., wo eine Katze (cattus) an einem großen sorex (maior), den sie frißt, zugrunde geht. Übrigens haßte, fürchtete und verfolgte man die Spitzmaus sogar noch weit mehr als die Haus- und Feldmaus, die man doch wenigstens nicht für giftig hielt.

Nur in Ägypten hatte man die Nützlichkeit des Tieres längst erkannt und hielt es auch aus dem Grunde für heilig, weil die Katzen es nicht töten wollten. Es war unter den besonderen Schutz der Göttin Buto, zu Theben unter den des Horus gestellt, wurde massenhaft einbalsamiert und in heiligen Grüften beigesetzt, wo man heute noch viele Spitzmausmumien findet. Den Kadaver einer mumifizierten kleineren ägyptischen Spitzmaus sieht man hier Fig. 6 in natürlicher Größe abgebildet nach Lortet et Gaillard, la Faune momifiée de l'ancienne Egypte, Lyon 1903, S. 35, Fig. 23. Sie lag in einem kleinen Sarkophag aus Sykomorenholz, auf dessen Deckel die Figur der bestatteten Spitzmaus angebracht war (Lortet-Gaillard, S. 35, Fig. 24).

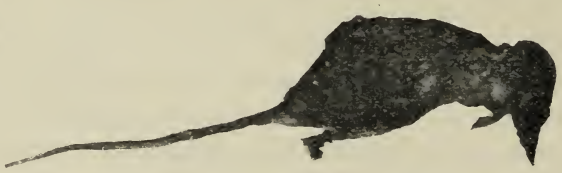


Fig. 6. Spitzmausmumie, ägyptisch.

Seltener findet man die Riesenspitzmaus. Auch sie wurde sorgfältig einbalsamiert, in vergoldetem hölzernen Sarkophag beigesetzt und auf dem Deckel durch die Figur des bestatteten Tieres kenntlich gemacht, der relativ kurze und dicke Schwanz ist ganz naturgetreu. Das a. a. O. S. 33 Fig. 22 wiedergegebene Objekt stammt aus Sakkara. In der Götterschlacht sollte sich Leto in Butos heiliges Tier verwandelt haben. Ohne Zweifel wird es mit dem ägyptischen Kultus zusammenhängen, daß sich Gemmen finden, auf denen Spitzmäuse eingraviert sind.

Für giftig galt die Spitzmaus seit der alexandrinischen Epoche (Nikander) wahrscheinlich wegen ihres starken Moschusgeruchs und weil sie infolge dieses Geruchs von den allermeisten Tieren als Speise verschmäht wird, vielleicht auch, wie Pallas vermutet, weil sie von sämtlichen Tieren am schnellsten in Verwesung übergeht. Ganz besonders fürchtete man den Biß einer trächtigen Spitzmaus für Pferde und Vieh; man hielt ihn für tötlich, und allerlei Gegenmittel wurden angepriesen und vererbten sich von Geschlecht zu Geschlecht, so töricht sie waren, z. B. eine Spitzmaus lebendig in Töpferton zu backen und dem gebissenen Pferde um den Hals zu hängen. Ihre Eigenschaft, oft in einem Wagengeleise stecken zu bleiben, wohl auch sich absichtlich drin zu verstecken, steigerte noch die unbegründete Angst des Volkes: denn dieser Platz spielte im Hokuspokus der »Magier«, die von Plinius so oft zitiert werden, eine ganz hervorragende Rolle. Erde aus den Wagengeleisen war zu allen möglichen

Zwecken wirksam, auch in unserem speziellen Fall sollte der giftige Biß geheilt werden, wenn man Erde vom Wagengeleise auf die Wunde legte (Timoth. 39) — womit man unsere moderne Verwendung der essigsauren Tonerde vergleichen mag. Außer den Griechen und Römern galt sie auch den Slawen und Deutschen für äußerst giftig, und namentlich sollte sie dem Vieh schädlich sein (Grohmann, Apollo Sm. 13).

Da sie das Zwitschern, t. t. desticare, nicht lassen kann, verrät sie sich leicht, daher wurde sie sprüchwörtlich für jemand, der sich selbst verrät. Bei Terenz eun. V 7, 23 heißt es: Egomet meo indicio miser quasi sorex perii. Unzählige Auspicien wurden durch ihr Zwitschern unterbrochen, und im zweiten punischen Krieg verdankt es C. Flaminius einem winzigen Spitzmäuschen, daß er auf das hohe Amt des magister equitum verzichten muß.

Auch unter den Zirkustieren erscheint sie einmal. Der exzentrische Heliogabal ließ einst zehntausend Mäuse, eintausend Wiesel und eintausend Spitzmäuse (sorices) einander eine Schlacht liefern: vielleicht so, daß er zuerst die blutgierigen Spitzmäuse auf die viel schwächeren Mäuse, und später auf die Spitzmäuse die Wiesel losließ.

Desman oder Bisamspitzmaus.

Wenn die Alten von starkriechenden oder wohlriechenden Mäusen, *mures odorati*, reden, so ist damit der Desman, *Myogale moschata* oder *Sorex moschatus* gemeint, der einen ungeheuer penetranten Moschusgeruch aus seinen Schwanzdrüsen entläßt, aber ein sehr schmuckes Fell besitzt und darum bis auf den heutigen Tag viel gejagt wird. Der Desman bewohnt hauptsächlich die Flußgebiete der Wolga und des Don, findet sich aber bis in die Bucharei, und ist überall, wo er überhaupt vorkommt, auffallend häufig. Der Pelz besteht aus sehr glatten Grannen und ungemein weichen Wollhaaren; oben ist er rötlichbraun, unten weißlich aschgrau und silberglänzend. Auch Nordspanien hat eine Bisamspitzmaus, *Myogale pyrenaica*, die aber als Handelsartikel keine Rolle spielt und, wie es scheint, von den Alten nicht beachtet wurde.

Igel.

Der griechisch-römische Name χήρ, ēr (ēris), hērinaceus, ērinaceus, ēricius, woraus die romanischen Formen in Italien, Spanien, Portugal, Frankreich hervorgegangen sind, ist ganz klar: er gehört zur Urlautgeberde hr, hər starren, stachlig. Weniger sicher ist die Grundbedeutung der zweiten vielverbreiteten Namensform ἐχῖνος, ahd. igil, lit.

ezýs, altsl. ježi, armenisch ozni. Vielleicht darf man es mit ἔγχος Lanze zusammenstellen und »stechend« interpretieren.

Das Tier, dessen Reste in manchen Pfahlbauten gefunden werden, ist ureuropäisch. So war es denn auch in Griechenland und Italien heimisch, ja der Igel spielte sogar eine höchst wichtige Rolle in der antiken Industrie. Man gebrauchte nämlich sein Fell bei der Tuchfabrikation, um die Haare emporzukratzen, damit sie glatt geschoren werden konnten. Darum freut sich bei Nemesianus der Jäger, wenn er einen Igel als Beute heimbringen kann, und bei Aristophanes sehen wir den Geflügel- und Pelzhändler mit Igelfellen auf dem athenischen Markt erscheinen. Plinius meint sogar: wenn es keine Igelstacheln gäbe, so würden die Schafe ohne Gewinn für den Menschen ihre Wolle tragen, und weiter sagt er: Durch Lug und Trug suchen sich Leute den Alleinhandel mit Igelfellen und Reichtum zu erwerben, obgleich es über keinen Gegenstand mehr Senatsbeschlüsse gibt und jeder Kaiser wegen dieser Angelegenheit mit Klagen aus den Provinzen bestürmt wird. Eine Verwarnung wegen dieses Unfugs steht noch jetzt im Corpus Juris: das Edikt Zenos l. IV tit. 59 de monopoliis. Dabei ist das Fremdwort echinus gebraucht, vermutlich weil zumeist in Landschaften griechischer Zunge der Unfug bekämpft werden mußte. Beim Töten des unschuldigen Tieres verfuhr man oft in grausamer Weise. Aus Sorge, er könnte in der Todesnot durch seinen angeblich giftigen Urin das Fell beschädigen, hing man ihn an einem Hinterfuße auf und ließ ihn so verschmachten. Diese Angabe des Plinius wird bedauerlicherweise bestätigt durch zwei anonyme Epigramme der griechischen Anthologie (A. P. VI 45. 169), wo der gefangene Igel als Traubendieb nicht einfach getötet, sondern dem Dionysos zu Ehren lebendig aufgehängt wird. Die Alten mit ihrer lächerlichen Theorie vom Neid der Tiere waren vielfach der Meinung, der Igel wolle absichtlich sein Fell unbrauchbar machen. Schon Theophrast polemisiert gegen diesen Aberglauben (Phot. bibl. 528b).

Zu der großen Masse von Fellen, welche die Tuchfabriken benötigten, mögen drei verschiedene Arten Igel beigesteuert haben: *Erinaceus vulgaris* oder *europaeus* L., *Erinaceus auritus* Pallas und *Erinaceus aethiopicus* Ehrenb.

In der mykenischen Epoche trugen, wie wir aus Bildern ersehen, die Krieger stachlige Mützen von Igelfell, wie man sonst sich aus Marder- und Hundsfell Helme machte.

Vielfach hielt man den Igel auch als Haustier, um Schlangen und Mäuse zu vertilgen, und die Perser wiesen ihn daher ihrem guten Gotte Ormuzd zu (Plut.). Doch war er bei den Ägyptern nicht

heilig und die Griechen rechneten ihn zu den unglückverheißenden Tieren. Auf einer berühmten altkorinthischen Vase des sechsten Jahrhunderts zu Berlin sehen wir ihn neben Hase, Molch, Eule und Skorpion als ominöse Staffage für den Auszug des von seiner Frau verratenen, dem Tode geweihten Amphiaraos. Und auf einer anderen Berliner Vase, aus Corneto, steht er neben dem »verhängnisvollen und unsittlichen Richter« Paris, durch dessen Schuld einst Ilios zugrunde ging. Auf einer mykenischen Grabstele ist gleichfalls ein Igel gemalt — zur Raumausfüllung, wie man zu sagen pflegt. Außer den seltenen Beispielen von gemalten Igeln treffen wir auch mehrfach Tongefäße (z. B. in London und Syrakus) in Igelform und es ist gar nicht unmöglich, daß der angebliche trojanische Maulwurf Schliemanns nichts anderes als ein Igel sein soll, bei dem die Stacheln durch Unvermögen des Kunsthandwerkers nicht zum Ausdruck gelangt sind.

Merkwürdigerweise galt der Igel den Griechen wie den Arabern für ganz ausnehmend klug, klüger selbst als der Fuchs. Er sollte die Winde vorausahnen und man wollte beobachtet haben, daß er je nach dem bevorstehenden Nord- oder Südwind entweder die nördliche oder die südliche Öffnung seines sehr zweckmäßig konstruierten Baues ändere. Ganz besondere Klugheit aber zeigte er darin, wie er seine Stacheln benützte. Wenn er sich zur stachelstarrenden Kugel rollte, konnte ihm selbst der listenvolle Reineke nichts anhaben, daher der alte griechische Spruch: πόλλ᾽ οἶδ᾽ ἀλώπηξ, ἀλλ᾽ ἐχῖνος ἓν μέγα »Der Fuchs weiß viel; nur Eines, doch von großem Wert, versteht der Igel«.

Ebenso erwehrt er sich in einer äsopischen Fabel des Wolfs. Auch zum Beutemachen gebraucht er seine Stacheln. Er wälzt sich auf Obst und Trauben, spießt sie auf und trägt sie in seinen Bau. Das ist keine Fabel, sondern in alter und neuer Zeit von zuverlässigen Augenzeugen beobachtet worden. Plutarch (mor. p. 971) erzählt von solch einem beutebeladenen Igel, er habe ausgesehen wie eine wandelnde Traube.

In einer Fabel des Abstemius spießt er eine Schlange, die in sein Loch gekrochen ist. Und es ist sicher, daß er auch vor den giftigen Nattern sich nicht im mindesten fürchtet, kühn auf sie losgeht und sie überwindet.

Das griechische Volk scheint ihn wenigstens in nachklassischer Zeit mit dem χοιρόγρυλλος, Klippschliefer, zusammengeworfen zu haben[11]; im Albanesischen ist das Wort für Igel auf den Maulwurf übertragen worden.

Das Igelfleisch, gegenwärtig eine Lieblingsspeise der Zigeuner, wurde nicht gegessen, auch nicht medizinisch verwendet; nur gegen Haarleiden empfahlen griechische Ärzte ein verbranntes Igelfell.

Fig. 7. Äthiopische Igel.

Von *Erinaceus aethiopicus* geben wir hier ein hübsches Bildchen vom Grab des Ptahhotep (2500 v. Chr.) nach Dümichen, Resultate Tf. VIII. Es sind zwei Igel, offenbar ein zusammengehöriges Pärchen, wovon der eine eben aus seinem Bau herauskriecht, eine große Heuschrecke im Maule haltend.

Maulwurf.

Der Maulwurf heißt gemeingriechisch ἀσπάλαξ (auch σπάλαξ, ἀσφάλαξ, σφάλαξ), dialektisch, wahrscheinlich böotisch, σκάλοψ, lat. talpa[12]. Die griechischen Bezeichnungen und wohl auch die lateinische (nach Curtius und Corssen) gehören zusammen und sind zurückzuführen auf SKALP (lat. scalpere, griech. σκάλλω) »scharren, schürfen, graben«. Dahin zu rechnen ist auch das österreichische und altdeutsche Schäre, Scheere, skëro, von skëran schneiden, einschneiden, graben[13]: die Urwurzel dürfte die gleiche sein wie beim griechischen und lateinischen Worte. Das jetzt allgemein deutsche »Maulwurf«, ahd. mulwerp, bedeutet »Erdaufwerfer« (molt = Erde): niederdeutsch heißt er Wenneworm d. h. Wiesenwurm. Die heutigen Griechen nennen das Tier τυφλοπόντικος d. i. Blindratte. Ein altgriechischer Ausdruck für den Maulwurf war auch σιφνεύς (σιφνός hohl): der Aushöhler, also begrifflich eine Variation von »Graber«. Bei Polemius Silvius ist der vulgärlateinische Name darpus (Variation von talpa?) überliefert, der durch ähnliche Formen in Savoyen und der Schweiz garantiert ist (Romania XXX 161 ff.). Vielleicht ist das südfranzösische dormione, eigentlich Schläfer, durch Volksetymologie daraus hervorgegangen.

Überall bei den Schriftstellern und wie gesagt auch in der heutigen griechischen Sprache wird hervorgehoben seine Blindheit. Ein griechisches Sprichwort war: τυφλότερος σπάλακος (Hesych. p. 1482 u. a.). Eine äsopische Fabel (71 H.) und das spätrömische Rätsel des Symphosius (anthol. Lat. 286: 21, 78—80) haben die Blindheit des Maulwurfs zur Voraussetzung; Vergil georg. I 183 und andere Autoren sprechen ohne Einschränkung von dieser Eigenschaft.

Der Dichter Stesichoros sagte (fr. 95), der Maulwurf sei von der Erdgöttin geblendet worden, weil er die Früchte des Bodens verderbe.

Andere schrieben die Blendung dem Helios zu, der den thrakischen König Phineus zunächst mit Beraubung des Augenlichts und unerhörter Freßgier strafte, um schließlich in seiner maßlosen Grausamkeit den greisen König in den blinden, unersättlichen, allgemein verachteten und angefeindeten Maulwurf zu verwandeln (Oppian cyn. II 626 ff. anonym. Matth. 40). Stesichoros ist auch der erste Grieche, der das Tier erwähnt; er lebte 632—553 v. Chr. Freilich hat die handschriftliche Überlieferung statt Stesichoros Stesimbrotos. Behalten wir dies, so kommen wir in die Zeit des Themistokles. Um viele Jahrhunderte älteren Datums ist die Maulwurfsfigur, »ein vierfüßiger Krug« aus Ton, die Schliemann in den Ruinen von Hissarlik-Troja 7 Meter unter dem Boden ausgegraben hat (Troy p. 214, trojan. Altertümer II Taf. 188 nr. 3450). Dieses etwas rohe Kunstwerk hat freilich auch schon andere Deutungen gefunden (s. oben S. 19). Klarer ist die Maulwurfsfigur zweier archaischen Vasen aus Kameiros im britischen Museum: der spitzige Rüssel von *Talpa caeca* ist da nicht zu verkennen (II. Vasensaal cas. 48 der Aufstellung von 1881). Sehr genau handelt vom Blindsein des Maulwurfs Aristoteles. Er sagt an der Hauptstelle (h. a. IV 8, 2 = IV 80 Aubert und Wimmer): Beim Maulwurf fehlt der Gesichtssinn. Das Tier hat nämlich keine äußerlich sichtbaren Augen: entfernt man aber die dicke Haut vom Kopfe, so findet man an der Stelle, an welcher sonst außen die Augen sind, innen verkümmerte Augen, welche indes ganz dieselben Teile wie wirkliche Augen zeigen, indem sich darin das Schwarze und das innerhalb des Schwarzen, die sogenannte Pupille, und das ringsherum liegende Fett zeigen, jedoch alles in geringerer Größe als bei den äußerlich sichtbaren Augen. Nach außen aber zeigt sich davon wegen der Dicke der Haut keine Spur, so daß man dies als eine in der Entwicklung gehemmte Bildung (ὡς ἐν τῇ γενέσει πηρουμένης τῆς φύσεως, eigentlich also eine Art Verstümmelung) betrachten muß. Es gehen nämlich von der Stelle des Gehirns, wo es mit dem Rückenmark zusammenhängt, zwei sehnige und starke Gänge, die sich dicht neben den Augenhöhlen hin erstrecken und in die oberen Hauzähne endigen (τελευτῶντες εἰς τοὺς ἄνω χαυλιόδοντας). Früher hat man nötig befunden, Vergil u. a. zu entschuldigen, weil sie vom blinden Maulwurf sprechen, da ja der Maulwurf nicht ganz blind sei. Allein die Alten meinen nicht unseren Maulwurf, *Talpa europaea*, wie noch Puschmann in seiner Ausgabe und Übersetzung des Alexander von Trallis II 575 behauptet, sondern den südeuropäischen Maulwurf, *Talpa caeca*, der sich in Italien, Dalmatien, einigen Teilen Südfrankreichs, der europäischen Türkei und in Griechenland vorfindet. Bei diesem Maulwurf,

der sich u. a. auch durch größere Hauzähne und durch etwas längeren Rüssel vom nördlichen unterscheidet, sind in der Tat die Augenlider so geschlossen, daß sie nur eine mikroskopische Öffnung darbieten[14].

Infolge schlechter Beobachtung hielt man sie auch im Altertum, wie noch jetzt gewöhnlich beim Volke, für sehr schädlich und suchte sie meist schonungslos zu vernichten. Sogar den Einsturz ganzer Städte sollten sie durch ihr Wühlen verschuldet haben (Plin.). Nur in Ätolien achtete man sie für nützlich und glaubte oder wußte vielmehr, daß sie von Insekten leben, namentlich von Heuschrecken (ἀκρίδες). Auch in Böotien scheint man den Maulwurf nicht für absolut schädlich gehalten zu haben: denn zu Koroneia und Lebadeia machte man wegen seines Pelzes den Versuch ihn einzuführen; jedoch ohne Erfolg (Antigonos, Stephanus Byz., mirabiles auscultationes, Plinius.)

Besonders aus Böotien kam sein Fell tausendweise auf den athenischen Markt (Aristoph. Ach. 887 u. Schol. Antig. 10 (10). Pseudaristot. mir. ausc. 124 (136)). Plinius VIII 226 erwähnt Bettdecken, cubicularia stragula, aus Maulwurfsfell, die er selbst gesehen habe. Wenn man das Fell schonen wollte, legte man Schlingen aus Roßhaar (Pallad. IV 9, 4: setis pendentibus) oder fing ihn sonst auf listige Weise (Timoth. 40). Auch Ausräuchern des Baues mit Zedernholz, Schwefel u. dgl. kam vor, und zwar in Griechenland, wobei das Tier entweder erstickte oder zu dem einen offen gelassenen Loch herausfliehen mußte (Pallad. I 35, 10).

In Artischokenpflanzungen (cardueta) hielt man zu Palladius Zeit — Mitte des 4. Jahrh. n. Chr. — um die Maulwürfe zu vertilgen Katzen und zahme Wiesel.

Man beschuldigte sie des Fressens von Wurzeln, daß die Pflanzen vertrocknen (Timoth. 40); sogar an Saatkastanien sollten sie sich vergreifen (Colum.). Tatsächlich bilden Regenwürmer u. dgl. ihre Nahrung; von Vegetabilien wollen sie nichts.

Der römische Aberglaube sah selbstverständlich eine schlechte Vorbedeutung, wenn man zufällig auf einen Maulwurf stieß (Plin.). Andererseits schrieb man dem geheimnisvollen chthonischen Tiere, das man für autochthon, von selbst in der Erde entstehend ansah (Oppian cyn. II 612), und der von ihm aufgeworfenen Erde besondere Heilkräfte zu. Wer Maulwurfserde, terra talparum, in die Hand nahm und dazu eine bestimmte Zauberformel sprach, konnte sein Pferd von Viperbissen heilen (Pelagon. ed. Ihm § 283). Das Blut des Maulwurfs brauchte man zum Beschwören und Abwenden des Hagels (Plut. mor. p. 700 F). Wer ein rohes und zuckendes Maulwurfsherz aß, sollte nach der Behauptung der Magier, über deren Schwindel Plinius selber bei diesem Anlaß spottet, dadurch prophetischen Geist be-

kommen (Porphyrios p. 114 ed. N. Plin. n. h. XXX 19). Übrigens hält auch der deutsche und tschechische Aberglaube das Tier für prophetisch (Grohmann, Apollo Sm. 50). Noch gegenwärtig ist der Aberglaube weit verbreitet, z. B. in der Ukraine, daß ein Maulwurf oder Blindmoll, wenn man ihn auf der flachen Hand sterben läßt, die Fähigkeit verleihe, gewisse Krankheiten wie Skropheln zu heilen. Aus Plinius allein könnte man die lächerlichen Maulwurfsrezepte noch erheblich vermehren. Soviel Superstition ist nur möglich bei Überschätzung der wirklichen Eigenschaften eines Tieres; daher ist es nicht einmal so verwunderlich, wenn man (Plin. n. h. X 191) so weit ging, dem Maulwurf ein Verständnis der menschlichen Sprache zuzuschreiben. Man sagte, er höre so scharf, daß er gut vernehme, wenn menschliche Feinde über seinem Bau miteinander sprechen; auch verstehe er, wenn von ihm die Rede sei, und mache sich sofort auf die Flucht.

Daß der blinde südliche Maulwurf, *Talpa caeca*, und der Blindmoll, *Mus* oder *Spalax typhlus*, obgleich letzterer zu den Nagetieren gehört, vom Volke verwechselt wurden, liegt auf der Hand: beide Tiere leben unter der Erde, haben fast die gleiche Größe und sind blind; beide werden noch heute von den Griechen identisch bezeichnet als Blindratte, τυφλοπόντικος. Daß aber Aristoteles selbst unter ἀσπάλαξ den syrischen Blindmoll verstanden habe, wie man schon gemeint hat, ist durchaus unwahrscheinlich, und bereits Wagner zu Schrebers Säugetieren Suppl. II 113 hat diese Ansicht zurückgewiesen. So sicher der Blindmoll den Ursemiten bekannt war, die ihn »Graber«, chuldu (von chālad) benannten, und so gewiß unter dem »Maulwurf« der Lutherischen Bibelübersetzung nichts anderes zu verstehen ist, so kommt er doch in Italien gar nicht, in Griechenland und auf den Inseln nur spärlich vor. Am Maulwurf, *Talpa caeca*, wird ausdrücklich von den Alten hervorgehoben, daß er einen rüsselförmigen, wieselartigen Kopf habe, sowie bärentatzenartige, also nacktsohlige Füße; beides paßt vortrefflich auf den südlichen Maulwurf. Der Blindmoll, der unter den Alten mindestens Seneca nicht unbekannt geblieben ist, hat eine ausgesprochen rundliche Kopfbildung, ebenso besitzt er auffallend lange vorstehende Zähne, während vom Maulwurf gelegentlich gesagt wird, daß er sehr kleine Zähne habe. Aristophanes von Byzanz II p. 18 R. zählt als Beispiele für auswärts sichtbare Zähne nebeneinander auf: Schwein, Elefant und Blindmoll (ἀσπάλαξ). Seine Nahrung besteht nach moderner Forschung in Pflanzen, doch soll er nur unbedeutenden Schaden anrichten. Seneca spricht nat. quaest. III 16, 5 von »blinden Mäusen, *caeci mures*«, die in unterirdischen Höhlen leben und kein Licht haben und keines brauchen. Ebenso sei es bei den Maulwürfen (talpae). Abgebildet

ist der Blindmoll neben einer Menge anderer ägyptischen Tiere auf einem pompejanischen Wandgemälde, von dem wir trotz aller Bemühungen leider keine Kopie erhalten konnten (mus. Neapol. oberhalb 8538 = Helbig nr. 5): ich bemerkte außer dem Blindmoll noch Pavian, Gnu(?), Aasgeier, Wolf und Katze. Gemeint ist das Tier sicherlich bei Horapollo II 63. Er gibt an, daß man in der ägyptischen Bildersprache einen Blinden durch die Figur eines Blindmolls (ἀσπάλαξ) bezeichne. Nach Seiffarth (cit. bei Leemans zu d. St.) ist der hieroglyphische Maulwurf (Blindmoll) ein Symbol des Saturnus und der Hathor, Götter der Blindheit und Finsternis — was ich nicht kontrollieren kann.

Im Talmud gilt der Maulwurf (Blindmoll?) für so schädlich, daß er sogar an Mittelfeiertagen getötet werden darf. Auch im Avesta wird die Tötung des »in der Tiefe oder Finsternis lebenden« Tieres den Gläubigen empfohlen.

In den nördlichen Gegenden kam auch im Altertum natürlich der gewöhnliche Maulwurf (*T. europaea*) vor. Er ist vielleicht gemeint, wo die vollständige Blindheit negiert wird, wie in der Glosse »Μύωψ talpa« (cod. Vatic. 6925, 10. Jahrh.) und in der Notiz der Mirabiles auscultationes, wonach die Maulwürfe in Ätolien, also in Nordgriechenland, schwach sehen (ὁρᾶν ἀμυδρῶς).

Raubtiere (Carnivora).

Löwe (Felis leo).

Der gelbe Löwe, das imponierendste Geschöpf des ganzen Tierreichs, mit seiner majestätischen Gestalt, Stärke, Mut, Raschheit und vorsichtigen Überlegung — all' diese Eigenschaften pflegen die Alten oft und viel an ihm hervorzuheben — ist von jeher mit Vorliebe König der Tiere genannt worden. Beide klassische Völker überkamen dieses Bild von den Indern, in deren Fabelsammlungen und Tierepen unter der Maske des Löwen der asiatische Sultan geschildert wird. So konnte dem Despoten ungestraft manche Wahrheit gesagt werden, die unverblümt geäußert dem Mahner sicherlich den Kopf gekostet hätte. Beim größten griechischen Fabeldichter Babrios (95) erscheint der Leu als Gewaltherrscher, τύραννος, über sämtliche Tiere in Wald und Feld, er hält königlichen Hof, bestimmt auf dem Krankenlager seinen Nachfolger und hat den Fuchs, der an die Stelle des indischen Schakals getreten ist, zum Minister und »lieben Gesellschafter«.

Homer hebt den schönen Bart, d. i. seine Mähne, die starken Klauen, die feuergelbe Farbe (αἴθων) hervor. Auffallend oft erwähnt ihn außer Homer auch der pathetische Euripides und betont seinen funkelnden Blick (χαροπός). Ein Fresser rohen Fleisches (ὠμηστής) ist er dem Bacchylides. »Tiefbrustig« (βαθύστερνος) heißt er in Pindars gesuchter Sprache, was auf lange und dichte Bemähnung (hirsutus sagt Calpurnius) oder auf den furchtbaren Baß seiner Stimme gedeutet werden kann (βαρύφθογγος, βαρυφθέγκτης, ἐρίβρομος, ἐριβρεμέτης, μεγαλόβρυχος, rugire, fremere). Verglichen doch die Inder im Rigveda sein Gebrüll mit dem heulenden Sturmwind, der Hebräer mit dem Donner Jehovas, die Ägypter mit einem anstürmenden Heere. Schrecklich ist sein aufgesperrter Rachen (rictus), das Fletschen der Zähne (χάσμα ὀδόντων) das Runzeln der Stirnhaut, wenn ihn die Wut erfaßt.

Was seine ethischen Tugenden anlangt, so pries man außer seiner Großmut besonders die eheliche Liebe und Treue des zusammenwohnenden, für einander besorgten Paares, sowie die Zärtlichkeit der Löwenmutter gegen ihre Jungen (σκύμνοι). Rücksichtslos raubend und mordend schleppt sie für die kleinen drolligen Lümmel Atzung aller Art herbei und wird so zu einem größeren Schrecken der Gegend als der männliche Löwe selbst. Zärtlich hängt denn auch das Junge an der Alten und Quintus Smyrnaeus VII 715 ff. schildert in rührender Weise, welch bitteres Weh das Junge ergreift, wie es eines Tags, nachdem die Jäger seine Mutter erschossen, verwaist heimkehrt ins alte Felsenloch, wo die Mutter jetzt fehlt, aber noch eine Masse Pferde- und Rinderknochen an die unermüdlich Sorgende erinnern.

Auch mit dem alt und schwach gewordenen König der Wüste vermochten die antiken Dichter zu fühlen, man lese Statius Theb. XI 741 ff.: Da liegt der greise, durch die Last der Jahre gebrochene Löwe in seiner Felsenhöhle; wie er aber das Brüllen der Herden vernimmt, richtet er sich auf und besinnt sich auf sich selbst und seufzt über die entschwundene Jugendkraft und daß andere Löwen jetzt auf den Gefilden regieren. Natürlicherweise fehlte es in Hellas und Italien bei dem fremdländischen Tiere auch nicht an Irrtümern und Legenden, und gerade diese waren es, welche die Naturgeschichte des Mittelalters beherrschten. Schon Aristoteles erklärte es als Erfindung, daß die Löwin bloß ein einzigesmal werfen könne, weil bei diesem Akte die matrix (μήτρα) abgehe. Hundert Jahre vor ihm hatte bereits Herodot diese Fabel gehört und weitererzählt. Es war nur eine steigernde Variante, wenn man allgemein glaubte, die Löwin bringe überhaupt nur ein einziges Junges zur Welt. Trotz der schönen Pointe in der äsopischen Fabel, wo die Löwenmutter

das zugibt mit dem stolzen Zusatz: »aber einen Löwen« — ist es purer Irrtum. Man wollte damit, wie schon Aristoteles einsah, die Seltenheit des Tieres erklären. Er selber gibt viel richtiger an, daß die Löwin jedes Jahr im Frühling gewöhnlich zwei, niemals jedoch mehr als sechs Junge gebäre.

Andere Fabeln waren, daß der Löwe mit dem buhlerischen Pantherweibchen den Leopard erzeuge, daß das Krähen eines Hahnes ihm panischen Schrecken verursache, daß sein Blut heiß genug sei, um selbst Diamanten zu schmelzen (Theophyl. dial. c. 10), daß er unter sämtlichen Tieren die härtesten Knochen besitze, so daß man damit Feuer schlagen könne (Aristot. III 7, 6), daß er seine Krankheit durch Affenblut kuriere (Horap. II 76), daß er mit seinem Schwanzstachel sich Mut einpeitsche*). Es handelt sich dabei um einen nagelartigen kurzen Ansatz an der Schwanzspitze, den die assyrische Kunst und das Gerede der Leute stark vergrößerten (s. Abbild. 12a). Die angebliche Angst vor dem Hahne haben die Neuplatoniker sogar auf ihre löwenköpfigen Dämonen ausgedehnt, welche oftmals auf der Stelle verschwunden sein sollten, wenn man ihnen einen Hahn vorhielt (Proclus bei Kroll, Greifsw. Progr. 1901 S. 9). Möglicherweise ist auch die naturgeschichtliche Fabel umgekehrt aus der Dämonologie hervorgegangen. Denn daß die bösen Geister, das Alpdrücken u. dgl. verschwinden, wenn der Hahn kräht, d. h. beim Anbruch des Morgens, des Lichtes, ist doch ein sehr natürlicher Gedanke. Ein wirklicher Löwe verschwindet nicht, sondern frißt jeden Hahn, dessen er habhaft wird.

In Syrien existiert angeblich ein kleines Tier, der Leontophonos d. h. Löwenmörder. Die pseudaristotelischen mirabiles auscultationes, Plinius, Solinus, Isidor und Hesychios erwähnen dieses fabulose Wesen, das ohne Zweifel in der alexandrinischen Zeit im Lande des Nil erfunden wurde: ist es ja doch nach ägyptischen Mustern gestaltet. Wenn die Jäger es fangen, verbrennen sie es, mischen die Asche mit Fleisch und legen das Ganze als Lockspeise dort nieder, wo die Löwen ihren Wechsel haben. Frißt der Löwe davon, so stirbt er sofort. Der Löwe kennt seinen Todfeind und flieht ihn; stößt er aber auf ihn, so sucht er ihn zu töten ohne zu beißen. Der Leontophonos jedoch bespritzt ihn mit seinem todbringenden Urin. Zu welcher Gattung das Tierchen gehöre, wird nicht angegeben. Entstanden ist die Sage vom Leontophonos aus

*) Vgl. Hom. Il. XX 164ff., wo es heißt, daß er, von einem Haufen Jäger angegriffen, zuerst sie voll Verachtung anblickt, dann aber, von einem Speerwurf getroffen, zum Sprung sich bereitet, den Rachen aufsperrt, vor Wut schäumt, mit dem Schweife die Flanken peitscht und mit verderbenfunkelndem Blick unter die Feinde sich stürzt.

der Tatsache, daß der Löwe allerdings in einem kleinen Insekt, nämlich der Stechfliege, einen Feind besitzt, vor dem ihm nur die Flucht Ruhe und Frieden schaffen kann. Die Alten erzählen, in den Hundstagen müßten die Wurzelesser, Rhizophagen, in Äthiopien vor der Löwenplage geradezu auswandern, wenn nicht die Stechfliegen in Millionen sich einfänden und die Löwen vor diesen Quälgeistern reißaus nähmen.

Als Kardinaltugend, die den König der Tiere vor allen seinen Untertanen auszeichnet, wird stets sein Hochsinn gepriesen, sein edles, stolzes, großmütiges Herz, seine magnanimitas: aber auch sie ist ins Sagenhafte vergrößert worden. Er sollte sich durch das Wimmern der Kinder und das Flehen von Weibern zur Schonung bewegen lassen und lieber Männer als Frauen anfallen (Plin.)[15]. In der äsopischen Fabel verschont er großherzig das schwache Mäuslein, das mutwillig ihm durch die Mähne gelaufen ist; aber wehe dem Tier, das er sich zur Beute erkoren hat, nach dessen Fleisch und Mark ihn gelüstet. Dem Stier springt er wo möglich von hinten auf den Rücken und zerbeißt ihm das Genick: eine hundertemal dargestellte Szene, auf Münzen, Gemmen, Grabsteinen, Spiegeln, Vasen, Schilden, Wandgemälden, Marmor- und Bronzeskulpturen usf. Das zweitliebste und gewöhnlichste Wildpret ist ihm der Hirsch; besonders mundet ihm ein zartes Hirschkalb. Auch dieses Motiv ist von Künstlern aller Art hundertfach benutzt worden. Siehe die Münze von Velia auf unserer Taf. II 1, sicher nach einem kleinasiatischen Typus. Besonders berühmt ist der oft abgebildete uralte Siegelstein aus dem Kuppelgrab von Vaphio (S. Müller, Urgesch. Europas Fig. 60). Wahllos erscheinen Edelhirsch, Damhirsch und Reh als Opfer des schrecklichen Raubtiers; im griechischen Asien namentlich der gefleckte Damhirsch, dessen Fell den Sternenhimmel, wie die Stierhörner den Mond symbolisierten: Sieg der Sonne über den Mond, des Tags über die Nacht, des Lichts über die Finsternis konnte aus diesen Löwenkämpfen herausgelesen werden. Tf. II 1.

Weiters jagt der Löwe im Altertum wilde und zahme Ziegen, Steinböcke, Antilopen, Gazellen, Büffelochsen, wilde und zahme Schafe, Kamele, Esel und Pferde. Sehr schön malt Silius Italicus im ersten christlichen Jahrhundert den Einbruch eines hungrigen Löwen in einen Schäferhof. Das rasende Tier hat sich überfressen, Blut läuft ihm stromweise aus dem offenen Rachen; er legt sich auf einen Berg gemordeter Schafe; dann wandelt er wieder umher zwischen den zerrissenen Leibern seiner Opfer, knirschend, schnaubend, brüllend. Weit herum liegen die erwürgten Schafe samt dem molossischen Wächter, der Aufseher selbst und all seine Hirten: das ganze Gehöft ist zerstört und verwüstet.

Die beste Waffe für die gefährdeten Hirten und Herden waren übrigens nicht die Hunde: denn auch die schwersten und stärksten wurden von Zittern und Beben ergriffen, wenn sie das Brüllen des schrecklichen Gegners vernahmen, sondern, wie heutzutage noch bei den Beduinen, greller Feuerschein (Aristot. IX 31 u. a.). Von ihm spricht schon Homer Il. XI 545 ff.: Erschrocken wich Aias vor Hektor zurück, doch langsam, oftmals sich wendend, gleich dem gewaltigen Leun, der in einen Rinderstall einbrechen will, den aber Hunde und Männer die ganze Nacht hindurch wachend abwehren. Voll Mordbegier stürzt der Löwe auf sie los; doch ihn drängt die Masse der Speere zurück, die von starken Armen geschleudert wird, ihn schreckt die Glut der lodernden Fackeln. Mißmutig zieht er ab, wenn der Morgen zu grauen beginnt.

In Streit gerät der Leu bisweilen mit dem wilden Eber, wenn sie zu gleicher Zeit an einer Trinkstatt zusammenstoßen; das schildert Homer in jener klassischen Stelle (Il. XVI 823 ff.), die Achilles Tatius in seinem Liebesroman ein Mädchen zur Zither singen läßt:

»Gleichwie den grimmigen Eber der Leu überwindet im Zweikampf,
Wenn auf hohem Gebirg sie mit trotzigem Mut sich bestreiten,
Um schwachrinnenden Quell: es verlangt sie beide zu trinken:
Aber der Schnaubende wird von dem stärkeren Löwen gebändigt.
Also bezwang den Menoitiossohn, der viele gemordet,
Hektor, Priamos Sohn, und entriß mit dem Speer ihm das Leben.«

Dieser Kampf zwischen Eber und Löwe ist auch in die äsopische Fabel übergegangen und von den Künstlern schon in der archaischen Epoche gern dargestellt oder durch Gegenüberstellung ausgedrückt worden. In Wirklichkeit verhielt es sich wohl so, daß es nicht der Eifer gleichzeitigen Durstes gewesen ist, was solche Kämpfe veranlaßte, sondern der Löwe wird im Röhricht dem Wildschwein aufgelauert haben, das ja mit Vorliebe im Wasserbad Erfrischung sucht und dessen Fleisch dem Löwen trefflich mundet. Manchmal haben wir das Bild auch symbolisch zu nehmen; denn selbst geflügelte Eber stehen den Löwen gegenüber. Den Kampf des Lichtes mit der Finsternis, des Guten wider das Böse haben wir schon im sechsten Jahrhundert so ausgedrückt auf einem Berliner Tonsarkophag aus Klazomenae. Ebenso ist der Kampf zwischen Löwe und Schlange — ein Motiv der Gemmenschneider — sinnbildlich aufzufassen: denn in der freien Natur weichen sie einander aus.

Eine amicitia leonina besteht faktisch zwischen Löwe und Schakal, und wie daraus unsre prächtigen Fuchsfabeln entstanden sind, ist in meinen Untersuchungen über die Geschichte der griechischen Fabel 320—350 und Thiere des classischen Altertums 193f. ausführlichst nachgewiesen, vgl. auch in diesem Buche S. 89.

Jung aufgezogen kann der Löwe bekanntlich sehr zahm werden; und wenn auch den Löwen nach Seneca und einem bei Julian [16] vorkommenden Sprichwort nie ganz zu trauen war und namentlich, wenn sie einmal Menschenblut gekostet, ihre angeborene Wildheit gelegentlich wiederkehrte, so hatte man es doch weit gebracht in der Bändigung. Derselbe Seneca berichtet, daß der Wärter, magister, ungestraft die Hand in des Tieres Rachen stecke, und Martial erzählt mehrmals von Löwen, die so zahm gewesen seien, daß man sie zugleich mit Hasen im Zirkus auftreten ließ, ohne daß sie denselben ein Leid zufügten. Sie fingen vielmehr die Hasen, ließen sie wieder los und fingen sie dann aufs neue.

Wie schon Ramses II einen zahmen Löwen besaß, dessen Ruhm wir aus Diodor (I 48, 1) erfahren [17], so hatte auch Domitian einen zahmen Löwen, den er außerordentlich liebte, und als der treue Freund von einem andern zufällig frei gewordenen Tiere zerrissen ward, widmete der Lyriker Statius dem Kaiser eine poetische Kondolenz (silv. II 5). Caracalla hatte mehrere zahme Löwen stets um sich, besonders einen namens Acinaces, also ohne Zweifel einen persischen, den er oft vor allen Leuten küßte und bei sich speisen und schlafen ließ. Mit einem Gespann gezähmter Löwen paradierte Antonius zu Rom nach der Schlacht bei Pharsalus (neben ihm saß als Venus entkleidet die schöne Cytheris), und im Triumphzuge Aurelians marschierten unter andern wilden Tieren zahme Löwen einher. Auch eine metrische Grabschrift auf einen Löwenbändiger, vielleicht einen geborenen Perser — sein Name lautet Ctesipon — ist in lateinischer Sprache auf uns gekommen. Den Rekord der Gelehrigkeit und Bravheit erzielte übrigens der Löwe der heiligen Thekla in der christlichen Legende. Von ihr erzählt ein Wunderroman des ausgehenden zweiten Jahrhunderts, »Taten des Paulus«, daß sie alles verließ um der Predigt des Apostels Paulus willen, und als sie einem Löwen vorgeworfen wurde, bekehrte sie ihn zum Christentum und gab ihm das Sakrament der Taufe; darum hat sie auch den Löwen zu ihren Füßen als Attribut.

Indische, ägyptische und numidische Herrscher und karthagische Patrizier hielten sich lange vor den Römern zahme Löwen. Die Inder schenkten nach Curtius dem großen Alexander riesige Exemplare; des Numiderkönigs Syphax junge Löwen erwähnt Silius; dem Punier Hanno wird geradezu die Erfindung der Löwenzucht, λεοντοτροφία, zugeschrieben und er soll deshalb von seinen eifersüchtigen und mißtrauischen Mitbürgern in die Verbannung geschickt worden sein (Plin. Aelian n. a. und v. h.). Die Königin Berenike besaß einen Löwen von solcher Zahmheit, daß er ihr das Gesicht lecken und

neben ihr am gleichen Tische speisen durfte (Älian). Das gleiche wird von Caracalla und Heliogabal erzählt. Von letzterem lesen wir, daß er Löwen hielt, denen er als Leckerbissen Papageien und Fasanen zu fressen gab, klugerweise aber auch die Krallen abfeilen ließ. Besondern Spaß machte es ihm, wenn sie plötzlich in den Saal gelassen seinen halbberauschten Gästen Todesschrecken einflößten. Ja er ging noch weiter, indem er die volltrunkenen in den Saal einsperrte und während der Nacht die Bestien hineinließ, so daß einige wirklich vor Schrecken starben, als sie morgens beim Erwachen der entsetzlichen Raubtiere ansichtig wurden. Bisweilen fuhr er auch im löwenbespannten Wagen aus und sagte, er sei die Göttin Kybele.

Den berühmten ägyptischen König Ramses II. oder Sesostris pflegte ein kolossaler Löwe in die Schlacht zu begleiten [17], aber die Abrichtung zur Jagd, die man gleichfalls den Ägyptern zuschrieb, beruht auf Verwechslung mit dem Gepard. Was vollends die christlichen Heiligen, abgesehen von der obenerwähnten Thekla, an Wundern mit den Löwen erlebten, ein Paullinus Eremita, Johannes Eremita, Kyriakos, Hieronymus u. a., ist zu abenteuerlich, um eine Aufzählung zu verdienen. Auch die heidnischen anekdotenhaschenden Historiker der Kaiserzeit erzählen unglaubliche Dinge (z. B. Capitolinus, Anton. Pius 9), und selbst die weltbekannte rührende Geschichte von Androklos oder Androkles ist von der Erfindungssucht nicht ganz verschont geblieben, so wenig man ihren Kern bezweifeln darf, da ja auch neueste Löwenforscher wie Scheitlin, Lenz und Brehm zugeben, die Erzählung habe »gar nichts unwahrscheinliches« an sich. Sie ist bei Gellius (V 14) und bei Älian (n. a. VII 48) überliefert und lautet in der besseren Tradition, bei Gellius, also: Im fünften Buche seiner Aegyptiaca schreibt Apion, er sei selber einmal zu Rom im Zirkus Maximus gewesen, als ein besonders großartiges Jagdspiel mit einer Masse seltener und außerordentlich wilder Tiere stattfand. Darunter zog namentlich ein wilder riesiger Löwe mit entsetzlichem Gebrüll und gewaltiger Mähne Aller Augen auf sich. Unter anderen Menschen, die gegen die Bestien kämpfen sollten, war auch ein gewisser Androclus, den sein Herr, gewesener Konsul, in die Arena geliefert hatte. Als jener Löwe nun den Androclus von weitem bemerkte, stutzte er plötzlich und blieb stehen, dann schritt er langsam und friedlich auf ihn zu, als ob er ihn kennen sollte, wedelte wie ein Hund freundlich mit dem Schweif, schmiegte sich an ihn an und leckte ihm zärtlich Beine und Hände. Der arme Mensch hatte fast die Besinnung verloren, faßte aber unter den Schmeicheleien des furchtbaren Tieres wieder Mut, schlug allmählich

die Augen auf und schaute es fest an. Da gab es eine gegenseitige Erkennungsszene und man sah Mensch und Löwe glückselig einander begrüßen. Das Publikum erhob vor Verwunderung ein ungeheures Geschrei. Der Kaiser ließ den Androclus vor sich führen, fragte ihn, warum der wilde Löwe ihn allein verschont habe, und erfuhr folgende wirklich wunderbare und merkwürdige Geschichte: »Als mein Herr«, so erzählte der Sklave, »Prokonsul in Afrika war, ließ er mich ungerechterweise alle Tage prügeln. Deswegen ergriff ich die Flucht, lief in die Sandwüste und beschloß, wenn ich keine Nahrung fände, irgendwie den Tod zu suchen. Als nun die Mittagssonne glühend am Himmel stand, gewahrte ich eine entlegene Höhle, die ein gutes Versteck darbot, und verbarg mich darin. Nicht lange nachher kam auch dieser Löwe zur Höhle, aber einer seiner Füße war lahm und blutig; er stöhnte und knurrte vor Schmerz. Ich war vor Schreck fast tot; allein der Löwe kam sanft und freundlich zu mir, hielt mir den verwundeten Fuß hin und bat offenbar um Hilfe. Ich zog das große spitzige Holz aus der Wunde und reinigte sie. Der Löwe fühlte sich erleichtert, ließ seine Tatze in meiner Hand ruhen und legte sich zu mir. Von diesem Augenblick an habe ich volle drei Jahre mit dem Löwen in der Höhle gewohnt. Er brachte mir die besten Stücke von seiner Beute, die ich, da kein Feuer zur Verfügung stand, an der Sonne trocknete und aß*). Endlich bekam ich es satt das Leben eines wilden Tieres zu führen und verließ die Höhle, während der Löwe auf der Jagd war, wurde aber, wie ich drei Tage gegangen, von Soldaten aufgegriffen und aus Afrika nach Rom zu meinem Herrn geschafft. Der hat mich dann gleich dazu verurteilen lassen, daß ich von wilden Tieren zerrissen werden solle. Ich sehe aber, daß der Löwe, bald nachdem ich ihn verließ, ebenfalls gefangen worden ist und sich jetzt dankbar dafür zeigt, daß ich sein Arzt und Wohltäter gewesen bin.« Diese Aussage des Androclus schrieb man sogleich auf und ließ es beim Publikum zirkulieren. Alle baten nun für ihn: man ließ ihn gehen, amnestierte ihn und machte ihm den Löwen zum Geschenk. In der Folgezeit, fährt Apion fort, habe ich den Androclus oft gesehen, wie er mit seinem Löwen, den er nur an einem schwachen Riemen führte, in der Stadt an den Buden herumging; überall wurde ihm Geld gegeben, dem Löwen aber Blumen gestreut und alle Begegnenden sagten: Das ist der Löwe, der den Menschen bei sich wohnen ließ, das der Mensch, der dem Löwen ein Arzt war.

*) Bei Älian heißt es, er habe das Fleisch gebraten und sei nach drei Jahren davongelaufen, weil er infolge der Unreinlichkeit des Lebens in der Höhle von einer Art Krätze befallen worden sei.

Leider ist Apion ein Gewährsmann minderer Qualität, den schon Kaiser Tiberius wegen seines Renommierens die »Welttrommel« genannt hat; man wird daher bezweifeln dürfen, daß Apion selber gerade bei jener interessanten Vorstellung im Zirkus war; im Bericht Älians aber ist es gewiß übertrieben, daß der flüchtige Sklave drei Jahre lang mit dem Löwen in seiner Höhle hauste. Daß jedoch eine oder mehrere solche Erkennungsszenen zwischen Löwen und ihren Wohltätern bei den Tierspielen in Rom vorgekommen sind, ist an sich gewiß nicht unwahrscheinlich, und der sehr zuverlässige Seneca erzählt einen solchen Fall aus seinem Leben (de benef. II 19, 1): »Wir sahen zu, wie ein Löwe im Amphitheater in einem der Tierkämpfer (bestiarii) seinen einstigen Wärter (magister) erkannte und ihn gegen die Angriffe der andern wilden Tiere beschützte«[17b]. Dies ist auch in der Variante von »Androkles« bei Älian zu lesen, daß der Löwe nämlich einen Panther zerriß, der gegen seinen Wohltäter losgelassen worden war. Gemmenschneider, die ja das Genreartige liebten, haben den Fall des Androklos ausgenützt und ihn dargestellt, wie er eben dem Löwen den Dorn aus dem Fuße zieht. Diese Szene ist auch im illustrierten lateinischen Äsop des codex Vossianus (herausgeg. von Thiele, Taf. X) gemalt, andere Handschriften des neuen Phädrus oder Romulus geben auch die Erkennungsszene im Amphitheater wieder (Thiele S. 51). Noch zwei ähnliche Anekdoten von der Milde (clementia) des Löwen erzählt Plinius (VIII 56. 57): die eine soll ein gewisser Mentor aus Syrakus in Syrien, die andere ein Samier namens Elpis in Afrika erlebt haben.

In den römischen Tierhetzen spielte der Löwe weitaus die Hauptrolle. Solange diese grausamen Volksfeste überhaupt blüten, war es der größte Stolz des Spielgebers, wenn er den König der Tiere auftreten lassen konnte. Seit den afrikanischen Kriegen, wo die Römer mit der schönsten Rasse, den edeln, leider jetzt fast ausgerotteten Berberlöwen, bekannt wurden, sind besonders in Gätulien (Algier) und Mauretanien die Löwen in großer Zahl lebendig gefangen und nach Rom für die Schauspiele exportiert worden. Das erste sichere Datum ist das Jahr 186 v. Chr. Damals, bei den ersten Tierspielen, die überhaupt zu Rom gegeben wurden, hat M. Fulvius Nobilior, der Sieger im ätolischen Kriege, Löwen- und Pantherkämpfe im Zirkus veranstaltet. So erzählt uns Livius. Plinius allerdings behauptet (VIII 53), daß Q. Scävola, Konsul im J. 95 v. Chr., als Ädil der erste gewesen sei, der »mehrere Löwen zugleich habe kämpfen lassen«. Vielleicht daß damals zuerst einige Löwen gegeneinander losgelassen wurden. Die Löwenkämpfe im großen Stil beginnen mit

Sulla: er zuerst ließ 100 bemähnte, d. h. männliche Löwen auf einmal kämpfen, Pompeius 600, darunter 315 mit Mähnen, Cäsar als Diktator 400, Augustus einmal 200, Germanicus ebenso, Nero 300, Hadrian sehr oft je 100 Löwen oder 100 Löwinnen oder beide miteinander wie im J. 118 an seinem Geburtstag, Antoninus Pius, Marc Aurel, Commodus, Probus: alle gaben Spiele, wo je hundert oder noch mehr Löwen getötet wurden. Ganz zufällig ersehen wir aus einer Grabinschrift des sonst unbekannten Städtchens Sagalassos in Pisidien, daß dort zur Zeit der Römerherrschaft, im 4. Jahrh. n. Chr. Löwen in der Arena getötet wurden. Man kann daraus entnehmen, wie unzählig viele Löwen der Amphitheatermode zum Opfer gefallen sein müssen. Allmählich wurde das Tier sehr selten. So kam es, daß in der späteren Kaiserzeit das Töten und Einfangen geradezu verboten wurde. Erst a. 414 gestattete ein Edikt von Honorius und Theodosius wiederum das Töten, hingegen war es verboten, sie lebendig zu fangen, zu verkaufen und nach Italien zu bringen; die eigentliche Jagd war Privilegium des Kaisers.

In Rom angekommen, wurden sie auf der Schiffswerft (Navalia) in Käfige gesteckt und bis zur Zeit der Kampfspiele verwahrt. Künstler wie der Bildhauer Pasiteles fanden hier hinter den Käfiggittern Modelle für ihre oft meisterhaften Figuren.

Anfangs, als die Sache noch neu war, band man die Löwen im Zirkus an und ließ sie gegen andere Tiere, Bären, Panther, Stiere kämpfen. Sulla zuerst ließ sie frei laufen und stellte ihnen Menschen gegenüber. Den Anlaß gaben afrikanische Schleuderer, welche König Bocchus geschickt hatte, um mit den Löwen im Zirkus den Kampf aufzunehmen. Sehr beliebt war der Kampf zwischen Löwen und Bären: beide reizte man durch rote Tücher (mappa) zu sinnloser Wut; auch Panther und Stiere wurden gerne noch zugefügt. Auf Jagd- und Tierkampfszenen ist ein Gurt um die Mitte des Leibes oder auch die Begleitung eines Wärters der sicherste Wink, daß die Arena als Schauplatz gemeint ist. Der Leibgurt war oft schöngestickt und breit, die Mähnen der Löwen vergoldet (Sen. epi. 41, 6). Auf einen Löwen rechnete man gewöhnlich zwei »Jäger«, venatores. Normale Waffe war der Speer — so noch in der spätesten Zeit a. 506 auf einem Diptychon aus Elfenbein —; nur bestiarii, deren Tod man wollte, hatten bloß Peitschen als Waffe und als prekären Schutz drehbare Wände. Auf einer Spielmarke (Contorniat) der späteren Kaiserzeit sucht eine Frau durch einen Salto mortale dem anrennenden Löwen zu entkommen[18]. Jene mauretanischen Schleuderer des Bocchus waren eine große Ausnahme, ebenso die Bogenschützen, die ein römischer Kaiser im Amphitheater einmal gegen Löwen ver-

wendete. Auch schild- und speerbewaffnete Streiter traten auf. Man war äußerst erfinderisch in neuen Variationen der beliebten Löwenkämpfe. Viele christliche Märtyrer sind wie Adrianus in der Arena zerrissen worden und im Katakombenbild von Daniel in der Löwengrube darf man gewiß eine Anspielung erblicken auf das römische Amphitheater und auf die Glaubenszeugen, die gleich dem alttestamentlichen Propheten in diese faktische Löwengrube hineingeworfen wurden.

Auf der andern Seite gab es selbst in den höchsten Kreisen Enthusiasten für den Löwensport, die alle und jede Rücksicht beiseite ließen. Kam es doch vor, daß ein »Konsul des römischen Volkes die purpurverbrämte Toga ablegte, den Fechthandschuh (manica) anzog und vor den Augen des römischen Volkes einen Löwen durchbohrte«. Es ist für Fronto, der dies erzählt (p. 82 N.), ein schwacher Trost, daß der würdelose Konsul von den Zensoren zur Rechenschaft gezogen wurde.

Den Tod eines Löwen im Amphitheater hat Silius Italicus trefflich geschildert als Gleichnis für das tragische Sterben des Ämilius Paulus in der Unglücksschlacht bei Cannae. »Viele Lanzen hat er schon abgeschüttelt, bis endlich ihm eine mitten durch die Brust fährt. Da steht das gewaltige Tier ohnmächtig gegen den Speer und zitternd mitten in der Arena; aus Maul und Nase strömt das Blut in hellen Wogen über die Mähne, von Zeit zu Zeit hört man ein mattes ersterbendes Brüllen und aus dem weitgeöffneten Rachen sieht man ihn blutigen Schaum ausspeien«.

Das Gros der Löwen, welche die Schaulust des römischen Volkes verbrauchte, kam aus Afrika, die Minderzahl aus Asien. In Europa war der Löwe zur historischen Zeit nicht verbreitet. Nur ausnahmsweise fand er sich im südlichen Balkan; hiefür liegt eine Hauptnotiz vor beim Vater der Geschichtschreibung (VII 124—126). Als nämlich Xerxes in Mazedonien durch die Landschaft Mygdonia nach Therma zog, fielen Löwen seine Lastkamele an. Sie kamen nachts aus ihren Schlupfwinkeln und taten außer den Kamelen keinem Vieh, auch keinem Menschen ein Leid an, was allerdings wunderbar ist, da sie früher keine Kamele gesehen und keine gefressen hatten. Es gibt in dieser Gegend viele Löwen, sagt Herodot; ihre Grenze ist der Fluß Nestos, welcher Abdera [19] durchfließt, und der Acheloos, der durch Akarnanien strömt. Außerdem findet man im ganzen östlichen Europa keine.

Dieselbe Notiz kehrt zweimal wieder bei Aristoteles (h. a. VI 31, VIII 28), daß nämlich in Europa bloß zwischen den Flüssen Acheloos und Nessos (= Nestos) Löwen gefunden werden. Es wird aber an der

ersten Stelle von Aristoteles bemerkt, daß die Löwen überhaupt selten seien, während Herodot die Häufigkeit der Löwen in Mazedonien für seine Zeit hervorhebt. Offenbar aus anderer Quelle stammt die Nachricht von thessalischen Löwen, die wir zuerst bei Pausanias, in der hadrianisch-antoninischen Zeit, dann bei Chrysostomos und Themistios lesen. Letztere zwei Redner beklagen das Verschwinden des romantischen Tieres aus Thessalien, Pausanias aber erzählt die Legende vom thessalischen Pankratiasten Pulydamas, der, um als zweiter Herakles zu erscheinen, etwa ums Jahr 404 v. Chr. im Olymposgebirge ohne Waffen einen Löwen überwältigt haben sollte.

Plinius (n. h. VIII 45) wiederholt, was er bei Aristoteles, und Älian (n. a. XVIII 36), was er bei Herodot gelesen hat.

Das mazedonische Goldgebirge Pangaios und das Land »am Kittos oberhalb Mazedoniens«, sowie der Pindos werden u. a. von Xenophon (cyn. 11, 1) erwähnt als Stätten, wo man Löwen, Pardel, Luchse, Panther, Bären und andere exotische wilde Tiere fangen könne. Er sagt ausdrücklich: man fängt sie in fremden Landen (ἐν ξέναις χώραις). So allgemein diese Notiz leider gehalten ist, ergibt sich doch daraus, daß im 4. Jahrh. v. Chr. in Hellas Löwen so wenig vorgekommen sind als Pardel, Luchse, Panther und Bären, wahrscheinlich jedoch in Mazedonien und Thrazien: denn dafür sprechen die Namen Pangaios, Pindos und Kittos. Somit haben wir genug Zeugnisse dafür, daß der Löwe im fünften und vierten Jahrhundert tatsächlich in Mazedonien und zwar anfangs noch in ziemlicher Häufigkeit angetroffen wurde, und wir können uns leicht vorstellen, daß, wenn auch zu Aristoteles Zeit sich ihre Zahl schon sehr vermindert hatte, dieser Gelehrte doch in die Lage gekommen ist, auffallend richtige Beobachtungen selbst an ganz kleinen Löwenjungen anzustellen, z. B. über ihre winzige Gestalt bei der Geburt, das Wechseln der Zähne, daß sie erst nach zwei Monaten kaum ordentlich laufen können usw. Sicher eine Flüchtigkeit dagegen ist es bei dem 450 Jahre späteren Pausanias, wenn er sich ausdrückt, als ob zu seiner Zeit noch Löwen am Nestosflusse gehaust hätten; er hat diese Notiz offenbar sorglos seiner viel älteren Quelle entnommen, ohne die Verschiedenheit der Zeit zu beachten.

Die herrlichen homerischen Gleichnisse aus dem Löwenleben beweisen natürlich nur die Existenz des Tieres in Kleinasien. Hätte der Löwe in der mykenischen Periode in Hellas, Kreta oder Italien gelebt, so müßte er auch dem obersten Gott als Attribut gegeben worden sein, wie er in Kleinasien der großen Göttermutter, in Syrien dem Juppiter Dolichenus, in Persien dem Mithra, in Libyen dem Zeus Ammon heilig war. Denn in allen Religionen mit plasti-

schen Gestalten ist er als das imponierendste sämtlicher Tiere ein Attribut des Königs oder der Königin der Götter geworden. Wo andere Tiere seine Stelle einnehmen, hat man den sicheren Beleg, daß er überhaupt in der Fauna gefehlt hat. Nur in vorsintflutlichen Epochen hauste der gewaltige Höhlenlöwe beinahe in ganz Europa.

Fig. 8. Mykenischer Löwendolch.

Die Sagen vom nemeischen, kithäronischen und helikonischen Löwen können für die Ausbreitung des Tieres in Argolis und Böotien nicht verwertet werden, sie gehören in die Symbolik und Mythologie; ebenso wenig läßt sich durch die Kunstwerke beweisen; vielmehr geht aus manchen charakteristischen Zügen hervor, daß die Löwenmotive der mykenischen Periode nicht in Hellas selbst entstanden, sondern aus Ägypten oder Asien importiert sind. So ist z. B. die vorzügliche Löwenjagd auf einer mykenischen Dolchklinge aus Bronze (Fig. 8) durch Papyrusstauden und die Kleidung der Jäger deutlich als ägyptische Erfindung charakterisiert, wenn sie auch wegen der spezifisch unägyptischen Ovalschilde außerhalb Ägyptens gearbeitet worden sein mag. Man sieht fünf Männer kämpfen gegen drei Löwen. Zwei Löwen rennen davon; der dritte, wie es scheint, von einem Geschoß verwundet, wehrt sich gegen die mit Schild und Spieß und Pfeil und Bogen bewaffneten Jäger. Das Ganze ist ein lebensvolles Bild. Dem Stile nach zu vergleichen sind die Stierfangbilder von Vaphio Fig. 122 und 123.

Außer Mazedonien und der thessalischen Nordgrenze und außer der Zeit von 480 bis etwa 300 sind also die Löwen für Europa nicht beglaubigt. Vermutlich sind somit jene sporadischen europäischen Löwen Herodots, die durch ihre absonderliche Vorliebe für Kamelfleisch ihre

syrisch-arabische Herkunft deutlich verraten[20], nichts anderes gewesen als Abkömmlinge von etlichen Exemplaren, die zur Zeit der ersten Eroberungen der Perser in dieser Landschaft, als sie unter Megabazos die Völker links vom Strymon und den König von Mazedonien Amyntas zur Unterwerfung zwangen, vielleicht dreißig Jahre vor jenem Durchmarsch des Xerxes in diese Gegend verschlagen wurden. Sie mögen beutelustig dem ungeheuren Troß des Perserheeres gefolgt sein und sich dann in den wilden schluchtenreichen thrakischen Gebirgen eingenistet und ungestört fortgepflanzt haben, bis sie durch den Überfall auf die Kamele des Xerxes eine gewisse historische Bedeutung erhielten. Mehrere Gelehrte, wie Sundevall, haben die ganze Erzählung Herodots für eine Fabel erklärt; mir scheint sie glaubwürdig; sie wird auch ein wenig unterstützt durch eine Stelle Diodors (III 43): In Arabien am roten Meere, sagt er, machen eine Menge Löwen, Wölfe und Panther Jagd auf die dortigen Herden von wilden Kamelen, Hirschen und Gazellen. Diodor hebt auch die Stärke und Menge der arabischen Löwen hervor. Reliefs der dritten Periode assyrischer Kunst (667 bis 640 v. Chr.) entwerfen uns das Bild einer großartigen Löwenjagd in einem Flusse (abgeb. bei Rawlinson I 447). Nach alteinheimischen Quellen hausten die Löwen besonders im Süden der Halbinsel, in Yemen, und im Nordosten in den schilfreichen Ebenen am Euphrat. Kaiser Decius soll sogar aus Afrika Löwen beiderlei Geschlechtes in jene Gegend — von Arabien und Palästina bis Circesium — geschickt haben, um die Sarazenen zu schädigen, die dort ihre Viehherden hatten[21]. In Yemen, Arabia felix, werden vom arabischen Geographen Jâqût drei bestimmte Bezirke als die löwenreichsten bezeichnet. Schon die ältesten arabischen Eigennamen sind mit dem Wort für Löwe ʿanbasuⁿ zusammengesetzt. ʿAnbasa heißt eigentlich Stirnrunzler. Drei arabische Schriftsteller schrieben Bücher über die vielen »Namen des Löwen«. Sie brachten 6—700 Namen zusammen, z. B. um die eigentümlicheren auszuwählen: »der breitstehende Einsame, der Schweifwerfende, der mit übereinandergeschlagenen Tatzen Daliegende, der Ohrengestutzte, der bodenscharrend Brüllende, der Staubscharrer, Leisetreter, Mondscheinwandler, Röhrichtbewohner, Menschenverächter, Edelgeborene, im Hinterhalt Liegende, der Einsiedler, der Alte, der Greis[22].

In Babylonien, Assyrien, Persien, Indien war der Löwe seit den ältesten Zeiten zu Hause. Riesengroße, schwarzmähnige gab es (nach Älian) in Indien, besonders in den Dschungeln[23], ihr ältester Name war sinha d. i. Schnauber, Beschnupperer. Von Löwenjagden am Euphrat schreibt Oppian. Hyrkanische Löwen erwähnt Statius, armenische Seneca und Älian. Für Syrien

und Palästina ist der Löwe durch die Bibel, durch Knochen, die man im Jordan fand, und durch eine Unzahl griechischer und hettitischer Kunstdenkmäler in Nordsyrien beglaubigt[24]. Plinius berichtet von schwarzen Löwen in Syrien, womit wohl solche mit schwarzer Mähne und Schwanzquaste gemeint sind, wie sie gelegentlich überall vorkommen. Für Kleinasien haben wir als Belege die Ilias, Semonides, die Inschrift von Sagalassos in Pisidien, die Zuteilung an Kybele, die Herrin der phrygischen Waldgebirge usw. Der englische Reisende Fellows (Tagebuch 145) berichtet über das Theater von Aizani in Nordphrygien, daß ein prachtvoller Fries in Basrelief »Löwen in allen Stellungen mit Bäumen im Hintergrund« um das Gebäude herumgezogen sei. Man wird beim Schöpfer dieses Kunstwerkes gewiß Naturanschauung voraussetzen dürfen.

Weit mehr Löwen aber gab es in Afrika. Älian berichtet, daß das Volk der Nomäer (Nomaden, Numidier?) von den Löwen gänzlich vertilgt worden sei. Jedenfalls war zur Zeit der Karthager und im Anfang der römischen Herrschaft das Tier dort sehr gemein. Nach Polybios (XII 3) war Libyen voller Löwen. Derselbe Autor, der im Gefolge des Scipio Ämilianus dieses Land kennen lernte, erzählt, daß damals afrikanische Städte von den Löwen geradezu belagert worden seien. Aus diesem Grunde habe man, wie er selbst sah, Löwen ans Kreuz geschlagen, um die übrigen durch die Furcht vor einer ähnlichen Strafe vom Eindringen in die Städte abzuschrecken. Dem entspricht, was in jüngster Zeit im Daily Express aus Blantyre in Mittelafrika berichtet wurde (Mai 1906): »Ein ganzes Rudel hungriger Löwen kam an die ‚Stadt' Chorumo heran — mindestens 15 oder 20 Stück. Es war schon dunkel geworden, als sie zunächst zwei Eingeborene überfielen, die außerhalb der eigentlichen Stadt auf einem Wege gingen. Sie töteten einen, der andere entkam und lief nach dem Regierungsgebäude. Der dort aufgestellte Posten wollte die Geschichte nicht glauben, die der Schwarze erzählte; allein während sie noch miteinander sprachen, kamen schon die durch das Blut des bereits getöteten Mannes noch wilder gewordenen Löwen die Hauptstraße entlang. Sie rissen drei Mann, die zu der Wache gehörten, nieder, ehe diese nur ihre Gewehre fassen konnten, und der Eingeborene, der zuerst entkommen war, wurde ebenfalls von ihnen zerrissen. Ein vierter Schwarzer, der in einen der inneren Räume zu entfliehen suchte, wurde von zwei Löwen verfolgt und dann von diesen zerrissen. Vor einer in der Nähe stehenden Hütte spielte ein Kind, das von einem Löwen mit der Tatze erschlagen wurde, und als die verzweifelte Mutter herausstürzte, wurde auch diese getötet. Später fielen noch drei andere Schwarze den Löwen

zum Opfer. Außerdem töteten die Tiere eine große Anzahl Ziegen und anderes Vieh und liefen dann noch lange in den Straßen der Stadt herum, während sich die Leute in ihren Hütten verschanzt hatten. Einige Eingeborene flüchteten sich in ihre Boote und ruderten den Fluß hinunter und blieben während der Nacht auf dem Wasser. Chorumo liegt dicht bei der sogenannten Elephant Marsh Reserve, in der sich im vorigen Jahr noch ungefähr 50 Elefanten befanden.«

Älian berichtet, der libysche Löwe verstehe die Sprache der Eingeborenen und lasse sich von den Weibern fortjagen, die ihn mit Beschimpfungen überhäufen, wenn er nach einer schlechten Jagd sich den Wohnungen nähere. Der gleiche Glaube findet sich noch heute in Afrika (Tissot, exploration scientifique de la Tunisie I 377ff.). Die Eingeborenen schreiben ihm einen ganz menschlichen Verstand zu; sie sind überzeugt, daß man ihn einschüchtern kann, indem man fest auf ihn einredet und ihm droht. Auf den Basreliefs von Tiout ist eine Löwenjagd in der kindisch rohen, aber charakteristischen Weise der alten libyschen Kunst dargestellt: ganz kleine Männlein bekämpfen mit Pfeil und Bogen einen riesigen Löwen, der in eine Viehherde eingedrungen zu sein scheint. Auf den Münzen Mauretaniens figuriert der Löwe als ein Attribut Afrikas. Die römischen Dichter reden von gätulischen, punischen, maurischen, numidischen, marmarischen, nasamonischen Löwen; die kyrenäischen, die Battos mit apollinischen Bannsprüchen von der Stätte des späteren Kyrene (Tripolis) vertrieben habe, hat Pindar erwähnt.

Fig. 9. Sennârlöwe, ägyptisch.

Die ägyptischen, zur Sennârrasse gehörig, hatten schwache Mähnen. Wir geben hier die Szene aus dem Grabe Ptah-Hoteps, wo ein starker mähnenloser Löwe ein Rind von vorn angefallen hat (Dümichen, Resultate Taf. VIII): Fig. 9. In den ältesten Gräbern sehen wir den Löwen, wie er unter den gewöhnlichen Tieren der

Hügel gejagt wird (Birch zu Wilkinson[2] III 293). Ja noch zur Zeit der höchsten Blüte des ägyptischen Reiches müssen sie daselbst existiert haben; wahrscheinlich hegte man sie für die Könige, die, wie Amenophis III., zum Teil großes Vergnügen an der Löwenjagd fanden (Wiedemann, ägypt. Gesch. I 14).

Aber auch als heilige Wesen hegte man sie da und dort, besonders zu Leontopolis (Älian): da bekamen sie ausgesuchte Kost und geräumige Wohnung und während sie schmausten, sang man ihnen vor. Zur Nahrung gab man ihnen Kälber und andere lebende Tiere, die sie zerreißen durften. Mumien hat man keine gefunden.

Die Löwenjagd galt schon im grauesten Altertum und überall, wo das edle Wild sich fand, für den königlichsten Sport unter allen. Hundertzwanzig Löwen erlegt zu haben rühmt sich Tiglat-Pileser, und Darius (Hystaspis?) führte in seinem Siegelzylinder eine Löwenjagd (Delitzsch, Babel-Bibel I, Fig. 7) (Fig. 10). Schon die sagenhafte Königin Semiramis, die Tochter der Göttin Derketo, und ihr Sohn Ninos waren am Königspalast zu Babylon Panther und Löwen jagend dargestellt (Diod.), und heute noch können wir in London und Paris herrliche assyrische Reliefs, zum Teil des besten Stiles, anstaunen, die uns die Löwenjagden assyrischer Monarchen aus der Dynastie der Sardanapale (Assurbanipal) vor die Augen zaubern. Wir sehen eine Reihe von Szenen in großer Abwechslung, von dem Moment an, wo der Löwe, herausgelassen aus dem provisorischen Holzkäfig (Fig. 11), majestätischen Schrittes brüllend den Jägern entgegenschreitet, bis zum tragischen Abschluß, wo sie den getöteten König der Tiere vor die Füße des assyrischen Herrschers schleppen. Den Mittelpunkt dieser Szenen bildet der König, der von seinem dreispännigen Wagen aus mit Pfeilen nach den Tieren schießt (Fig. 12a = Titelbild). Auf diesem Bilde beachte man den sogenannten Schwanzstachel des Löwen, der auch von griechischen Künstlern, wie den Vasenmalern Klitias und Ergotimos nicht vergessen wurde. Nach der glücklichen Jagd im Paradeisos spendet der Monarch ein feierliches Trankopfer über vier zur Strecke gebrachte Löwen (Fig. 12c). Hunde wurden in Assyrien nicht verwendet. Man wird an die Siegesbulletins Napoleons I. erinnert, wenn man in einer Inschrift Sardanapals V. (7. Jahrh. v. Chr.) aus Niniveh liest, daß er zu Fuß auf einen ge-

Fig. 10. Siegel des Darius: Löwenjagd.

waltigen Löwen der Wüste losgegangen sei, ihn bei den Ohren gefaßt und mit der Lanze eigenhändig durchbohrt habe[25] unter dem Beistande Assurs und Istars, der Herrin der Schlachten: gerade wie auf den Kujundschiker Reliefs der grimmig aufgerichtete Löwe am Schweife gepackt oder auf dem Boden liegend und brüllend mit der Peitsche bedroht wird (Fig. 12 b).

Die mesopotamische Mode wurde nachgeahmt am Nil, wie uns ein schönes Bild von Medinet-Abu beweist, wo inmitten von Schilf- und Papyrusbüschen ein Löwe vom König Ramses III. gejagt wird: der König sitzt im Wagen und schießt mit langen Pfeilen[26]; dazu

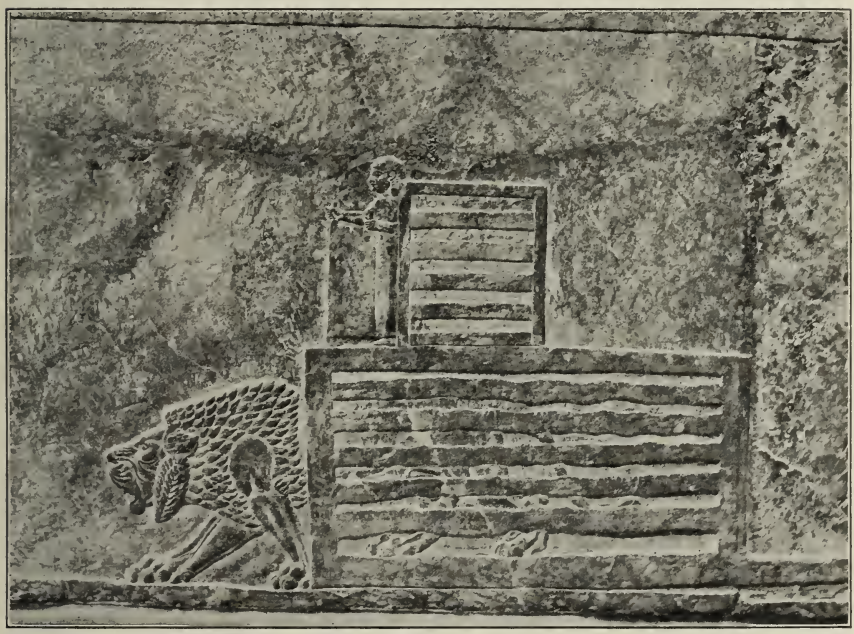


Fig. 11. Der Löwe wird herausgelassen, um vom König erlegt zu werden. (Kujundschik.)

kommt ein sogenannter Hochzeitsscarabäus, auf dem man liest, daß ein König der XVIII. Dynastie 110 Löwen mit eigener Hand erlegt habe. Man versteht nun auch, wozu die Löwen dienten, die von unterworfenen oder Freundschaft heischenden Äthiopiern in Käfigen herbeigebracht wurden. Aus Ägypten kamen derlei Bilder auch nach Kleinasien und Nordsyrien und ins europäische Griechenland. Schon oben S. 36 sahen wir jenen schönen mykenischen Dolch, auf dem ägyptisch gekleidete Jäger, vier mit Lanzen, einer mit Pfeil und Bogen der Löwenjagd obliegen. Auch hier fehlen die Hunde, die bloß in Indien von solcher Stärke und Größe gezüchtet wurden, daß sie sich gerne an Löwen wagten.

Fig. 12b und c. Löwenjagdreliefs aus Kujundschik.

Auch die Hettiten haben die ägyptische Löwenjagd kopiert. Das Relief von Saktsche-Gözü zeigt zwei Männer zu Fuß, die einen Löwen mit Stoßlanzen bedrängen, hinter ihnen zwei Jäger auf einem rossebespannten Wagen: der eine hält die vier Leitseile, der andere schießt einen Pfeil ab. Über ihnen erblickt man die geflügelte Scheibe, das Königszeichen der Ägypter.

Der persische Löwensport imponierte auch Alexander und seinen Generalen. Alexanders Kampf mit einem Riesenlöwen in einem Paradeisos in Baktrien wird von Curtius (VIII 1, 14) geschildert. Als Hauptheld im Löwenkampfe aber geberdet sich Lysimachos, der gleichfalls nach Curtius (VIII 1, 15) einen kolossalen Löwen auf der Jagd, und zwar in Syrien, erlegte: er ließ auf alle seine Münzen das Bild eines Löwen schlagen. Die Legende machte aus ihm einen zweiten Simson. Alexander, erzählt Justinus, befahl einmal im Jähzorn den bisherigen Freund dem wildesten Löwen vorzuwerfen. Der stürzte auf Lysimachos los; dieser aber umwickelte seinen rechten Arm mit dem Mantel und fuhr dem Löwen in den geöffneten Rachen, packte mit der Hand seine Zunge (!) und erwürgte ihn. Als Herr von Kleinasien diesseits des Tauros war es jedenfalls für ihn leicht, in irgend einer Form dem Löwensport zu huldigen, alles übrige ist vielleicht Erfindung, angelehnt an den Mythus von Herakles oder Achilleus, mit denen ihn Schmeichler verglichen haben werden. Die Heroenzeit war nämlich ganz angefüllt von Löwenjagd und Löwenkampf. Außer Herakles, der den nemeischen, und Alkathoos, der den kithäronischen Löwen erlegte, war es vornehmlich Achill, den man als Löwenjäger pries. Schon als sechsjähriger Junge jagte er nach Pindar Löwen, und bereits als kleines Knäblein hatte ihn sein Pflegvater, der Kentaur Cheiron, auf seinem Pferderücken zur Löwenjagd mitgenommen und ihn mit Löwenmark und -eingeweiden genährt. Überhaupt liebten die fabelhaften Kentauren leidenschaftlich die Löwenjagd; auf späteren Kunstwerken ist dies ein sehr häufiges Motiv; einmal ist auch der Kentaur der Verfolgte: der Freche hat einer Löwin ihre Jungen geraubt und sucht vor der wütenden Mutter sein Heil in der Flucht. Auch die gewaltigste Jägerin der Heroenzeit, Meleagers Braut Atalante, zieht (auf einem Mosaikbilde) hoch zu Roß mit Pfeil und Bogen auf die Löwenjagd.

Die Tradition persischer und hellenischer Könige ward aufgenommen von den römischen Cäsaren und ihren Rivalen, den Sassaniden. Seit Trajan ist es Mode der Kaiser, auf Münzen und Edelsteinen als Löwenjäger zu posieren. Wir haben solche Bilder von Trajan, Hadrian, Marc Aurel, Commodus, Caracalla, Alexander Severus, Gordianus (98—238); und noch a. 414 ward von Honorius und Theo-

dosius die Jagd auf Löwen ausdrücklich als persönliches kaiserliches Monopol erklärt.

Wenn man das Tier töten wollte, hielt man gewöhnlich ein Treibjagen mit vielen Hunden, die es in die aufgespannten Netze hetzen sollten. Drei Netzwächter (λινόπται) braucht man für den Löwen — so lehrt Oppian — für den Bären nur zwei. Ist der Löwe angeschossen, so kann er sehr gefährlich sein. Unter den Jagdhunden richtet er oft große Verheerung an. Man ersieht aus dieser Schilderung des syrischen Lehrdichters, daß man bei der gewöhnlichen Löwenjagd in Vorderasien im dritten Jahrhundert n. Chr. keinen Anstand nahm, Hunde zu verwenden.

Der eigentliche Löwensport war zu Pferd, unter Umständen sogar auf Elefanten. Bei dieser Einzeljagd schoß man mit dem Wurfspeer oder mit sehr langen Pfeilen. Nicht bloß die vornehmen Römer, auch die hunnisch-sarmatischen Bogenschützen liebten solches Waidwerk. Assyrische und ägyptische Könige betrieben es, wie wir sahen, vom Jagdwagen aus. Auch mit dem Beile, namentlich dem Doppelbeil, wie es die Amazonen trugen, ging man auf den Löwen los, doch kaum anders als in der Arena.

Sehr unritterlich war das Fangen des Wüstenkönigs in den Fallgruben, wo ein Zicklein oder ähnliches Tier angebunden war, um durch Meckern und Blöken nach der fernen Mutter den Arglosen ins Verderben zu locken. War er einmal in der Grube, so wartete man ruhig bis er erschöpft war, dann band man ihn und steckte ihn in einen Käfig und versah mit der vielbegehrten Beute eines der zahlreichen Amphitheater. Eine kuriose Erfindung war die Manier der Massylier in Nordafrika, den Löwen durch Überwerfen weiter Tücher (laxarum vestium) zu überwältigen. Nicht weniger kurios ist die von Oppian erzählte Jagdweise der Äthiopier. Sie kleiden sich in einen dicken Wollharnisch und bedecken das Haupt mit einem Helm, so daß nur Mund, Nase und Augen sichtbar sind; mit undurchdringlichen Schilden bewehrt, kriecht eine ganze Schar auf allen Vieren an die Höhle des Löwen heran und reizt ihn auf alle Weise. Rasend vor Wut stürzt sich das Tier bald auf diesen, bald auf jenen Neger, ohne etwas auszurichten, bis endlich seine Kräfte schwinden; dann wird es rasch gefesselt und fortgeschleppt.

Das Fleisch des erlegten Löwen wurde natürlich nicht gegessen, eher vielleicht noch seine Exkremente, die wenigstens a. 1561 noch als Heilmittel in der herzoglichen Hofapotheke zu Stuttgart feilgehalten wurden und zwar die von Männchen und Weibchen der in Tübingen lebenden Exemplare je in besonderer Schachtel! Wer sich mit Löwenfett einrieb, den flohen angeblich alle wilden Tiere (Plin.).

Hochgeschätzt war das Löwenfell, die willkommenste Trophäe der gewaltigsten Nimrode, schon in den Tagen des Mythus, so des Herakles und der Kentauren. Auch Bacchus, Apollo und Amor schmücken sich damit. In historischer Zeit war es Kaiser Commodus, der als zweiter Herakles mit Keule und Löwenhaut einherstolzierte. Prächtig gemacht ist das wie Porzellan herausgearbeitete Löwenfell der Commodusbüste im Konservatorenpalaste zu Rom (nr. 574). Natürlich lachte man darüber, wenn auch nicht so offen, wie über die bürgerlichen eiteln Sonderlinge, den Stutzer Kallias von Athen, den Philosophen Dion von Prusium u. a., die sich gleichfalls mit dem Löwenbalg drapierten. Den riesigen Kentauren genügte ein einziger Löwe nicht, Phaeocomes bei Ovid hat sich sechs Felle zusammennähen lassen. Auch Omphale sehen wir öfters mit einem Löwenfell geschmückt. Ihr weibisch gewordener Geliebter sitzt inzwischen ohne Löwenfell da und plagt sich am Spinnrocken. Übrigens war große Mannigfaltigkeit in der Verwendung. Wir erblicken es als Bauchschurz (archaisch), als Schabrake, als Rock mitten auf dem Leibe zusammengeknüpft (etruskisch), als Lagerstatt, unter Umständen als Bett und Mantel zugleich. Silius Italicus (VII 288 ff.) schildert Hannibal, wie er auf seinem Pelz im Zelte liegend, vergeblich den Schlummer sucht, von Sorgen gequält aufspringt, das gelbe Löwenfell umwirft und zum Zelt seines Bruders wandelt. Besonders der Skalp, bisweilen mit Mähnenteil, oft ohne Unterkiefer, war sehr begehrt als kriegerischer Kopfschmuck. Selbst Athene setzt sich solch einen Helm aufs Haupt. Nach dem Tarife Diocletians war der Preis eines rohen Felles etwa 1000 Denare, zubereitet kostete es 1250. Es gehörte zu den wichtigen Handelsartikeln. — Als Weihgeschenk für Pan wird es an einer Pinie aufgehängt zugleich mit dem Wurfspeer, der dem glücklichen Jäger gedient hatte, in einem Epigramm der griechischen Anthologie (VI 57). Dem Leben abgelauscht ist die hübsche Schilderung beim römischen Epiker Statius (Th. IX 189—195): Endlich ist die maurische Landschaft erlöst von dem schrecklichen Alp; tot ist der Leu, und herbei strömt das Landvolk und feiert ein Freudenfest. Man zupft an der Mähne, reißt den ungeheuren Rachen auf, zieht das Fell ab und nagelt es über einem Giebel fest oder hängt es als Trophäe (gloria) im uralten Haine auf.

Hiemit haben wir das religiöse Gebiet berührt, dessen Betrachtung wir uns jetzt widmen wollen. Es hängt in seinen urältesten Anfängen mit der astronomischen Bedeutung des Löwen aufs innigste zusammen.

»Im Löwen glüht die Sonne« sagt Seneca. Wenn die Sonne in das Zeichen des Löwen tritt, in der Sommerwende, haben wir die

größte Hitze des ganzen Jahres. Oder, drehen wir die Sache um: in dem Punkte des Tierkreises, wo die Sommersonnenwende sich vollzieht, haben die babylonischen Astrologen vor tausenden von Jahren den König ihrer Thierwelt, den feurigen, reißenden Löwen am Himmel wiedergefunden. Die Sterngruppe wurde Löwe getauft, wenn auch die Konturen nicht auffällig stimmten; vielleicht meinte man ursprünglich bloß den einzelnen glänzendsten Stern. Buttmann wollte mit großer Bestimmtheit einen liegenden Löwen erkennen, aber auf den antiken Zodiaken und Planisphärien sehen wir ihn stets laufen oder springen. Das paßt auch besser: mag er nun gerade vom Riesen Orion gejagt werden, oder, wie es Hercules in seinem Wahnsinnstraum beim Tragiker Seneca sich ausmalt, in gewaltigem Sprunge über alle minderwertigen, zwischenlagernden Tiere weg auf den einzigen ebenbürtigen Gegner im Tierkreis sich stürzen, den Stier. Wer unter dem Löwen geboren ist, sagt Manilius, liebt die Pfosten seines Hauses mit Fellen und anderer Jagdbeute zu schmücken, oder er wird Metzger und behängt seine Bude mit lockenden Braten. Es sind treuherzige Naturen, rasch entzündet und ebenso leicht zu versöhnen. Andere werden den Stern auch auf kriegerische Tugend gedeutet haben, worauf Manilius gleichfalls anspielt; denn er sagt: der Löwe liebe immer neue Kämpfe und lebe von Beute.

Am Grabmal des Königs Antiochus I. von Kommagene, zu Nemrud-Dagh, aus dem ersten Jahrhundert v. Chr., erblicken wir in Relief einen sternbedeckten Löwen; auch der flache Hintergrund enthält mehrere Sterne und auf der Brust des Tieres ist eine Mondsichel, zum Zeichen, daß wir den nächtlichen Himmel vor uns haben. Eine griechische Inschrift erklärt dem Betrachter, daß die wunderbare Stellung der Sterne in der Geburtsstunde des Königs gemeint sei. Mars, Mercur und Juppiter seien dazumal im Bilde des Löwen gestanden. Blutgierig streckt der Leu die Zunge gegen den Beschauer heraus und hat im Unterschied vom heutigen wirklichen Löwen des syrischen Landes eine sehr bedeutende Mähne (Humann-Puchstein, Reisen in Kleinasien und Nordsyrien Taf. 40).

Siderischen Ursprungs ist auch in der Offenbarung Johannis jene Vorstellung von den vier Cherubim als den vier großen Trägern des göttlichen Thronwagens, mit Menschen-, Löwen-, Stier- und Adlergesichtern, die den vier Seiten des Himmels zugewendet sind. Sie hat ihren Ausgang genommen vom babylonischen zwölfteiligen Tierkreis am Himmel, und zwar von vier seiner Hauptstücke, den Quartalsternbildern (Zimmern, Keilinschriften und Bibel 48). Der Tierkreislöwe ist es auch, den der Sonnengott Herakles-Simson erwürgt. Etymologisch bedeuten ja beide Namen die Sonne: Herakles vom semi-

tischen rākal wandern, Simson von shemesh Sonne[27]. Es war das erste Abenteuer, das Herakles bestehen mußte, jene Tötung des nemeischen Löwen. Er erhielt dadurch das unverwundbare Fell, ohne das die späteren Siege unmöglich gewesen wären. Wenn auch andere Orte sich rühmten, den Löwen besessen zu haben, den der größte der hellenischen Heroen bezwang, z. B. Lesbos und Böotien, verstand man doch unter dem herakleischen Löwen niemals einen anderen als den von Nemea und Argolis. Die Gottheit, die zum Beweis ihrer Macht allerlei Tiere, besonders aber Löwen würgt, ist ein babylonisch-assyrisches Motiv, und daher der orientalische Ursprung des ganzen Mythus unbestreitbar. Dies beweist vor allem jener berühmte assyrische Herakles mit dem Löwen im Arme am Palaste zu Chorsabad*). Die Sage muß aber früh in Liedern von den zwölf Taten des Herakles auf Nemea fixiert worden sein, und man zeigte im Tretosgebirge die Höhle, wo der aus dem Mond gefallene riesige Leu einst gehaust und die Umgegend schrecklich heimgesucht haben sollte. Der Zugang war lang und so schmal, daß nur ein einzelner Mensch hindurchzuschlüpfen vermochte. Herakles zerrte den Löwen heraus, und da er ihn nicht verwunden konnte, griff er zum Erdrosseln, nach anderer Sage schlug er ihn mit der Keule tot. Ersteres aber war die ursprüngliche Fassung: so wird das Abenteuer im Bilde regelmäßig dargestellt, z. B. schon am amykläischen Throne des Apollo, nicht eben weit von Nemea, und auf sehr alten Münzen von Salamis auf Cypern. Das Ringen eines Mannes, etwa des Perserkönigs, mit einem gegen ihn aufgerichteten Löwen begegnet nicht selten auf cyprischen, persischen und anderen vorderasiatischen Denkmälern. In Lykien ist an die Stelle des Herakles Bellerophon als Erleger des Löwen getreten. Auch die christliche Kunst hat das alte Thema übernommen, Herakles wurde dann auf Christus gedeutet, der nemeische Löwe aber auf die ganze böse sündhafte Welt samt Tod und Teufel.

Das Sternbild ist es auch, dem man die unzähligen wasserspeienden Löwenrachen verdankt, weil nämlich dann, wenn die Sonne im Zeichen des Löwen verweilte — 20. Juli — der Nil mit besonderer Heftigkeit anzuschwellen pflegte. Die Figur des geöffneten Löwenrachens paßt an sich ja vorzüglich zu einer Brunnenmündung, zum Ausguß von Dachrinnen oder zur Verzierung einer Quelle. So ist denn das Motiv über die ganze hellenisch-römische Welt verbreitet; zu Athen, Ephesus, Olympia, Agrigent und an unzähligen anderen

*) Über den löwenwürgenden assyrisch-phönikischen Herakles und seine etruskischen Variationen s. archäol. Zeit. 1877, 111, 112 und Curtius, Wappengebrauch und -stil.

Orten findet man Löwenköpfe als Brunnenmündungen oder Regenwassertraufen. Auf einem hübschen pompejanischen Wandbilde speien nicht weniger als fünf Löwenköpfe Wasser in einen Brunnen, und die Vasenmaler wollen durch einen Löwenrachen regelmäßig eine Brunnenszene andeuten, auch wenn sie das Wasser weglassen. Heilquellen ließ man gerne aus kolossalen Löwenmäulern ihr Wasser sprudeln. Münzen und die marmornen Originalköpfe selbst im Museum zu Palermo bezeugen uns das für Himera. Ganz sicher steht es übrigens nicht, daß die Löwenmaske als Wasserspeier aus Ägypten stammt. Curtius (Wappengebrauch 110) zitiert ein assyrisches Basrelief aus Bavian, das in seiner Mitte einen Ring zeigt, aus welchem wie aus einem Fasse das Wasser strömt. Rechts und links sind Löwen wie zwei Wächter der Quelle; und Quellhüter, κρηνοφύλαξ, hieß die Wasseruhr, die bei Gerichtsverhandlungen üblich war, weil sie die Form eines bronzenen Löwen hatte. Somit könnte die Idee ursprünglich eine starke Bewachung der Quelle bedeuten und auf asiatischem Boden entstanden sein. Die Vereinfachung und Abkürzung des weit umständlicheren Löwenkörpers zum bloßen Rachen war um so natürlicher, als ja für eine Wasser»mündung«, sei es Regen- oder Brunnenwasser, ein geöffnetes Maul der passendste bildliche Ausdruck war und mit dem weitaufgerissenen Löwenrachen die Idee eines reichlich hervorsprudelnden Wasserstroms sich äußerst leicht verknüpfte. Übrigens kommen auch Menschen-, Panther-, Wolfs- und andere Tierköpfe als Wasserspeier vor.

Hart neben dem Löwen im Tierkreis steht seit Urzeiten die Jungfrau, den Anwohnern vom Euphrat und Tigris eine gewaltige Göttin, Istar, ursprünglich den Venusstern bedeutend. Sie lenkt den Bogen des assyrischen Königs auf der Löwenjagd[28]; sie fängt selbst die jungen Löwen und hält sie wie Puppen an den Füßen gepackt nach rechts und links hinaus, besteigt mit und ohne Gewand die erwachsenen Tiere und reitet auf ihnen, ja sie verliebt sich sogar in einen Löwenjüngling, d. h. in einen Jüngling, der später in den Löwen des Tierkreises verwandelt wird.

Diese in den Keilschriften des Zweistromlandes oft und viel gepriesene Istar, in griechischem Munde Astarte, ist zunächst identisch mit der sogenannten persischen Artemis, die wir auf Denkmälern oft mit Flügeln, Löwen haltend oder auf sie steigend, erblicken, und mit der Anahita oder Anaïtis, die wiederholt geradezu Artemis Anaïtis genannt wird, Fig. 13a. In Elymaea, nördlich von Medien, hatte die Anaïtis einen Tempel, wo zahme Löwen gehalten wurden, welche die Besuchenden liebkosend begrüßten. Sie kamen zum Fressen, wenn sie gerufen wurden, und entfernten sich artig, sobald sie gesättigt waren

(Ael. n. a. XII 23). Schon auf dem uralten Schrein des Kypselos, einem der berühmtesten archaischen Kunstwerke des europäischen Griechenland, sah man eine geflügelte Artemis mit Panther und Löwen. Sie hat sich auch auf einer Bronzeplatte zu Olympia gefunden, Fig. 13c [28b].

Fig. 13a. Anaïtis, babylon. Zylinder.

Fig. 13b. Persische Artemis, Vase aus Thera.

Fig. 13c. Persische Artemis, Bronze aus Olympia.

Fig. 13d. Persische Artemis, Bronze von Grächwyl.

Bei Umzügen für Artemis traten auch Löwen auf, so zu Syrakus nach Theokrit, und Opferkäse für Artemis in Form von Löwen ist bei Alkman überliefert, woraus man vielleicht nicht mit Unrecht auf die einstige Opferung von wirklichen Löwen in Lydien, Alkmans

Heimat schließen möchte. Mit ihrem Bruder Apollo bekämpfte sie den kithäronischen Löwen, eine Dublette des berühmten von Nemea. Ein marmorner Löwe, angeblich von Herakles gestiftet, befand sich vor dem Tempel der Artemis Eukleia zu Theben.

Etwas eigentümliches war es mit der hochberühmten »Diana der Epheser«, die Mutterschaft und Jungfräulichkeit in sich vereinigte, wie das ja auch andere uns sehr naheliegende Religionen bieten. Ähnlich war es bei der großen syrophönikischen Göttin Atergatis oder Derketo und wahrscheinlich auch bei der Juno Caelestis von Karthago. Alle haben das Symbol des Löwen. Lucian schildert die große Göttin als auf Löwen sitzend mit vielen Attributen, eine Art Pantheum. Die Juno Caelestis, auf Münzen von Karthago, hat als reguläres Attribut den Löwen. Auf der berühmten Neapler Statuette der ephesischen Artemis wimmelt der obere Teil von menschlichen Brüsten, der übrige Körper aber von Löwenbildern, Bauch und Beine sind damit übersät, der Kopf rings damit umgeben. Wir haben hier eine offenbare Kontamination der persisch-assyrischen Istar mit der obersten Lokalgottheit des eigentlichen inneren Kleinasiens, der Kybele. Sie, die als Kind von Löwen und Pardeln gesäugt worden sein sollte (Diod. III 58), ist die eigentliche Löwengöttin des klassischen Altertums, so wenig sie mit dem echt hellenischen oder römischen Geiste ursprünglich etwas zu tun hat. An Zahl der Namen und Formen übertrifft sie alle anderen Götter: Kybēle, Kybēbe, Rhea[29], die phrygische Göttermutter, die idäische Mutter, die große Mutter, die phasianische Göttin (Arrian), die Göttin der Amazonen von Pessinus, die Anaitis, Niobe, die ephesische Artemis, die Ate von Ilios, die Dindymene von Kyzikos, alle diese kleinasiatischen Göttinnen sind nur verschiedene Formen ein und derselben religiösen Idee: es ist die Gottheit des weiblichen Prinzips, die endlos fruchtbare, gebärende Naturkraft der Erde und ihrer animalischen Bewohner: »Mater deum id est Terra« sagen die Alten selbst (Macrobius, Augustinus); und alle jene Variationen, soweit eine genügende Tradition vorliegt, haben den Löwen als Attribut, ihn, den geborenen Herrscher der phrygischen, galatischen, kappadokischen und armenischen Waldgebirge. Diese kleinasiatische große Göttin berührt sich auch sehr stark mit der großen syrischen Göttin, welcher der Löwe gleichfalls heilig war. In ganz Kleinasien wurde Rhea-Kybele mit orgiastischen Riten, lasziven Tänzen und ohrenbetäubendem Tamburinschlagen gefeiert. Es ist bezeichnend für den rasenden Lärm, daß, wie man sagte, selbst die Löwen dadurch eingeschüchtert und zahm wurden. Die leidenschaftlichen Verehrer der Göttin entmannten sich in wahnsinniger Verzückung und zogen als Bettelpriester, von

den einen verspottet, von anderen verehrt, von Ort zu Ort, auf einem Wagen das Bild der großen Göttin und oft auch einen zahmen Löwen mit sich führend. Sie hießen Galli, weil in Galatien das Hauptzentrum des Kultus war. Dort zu Pessinus, wo auch das Grab des Attis gezeigt wurde, war die Residenz des nicht immer würdigen[30] Oberpriesters der Magna Mater Deorum, des Archigallen; aber auch in Babylon erkannten die Griechen — nach Diodor II 9 — ein Kultbild der Rhea und bei ihren Knieen zwei Löwen. Ebenso hatte Athen sein Metroon, wo Rhea mit Löwen unter ihrem Throne dargestellt war, und Rom erhielt in historischer Zeit den Kultus direkt aus Pessinus, und bei dem großen Gepränge des Einzugs der neuen Gottheit und ihres vom Himmel gefallenen Bildes in den Tempel der Tiberstadt vernahmen die abergläubischen Bürger deutliches Löwengebrüll. Selbst ins christliche Byzanz hat sie Einlaß gefunden. Eines der gefeiertsten Kybelebilder auf dem heiligen Berge Dindymos bei Kyzikos ließ Constantin d. Gr. in seine Hauptstadt schaffen, jedoch ohne die zwei Löwen, die sie mit den Händen hielt; ihre Arme brachte man in eine betende Stellung, so daß aus der Mutter der Götter eine Mutter Gottes oder doch eine christliche Heilige wurde (Zosim. II 31). Statt der Tempel dienten auch vielfach tragbare kleine Kapellen zur Abhaltung des Gottesdienstes; sie sind an den Löwenfüßen oder sonst durch das Abzeichen des Löwen kenntlich. Ihre eigentlichen Tempel standen im Geruche ganz außerordentlicher Heiligkeit: nicht Menschenhänden, nur dem Gebet der Gläubigen öffneten sich ihre Tore. Wenn eine Entweihung vorkam, wie durch Atalante und Hippomenes, die sich in ihrem heiligen Haine zu umarmen wagten, wurden die Sünder in Löwen verwandelt, von denen man glaubte, daß sie die enthaltsamsten aller Geschöpfe seien (Servius). Die eigentliche phrygische Göttermutter Kybele pflegt (auf Basreliefs, Münzen und anderen Bildwerken) als Matrone gekleidet, das Haupt mit einer Mauerkrone, eigentlich dem Barett eines orientalischen Königs bedeckt, hochthronend in ihrem Prachtwagen zu fahren; Zugtiere sind stets ein Löwenpaar, als Wagenlenker figuriert bisweilen Attis und die Landschaft ist durch Pinien als phrygisch charakterisiert. Sie selber hält manchmal ein Szepter, gewöhnlich aber spielt sie Tamburin. Übrigens sieht man auf einer Menge Rhea-Kybelebilder die unvermeidlichen Löwen in allerlei anderen Situationen; bald hat sie die große Mutter neben ihrem Throne sitzen wie Wächterhunde, bald hält sie einen Löwen zärtlich auf dem Schoß, oder ein Löwenpaar steigt an ihr empor und legt die Vordertatzen auf ihre Schultern, oder sie packt beide an den Vorder- oder Hinterfüßen oder Schwänzen, oder sie reitet oder steht auf einem Löwen oder benützt ihn als Schemel: sym-

bolisch ist ja alles einerlei. Die Königinmutter der Götter, die mehr ist als irgend ein einzelner Gott, gerade wie die Altsultanin oder Kaiserinmutter im Morgenlande gewöhnlich mehr gilt als der männliche Regent, ihr Sohn: sie herrscht einfach über alles gleichwie der Löwe über sämtliche Tiere des phrygischen Bergwalds. Der großen Königin der Götter gehört der große König der Tiere. In seiner Unterjochung und Zähmung erweist sich am klarsten ihre Macht und Majestät.

Also siderischen Ursprungs war, wie wir sahen, der Löwe der Astarte, Symbol des Venussterns. Aber nicht den Stern, auch die Sonne selbst stellte man sich als Löwen vor. Im Mithraskultus, der seit Hadrian in der Römerwelt sich ungeheuer ausbreitete, hieß die Sonne oder der Sonnengott Mithras (ἥλιος oder Ἥλιος, Porphyrius p. 178 N.) geradezu Löwe, ebenso nannte man die Eingeweihten vierten Grades Löwen und Löwinnen: die der ersten drei Grade hießen Raben, Greife und Soldaten. Erst vom vierten Grad an durfte man an den Mysterien teilnehmen. Man kann Mithras wohl als altpersischen Sonnengott bezeichnen, wenn er auch im Avesta als alldurchdringendes Licht unterschieden wird von Sonne, Mond und Sternen. Später, bei den Römern, treffen wir den Titel Sol invictus Mithras auf den Inschriften. Der Löwe bedeutete übrigens in der verwickelten mithräischen Geheimlehre auch das Feuer, die Schlange dagegen die Erde, und so sehen wir den chaldäischen Kronos (oder Aeon), von welchem Mithras abstammen sollte, als ein Ungeheuer mit Löwenkopf und von einer Schlange dreimal umwunden; seine vier Flügel symbolisieren die Luft. Das garstige Mischwesen mit seinen zwei Himmelsschlüsseln hieß lateinisch Caelus aeternus Juppiter. Man findet es regelmäßig in den heiligen Mithrasgrotten[30b]. Die christlichen Missionäre setzten statt Mithras vielfach Christus ein; so nennt denn auch der Physiologus den Heiland »den neuen Löwen«, »den Sieger«.

Wie also der Löwe in der ganzen antiken Welt zu Mithras in symbolische Beziehung trat, so war er auch sonst das Attribut von Sonnengöttern: in Assyrien von Bin, in Ägypten von Ra[31] und Hathor, in Arabien von Bes, in Äthiopien von Hbos oder Hebs (Birch zu Wilkinson[2] III 293); in Kleinasien wurde er das Tier des Sonnengottes Apollo. Ein überlebensgroßer, inschriftlich dem Apollo geweihter Marmorlöwe aus der besten Zeit Milets steht heute im Louvre. Auch zu Delphi befand sich nach Pausanias (X 18, 7) ein sehr schöner eherner Löwe als Weihegabe der Phoker von Elateia für Apollo. Zu Patara in Lykien sah man neben Zeus und Apollo Löwen, die von Phidias selbst gemeißelt sein sollten. Damit stimmt es, wenn in Asien der Löwe von Baal bestiegen oder an den Tatzen

gehalten wird (Chabouillet): denn er gehört in den Löwenländern naturgemäß der obersten Gottheit, die unbeschadet der übrigen Götter doch meistens als allmächtig gedacht wird. Als Symbol der königlichen Majestät sitzt er in Lykien neben dem Throne des Zeus-Baal anstatt des europäischen Adlers, und entsprechend den vielen löwenköpfigen Göttern und Dämonen Asiens und Ägyptens erhält der echthellenische Zeus selbst in der Zeit nach Phidias, wie Winckelmann bemerkt, eine löwenartige Kopfform. Einen kristallenen Szepterknopf in Form eines Löwenhauptes fand man 8 m tief im Schutt von Hissarlik-Troja (Schliemann-Murray, Troy p. 260). Als die Gemahlin Philipps von Mazedonien das Kind Alexander unter dem Herzen trug, befahl sie ihren Leib mit dem Bilde eines Löwen zu siegeln. So erzählt Suidas die Legende, während andere bloß von einem Traume reden. Die Wahrsager deuteten es auf die Bestimmung zur Weltherrschaft.

Seine Unwiderstehlichkeit, Gewaltsamkeit und Hitze waren der Anlaß, ihn auch zu den Göttern des Weins und der Liebe in Beziehung zu setzen.

Bacchus ist namentlich seit Alexanders indischem Feldzug sehr häufig mit einem Löwengespann bedacht worden, gerade wie sein indischer Kollege, der Gott Çiva, in einem Geleite von Löwen einherfährt. Bisweilen sind es auch Tiger und Panther, welche die Pferde ersetzen. Manchmal reitet er auf einem Löwen, dann wieder sitzt ein Löwe vor ihm und schaut ihn treuherzig an, hilft ihm im Kriege als Mitstreiter gegen die Giganten; dann verwandelt er sich selbst oder andere in Löwen; am sonderbarsten ist die Legende von den Bacchantinnen, die ihre Brust jungen Löwen reichen (Euripid.) oder auch den Löwinnen ihre Milch ausmelken in goldene Humpen (Alkman). Die dem Dionysos geweihten griechischen Theater Kleinasiens benützen Löwenfuß und -kopf zu ihrer Ornamentik und schmücken gelegentlich ihre Friese mit großartigen Löwenszenen, wie zu Aizani in Nordphrygien. Einen eisernen Löwenkopf als Weihgeschenk für Dionysos erwähnt Pausanias (X 18, 6).

Viel mehr noch als Bacchus macht sich Eros mit dem Tier zu schaffen. In den Göttergesprächen bei Lucian sagt Eros selber von sich: »Auch den Löwen sogar bin ich vertraut; oft schwing' ich mich ihnen auf den Rücken, fasse sie am Haar und kutschiere sie; sie aber wedeln mit dem Schweif und nehmen meine Hand ins Maul, lecken sie von allen Seiten und geben sie mir unversehrt wieder zurück.« Auf Bildwerken spielt Amor mit dem gefürchteten Raubtier wie ein Knabe mit dem harmlosesten und bestdressierten Hunde, reitet auf ihm, spielt dazu bisweilen noch Leier, fährt mit zwei Löwen oder mit

Löwe und Bock spazieren; dann wieder sitzen zwei Amoren auf dem wagenziehenden Löwen; ein andermal läßt sich ein Löwe von den Liebesgöttern fesseln. Auch Kampf und Jagd auf Löwen wird geübt und Amor tritt mit Löwenfell und Keule auf, schläft auch wohl auf einem Löwenfell, zum Zeichen, daß er mindestens ebenso stark sei als Herakles. Auch mit dem Phallos wird der Löwe verbunden, besonders von den Gemmenschneidern, es mag prophylaktisch und erotisch zugleich gemeint sein[32]. Prophylaktisch war ja auch der Löwe höchst beliebt; auf Scarabäen findet er sich sehr häufig, und Pelagonius empfiehlt eiserne Ringe mit Löwenbild und Stern darüber als Mittel gegen Krankheiten; dergleichen Ringe aus Gold sind auf uns gekommen. Schon auf dem Kypseloskasten war Phobos d. i. der personifizierte Schrecken mit einem Löwenkopfe dargestellt.

Die Fabulisten haben dem Löwen angedichtet (Nikephoros progymn. 1, Georgios prog. 1), daß ein solcher einmal in ein reizendes Mädchen verliebt gewesen sei und es habe heiraten wollen; das Abenteuer sei aber sehr zum Schaden des plump überlisteten Freiers ausgefallen. Diese mit der Natur des Löwen unvereinbare groteske Historie hängt mit der altpersischen Legende von Istar zusammen, deren Geliebter einst der Löwe des Tierkreises gewesen sein sollte. Gewiß soll in allen obenerwähnten Fällen der Löwe nichts anderes besagen, als die unwiderstehliche Naturgewalt des erotischen Triebes. Das liegt auch in der hübschen Erfindung Theokrits, daß Eros in den ersten Monden seines Lebens mit Löwenmilch genährt worden sei.

Zu Aphrodite selbst hat der Löwe fast keine Beziehung, nur auf kleinasiatischem und punischem Boden finden wir ihn als gelegentliches Attribut der Göttin; diese ist dann aber nichts anderes als eine Form der Astarte, in Cnidus, am Ida und in Karthago. —

Riesenstärke, Mut, Wachsamkeit und Treue waren die Tugenden des Löwen, wenn man sich ihn zum Wächter und Beschützer auswählte. Darum gilt er seit Urzeiten wirklich und symbolisch als das Ideal eines Leibwächters. Und da nur die Mächtigsten der Erde sich einen solchen Luxus gestatten konnten, so war er eben deswegen der bevorzugte Beschützer aller möglichen großen und kleinen Tyrannen in Asien und Afrika.

Noch in unseren Tagen konnte man lesen, daß bei der Erstürmung von Chartum durch die englisch-ägyptischen Truppen am Zelt des Mahdi zwei angebundene Löwinnen angetroffen wurden, die sich wütend den eindringenden Feinden widersetzten. So ist der Löwe auch schon im Altertum als vornehmster Hüter an Fürstenhöfen und Heiligtümern gehalten worden. Zwar lebendig und wirklich ist er — vollends im Abendlande — ein gar seltener Leibwächter

gewesen, um so öfter aber symbolisch im Bilde. Jedermann kennt das majestätische Löwentor von Mykenä; das war aber nur eines von vielen ähnlichen Palast- und Stadttoren. Geradeso bewachen symbolisch zwei Löwen den Eingang eines großen altkappadokischen Schlosses bei Üjük, ebenso stand ein steinernes Löwenpaar als Torwacht im sizilischen Thermae (jetzt Termini Imerese); auch am Durchgang der Propyläen war eine eherne Löwin, von Amphikrates, aufgestellt; zwei kolossale Steinlöwen hüteten bis 1870 den Justinianpalast an der »eisernen Pforte« zu Konstantinopel (Fig. 14). Auch in den merkwürdigen großenteils hettitischen Ruinen von Sendsherley fanden sich Löwenpaare an bedeutsamen Eingängen.

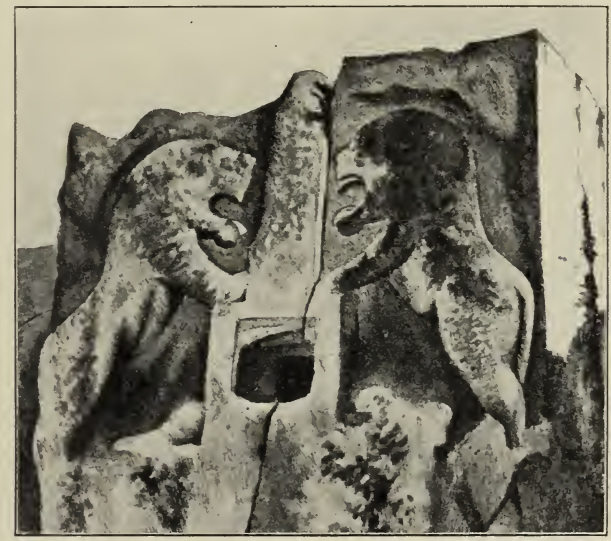


Fig. 14. Phrygisches Löwentor, nach Journal of Hellenic Studies 1882, Taf. 17.

Bekannt ist auch der Löwe des einstigen athenischen Hafeneinganges, nach welchem der Piräus selbst im Mittelalter »Löwenhafen« genannt ward. Seit dreieinhalb Jahrhunderten sitzt er nebst drei anderen am Tor des Arsenales von Venedig. Das Motiv ist sicher babylonisch-ägyptischen Ursprungs. Ein kolossaler Löwe vom Torweg eines kleinen Tempels zu Nimrud steht im britischen Museum. Er hat fünf Füße, damit er von vorn und von der Seite gesehen als vollkommener Vierfüßer erscheine. Und eine Unzahl weißer Löwen mit gelber Mähne und gelber Löwen mit grüner Mähne, mit Faïence verkleidet, umrahmten zu beiden Seiten die breite Straße Babylons, die auf der Krone der Ostmauer der königlichen Burg sich hinzog. (S. die Münze von Babylon, Taf. II 1.) Tf. II 1.

In Ägypten überwog die Verwendung bei heiligen Gebäuden. Ungemein häufig begegnen wir hier dem Löwen in der Form der Sphinx als Hüter der Tempeleingänge. Ganze Alleen von Sphinxen leiteten zu den Tempeltoren hin. Meist sind es Androsphinxe, männliche Löwenleiber mit menschlichem Männerkopfe. Es ist sonderbar und beachtenswert, daß auch die einzige hellenische Sphinx, die des Ödipus, am Eingange des Landes sich befand. — Daß auch der einfache Löwe als Tempelwächter figurierte, wissen wir aus Horapollo (I 19). Die Löwenfigur wird auch in ganz kleinem Maßstab an altägyptischen Vorhängeschlössern als besonders beliebte Form gefunden. Der Wächtergedanke scheint hier auf das Verschlußmittel übertragen (Reuleaux). Ja sogar in der Hieroglyphik ist der Ideengang ausgedrückt, indem in gewissen hieroglyphischen Papyri das Zeichen des Löwen ein Stadttor und ähnliches bedeutet. Die Römer übertrugen die ägyptische Sitte der Löwenmaske an Tempeltüren auch auf die profanen Türflügel, ein Brauch, der bis auf unsere Tage sich erhalten hat.

Hübsch ist die Gründungssage von Sardis, der Hauptstadt Lydiens, das in der heroischen Zeit an Löwen keinen Mangel hatte. Ein Kebsweib des Königs und Flußgottes Meles gebar einen Löwen. Die Wahrsager verkündeten, wenn er in feierlicher Prozession rings um die Peripherie der Stadt getragen werde, könne Sardis niemals erobert werden. Leider aber kam an einem Punkte ein Versehen vor, wodurch dem Verhängnis die Hand geboten wurde: ein Märchenmotiv wie der Goldzauber und die Eselsohren des Königs Midas, eines Sohnes der Kybele.

Auch als symbolischer Thronwächter ist der Löwe nicht gerade selten, so bei Kybele, beim lykischen Zeus-Baal, selbst beim olympischen Zeus des Phidias, wenn auch hier in ziemlich bescheidener Weise als Zierfigur am Schemel.

Ungleich häufiger jedoch war die Rolle des Löwen als Grabwächter, so daß in gewissen Zeiten und Ländern, z. B. im römischen Siebenbürgen, steinerne Löwenfiguren als untrügliche Spur einer Begräbnisstätte gelten können. Lykien, Phrygien, Isaurien, Pisidien und andere kleinasiatische Landschaften sind noch heute voll von diesen deutlichen Symbolen: regelmäßig sieht man Löwen über dem Eingang der in den Fels gehauenen tempel- oder hausförmigen Grabmäler. Es ist eine naive und doch herzerhebende Idee, die letzte heilige Wohnstatt des Heros gewordenen Verewigten durch die denkbar stärkste Wacht, ein Löwenpaar, beschirmen zu lassen, und da die Krönung von Eingängen mit monumentalen Symbolen etwas ganz gewöhnliches war, so ist es nur natürlich, daß man nicht bloß neben,

sondern namentlich auch über dem Portal der Grabstätten Löwenfiguren anbrachte. Diese Sitte erblicken wir auch an den prachtvollen etrurischen Grüften: vielleicht Entlehnung aus Lydien, woher die Etrusker eingewandert sein wollten. Auch auf den bronzenen Grabschildern in diesen Grüften sind getriebene Köpfe von Löwen und Panthern. Die Reduktion der umständlichen Löwenfigur ist bald üblich geworden. Bloß Löwenköpfe, die auf den Tatzen ruhen, treffen wir schon zu Xanthos in Lykien. Im römischen Reiche der Kaiserzeit haben wir bloße Löwenköpfe gleich am Mausoleum des Augustus und ganz gewöhnlich auf den zum Teil herrlich gemeißelten Sarkophagen.

Berühmte marmorne Löwen waren oben auf dem Massengrabe der gefallenen Thebaner bei Chäronea und auf dem der Thespier für die Toten der Schlacht bei Platää, auf dem Grabhügel eines cyprischen Duodezkönigs (regulus) Hermias und auf dem prachtvollen Sarkophage Alexanders des Großen. Der Marmorlöwe des Hermias hatte so starkfunkelnde Augen aus Smaragd, daß die Thunfischschwärme scheu zur Seite bogen und die Fischer um ihren Erwerb kamen, bis man mattere Steine einsetzte (Plin. XXXVIII 66). Die großartigen Mausoleen des kleinasiatischen Griechenlands, so das von Knidos und das Weltwunder von Halikarnass, wurden mit Löwen geschmückt, das letztere, wenn wir der Restauration von Oldfield glauben wollen, sogar mit einer Legion von Löwen: eine ganze Allee liegender Löwen führte zum Eingang. Auch auf dem römischen Forum lagen zwei steinerne Löwen am Grabmal des Romulus. Der erwähnte Kolossallöwe aus der Nekropolis von Milet, der inschriftlich dem Apollo gewidmet war, hatte ebenfalls sicherlich die Aufgabe einer symbolischen Totenwacht.

Manchmal, so bei den Löwen auf Schlachtfeldern, trat zum Gedanken des Wachhaltens der der Tapferkeit hinzu. Dies ist ausdrücklich gesagt in der Grabhügelinschrift (ἐπιτύμβιον) der Anthologie (VII 426) auf den bei Olynth gefallenen Bruder des Agesilaos:

»Sprich, stierfressender Leu, dies Heldendenkmal umwandelnd:
Wie hat der Mann sich genannt, der dir an Tapferkeit glich?
Theudors Sohn Teleutias ists, der unter den Menschen
Ragte hervor wie ich selbst unter dem Wilde des Walds.
Nicht umsonst hier steh' ich: ein Sinnbild kräftiger Abwehr;
Gegen die Feinde bei Gott war er ein grimmiger Leu.«

Gleichartig ist der Fall des Grabmals von Mytilene, wo mehrere bewachende Löwen erwähnt werden und die begrabenen Kämpfer — vielleicht aus einem Krieg gegen Antiochus — als die tapfersten Menschen, die Löwen als die tapfersten Tiere bezeichnet werden (Kaibel epigr. nr. 242).

Die Idee, auf das Grab eines großen Helden ein Löwenbild zu setzen, ist so natürlich, daß sie sich in allen Löwenländern findet; auch der Perserheros Rustem hat einen Löwen auf seinem Grabe [33].

Kriegerische Tugenden sollen sicherlich die drei Löwen bezeichnen, die ein römischer Legionssoldat Annaius im Rheinlande über seinem Grabstein hatte, ebenso die unzähligen zum Teil barbarisch geratenen Löwen, von denen die Römergräber in Siebenbürgen, Dalmatien und anderen Provinzen symbolisch behütet wurden. Daneben sind hier natürlich auch religiös-mystische Ideen im Spiel, die mit den allgemein verbreiteten morgenländischen Kulten des Mithras, der Anahita, der Atargatis, der Kybele usw. zusammenhängen. Man wollte Überlebende und Tote gegen dämonische Angriffe sichern.

Auch bei den Löwenfiguren der Schilde, die auf Vasenbildern häufig sind, und ebenso bei den vielen Löwen, die als römische Legionsfeldzeichen dienten, ist selbstverständlich in erster Linie an die Tapferkeit gedacht worden. Es ist ja auch geradezu überliefert, daß ein Löwe als Siegessymbol aufgestellt worden sei (Legende bei Pausanias IX 17 f.).

Auch zum Wortspiel hat seltsamer Weise der Totenlöwe dienen müssen, so wenn er auf dem Grabmal eines Leon stand und von sich selber in griechischen Versen verkündete, daß er einen Verstorbenen seines Namens bewache (»φρουρῶ«). Ein anderes Wortspiel, nämlich das zwischen λῖς [lis] und Λαΐς [Lais], war es auch, dem die berühmte Hetäre Lais zu Korinth die Löwin auf ihrem Grab verdankte, eine Löwin, die einen Widder (mit goldenem Vließ? möchte man fragen) in den Vorderfüßen hielt. Und unter dem Einfluß dieses allbekannten Grabmals entstand vermutlich zu Athen die Sage, daß die schöne alte Votivlöwin auf der Akropolis sich auf eine gewisse Leaina beziehe, welche die Geliebte eines der beiden Tyrannenmörder gewesen und auf der Folter zu Tode gemartert worden sei: eine grausame Märtyrerlegende, die aber gleich so mancher ihrer Schwestern auf schwacher Basis ruht [34].

Was die Kunst anlangt, so sind an erster Stelle die berühmten Löwenreliefs der Assyrer zu nennen. Als gelungenste Skulptur einer Löwin gilt heute noch das altassyrische Relief von Niniveh (Fig. 15), welches wir hier einfügen wollen. Schon in ihrer zweiten Periode (721—667 v. Chr.) hatten sie lebhaftere und natürlichere Löwen dargestellt als die Ägypter; in jüngerer Zeit aber (667—640) bieten sie uns alle möglichen Löwenjagdszenen in meisterhaftester Weise (s. oben Fig. 11. 12 a, b, c). Diese prachtvollen naturwahren Figuren sind weder von den europäischen Griechen noch von den Römern wieder erreicht worden. Eine scheinbare Ausnahme bilden nur etliche griechische

und unteritalische Münztypen, deren Quellen aber sämtlich in Kleinasien zu suchen sind, wo sich die notwendigen Löwenmodelle im wilden Zustande vorfanden. Zwei vortreffliche Löwenmünzen von Velia, einer Kolonie des kleinasiatischen Phokäa, zeigt Taf. II 2 u. 3; eine von Babylon, aus griechischer Zeit (II 1), gibt das Tier zwar majestätisch einherschreitend, aber weniger natürlich. Außerdem waren gewiß ausgezeichnet die Löwenjagd Alexanders und der gefallene Löwe zu Lampsakos, jene in Delphi, diese ursprünglich zu Lampsakos aufgestellt, später durch Agrippa nach Athen geschafft: zwei Meisterwerke Lysipps; bei der großen Jagdgruppe hatte außerdem auch Leochares mitgewirkt.

Tf. II 2. 3. Tf. II 1.

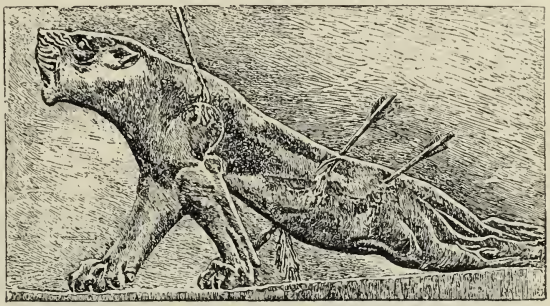


Fig. 15. Sterbende Löwin, aus Kujundschik.

So ungemein häufig auch die antiken Künstler und Kunsthandwerker den Löwen dargestellt haben, die vielen Stücke, denen wir auf europäischen Vasen, in etrurischen Grüften, an den pompejanischen Wänden, in den christlichen Katakomben, auf Orpheus- oder Zirkusmosaiken, in Mithräen, Kybelegrotten usw. begegnen, sie können im Durchschnitt einfach als schlecht und unnatürlich bezeichnet werden.

Gute, aber gewöhnlich stilisierte Löwen sind in Kleinasien, Cypern, Ägypten nichts seltenes. In Ägypten gab es ja eine Löwenstadt, Leontopolis, wo die Tiere heilig gehalten und gewiß auch von kundiger Künstlerhand abgebildet worden sind. In Europa pflegt die Stilisierung und die Unbekanntschaft mit dem lebenden Tiere die Sache zu verderben, mochte das orientalische Motiv ursprünglich noch so vortrefflich gewesen sein. Die Bildhauer lassen gern die umständliche Mähne weg, wenn auch ein männliches Tier gemeint ist. Sogar getupfte Löwen kommen in der europäischen Kunst vor (Münzen von Akanthos); in der mittelalterlichen Heraldik haben diese »gepardelten« Leuen gleich anderen grotesken Gebilden bereitwillig Aufnahme gefunden. In Wirklichkeit sind bekanntlich nur die ganz jungen Löwen gefleckt. Auch gestreifte Löwen, Mitteldinge zwischen Tiger und Löwen, hat sich der phantastische Pinsel abendländischer antiker Maler erlaubt. »Pictoribus atque poetis Quidlibet audendi semper fuit aequa potestas.« Die Orientalen und Ägypter vollends ergehen sich schrankenlos in Gestaltung gehörnter und geflügelter Löwen, Löwen mit Adler-, Falken- oder Greifenköpfen, Menschen mit Löwenköpfen,

Löwen mit Menschenkopf[35] usw. Je seltsamer und naturwidriger die Gestalten waren, um so mehr imponierten sie, um so besser waren sie als zauberkräftige Ringbilder und dergl. zu gebrauchen. In einem Stück jedoch hat auch die späte nachklassische Kunst den natürlichen Löwen oft vorzüglich kopiert, nämlich in den Löwenmasken, wie sie u. a. an den Sarkophagen beliebt waren. Hier bestand offenbar eine Jahrhunderte lange, immer wieder an alte wahrhaft klassische Muster sich anlehnende Tradition, die im letzten Grunde aus dem Nilland stammen dürfte. Auch die scheußlichen nachchristlichen Mischfiguren mit Löwenköpfen, die man gewöhnlich als gnostische Äonen deutet, werden mit den uralten löwenköpfigen Gottheiten Ägyptens, der Hathor, Neith, Bast und den löwenköpfigen Sphinxen im Zusamenhang stehen.

Fig. 16. Löwe vom Grab des Menekrates auf Corfu.

Gut gemacht sind auch meistens die Löwenfüße, die als Ornament beliebt waren: so bei Thronsesseln, Theatersitzen, Badewannen, Schemeln, Kandelabern, allen möglichen Möbeln.

Sehr verbreitet war die Figur eines ganzen ruhenden Löwen, die aus Assyrien herüber in das einst mächtige lydische Königreich als Gewichtfigur und Wertzeichen (Geld) und von da ins hellenische Abendland gewandert ist. Es ist überliefert, daß noch in historischer Zeit solche goldene Geldlöwen von Lydien jährlich nach Delphi gesendet wurden. So ist dann dieses Motiv des ruhenden Löwen eines der allergewöhnlichsten geworden und schon bei Aristophanes lesen wir von einer Löwin, die als Käseraspel in attischen Haushaltungen gang und gäbe war. Namentlich aber auf Gräbern wurde es Brauch, einen liegenden oder hockenden Löwen anzubringen, über dessen symbolische Bedeutung im obigen ausführlich gesprochen worden ist. Besonders hervorheben möchte ich in dieser Hinsicht das Grabmal des Menekrates in Kerkyra, der Tochterstadt Korinths, wo die Löwenfigur sehr stark anklingt an die bronzenen Gewichtslöwen von Niniveh (Fig. 16).

An einer gleichartigen Löwenfigur hat Lepsius den Kanon ägyptischer Proportionen nachgewiesen (Auswahl Taf. 20).

Der älteste griechische Name in der auf kleinasiatischem Boden entstandenen Ilias und bei dem sehr alten gleichfalls jonisch-kleinasiatischen Dichter Hipponax (fr. 124) ist λῖς (= λιτς)[36], Akkusativ λῖν. Es stimmt mit dem aramäischen lajit, dem späterhebräischen laish — bei Hiob und in den Sprüchen — und bedeutet, wie aus der Vergleichung des Arabischen hervorgeht, den »Starken«, wie auch das türkische Wort für Löwe, arslan, starkes Wild und ταῦρος den Starken bedeutet. An urindogermanische Herkunft des Wortes darf man nicht glauben, weil gerade das Hauptlöwenland der Indogermanen, Indien, andere Namen zeigt; auch wäre die dann resultierende eigentliche Bedeutung »der graue oder graugelbe« (Pauli) ziemlich nichtssagend, während doch so viel bezeichnendere Merkmale hätten herausgegriffen werden können.

Völlig zu trennen von dem fast verschollenen, bloß noch in einigen Dichterstellen erhaltenen λῖς ist das gemeingriechische, als Lehnwort auch in das Latein übergegangene λέων, leo. Dies soll erst sekundär nach λέαινα Löwin gebildet worden sein, indem man an Formationen wie θεράπων, θεράπαινα, Λάκων, Λάκαινα u. dergl. dachte. Λέαινα = λέϝαινα stimmt mit dem ägyptischen labu Löwe und dem hebräischen lebijâ Löwin, ursemitisch labi'atu und lib'atu Löwin, was man[36b] in wenig überzeugender Weise auf die »erste Milch, die Biestmilch« der säugenden Löwin beziehen will. Diese Etymologie der Löwin als der »die Biestmilch gebenden« ist mindestens so unglücklich wie die landläufige von feles Marder, Katze als »das säugende«, worauf wir unten zu sprechen kommen.

Das altsemitische leb und leben treffen wir bezeichnenderweise auch in dem stark semitischen Kreta. Der Hafenort für Gortyn nämlich hieß Leben (Strab.) oder Lebena (Ptolem., Plin. u. a.), weil nach Philostratos ein Uferfels daselbst einem Löwen glich, dem heiligen Tiere der Rhea. Später hieß das Vorgebirge Leon (Ptolem.), heute Kap Lion. Im Lateinischen war anfangs bloß das Fremdwort leo bekannt und wurde für beide Geschlechter verwendet, so noch bei Plautus. Später sagte man für Löwin teils lea (Varro, Ovid), teils leaena: letzteres wurde seit Augustus alleinherrschend.

Tiger[37].

Der Königstiger, *Felis tigris*, diese herrliche, wunderschön gefärbte und gezeichnete Katze, ist den Alten im ganzen ziemlich fremd geblieben und sie gedenken seiner erst im 4. Jahrh. v. Chr. Zwar

drang der sibirische Tiger bisweilen nach Hyrkanien und Armenien vor, aber als Hauptheimatland galt stets Indien. Mit dem indischen Königstiger machten die Griechen Bekanntschaft durch den Feldzug Alexanders des Großen. Dieser Monarch war nach Curtius der erste Europäer, der gezähmte Exemplare besaß. Das erste Tier dieser Art kam gegen Schluß des 4. Jahrh. v. Chr. durch den syrischen König Seleukos als Geschenk nach Athen und erregte allgemeines Erstaunen. Nach Rom kam der erste Tiger unter Augustus a. 11 v. Chr. und wurde bei der Einweihung des Theaters des Marcellus als äußerste Rarität in einem Käfig zur Schau gestellt, während bei der gleichen Gelegenheit 6co Africanae d. h. Panther und ähnliche Tiere getötet wurden. Acht Jahre vorher hatte Augustus auf Samos von einer indischen Gesandtschaft mehrere Tiger, ohne Zweifel gezähmte, zum Geschenk erhalten: aber sie scheinen nicht nach Rom gebracht worden zu sein. Aristoteles hatte kein lebendes Exemplar erhalten, wie ihm ja überhaupt Alexander keine indischen Tiere geschickt hat.

Bei den römischen Amphitheaterspielen wurden bisweilen Tiger vorgeführt, wenn auch meistens nur wenige auf einmal. Die höchste Ziffer erreichte Heliogabal, bei dessen Spielen unter einer Masse exotischer Tiere, Elefanten, Nashörner, Giraffen, Krokodilen usw., a. 218 n. Chr. auch 51 Tiger getötet wurden.

Seine Zähmbarkeit erwähnt Seneca: er lasse sich sogar von seinem Wärter (custos) küssen. Seine Stimme wurde graccare genannt[38]. Bekanntlich ist der Tiger eines der allergeschwindesten Tiere; er übertrifft hierin bei weitem den Löwen, der doch sonst mit ihm rivalisiert. Auch sein Name, verwandt mit dem sanskritischen Wort tigra (schnell), soll im Persischen, wo es ja auch dem reißenden Zwillingsstrom des Euphrat den Namen gegeben hat, soviel als Pfeil bedeuten. Man fabelte auch von seiner Erzeugung durch den Zephyr.

Dichter und bildende Künstler haben das feurigste und wildeste aller Tiere mit dem Weingott und weiterhin auch mit Amor zusammengebracht. Ihre Tigergespanne sollen zeigen, daß sie auch die wildesten und grausamsten Geschöpfe zu bändigen und zähmen vermögen[38b].

Panther[39].

Der Panther, πάνθηρ, panthera, πάρδος, pardalis genannt, was semitischen Ursprungs sein dürfte — denn hebräisches barod heißt »gefleckt« — ist gleich der Hyäne niemals ein europäisches Tier gewesen, und die wunderbar gelungene Schilderung seines ganzen Wesens und seiner Jagd in der Ilias ist einer der vielen Beweise für ihre Entstehung in Asien: heute noch existiert der Panther

im kleinasiatischen Taurus und auf dem Ararat. Hier war er ein natürliches Attribut der asiatischen Artemis, und der löwenzähmenden Rhea-Kybele, ebenso des mit allerlei indischen Bestien, Tigern, Löwen und Elefanten einherfahrenden Dionysos. Indien und Afrika galten für die Hauptländer des Panthers im Altertum. Auch in Ägypten trat der Panther in Beziehung zum bacchischen Kult, obwohl es im Lande selbst keine Panther gab. Pantherfelle wurden ganz regelmäßig von den unterworfenen südlichen und westlichen Negervölkern als Tribut nach Ägypten geliefert und die Priester des Dionysos paradierten mit Vorliebe in den herrlich gefleckten Fellen, die ursprünglich den gestirnten Himmel symbolisierten (Th. d. cl. Alt. 140). In der griechischen Kunst sehen wir unendlich oft das Tier im bacchischen Kreise. Mänaden geben ihm ihre Brüste, wie umgekehrt der große Gott selbst eine weinliebende Pantherin zur Amme gehabt haben sollte. Die Figur des pantherreitenden Dionysos, besonders des kleinen Dionysosknaben oder auch eines Silens war ein sehr dankbares Motiv für Vasenbilder, Reliefs, Wandgemälde, Statuen usw. Bisweilen sitzt das Götterwesen nach Frauenart quer auf dem exotischen Reittier. Auch sieht man häufig einen jungen Panther wie eine gewöhnliche Katze an dem Gotte hinaufspringen. Satyrn und Bacchantinnen spielen mit dem Tier, oft in derber Weise, ziehen es am Schwanz in die Höhe und werden dafür mit einem Biß in die Waden belohnt. Bekannt ist das Panthergespann, mit dem nicht bloß Bacchus, sondern auch seine mystische Gemahlin — Libera, Ariadne — zu fahren pflegen. Dem Geschlecht nach sind es regelmäßig Pantherinnen, auch Pantherjunge sind beliebt; die alten männlichen Panther scheinen nicht in der Gunst der Gottheiten gestanden zu sein.

Interessant ist eine Pantherstatue im vatikanischen Saal der Tiere. Die das Fell überziehenden Flecken hat der Bildhauer durch schwarze runde Marmorstückchen wiedergegeben, die in den orientalischen Alabaster eingelegt und in der Mitte durch kleine Stücke gelben Marmors nüanciert sind. Diese Kunstfertigkeit wurde zur Zeit des Claudius Mode (Helbig, Führer I² 103). Auch Seepanther erfand die üppige Phantasie des ersten christlichen Jahrhunderts. Auf einem Wandgemälde Pompejis (nr. 8870) gießt einem solchen Mischtier eine nackte Frau Wein in eine Schale: Wein war der Leibtrank des dionysischen Tieres.

Bei der Pantherjagd bediente man sich des Bogens oder Wurfspeeres, aber auch des Giftes und ganz besonders der Fallgruben. Denn die Römer der späteren Republik und des Kaiserreichs waren ganz versessen darauf, diese äußerst gewandten, blutgierigen

und dabei schönen Gesellen für ihre Kampfspiele zu erhalten. Mancher Statthalter mußte sich verzweifelte Mühe geben, die Wünsche seiner um Volksgunst buhlenden Freunde in Rom in diesem Stücke zu befriedigen. Ciceros Briefwechsel liefert dafür klassische Belege. Ob dabei auch verwandte Arten geliefert wurden, war Nebensache. Man faßte sie gemeinhin alle zusammen unter dem Namen Africanae (scilicet bestiae) und suchte etwaige Rivalen durch die Stückzahl zu übertreffen. Man opferte sie der hauptstädtischen Schaulust in solcher Masse, daß sie in manchen Provinzen, die einst von solchen Raubtieren wimmelten, beinahe ausgerottet wurden. Augustus (Monum. Ancyr.) allein hat nach seinen eigenen Worten während seiner Regierung 3500 Stücke auftreten und töten lassen.

Daß sehr verschiedene Arten von Tieren geradezu Panther genannt wurden, ergibt sich aus der Behauptung, daß es zwei Spezies gebe, solche mit kurzem und solche mit langem Schwanze. Unter den ersteren sind natürlich Luchsarten wie der Serwal, der Karakal, der Sumpfluchs, der Pardelluchs zu verstehen.

Zwischen Panther *Leopardus panthera* und Leopard *Leopardus antiquorum* (bei Brehm) besteht kein markanter Unterschied. Man kann aber z. B. in dem Mosaikbild der Hadriansvilla den asiatischen Panther, auf ägyptischen Bildwerken dagegen den afrikanischen Leopard anerkennen. Das Wort leopardus kommt vor den Scriptores historiae Augustae nicht vor.

Das griechische Wort πάνθηρ ist gegenüber von πάρδαλις allmählich untergegangen, während sich das lateinische aus dem Akkusativ hervorgegangene Lehnwort panthera erhielt[40]. Außerdem behaupteten sich λεόπαρδος und leopardus.

Zum Untergang des Wortes πάνθηρ trug auch wohl der Umstand bei, daß man infolge törichter Etymologie glaubte, es sei mit dem Worte ein fabelhaftes, aus allen möglichen Tieren zusammengesetztes Wesen gemeint mit Steinbockshörnern und dergleichen (Aristoph. Byz. hist. an. II § 281).

Wildkatze und Serwal.

Die Wildkatze, *Felis catus* oder *Catus ferus*, war einst in den Waldungen Mitteleuropas sehr zahlreich vorhanden, wie die Höhlen- und Pfahlbaufunde, die zahllosen »Katzbäche« und v. a. beweisen; sie war aber auch den alten Griechen und Römern bekannt. Auch heutzutage fehlt sie den Wäldern der Mittelmeerländer keineswegs. Besonders häufig wird man sie hier allerdings nicht getroffen haben, wie sie auch heute nicht gerade häufig ist. In Griechenland

erscheint sie zuerst bei Aristophanes unter dem Namen αἰέλουρος d. h. Schwanzschüttler, Schweifwedler; in gleicher Weise benannten die späteren Byzantiner die Hauskatze σαίνουρος d. i. Schweifwedler: ein Wort, das durch das Aramäische hindurch ins Arabische überging, wo sinnauru[n] Katze bedeutet. Böotische Pelzhändler brachten zu Perikles Zeit Wildkatzenfelle auf den athenischen Markt und Aristoteles hat in seinen zoologischen Schriften mehrere ganz richtige Detailnotizen über die Katze, der er den gemeingriechischen Namen αἴλουρος gibt, ohne daß erhellt, ob er die zahme oder die wilde Katze meint (V 2, 3. VI 29, 3). Der Name der Wildkatze galt auch für die ägyptische heilige Katze und damit auch für die spätere europäische Hauskatze. Sprang doch die äußere und innere Ähnlichkeit jedem Laien in die Augen, wenn auch bei aufmerksamer Betrachtung Bau, Balg und Charakter sehr starke Verschiedenheiten aufweisen.

In Italien wurden anfangs Marder, Wildkatzen und Iltis als feles bezeichnet, d. h. Tiere mit Gelb, weil der Edelmarder, der Iltis und die Wildkatze eine gelbe Kehle als auffallendes Merkmal besitzen. Wie nun in der Ptolemäerzeit die Römer auch mit der ägyptischen Katze Bekanntschaft machten, nannte man wegen ihrer großen Ähnlichkeit mit der wilden Katze auch sie feles. Auf die Wildkatze darf man wohl die Stelle Nemesians (cyn. 55. 56) beziehen, wo er schildert, wie man mit langen Speeren im hohlen Baumstamm die dräuende Katze aufspießt: Felemque minacem arboris in trunco longis praefigere telis. Das Beiwort »dräuend« paßt vortrefflich auf die grimmig sich wehrende Wildkatze. Auch die Fabel bei Phaedrus II 4 läßt eine Deutung auf die Wildkatze zu: Adler, Wildschwein und feles wohnen in und auf und unter derselben hohen Eiche. Die Wildkatze macht dem Adler weis, das Wildschwein unterhöhle den Baum, und dem Wildschwein, der Adler lauere auf seine Ferkel; beide sterben Hungers und werden samt den Ihrigen von der Katzenfamilie verspeist.

Von dem Zeitpunkte an, wo der spezifische Name für Katze, cattus, gattus und die Femininformen, in Europa auftauchen, zugleich mit der faktischen Einbürgerung der ägyptischen Hauskatze, gehört das neue Wort auch der Wildkatze; feles, später felis, verschwindet in diesem Sinne — es ist in den romanischen Sprachen erloschen — und auch αἴλουρος macht immer mehr dem κάττος, γάττος, Platz. Die Wildkatze wird unterschieden durch den Zusatz »im Walde wohnend«, ἔνδρυμος κάττα bei Pseudcaesarius dial. II 110, p. 985 (vor 890 n. Chr., nämlich vor Photios) oder »wild«, ἄγριος, ferus: die griechisch-lateinische Glosse einer Handschrift des 10. Jahrh. in Rom schreibt ἀγριοκάττα gattoferus. Die Hauskatze aber wird ausdrücklich

als im Hause geborene, οἰκογενής (Agathias a. 582), κατοικίδιος von der unzivilisierten Cousine differenziert. Mehr als Vetterschaft besteht ja zwischen beiden Tieren nicht. Die anatomischen und phylogenetischen Untersuchungen haben längst unumstößlich erwiesen, daß unsere Hauskatze nicht von der europäischen Wildkatze stammt, die übrigens auch über das westliche Asien verbreitet ist und offenbar schon im grauen Altertum verbreitet war. Eine Jagdinschrift des assyrischen Königs Tiglat-Pileser I spricht — allerdings wenn sie richtig übersetzt ist — von Leoparden und Wildkatzen, Wildeseln, Gazellen usw., welche er erlegte (Hommel, südsemit. Säugetiern. 35); und daß die Wildkatzen auch später unter der persischen Herrschaft in Vorderasien durchaus nicht selten waren, können wir der Geschichte des Königs Artaxerxes Ochos entnehmen, der vom Eunuchen Bagoas

Fig. 17. Serwal, Wandbild aus Kreta.

ermordet, in Stücke gehauen und den Katzen, d. h. Wildkatzen (αἰλούροις), vorgeworfen worden sein soll. Dem geschändeten Leichnam des Königs wurde ein anderer unterschoben und im königlichen Sarkophage bestattet (Älian v. h. VI 8).

Die alten Deutschen machten die Wildkatze zum Liebling der Freija, deren Wagen mit zwei solchen Tieren bespannt war. Auch in der Wölsungensage kommt die Wildkatze vor, als furchtbar bissig selbst gegen ihresgleichen.

Als Abbildung hat man schon in Anspruch genommen ein fragmentarisches Fresko aus einem Palaste zu Hagia Triada auf Kreta, wo eine Art Wildkatze, deren Vorderpartie noch gut erhalten ist, im Buschwerk einem roten Vogel nachstellt (Accad. dei Lincei mon. ant. XIII, Taf. 8). (Fig. 17.)

Ganz gleichartig ist das Fragment einer Malerei auf Stuck, gefunden zu Knossos: Kopf eines katzenartigen Tieres, das, wie aus einem zweiten mitgefundenen Bruchstück zu schließen war, auf einen

Vogel Jagd macht (Annual VII S. 59). Klein, Geschichte der griech. Kunst I S. 17.

Ob übrigens in diesen beiden fast identischen Fresken unsere europäische Wildkatze gemeint ist, bleibt sehr fraglich, wahrscheinlich ist es vielmehr eine nordafrikanische Spezies und zwar der **Serwal,** *Felis serval,* von Brehm Tüpfelkatze genannt. Da dieses Tier an Erkältung sehr leicht zugrunde geht, müßte man an eine nordafrikanische, nicht einheimisch kretische Vorlage denken. Das Doppelvorkommen des gleichen Motivs würde einer solchen Annahme wohl Vorschub leisten. Auch bei der »Katze«, die auf einem apulischen Vasenbilde (Verf., zur Geschichte der Katze S. 56, Fig. 4) gegen eine Gans anrennt, wird man zunächst an einen Serwal erinnert, vgl. die Abbildung des Serwals bei Brehm I² 483.

Hauskatze (Felis domestica)[40b].

Wie es möglich gewesen sei, ein von Natur so scheues und mißtrauisches Tier so vollständig zu zähmen und an das Haus des Menschen zu fesseln, wie wir's bei unsrer Hauskatze sehen, erscheint Victor Hehn ganz rätselhaft. Nur der unsäglichen Geduld und liebevollen Pflege vieler Generationen, meint der vielgerühmte Linguist, konnte so etwas gelingen. »Religiöser Aberglaube hat hier das Unglaubliche geleistet und auch einmal der Kultur gedient statt sie aufzuhalten.« Allein wir müssen die eigene Meinung Hehns von der schwierigen Domestizierung der Katze gleichfalls für einen Aberglauben erklären: denn gerade die nubische Katze, welche jedenfalls die Hauptrolle bei der Entstehung unsres Haustiers gespielt hat, wird von allen, die sie in ihrer Heimat beobachten konnten, zu den besonders leicht zähmbaren Geschöpfen gerechnet. Und wenn dann derselbe Forscher es für ein großes Glück erklärt, daß die Weiterverbreitung der ägyptischen Katze noch zur Zeit des römischen Reiches und vor dem Einbruch des islamitischen Sturmes stattfand; »sonst hätte mit der Vernichtung des gesamten alten Ägyptens und der Vertilgung seiner religiösen Vorstellungen und Sitten auch die dieses Haustieres erfolgen und vielleicht nicht wieder gutgemacht werden können«, so wird man daran erinnern dürfen, daß der Prophet selber eine ausgesprochene Vorliebe für die Katzen hatte; und es ist überliefert, daß er selbst oder einer seiner Jünger stets in seinem Ärmel eine Katze herumtrug, ähnlich wie es zur gleichen Zeit Gregor der Große nach der Erzählung des Diakons Johannes gemacht hat. Noch vor kurzem wurde die große Mekkakarawane von einem alten Weibe, der Katzenmutter, wie man sie nannte, mit mehreren Katzen begleitet. Auch ist in Kairo eine Summe Geldes gestiftet worden, um

hungernde Katzen zu füttern. Sogar im Paradies des Islam fehlt Mohameds Katze nicht.

In Altägypten war das Tier, das aber erst im Neuen Reiche, um 2000 v. Chr. auftaucht, mehreren Göttern heilig. So gehörte sie zu Bubastis, d. h. Pe-Bast, Ort der Bast, eben dieser Bast, einer Göttin des Mondes, der Geburten und des Kindersegens, die von den Griechen mit Eileithyia und Artemis identifiziert wurde, weshalb man von der letzteren erzählte, daß sie im ägyptischen Götterkampfe auf der Flucht vor Typhon sich in eine Katze (feles, Ovid. met. V 330) verwandelt habe. Die Göttin von Pebast wurde mit einem Katzenkopf dargestellt (Fig. 18): das Nachtleben des Tieres und die auffallende Leichtigkeit des Gebärens, verbunden mit seiner Fruchtbarkeit, hat den Anlaß gegeben, es der Mond- und Geburtsgöttin zuzuweisen. Zwar in den ältesten Denkmälern der ersten Dynastien sehen wir Bast ausnahmslos als Löwin dargestellt. Die einfärbige fahlgelbe nubische Katze konnte aber wohl als eine Art Miniaturlöwin gelten, nachdem man einmal die Löwen selbst abgeschafft hatte, sei's weil sie zu schwer zu beschaffen oder weil sie zu schwierig im Zaume zu halten waren. Der Tempel zu Bubastis im östlichen Nildelta war einer der besuchtesten in Unterägypten. An den Festtagen der göttlichen Katze zog man von allen Himmelsrichtungen herbei. Es waren gar lustige Feste. Man kam auf dem Wasserwege, und Tanz und Liebeslieder, die von Flötenspielern und Kastagnettenschlägerinnen begleitet wurden, bildeten einen angenehmen Zeitvertreib während der Fahrt auf dem Nil. Herodot ließ sich erzählen,

Fig. 18. Die Göttin Bast, nach Perrot-Chipiez.

daß oft gegen 700 000 Personen die Pilgerfahrt nach Bubastis mitmachen. Die Pilger opferten der göttlichen Katze ein Bild aus Steingut, Bronze, Silber, bisweilen aus Gold, brachten auch die einbalsamierten Leichen ihrer verstorbenen Lieblingskatzen mit, und so ist es kein Wunder, daß man vor etlichen Jahren daselbst einen Katzenfriedhof von ungeheurem Umfang entdeckt hat. Hier trat u. a. auch eine Masse Bronzestatuetten von Katzen in allen möglichen Stellungen zutage (Fig. 19). Eine bronzene Mutterkatze mit vier Jungen, von denen

Fig. 19. Ägyptische Katze. Aus der Sammlung Lanckoronski.

zwei an ihr saugen, ein drittes mit ihrem Maule spielt, sieht man im Berliner ägyptischen Museum. Ebenso ist im britischen Museum (Nr. 1556) eine vorzügliche ägyptische Bronzekatze mit vier saugenden Jungen.

Auch beim Serapeum in Alexandrien und an zahlreichen anderen Plätzen hat man Überreste der Katze, sowohl einfach begrabene als mumifizierte, aufgefunden. Ein Hauptort des Katzenkults war in der weiteren Nachbarschaft von Bubastis namentlich Heliopolis, wo der

Sonnengott Ra, der als Bruder, Gatte oder Vater der Bast galt, nach Horapollo unter der Gestalt einer Katze verehrt wurde*). Man sagte, ihre Augen werden größer oder kleiner nach dem Lauf der Sonne (Horapollo I 10). Außerdem glaubte man, daß sie die vierundzwanzig Stunden des Tages anzeige, indem sie genau nach Ablauf von sechzig Minuten sowohl bei Tag wie bei Nacht Wasser ausscheide (Damascius vit. Isidori § 100). Sie tötete und verjagte Mäuse, Skorpione und Reptilien, welche die Häuser der Menschen unwohnlich machen würden. Ebers meint, die Katze sei das am allgemeinsten und höchsten verehrte Tier in Ägypten gewesen, und jedenfalls finden sich im ganzen Lande viele Tausende von Katzenmumien. Wie angesehen das Tier war, geht auch daraus hervor, daß man das Wort Katze, αἴλουρος, im hellenisierten Ägypten sogar zu Personennamen verwandte, nämlich Αἰλουρᾶς und Αἰλουρίων. Es ist bezeichnend, daß diese Eigennamen einzig und allein eben in Ägypten sich gefunden haben. Auch der Aelurio einer Offiziersgrabschrift im römischen Numidien (C. Julius Ae., C. I. L. VIII 2494) wird wohl am Nil geboren sein[40c].

Jede Ermordung eines heiligen Tieres war in dem abergläubischen Lande ein todeswürdiges Verbrechen, bei Katze und Ibis aber machte es keinen Unterschied, ob die Tötung absichtlich oder unabsichtlich geschehen war. Die Strafe ward von dem zusammengerotteten Volk auf der Stelle vollzogen, oft ohne alle Untersuchung. Daher pflegte jeder, der ein heiliges Tier irgendwo tot liegen sah, in einiger Entfernung stehen zu bleiben und zu schreien, daß er das Tier tot angetroffen habe und unschuldig sei. Von dem unglaublichen Fanatismus, mit dem das Volk seine heiligen Katzen schützte und ihre Tötung rächte, erzählt uns Diodor (I 83), wie er ausdrücklich hervorhebt, aus eigener Anschauung ein schlagendes Beispiel. In der Zeit, wo die Römer bereits das Abendland beherrschten, und, wie jeder wußte, auch nach dem reichen Nilland ihre Hand ausstreckten, wo also die Ptolemäer alles taten, um den Römern keinen Anlaß zu Reklamationen oder gar einem Kriege zu geben, geschah es, daß ein Italiener, ganz ohne es zu wollen, den Tod einer Katze verursachte. Sofort rotteten sich die Leute zusammen, stürmten in das Haus des Unglücklichen, und ohne auf die vom König abgeschickten Beamten oder auf die Angst vor Rom die mindeste Rücksicht zu nehmen, wurde der Frevler gelyncht. Wenn der Leser hiezu vielleicht ungläubig den Kopf schüttle, so sagt

*) S. Birch zu Wilkinson² III 290 meint, der Kater symbolisiere die Sonne oder Ra. Auch die Bast hält Birch für eine Solargottheit. Ihr Symbol war die Kätzin.

Diodor (I 84) könne er noch ganz andere Dinge mitteilen: so sei es schon in Tagen der Hungersnot wiederholt vorgekommen, daß Menschen einander aufaßen, aber daß jemand ein heiliges Tier berührt hätte, habe man niemals erlebt.

Auch außerhalb Ägyptens kam es nicht vor, daß jemand Katzenfleisch aß, ausgenommen in der ärgsten Hungersnot (Plut. mor. 959) oder im Wahnsinn (Callim. in Cer. 111) oder bei den rohesten Barbaren wie bei den Petschenegen (Graf Kuun relat. Hungar. II 113).

Die gewöhnliche Mumienkatze der Ägypter war, wie die anatomische Untersuchung unwiderleglich bewiesen hat, die von Rüppell entdeckte *Felis maniculata* oder nubische Katze (Fig. 20), ein

Fig. 20. Felis maniculata. Aus dem böhmischen Landesmuseum.

meist einfarbiges, dem Wüstensande ähnlich sehendes Tier, von Gestalt und Instinkten unserer gewöhnlichen europäischen Katze völlig gleichend: nur sind auf den altägyptischen Denkmälern die Ohren bisweilen länger als bei unsern heutigen Katzen, was auf Kreuzung der nubischen Katze mit einer afrikanischen Luchsart zurückzuführen sein dürfte. Eine entschiedene Katze, im Röhricht gleich der Ginsterkatze den jungen Nestvögeln nachstellend, erblicken wir auf dem ägyptischen Reliefbild Fig. 56.

Augenfällige Kreuzung der Falbkatze mit dem Sumpfluchs, der gleichfalls am Nil einst gezähmt und einbalsamiert worden ist, zeigt das pompejanische Mosaik, dessen Abbildung wir S. 72 geben: Fig. 21. Färbung, Streifen und hohe Beine weisen auf *Felis chaus*, den Sumpfluchs, Kirmyschak, von dem man zu Benihassan in Mittelägypten viele Mumien findet, die sich schon durch ihre Größe von den gleichfalls dort bestatteten Katzenmumien unterscheiden. Heute noch

wohnt er auf den Hügeln westlich vom Nil. Im Neuen Reiche scheint es Sitte geworden zu sein, den Sumpfluchs und die nubische Katze zu paaren und solche Bastarde zur Jagd auf Wasservögel abzurichten. Dies beweisen Grabgemälde von Theben in Oberägypten, deren eines wir umstehend reproduzieren (Fig. 22).

Mit dem Sumpfluchs also paart sich die gewöhnliche Hauskatze auch heutzutage ohne Umstände in Asien und Afrika, und so wird es auch im Altertum gewesen sein. Daraus erklärt sich nicht bloß jene Mosaikkatze aus Pompeji (Fig. 21) und die z. T. prächtigen Sumpfjagdbilder Ägyptens (Fig. 22), sondern auch die Schilderung der Katze, αἴλουρος, bei dem byzantinischen Zoologen Timotheus,

Fig. 21. Luchskatze. Aus Pompeji.

ums Jahr 500 n. Chr.: sie gleiche im ganzen einem Panther, πάρδαλις, namentlich im schwarzgefleckten Schweife, aber auch in ihrem Fell, nur daß die Katze mit dunkeln Streifen gezeichnet sei, der Panther aber mit schwarzen sternartigen Ringen. Und der Anonymus Matthaei sagt ausdrücklich (c. 36): Man behauptet, die Katze entstehe in Libyen aus der Vermischung mit einem Panther (πάρδος)[40a]. Das stimmt zu der Ansicht der heutigen Zoologen, wonach »der wesentliche Bestand der jetzt weit verbreiteten Hauskatze afrikanischen Ursprungs und dort aus *Felis maniculata*, z. T. auch aus *Felis chaus* gewonnen sei« (C. Keller).

Die Verbreitung der ägyptischen heiligen Katze nach Europa und ihre Umwandlung zum ganz gewöhnlichen Haustier hat eigentlich auffallend spät stattgefunden. Während sich die Kenntnis des merk-

würdigen heiligen Tieres schon seit Herodot bei den Griechen und seit Cicero bei den Römern nachweisen läßt, lesen wir von ihm als profanem mäusevertilgenden Haustier doch erst in der silbernen Latinität (bei Plinius und Seneca) und bei den Alexandrinern (Kallimachos). Der Dichter Aristophanes z. B. spricht nur vom Fell der Wildkatze (αἰέλουρος), das der böotische Pelzhändler auf den athenischen

Fig. 22. Luchskatze. Aus einem Grab in Theben*).

Markt bringt. Plautus, Terenz, Lucilius, Catull, Vergil, Horaz, Persius, Petronius, Lucan u. v. a. gedenken der Katze mit keinem Wort: ihnen ist das Wiesel das mäusetötende Haustier, in seltneren Fällen auch die Hausschlange. Bei Plutarch (mor.), ungefähr am Schluß des ersten Jahrhunderts unserer Ära, erscheinen Katze und Wiesel nebeneinander als gleichartige Haustiere.

*) Ein zweites Wandbild, gleichfalls aus Theben (bei Wilkinson II 107), zeigt eine ganz ähnlich gestreifte Katze mit deutlichen Barthaaren, wie sie an einem Mann emporspringt, der im Röhricht Vögel jagt.

Der griechische Name ist αἴλουρος, ältere Form αἰέλουρος, »die mit beweglichem Schwanze«; er bedeutet von Anfang an mehrere einheimische marderartige Tiere und sicher auch die Wildkatze. Auch zu Rom gab man der ägyptischen Hauskatze jahrhundertelang den Namen eines einheimischen ähnlichen Tieres, feles oder felis, d. i. »gelb« oder »mit gelbem Fleck«, was auf den Edelmarder, den Iltis und die Wildkatze genau zutrifft. Vom zweiten Jahrhundert an verschwindet feles in der Bedeutung Katze. Die späteren Schriftsteller gebrauchen nur noch cattus und catta: so Palladius, Rufinus, das Buch Baruch, Luxorius. Im Buche Baruch 6, 21 — im vierten Jahrhundert — treffen wir catta als den Namen eines nächtlichen unheimlichen Tieres. Die ersten absolut deutlichen Stellen aber finden sich bei dem Ackerbauschriftsteller Palladius um 350: cattus, und bei Rufinus (Übersetzung der Clementinen 5, 20): catta. Die griechischen Autoren halten bis zum siebenten Jahrhundert an αἴλουρος fest; vom sechsten an erwähnen sie κάττα als vulgär oder romaisch[41]: in die wirkliche byzantinische Sprache aber, ins Mittelgriechische und ebenso ins Neugriechische ist das auch im Mittellateinischen, Italienischen, Spanischen und Portugiesischen übliche Wort mit erweichtem Anlaut g (γ) allmählich eingedrungen. Man sieht, daß die weströmische Welt früher als die oströmische das ursprünglich afrikanische Wort cattus, gattus angenommen hat, während mit dem Tiere selbst die europäischen Griechen weit früher bekannt wurden als die Römer und Norditaliener. Der spezifische Name des Tieres, der zuerst inschriftlich als Eigenname eines römischen Rennpferdes aus Afrika in der trajanisch-hadrianischen Zeit auftaucht, war catta, cattus, auch gattus, κάττος, κάττα, γάττος. Dieser recht eigentliche Name der Katze, der in der Form katô auch ins Syrische[42] überging, ist nach Pictet afrikanischen Ursprungs und speziell herzuleiten aus dem Idiom, aus welchem das nubische kadiska, das berberische kaddîska und das affadeische gâda hervorging. Beide Formen mit g und k sind somit schon in Afrika vorhanden, ebenso die Verdopplung der Dentalis. In dem berühmten Codex Salmasianus der lateinischen Anthologie aus dem siebenten Jahrhundert finden sich beide Formen, mit c und g, nebeneinander, allerdings in Epigrammen verschiedener Autoren. Das Epigramm des vandalisch-afrikanischen Dichters Luxorius zeigt die Form mit g. Daß die richtige lateinische Form cattus, nicht catus, gewesen ist, beweisen die romanischen Sprachen (Gröber). Den etymologischen Sinn des ursprünglich afrikanischen Wortes kennt man nicht. Nur als Kuriosum mag die kindliche Etymologie Isidors erwähnt werden: das Wort komme her a captura d. i. vom Fangen. Auch er sagt, daß catus (richtiger cattus) eine »vulgäre Bezeichnung« des Tieres sei.

Der altägyptische Name der Katze war mau, onomatopoetisch wie unser miauen und wie das litauische kniaukà, eigentlich Miauerin. Aus dem Griechischen und Lateinischen ist kein besonderes Wort für die Stimme der Katzen überliefert, weil eben der klassischen Periode die Hauskatze fremd geblieben ist. Auch in der dem Sueton zugeschriebenen Liste lateinischer Worte für Tierstimmen ist die Katze übergangen, ebenso bei Polemius Silvius. Das französische Volk hat aus dem natürlichen Laut a-u die Schmeichelnamen Marcou, Raou und besonders Matou geschaffen (Darmesteter, la vie des mots 109), d. i. Markulf, Radulf und Mattulf (Machtolf?). Dann wieder treffen wir Mädchenkosenamen wie Minette in Frankreich, Mieze, Mitzele u. v. a. in Deutschland. Neuslawisch und Serbisch matschka d. i. Mariechen. Umgekehrt ist im Provençalischen tsato (= chatte) Kätzchen zum Appellativwort für Mädchen geworden (Darmesteter 164), und Felicula, Felicla, Kätzchen, begegnet man auf römischen Grabsteinen (C. I. L. VI 14223, VIII 1. Suppl. 14823) als Eigenname von Frauen und Mädchen. Wir geben S. 76 das Bild einer stadtrömischen Katze vom Grabstein der Calpurnia Felicla. Eigenheiten der Schreibung beweisen die Abfassung der Inschrift in der ersten Hälfte des ersten christlichen Jahrhunderts (Fig. 23). Vom Mäusefangen hieß die Katze bei den Römern auch musio: das erfahren wir aus Isidor von Sevilla (XII 2, 38), der zu Beginn des siebenten Jahrhunderts schrieb; in den zum Teil mittellateinischen Glossen (V 621) lesen wir die Namen mussio Mauser, murilegus Mäusesammler und pilax Räuber.

Man hielt die Katze gegen Mäuse und Maulwürfe, in Ägypten angeblich auch gegen Skorpione und Aspisschlangen. Auf den Vignetten des siebzehnten Kapitels des Rituals ist der Kater gemalt, wie er die Schlange Aphôphis zerreißt. Der ewige Kriegszustand zwischen Mäusen und Katzen hat parodierende Maler und Dichter zu sonderbaren Schöpfungen begeistert. Zu Byzanz dichtete Theodorus Prodromus im zwölften Jahrhundert seine Katomyomachia, ein dramatisches Seitenstück der altklassischen Batrachomachie. Dieser Komödie des gelehrten Klosterbruders aus der Zeit der Komnenen entspricht gewissermaßen der berühmte satirische Papyrus in Turin, der die pomphaften Siegesbildwerke Ramses III zu Medinet-Abu in einen Krieg zwischen Katzen und Mäusen travestiert hat. Mit Pfeil und Bogen sehen wir da die Mäuse die Burg der Katzen bestürmen (Lepsius, Auswahl Taf. XXIII)[42b].

Die Verdrängung des Hauswiesels durch die Katze hat begreiflicherweise ganz allmählich stattgefunden, ungefähr wohl vom zweiten bis fünften Jahrhundert nach Christus. Früher hatten Wiesel und Hausschlange das Monopol der Mäusejagd besessen, aber ihr

Anschluß an den Menschen war nie vollkommen gewesen. Auch behielt die kalte, schleichende Schlange stets etwas unheimliches an sich, das Wiesel dagegen gab durch seinen oft sehr widerwärtigen Geruch vielfachen Anstoß, auch ließ es sich das Stehlen nur unvollständig oder gar nicht abgewöhnen. In all diesen Stücken war die

Fig. 23. Römische Hauskatze. Stadtrömischer Grabstein.

Katze besser als ihre Rivalen. Und vollends seit die Hausratten in Millionen aus Vorderasien und Südrußland in Europa einbrachen, was aber erst lange nach der Völkerwanderung geschah — welcher V. Hehn die Schuld gibt — war die Katze einfach unentbehrlich. Ist und bleibt sie doch der beste Gehilfe in diesem Verteidigungs-

krieg: denn der Fuchs, der noch besser wäre, wird kein Haustier. Iltis und Wiesel sind wohl ebenso geschickt und fleißig wie die Katze, allein ab und zu holen sie sich ein Ei, ein Küchlein, eine Taube oder auch wohl eine Henne. So mag denn die ganz allgemeine Ausbreitung der Hauskatze in Europa während des Mittelalters mit dem Auftauchen der Ratten im Zusammenhange stehen, deren Vorkommen in den kaspischen Ländern schon zur Zeit Alexanders des Großen bezeugt ist. Die erste sichere Erwähnung der Ratten in Europa fällt aber erst ins zwölfte Jahrhundert, somit etwa tausend Jahre später als die sichere Erwähnung der Hauskatze.

Für die Tierfabel ist die Katze wie geschaffen, und ihr Auftreten oder Fehlen gibt eine Handhabe für literarische Datierung fast so gut wie der Ausbruch des Vesuvs vom Jahre 79. Das Schweigen des Phädrus, des Freigelassenen des Augustus, und die Katzenfabeln bei Babrios lassen eine zeitliche Kluft von hundert Jahren zwischen beiden Dichtern wohl vermuten. Allzu spät wird man jedoch den syrisch-hellenistischen Autor auch nicht ansetzen dürfen, denn zum idealen Haustier und Spielgenossen ist die Katze in seinen Fabeln noch nicht geworden. Unter ihren Charakterzügen ragen vielmehr Tücke und Blutdurst hervor, und das Federvieh hat alle Ursache, vor ihr auf der Hut zu sein. Das Zerreißen von Haushähnen, Steinhühnern u. dgl. ist ihr noch keineswegs ausgetrieben. Das Blut des libyschen Luchses macht sich noch kräftig geltend. Auch in der Anthologie, der griechischen wie der lateinischen, stellt sie wiederholt lieber den Hausvögeln als den Mäusen nach. Das erste Experiment, die Katze im europäischen Abendlande einzuführen, läßt sich für das Ende des fünften Jahrhunderts v. Chr. nachweisen. Daß damals Versuche gemacht worden sind, die Katze in Großgriechenland, besonders in Apulien anzugewöhnen, ist durch eine ganze Reihe von Bildwerken aufs bestimmteste erwiesen. Auf mehreren Vasen einheimischen Fabrikats von Ruvo (Rubi) und der Basilicata in den Sammlungen Jatta (Ruvo) und Blacas (London) erblicken wir unsere Hauskatze in allerlei uns ganz

Fig. 24 Apulische Hauskatze. Vasenbild, brit. Mus. NF 126.

geläufigen Situationen. Höchst charakteristisch ist die Fig. 24 wiedergegebene, zuerst von Lenormant (Él. céram. IV 82) publizierte Vase aus der Basilicata. Das Kätzchen sitzt dem jungen Mann gerade so auf dem Rücken, wie es heute noch so gerne tut, wenn es sich so recht gemütlich an jemand anschmiegt. Das Tier selber ist leider nicht besonders gelungen; viel hübscher ist die Katze auf dem anderen Vasenbild Fig. 25, gleichfalls aus der Basilicata (Avella), wo eine sitzende nackte Dame der gegen sie aufgerichteten stattlichen schön marmorierten Katze mit neckischer Geste ein Täubchen hinhält;

Fig. 25. Apulische Hauskatze, brit. Mus. F 207, Samml. Blacas.

auch hat sie noch ein paar Bälle oder Wollknäuel in Bereitschaft als Spielzeug für das graziöse Haustier, gerade wie auf einer der sofort zu erwähnenden gleichzeitigen unteritalischen Münzen die Katze mit einem Ball oder Wollknäuel spielt.

Zu diesen fünf Katzenvasenbildern aus Apulien, wie man wohl wird sagen dürfen, treten nun noch ebensoviele verschiedene Katzen-
Tf. II 4. münzen, von denen wir eine in diesem Buche Taf. II 4 und vier in der Abhandlung zur Geschichte der Katze S. 54 gegeben haben. Alle fünf Münzen sind aus Tarent und Regium vom Ausgang des fünften Jahrhunderts; sie zeigen das Volk als Jüngling personifiziert (Demos), der mit einer niedlichen Katze spielt. Sitzend hält er das eine Mal der Katze einen undeutlichen Gegenstand von der Form einer

Spindel (vielleicht ein Gebäck?) zum Spielen oder Fressen hin, das andre Mal neckt er sie mit einem Vögelchen, dann spielt sie unter Tf. II 4. seinem Stuhle mit einem Ball oder schleicht hinter dem Sessel heran. Zwischen dem ganz hellenisierten Kyrene und den europäischen Griechen war der Verkehr sehr lebendig; kein Wunder, daß damals in Großgriechenland der Versuch einer Einführung des nützlichen und vielen Menschen so angenehmen Haustiers gemacht worden ist. Den Grund, warum man die Akklimatisierung wieder aufgegeben hat, kennen wir nicht, er wird aber in den Kriegsnöten zu suchen sein, die namentlich im dritten Jahrhundert v. Chr. gerade Unteritalien auf das schrecklichste heimsuchten. Auch das fast gleichzeitige Experiment des Agesilaos, Kamele im Peloponnes einzuführen, ist offenbar nicht vom Glück begünstigt gewesen, und es hat sich nur eine einzige Stelle darüber in Xenophons hellenischer Geschichte erhalten.

Zu Herculaneum und Pompeji hat man bekanntlich Reste aller möglichen Haustiere ausgegraben und teilweise ihre vollständigen Körperformen ausgegossen, von der Katze aber fand sich keine Spur; auch die Tausende von Wandmalereien bieten unsre Hauskatze so wenig als etwa Truthähne oder Kartoffeln. Das Motiv zur Mosaikkatze wird auf afrikanischem Boden entstanden sein, gerade wie der Pferdename Catta bezeichnenderweise ein afrikanisches Exemplar betrifft. Die Bewohner der unglücklichen Schwesterstädte haben ganz gewiß die Katze nicht als Haustier gehalten. Wohl aber gibt der ältere Plinius, der bekanntlich beim Ausbruch des Vesuvs sein Leben eingebüßt hat, von der Maus- und Vogeljagd der Katze eine so treffende Schilderung (n. h. X 202), daß man nicht zweifeln kann, er habe Gelegenheit gehabt, sie selber zu beobachten. Er erzählt, wie sie leicht und leise auftretend die Vögel beschleiche. »Wie liegen sie«, fährt er fort, »lauernd im Versteck und springen urplötzlich auf die armen Mäuse! wie scharren sie die Erde auf, um ihren Unrat zu bedecken, weil sie wissen, daß sein Geruch ihr Verräter ist!« Und Seneca, der unter Nero starb, sagt (epist. 121): »Warum fürchten sich die Hühner (pulli) vor der Katze (felis) und nicht vor einem Hunde?« Daß ihr Hauptberuf bei den Römern die Vertilgung der Mäuse war, ergibt sich aus den Namen mussio, murio und murilegus, aber eine bildliche Darstellung des Mäusefangens ist mir nicht bekannt. Wahrscheinlich wurde sie schon zu Senecas und Plinius Zeit da und dort im Palast eines Reichen angetroffen.

Die dritte Hauptnotiz über die Katze in Italien, wonach sie gegen den Maulwurf gebraucht wurde, gegen den auch heute gute Katzen mit Erfolg verwendet werden, steht bei Palladius ums Jahr 350: »Gegen die Maulwürfe«, schreibt er, »ist es von Nutzen, Katzen

(cattos) in größerer Anzahl mitten in den Artischokenanlagen zu halten. Sehr viele Leute benutzen zu diesem Zweck zahme Wiesel. Etliche haben auch ihre Löcher mit Ton und dem Saft der wilden Gurke angefüllt. Manche öffnen neben der Lagerstatt der Maulwürfe mehrere Hohlgänge, worauf diese, erschrocken über das eindringende Sonnenlicht, entfliehen. Sehr viele bringen am Eingange des Baues Schlingen an, die an Schnüren herabhängen (setis pendentibus)«.

Daß die Katzen, wenn man sie liebevoll behandelt, außerordentlich zutraulich, treu und zärtlich werden, weiß jedermann. Manchem gefällt auch ihr behagliches, gemütliches Schnurren oder Spinnen, von dem Hoffmann im Kater Murr sagt: »Welch ein Vorzug, welch ein köstliches Geschenk des Himmels, inneres physisches Wohlbehagen ausdrücken zu können durch Ton und Geberde!« So hat sie sich bei Germanen und Spätrömern rasch in die Herzen besonders der Frauen eingeschmeichelt. Schon in einem Vandalengrab der Völkerwanderung in Ungarn, zwischen 350 und 400 n. Chr., hat man auf der Brust des menschlichen Skelettes das einer Katze gefunden (Lipp, Gräberfelder von Keszthely 23). Eine byzantinische Kaiserin, die Gemahlin von Konstantin Monomachos, zog ihre Lieblingskatze sogar zur Tafel und ließ sie aus goldenen Tellern fressen; ja man erhob die Katze zum Lieblingstier der Jungfrau Maria.

Fig. 26. Hauskatze. Relief des Kapitolinischen Museums.

Auch zu Kunststücken ließ sich die Katze schon im Altertum dressieren: ein Relief der Kaiserzeit zeigt, wie sie zum Tanzen angehalten wird (Fig. 26). Das Fleisch der Katze wurde, wie oben erwähnt, von den klassischen Völkern verschmäht, dagegen empfehlen die Ärzte Cassius Felix und Alexander von Trallis ihren Kot gegen das Ausfallen der Haare, und Plinius führt die Asche von Wieseln und Katzen als ein Mittel an, um die Mäuse zu vertreiben. Die Talmudjuden benützten die vulva einer schwarzen Katze zu mystischen Zwecken[43]. Überhaupt zählte das nächtliche Tier selbstverständlich im Aberglauben vieler Völker zu den dämonischen Wesen. Im apokryphen Briefe Baruch (Jeremiasbrief) stehen die αἴλουροι, cattae in einer Linie mit den Eulen. Die alten Wenden, Deutschen,

Ungarn, Neugriechen werfen sie mit Vampyren, Hexen, Dämonen und Gespenstern zusammen. In einigen ungarischen Tälern wird heute noch jede Katze für eine Hexe gehalten (Wlislocki). Und wie man Hexen verbrannte, so geschah es im Mittelalter bisweilen auch den Katzen, z. B. zu Metz am Vorabend des Johannistages[44].

Luchs.

Außer dem eigentlichen nordischen Luchs kommen für das Altertum hauptsächlich der Sumpf- und der Wüstenluchs in Betracht.

Der **Sumpfluchs,** *Lynx chaus*, *Felis chaus*, Kirmyschak, mit dem, wie wir oben sahen, die Katze in Ägypten vielfach verbastert wurde (s. S. 71 f.), scheint in einem pompejanischen Mosaik (Mus. Neap. 9992) gemeint zu sein (Fig. 27).

Fig. 27. Sumpfluchs, pompejanisches Mosaik.

Das luchsartige Tier mit hohen spitzigen Ohren schaut mit unheimlich lauerndem Blick hinauf nach einem Wasserbecken, an welchem zwei prächtige grüne Halsbandsittiche und eine weiß und braune Taube sitzen. Der Schwanz des Tieres ist zu lang und kurzhaarig ausgefallen. Auch ein ägyptischer Papyrus der römischen Periode im britischen Museum (Lepsius, Auswahl der wichtigsten Urkunden des ägypt. Altertums, Leipzig 1842, Taf. XXIII) will offenbar den Sumpfluchs darstellen: die Ohren entbehren zwar deutlicher Ohrpinsel, aber sie sind auffallend groß und spitzig emporstehend, und das Tier ist sehr groß, dick und stark, hat die Streifen des Sumpf-

luchses und treibt die Lieblingsbeute desselben, Gänse, vor sich her (Fig. 28a). Auf der rechten Hand ist eine Gans, wie dies bei dem ägyptischen Wasservogeljäger üblich ist; vielleicht ein Lockvogel. Auch der Stecken, den das Tier auf dem satirischen Papyrus in der Linken schwingt, hat einige Ähnlichkeit mit dem Bumerang des Wandbildes von der Sumpfjagd (Fig. 22).

Ganz vortrefflich gezeichnet ist der **Wüstenluchs oder Karakal,** *Felis caracal*, auf einem ägyptischen Denkmal bei Lepsius (Denkm. III 2, 61) (Fig. 28b)[45]. Diese Luchsart bewohnt Afrika und die westliche und südliche Partie von Asien und unterscheidet sich äußerlich von anderen Luchsen durch das meistens ungefleckte Fell. In Indien wird heute mit ihm auf Hasen gejagt[46], was an die Timotheusstelle

Fig. 28a. Sumpfluchs, ägyptisch.

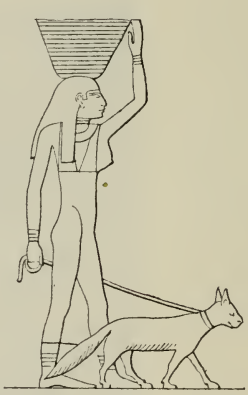


Fig. 28b. Karakal, ägyptisch.

über die kleinere Art von Luchsen (s. S. 83) erinnert, und an das sagenhafte Luchsgespann des Bacchus in Indien. Auch die Alexandersage (Pseudocallisth. 3, 17) erzählt von Luchsen, λύγγες, in den Bambuswäldern[47] Indiens. In der altindischen Inschrift von Girnar ist der Name luksha überliefert (Benfey Gloss. II 26), was dem altdeutschen lohs entspricht. Als Hauptfeind des Affen ist der Karakal, *lynx*, genannt in einem karthagisch-vandalischen Gedicht der lateinischen Anthologie (I 390 R.). Die Mischlinge von Wolf und Hund in Kyrene, von denen Aristoteles (bei Pollux V 40) spricht, sind entweder Karakale oder Hyänenhunde.

Der eigentliche **europäische Luchs,** *lynx*, *chama*, *lupus cervarius*, neugriechisch ῥῆσος, *Felis lynx*, nach Xenophons Cynegeticus 11, 1

außerhalb Griechenlands, nach Plinius in Gallien, nach Hygin in Scythien heimisch, auch in den schweizerischen Pfahlbauten nachgewiesen[48], war den Römern kaum bekannt. Sie benannten ihn mit dem griechischen Worte lynx, λύγξ, von luk leuchten = sehen, λεύσσω (Fick), das auch im Litauischen, Schwedischen, Altpreußischen und Deutschen vorliegt[49]. Bei den Griechen hingegen handelt Aristoteles vom Luchs, λύγξ, wie von einem ganz bekannten Tiere, das dem Löwen verwandt sei (Sundevall 48), und auch heute macht er sich in allerlei bergigen Gegenden von Hellas bemerklich. Die antiken Dichter verlegen ihn nach Arkadien (Kallim.) und Thessalien (Eurip., Lucan.).

Bei den römischen Zirkusspielen wurde er nach Plinius zum erstenmal von Pompejus Magnus a. 55 v. Chr. aufgeführt. Daß er je wieder bei römischen Spielen auftrat, ist nicht überliefert und darum auch zu bezweifeln. Übrigens nennt ihn Plinius an der fraglichen Stelle (VIII 70) nicht lynx, sondern »chama, gallisch rufius« und sagt, er habe Wolfsgestalt, aber dabei Pardelflecken.

Das Tier war nirgends zahlreich und sehr schwer lebendig zu fangen, auch seiner Natur wegen bei Volksspielen wenig zu brauchen. Auch noch andere Arten von Luchs, die in südlicheren Ländern hausten, können den Römern und Griechen nicht unbekannt gewesen sein, aber die auf uns gekommenen schriftlichen Notizen und auch die bildlichen Darstellungen werfen diese Tiere regelmäßig mit dem Panther zusammen. Der Waschak, der heute noch sehr häufig im Taurus und den lykaonischen Bergen vorkommt[50], und der Pardelluchs des modernen Spanien, um von anderen zu schweigen, haben gewiß im Altertum auch nicht gefehlt. Timotheus unterscheidet ausdrücklich wenigstens zwei Arten Luchse: »die großen, welche Hirsche jagen«, was auf den echten nordischen Luchs zutrifft, der solche Beute vorzieht, und vor dem auch der Elch nicht sicher ist; zweitens »kleine, welche Hasen jagen«. Letztere sind »rot«, erstere »gelb«. Dies ist übrigens die einzige mir bekannte Stelle, wo als Farbe des Luchses gelb angegeben wird; sonst gilt sein Fell immer als rot, so schon im Hymnus auf Pan. Tatsächlich ist es weder ausgesprochen rot noch gelb[51].

Hirsche frißt der Luchs auch nach Plinius (VIII 84), dem diocletianischen Zolltarif, den Scholien zu Horaz (carm. II 13, 40) und den Glossarien (gloss. nom. p. 164 L.), wo von lupus cervarius oder cervalis (gloss.) und lupa cervaria im Sinn von Luchs die Rede ist. Der Schafe Feind ist der Lynx nach der griechischen Anthologie. Dies paßt wohl auch auf den echten Luchs, geht aber vielleicht zunächst auf den kleinasiatischen Waschak, wie auch das Luchs-

fell, das schon der angebliche Homer im Hymnus auf Pan erwähnt. Seitdem bekleiden eine Reihe von Dichtern ihre Helden mit dem malerischen Pelzwerk und schmücken die Streitrosse mit solchen Schabracken. Aber auch in der realen Welt muß es beliebt gewesen sein; denn Diocletian führt in seinem Zolltarif ausdrücklich verarbeitete und unverarbeitete Felle des Hirschwolfs an.

Ferner zieht sich durch das ganze Altertum die Sage von den fabelhaft scharfen Augen sei's des Lynx selbst, der nach Plinius in diesem Stück sämtliche vierfüßige Tiere übertrifft, sei's des mythischen Helden Lynkeus d. h. Luchsmannes, der schon in der uralten Argonautensage auftrat. Er bemerkte mit seinen Luchsaugen die Feinde, die hinter Baumstämmen lauerten, und vermochte ins Innere der Erde — nach Apollonius sogar bis ins Totenreich — zu schauen und Metalladern zu entdecken. In einem Gedicht der lateinischen Anthologie, von Eucheria, heißt der Luchs »durchsichtig« (perspicua), der durch alles sehen kann, und als sein Spezialfeind wird der Affe genannt; die Dichterin hat also eine afrikanische Luchsart im Auge.

Poeten, Maler und Bildhauer bespannten den Wagen des Bacchus und seiner Ariadne mit Luchsen, wahrscheinlich zunächst deswegen, weil das wilde nordische Raubtier, das dem mazedonischen Volksstamm der Lynkesten (Λυγκησταί) gewiß nicht fremd war, und dem man große Weinliebe nachsagte, zum orgiastischen thrakischen Dionysos trefflich paßte. Auch Apoll, der hyperboreische Gott, sollte eine Vorliebe für den Luchs besitzen (Timoth.). Doch ist es sehr prekär, nach dem Vorgang von Zoëga auf antiken Reliefs Luchsfiguren konstatieren zu wollen. Es fehlte den Künstlern, wenn nicht am Willen, so doch an Modellen, und ich erinnere mich nicht, den charakteristischen Ohrpinseln in der antiken Kunst irgendwo begegnet zu sein außer in dem ebenso kindlichen als charakteristischen Grabgemälde zu Marissa in Palästina, wo eine ganze Menge nordafrikanischer und syrischer Tiere gezeichnet sind[51b]. Die Beischrift ΛΥΝΞ und die allzu deutlichen Ohrpinsel machen jeden Zweifel an der Absicht des Malers unmöglich (Fig. 29).

Fig. 29. Luchs. Wandbild in Marissa.

Keiner Erwähnung dagegen wert ist der Luchs »λυνξ« auf dem ägyptisierenden Mosaik von Präneste aus der hadrianischen Epoche. Dieser Luchs ist ohne Zweifel schlecht restauriert; er sieht mehr einem Menschenaffen gleich als einem Luchs.

Zu den Haupteigenschaften des Luchses, von dessen Freileben man soviel wie nichts wußte, gehörte nach allgemeiner Ansicht der Alten die Mißgunst. Der Skythenfürst Lynkeus wollte den Triptolemos aus Neid im Schlaf ermorden, dafür ward er von Demeter in einen Luchs verwandelt. So erzählen Ovid und Hygin. Mißgünstig war der Luchs, weil er nach Katzenart seinen Urin verscharrte. Dies tat er, nach der komischen Auslegung der Alten, weil er dem Menschen den herrlichstrahlenden Bernstein mißgönnte, zu welchem sich angeblich sein Urin kristallisiert.

Die Alten glaubten nämlich, es bilde sich daraus das Lyncurium, eine Varietät des Bernsteins, die, in mehreren Punkten vom baltischen Bernstein unterschieden, mit dem heute sogenannten sizilischen Bernstein zusammenfiel[52] und nach Strabo besonders in Ligurien gefunden wurde. Dieser eigentlich »ligurische« Bernstein wurde als λυγκούριον, Luchsharnstein, umgedeutet[53], und dieser Volksetymologie verdankte unverdienterweise der Luchs den Vorwurf des Neides, aber auch den Ruhm, jenen Halbedelstein zu produzieren, der nach mehrfacher Überlieferung besonders gern zu Petschaften verwendet wurde.

Ungerecht ist eigentlich auch die ihm von Horaz und Statius nachgesagte Furchtsamkeit und Feigheit, wenn auch allerdings selbst der kühne nordische und der kaukasische (Pallas I 29) Luchs nichts weniger als darauf ausgeht, den Menschen und seine Hunde anzugreifen, vielmehr ihnen ausweicht, soviel er kann. Wahrscheinlich ist der Zug einem alexandrinischen Vorbilde entlehnt und betrifft eine afrikanische Spezies. Dies wird bestätigt durch Polemo de physiognomia (I p. 172 Förster), wo gleichfalls die Feigheit unter den Eigenschaften des Luchses aufgezählt wird. An dieser Stelle nämlich, die nur in einer späten arabischen Version erhalten ist, zeigt die Wendung: »der Luchs, der auch Karakal genannt wird«, sonnenklar, daß eben der Vorwurf nicht dem echten nordischen Luchs gilt, den Polemo als Hirschwolf bezeichnet, sondern dem Karakal. Ganz zutreffend auf den wahren Luchs ist aber der Preis seiner »feurigen, blitzenden Augen« (Arrian) und seines pardelfleckigen Felles. Der Karakal ist nur in der Kindheit gefleckt, später ganz ungefleckt.

Die Stimme des Luchses wird als urcare (uncare, hyrcare, hircare, orcare) bezeichnet, also fast gerade wie die Stimme des Bären, urgare. In der Tat gleicht sie in ziemlichem Grade dem Brummen des Bären.

Gepard (Felis guttata und Felis iubata)[54].

Der Gepard, der noch heute in der Sahara und in Indien zur Antilopenjagd abgerichtet wird, erscheint als gezähmter Jagdgehilfe zwar nicht in Unterägypten, aber doch bereits zur Zeit der großen Kriege auf den Bildwerken der XVIII. und XIX. Dynastie. Bestimmt für den königlichen Dienst, wie in den Hieroglyphen steht, d. h. für die Hofjagden, meist schöngeputzt mit kostbarem Halsbande wird er herbeigeführt.

Auch auf einem Grabgemälde in Kyrene, auf der berühmten kyrenäischen Arkesilasvase und namentlich hübsch auf einer Schale mit griechischer Inschrift aus Vulci (Th. d. cl. Alt., Fig. 35) sehen wir deutlich den afrikanischen Gepard, *Felis guttata*. Er unterscheidet sich vom eigentlichen Panther durch die ganze Gestalt, besonders Hals und Kopf und die regelmäßigen kleinen Flecken. Höchst charakteristisch ist der Gepard gemalt im Grab des Rekhmara zu Theben: gelb mit schwarzen Flecken, lang- und dünnhalsig und mit kleinem Kopfe; er wird von einem Mohren an der Leine geführt gerade wie der Steinbock und die zwei Affen: alle vier sind offenbar als Geschenk gedacht (Fig. 30 nach Wilkinson manners and customs[2] I Taf. IIa). Wahrscheinlich hat man auch den »Panther«, den Aphrodite auf einer allem Vermuten nach aus Kyrene stammenden Vase mit Parisurteil (Berlin 2154, abgebildet bei J. Endt, jon. Vasen) an der Leine hält, als Gepard aufzufassen. Denn nach Brehm ist er eines der gemütlichsten Tiere, die es gibt; die griechischen Physiognomiker und die Araber schildern ihn als bequem und schläfrig, und von einer arabischen Frau lesen wir den Ausspruch: wenn ihr Mann ausziehe, sei er wie ein Löwe, wenn er heimkehre wie ein Gepard.

Fig. 30. Afrikanischer Gepard, ägyptisch.

Von den Laien wird er gemeiniglich »Panther« genannt. So hat der vandalisch-karthagische Epigrammatist Luxorius ein Gedicht »de pardis mansuetis, qui cum canibus venationem faciebant«. Sie jagten mit den Jagdhunden und waren, wie dies natürlich auch heute üblich ist, so abgerichtet, daß sie das gefangene Wild nicht fraßen.

Aber auch der indische Gepard, *Felis iubata*, war den Alten nicht unbekannt. Arrian (Ind. 15, 3) zählt ihn zu den Schakalen;

Älian dagegen meint ihn, wenn er von Löwen spricht, die an der Leine geführt auf Hirsche, Antilopen usw. Jagd machen. Die Herrscher der Mongolen nahmen auf ihre großen Jagdzüge oft gegen tausend Jagdleoparden mit. In dem spätlateinischen Buche de monstris (Phaedri append. p. 157 Rob.) lesen wir von bärtigen Weibern nahe am armenischen Gebirge, welche Tiger, Leoparden und andere reißende Tiere statt der Hunde aufziehen. Bajazed I. hatte 12000 Jäger und Jagddiener, und außer den Jagdhunden auch Leoparde d. h. Geparde, deren Halsbänder mit Juwelen besetzt waren (Gibbon).

Wolf, Fuchs, Schakal und Hyänenhund.

Alle vier Tiere sind in den Th. d. cl. Alt. S. 156—195, 398—412 ausführlich gezeichnet: ich begnüge mich daher hier mit ein paar Strichen.

Wolf.

Der Wolf, *Canis lupus*, führt bei den Indogermanen — im Deutschen, Griechischen, Lateinischen und sonst, den Namen des Zerreißers, nicht eben mit Unrecht. Brach er doch sogar in Städte ein, selbst in die Hauptstadt Italiens. Schafe, Ziegen, Rinder, Esel, Pferde, Hirsche, Rehe, Hasen waren durch ihn gefährdet. Wenn er in eine Herde einfällt, beißt und mordet er fort, auch wenn er nicht mehr fressen kann, und dabei versteht er die zartesten Tiere auszuwählen; daher galt ein Lamm oder Böcklein, das dem Rachen des Wolfes entrissen ward, für einen besonderen Leckerbissen. Am gefährlichsten war eine Wölfin mit Jungen.

Man fing die Wölfe in der Treibjagd oder in Fallgruben, in denen man ein Lamm oder Zicklein festgebunden hatte.

Als Aufenthalt liebt er Gebirge oder sumpfige Wälder und streift teils ganz einsam als Einzelwolf, teils in Rudeln, die bis fünfhundert Stück betragen haben sollen. Seine Farbe ist grau, sein Geschrei ein Heulen.

Trotz aller Verfolgungen ist dieses Hauptraubtier der klassischen Länder weder in Griechenland noch in Italien jemals ganz ausgerottet worden und hat auch trotz all seiner Übeltaten im Altertum weder hier noch dort den Charakter als heiliges Tier eingebüßt. Er blieb bei den Hellenen das Tier des Apollon[55] Lykios, ausnahmsweise auch des Helios, bei den Italikern das des Mavors, für den er als der regelmäßige Begleiter kriegerischer Horden und Heere ausgezeichnet paßte. Als Tier des Mars säugt er den Stadtheros Romulus und seinen zur Sanktionierung des Konsulats später dazu erfundenen Zwillingsbruder Remus.

Die Abbildung der säugenden Wölfin auf einer römischen Münze mit Schrift des 3. Jahrhunderts v. Chr., sehr schön gemacht, erblickt
Tf. II 8. man auf unserer Taf. II 8.

Eine Art von heiligem Charakter hatte er auch bei den Wogulen, welche die Nennung des Wolfs, Bären und Hirsches geflissentlich vermieden. Ohne Wölfe waren Kreta, Korsika und Sardinien; häufig aber traf man sie in Italien und Sizilien, noch häufiger in Spanien, Gallien und Germanien, und noch zur Zeit der messenischen Kriege in Arkadien. An Werwölfe, λυκάνθρωποι, *versipelles* glaubten sowohl Griechen als Römer (Plaut., Petron., äsop. Fabeln). Eine hübsche derartige Geschichte hat Petronius (c. 62) seinem Romane eingefügt.

Fuchs.

Keinerlei religiöse Rolle spielte der nirgends ganz fehlende Fuchs, *Canis vulpes*. Dafür war das wegen seiner Gefährlichkeit für die Geflügel- und Hasenzucht und wegen Plünderung der Weingärten verhaßte Tier durch die äsopische Fabel um so populärer. Auch im Sprichwort spielt er als Typus der Verschlagenheit eine große Rolle. Wo das Löwenfell nicht ausreicht, muß man den Fuchspelz dransetzen, pflegte der Spartaner Lysander zu sagen. Cor corpore maius sagte der Lateiner: sein Verstand ist größer als sein Leib. Alte Füchsin, vetula vulpis, sagte man von einem besonders durchtriebenen Gauner; vulpinari hieß auf krummen Wegen gehen. Gejagt wurde er mit Hunden, mehr wegen seiner Schädlichkeit als wegen seines Felles. Sein Fleisch wurde zwar vielfach in Griechenland, nicht aber in Rom gegessen, wo man es vielmehr als übelriechend verabscheute.

Von archäologischen Darstellungen des Fuchses, die verhältnismäßig selten vorkommen, sind u. a. zu erwähnen: ein Terrakottafigürchen aus Megara zu Berlin: Affe einen Fuchs auf dem Schoß haltend und streichelnd: zwei Füchse, welche Vögeln nachstellen auf einer capuanischen Phiale des 5. Jahrhunderts; die Fabel vom Fuchs und Storch auf einem ziemlich rohen spätrömischen Grabsteine*) und auf einer Gemme, die einst Goethe gehört hat; der Fuchs wie er sich totstellt, in einer Miniatur aus dem Jahre 1100; allerlei illustrierte Fuchsfabeln in der Leydener Bilderhandschrift des Ademar, die G. Thiele hat phototypieren lassen (Leyden 1905).

Der nordafrikanische Fuchs ist abgebildet in dem Fig. 80 gegebenen Wandgemälde, wo lauter Tiere dieses Landes zum Vorwurf gedient haben: Elefant, Riesenschlange, Löwe, weißer Esel, Säbeloryx und schwarzer Büffel.

*) Symbolisch: hodie mihi, cras tibi.

Schakal.

In den schönsten und verbreitetsten äsopischen Fabeln ist bekanntlich der europäische Fuchs an die Stelle des asiatischen Schakals getreten; denn nur dieser ist ein ständiger Begleiter des Löwen und kann daher als dessen Minister oder erster Günstling aufgefaßt werden. Der spätgriechische Zoologe Timotheus sagt c. 13 ausdrücklich: »Der Schakal scheint des Löwen Diener zu sein.« Daraus ergibt sich auch mit logischer Notwendigkeit der asiatische, speziell indische Ursprung des Grundstocks der äsopischen Fabeln (Keller, Untersuchungen über die Geschichte der griech. Fabel 332 ff.; Benfey, Einleitung zum Pantschatantra).

Der Schakal, *Canis aureus*, der gegenwärtig in Hellas vorkommt, war den europäischen Griechen der klassischen Zeit und ebenso den Römern fremd. Höchstens, daß er von einem Kamelführer zugleich etwa mit einem reitenden Äffchen in den Straßen der europäischen Städte gezeigt wurde (M.u.G. XVII 17). Was Plinius über ihn berichtet, ist aus Aristoteles. Den ihm ursprünglich gebührenden Namen Aasfresser ἀλώπηξ, sanskr. lopaça übernahm bei den Hellenen der Fuchs. Die Phryger benannten ihn daos oder davos d. h. Schreier; daraus wurde das gemeingriechische thos, das auch die Lateiner ohne es abzuändern als Fremdwort in ihre Sprache übernahmen. Die Ägypter haben das ihnen sehr gut bekannte Tier oft und vortrefflich abgebildet. Weil es sehr zahm wird, hat es zur Bildung unserer heutigen Hundsrassen viel beigetragen. Oppian nennt es einen gelblichen Wolf, λύκος ξουθός.

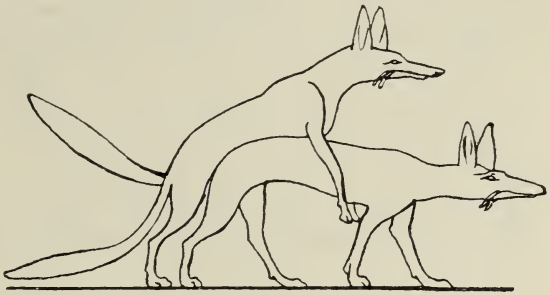


Fig. 31. Schakal, ägyptisch.

Das hier gegebene Bild vom berühmten Grabmal des Ptahhotep (2500 v. Chr., Dümichen, Resultate Taf. VIII) gewährt uns zugleich wie R. Hartmann sagt (zu Dümichen S. 30) einen Beweis, mit welch kindlicher Naivetät die Geschlechtssphäre der Tierwelt damals aufgefaßt wurde (Fig. 31).

Hyänenhund.

Der Hyänenhund, *Lycaon* oder *Canis pictus*[56], ist lange vor dem Gepard, nämlich während der IV. und V. Dynastie, in Ägypten zur Antilopenjagd abgerichtet worden, s. Fig. 53. Weil ihm aber der

große Rennhund an Brauchbarkeit überlegen war, hat man ihm diesen bald vorgezogen. Beiderlei Tiere werden in Koppeln an der Leine herbeigeführt auf dem hier wiedergegebenen Grabgemälde des Ptahhotep aus dem dritten Jahrtausend v. Chr. (Fig. 32).

Fig. 32. Hyänenhund und Jagdhund, ägyptisch.

Seit der XII. Dynastie (21. Jahrh. v. Chr.) hört die Rolle des gezähmten Hyänenhundes auf (Lenormant); Mela und Solinus beschreiben ihn als bemähnten äthiopischen Wolf.

Sehr bezeichnend ist noch eine zweite Darstellung des Hyänenhundes aus dem Grabe Ptahhoteps. Hier sehen wir einen Jagdwindhund gemütlich mit einem vor ihm hockenden Hyänenhunde spielen. Er tut als ob er den wilden Kameraden ins Ohr beißen wollte; aber, wie schon R. Hartmann richtig erklärt, ist es offenbar nur Spielerei. Zu solch gemütlichem Balgen »aus reinem Vergnügen« neigt vielleicht kein Raubtier mehr als der Hyänenhund: so kam es Brehm vor, und so scheint es bereits vor 4—5000 Jahren gewesen zu sein[57] (Fig. 33).

Fig. 33. Hyänenhund und Jagdhund, ägyptisch.

Hund[58].

»Canum vero tam fida custodia tamque amans dominorum adulatio tantumque odium in externos et tam incredibilis ad investigandum sagacitas narium, tanta alacritas in venando, quid significat aliud, nisi se ad hominum commoditates esse generatos?« (Cic. de deor. nat. II 63, 158.)

Von keinem Tier gibt es mehr Varietäten als vom Hund. So ist es heute, so war es schon im Altertum. Von unzähligen Arten spricht der Grieche Oppian (cyn. I 399), von tausend Vaterländern der Hunde der Römer Grattius (cyn. 154), und letzterer beschreibt uns dann die wichtigsten Hunderassen um Christi Geburt, freilich ohne bildliche Illustration. Und so sind wir überhaupt, trotz der Masse von Schriftstellern, wo Hunderassen erwähnt werden, und trotz der Tausende von Bildern, die uns allerlei antike Hunde zeigen, manchmal nicht imstande mit Bestimmtheit zu sagen, welcher Rasse das vom Künstler oder Handwerker dargestellte Individuum zuzuzählen ist.

Die bei den Alten überlieferten Rassennamen sind folgende: Molosser oder Epirotische, Kreter, Lakoner, Doloper (Babrius 85), Achäer (Babr. Pausan.), Lokrer, Akarnanier (Babr. Gratt.), Triteer (von Triteis bei Phokis, Hesych.), Argiver (Pollux), Sicyonier (Ovid), Ätoler (schnell, mit vorzüglicher Nase), Amorginer (Oppian), Seriphier (Aristoph.), Eretrier (sehr gerühmt bei Macarius proverb. cent. IV nr. 5, t. II p. 166 v. Leutsch. Aelian n. a. VII 40), Thracier (Babr.), Melitäer, Pheräer (Gratt.), Illyriker, Cyprier (Babr. Hygin.), Karer (Arrian.), Lykaonier (Gratt.), Perser (Gratt.), Meder (Gratt.), Inder, Hyrkaner, Serer, Libyer, Ägypter, Gallier oder Kelten (Gratt.), Segusianer, Belgier (Sil. It.), Britannen, Schotten, Geloner (Gratt.), Sicambrer (Gratt.), Umbrer, Sallentinische, Tusker, Esterische in Mazedonien (Steph. Byz.).

Die Hunde der alten Welt — Europas, Nordafrikas und Westasiens — zerfallen in fünf große Familien: Spitze, Schäferhunde, Straßenhunde, Windhunde und Doggen. Spitze und Straßenhunde (Paria) stammen mehr oder weniger vom Schakal, die Windhunde vom abessinischen Wolf, die Doggen vom Tibetwolf, der Schäferhund vielleicht vom wilden Alpenhund, *Canis alpinus*, oder irgend einem anderen Wildhund: denn schon das diluviale und tertiäre Europa besaß wilde Hunde. Es gab aber im klassischen Altertum auch schon eine Unzahl Mischbildungen, so daß die antiken Sprachforscher lehrten, das Wort für Bastard, hybrida, bedeute eigentlich einen Hund, der aus zwei verschiedenen Rassen zusammengesetzt sei, also z. B. von einem Jagdhund und einem Hirtenhund abstamme. Man glaubte vielfach auf diesem Wege besonders gute Hunde zu erzielen, und Oppian gibt genauere Anweisungen dazu.

Das früheste aller Haustiere des Menschen, das einzige, dessen Knochen man in den dänischen Muschelhaufen findet, ist der Hund gewesen, und doch gab es eine Periode — die ältere Steinzeit — wo er dem Europäer fehlte. In den Grottenbildern zu Perigord im südlichen Frankreich ist noch kein Hund gezeichnet. Erst zugleich mit den älteren Pfahlbauten findet man auch die Spur zahmer Hunde, die zum Bewachen der Wohnungen gehalten wurden. Sie sind fast alle von einer einzigen Rasse: *Canis familiaris palustris*, der Torfspitz; mäßig groß, leicht gebaut, mit kurzer nicht stark zugespitzter Schnauze. In den Terremaren der Emilia hat man auch schon eine kleinere Form gefunden, welche geraden Weges zu der niedlichen Gestalt des weißen Spitz überleitet, die uns auf attischen Grabreliefs und sonst so oft entzückt, während die größere Varietät den Spitzen zugrunde liegt, die besonders deutlich auf einigen etruskischen Münzen
Tf. I 15. erscheinen, s. Taf. I nr. 15. Auch von einem wolfsähnlichen *Canis Inostranzewi* haben sich Reste in den Pfahlbauten des Neuenburger und Bieler Sees einerseits, andererseits in steinzeitlichen Lagerungen am Ladogasee vorgefunden. Er ist die Stammform unserer großen Haushunde, der Doggen, Bullenbeißer und Möpse und hat sich erhalten im russisch-sibirischen Laika d. h. Beller, einer trefflichen Rasse für das Aufstöbern des Wildes und das Ziehen der Schlitten[59].

Wen es gelüstet, auf der Leiter der Hypothesen über die sicheren Fundresultate hinaufzusteigen und unter den wilden Tieren der Gegenwart einen Urahn des Torfspitzes zu suchen, der kann ruhig den Schakal annehmen und zwar den kaukasischen. Vom Fuchs kann keine Rede sein, weil die Pupille seines Auges und die Zahl seiner Zähne, sowie auch ein ganz spezifischer, sehr auffälliger Geruch den Fuchs vollständig trennt vom Hund und Wolf und Schakal, die untereinander harmonieren. »Wenn heute ein Spitz mit gesenkter Rute dem Menschen scheu ausweicht und dabei den Kopf vorsichtig umwendet, so benimmt er sich völlig wie ein Schakal.« Auch die Stimme des Schakals klingt nicht unähnlich: »ein winselndes, bellendes Heulen« (C. Keller). In Arabien, Ägypten, Vorderasien, Osteuropa ist unser Spitz entstanden durch Zähmung und Züchtung des einheimischen Schakals. Sorgfältige, liebevolle Pflege und gute Kost hat aus dem halb zudringlichen, halb scheuen wilden Tiere das zahme, anhängliche, niedliche Hündchen gemacht, dem wir auf den klassisch-antiken Kunstdenkmälern so häufig begegnen, das weiße Spitzerschoßhündlein von Malta, Μελιταῖον κυνίδιον oder κυνάριον. Die frühesten Autoren, welche den Malteser Spitz erwähnen, sind der Verfasser des neunten Buches von Aristoteles Tiergeschichte, vielleicht auch der alexandrinische Perieget Polemon[60] und Theophrast. Höher an

Alter ist ein großer Teil der Abbildungen, deren interessanteste auf einer Volcenter Vase athenischer Arbeit — etwa aus dem Jahre 500 v. Chr. — die ausdrückliche Beischrift »Meaitaie« bietet (Fig. 34), während offenbar naturgetreuere Darstellungen sich auf vielen attischen Grabsteinen und auch als nippesartige Statuetten erhalten haben. Die Tonstatuette eines behaglich liegenden melitäischen Hündleins ist gegeben in Fig. 58 meines Aufsatzes über die Hunderassen im Altertum. Ebenda, Fig. 59, findet man auch den Melitäer von einem attischen Grabsteine abgebildet. Hier bieten wir noch zur Ergänzung ein niedliches Vasenbild nach Roulez, un combat de chiens (Fig. 35).

Fig. 34. Melitäer auf rotfiguriger Amphora aus Vulci.

Fig. 35. Aus der Sammlung Canino.

Zusammengehalten mit der Notiz im neunten Buch der Tiergeschichte (7, 5), wonach der Iktis (Honigwiesel, s. S. 162) so groß sei wie ein Hündchen von Malta, ergibt sich, daß es ein auffallend kleiner weißer Spitz mit langem lockigen Seidenhaar gewesen ist. Diese melitäischen Hündlein, Μελιταῖα κυνίδια, deren feinste Zucht auf dem phönizisch-punischen Malta blühte, wohin sie ohne Zweifel aus dem karthagischen Afrika importiert war, sind in allen Schichten der antiken Gesellschaft die beliebtesten Schoßhündchen gewesen, bei Epaminondas und am Hofe des Claudius, namentlich aber bei Frauen jeder Art, bei den römischen Matronen gerade so gut wie bei den griechischen Hetären. Die verwöhnten kleinen Lieblinge trugen sogar selbst bisweilen Hetärennamen (Plangon bei Alkiphron p. 75 H.). Sie galten für äußerst sanft (Diogen. Laert. IV 55) und waren auch Freunde der Tonkunst. Wir erblicken sie auf Vasenbildern neben harfenspielenden Musen, Liederdichtern und fahrenden Spielleuten, und vom Malteser des Musikers Theodoros erzählt Älian (n. a. VII 40), daß er nach dem Tode seines Herrn zu ihm in den Sarg sprang und sich mit ihm begraben ließ.

Solch ein niedliches Hündchen wird Issa — vulgär für ipsa, sie, die Hauptperson des Hauses — gewesen sein, von der Martial schreibt (I 109, übers. von Berg):

Issa, schelmischer als Catullus Sperling,
Issa, sauberer als der Kuß der Taube,
Issa, schmeichelnder als die Mädchen alle,
Issa, köstlicher als der Inder Steine,
Ist des Publius kleines Lieblingshündchen.
Wenn sie klaget, so glaubst du, daß sie spreche,
Und sie fühlet auch Traurigkeit und Freude.
Auf den Nacken gelehnet liegt und schläft sie,
Daß man immer ihr Atemholen merket;
Wenn ein Leibesbedürfnis auch sie nötigt,
Nicht ein Tröpfchen entweicht ihr auf die Decke,
Sondern schmeichelnden Fußes winkt und mahnt sie,
Daß vom Polster sie komm' und sich erleichtre.
Und das züchtige Hündchen ist so schamhaft,
Venus kennet sie nicht; und keinen Gatten
Gibt es, würdig für solch ein zartes Weiblein.
Daß nicht ganz sie der Tod entreißen möge,
Läßt sich Publius jetzt ihr Bildnis malen,
Darin wirst du so ähnlich Issa sehen,
Daß so ähnlich sogar sie nicht sich selbst ist.
Ja, stellst Issa du mit dem Bild zusammen,
Glaubst entweder du, beide seien wirklich,
Oder glaubst du, sie beide seien Bilder.

Außer dem Malteserspitz gab es im klassischen Altertum einen etrurischen Spitz, der auf unserer Tafel I nr. 15 und auf etruskischen Spiegeln (Gerhard) uns entgegentritt. Er war derber und größer als jene zarten Schoßhündchen und sah völlig aus wie unsere modernen Spitze. Nemesianus cyn. 231 ff. führt den *canis Tuscus* zwar in seiner Liste auf, aber er sagt, er sei an Gestalt von den übrigen Jagdhunden verschieden und zur eigentlichen Jagd nicht recht zu gebrauchen. Tf. I 15.

Auch das älteste Troja besaß einen torfspitzähnlichen Hund und auch im alten Ägypten hat es wenigstens zur Zeit der Pharaonen (vierte Dynastie), also in einer sehr frühen Epoche, Spitze gegeben.

Die zweite große, wahrscheinlich auf den Schakal zurückgehende Rasse, ist die der Paria- oder Straßenhunde, die schon seit vielen Jahrhunderten über den ganzen Tropengürtel des alten Kontinents sich verbreitet hat. Für die ägyptischen Paria hat der große Schakal des Niltals, der *Canis anthus*, der Dib der Araber, das weitaus meiste Blut geliefert*); doch ist daneben auch an den Schakalwolf Nubiens mit Recht erinnert worden. Der asiatisch-türkische Straßenhund aber ist mit dem kleineren indischen Schakal nächstverwandt. Beide Pariahunde haben ausgesprochen verschiedene Schädelbildung, so sehr sie auch in ihrem ganzen Wesen miteinander übereinstimmen[61]. Die erste Zähmung fand wohl in Baktrien statt: im Zend führt nämlich der Schakal und eine Art Hund fast den gleichen Namen: jener heißt raopi, letztere urupi. In dieser Religionssphäre wurde der Hund überhaupt hochgeschätzt. Das heilige Gebot Ahura Mazdas sagte, man solle den Hunden, welche wachen, ohne sich mit Suchen der Nahrung zu befassen, Mehlsuppe bringen und Speck und Fleisch. Das sei die passende Nahrung für den Hund (Hovelacque, le chien dans l'Avesta 52).

Die schon in Babylonien (Albrecht, Geschichte des Hundes 32) und im alten Ägypten massenhaft vorkommenden herrenlosen Pariahunde ersetzen im Orient eine systematische Straßenpolizei. Sie heißen bei den Ägyptern wonesch; in einem Märchen werden 300 erwähnt (Albrecht, Geschichte des Hundes 50. Erman, Ägypten u. ägypt. Leben im Altert. I 171. Abbildung einer Pariahundsmumie bei Lortet et Gaillard, la Faune momifiée S. 1.) Ihre Mumien finden sich z. B. zu Roda und Abydos massenhaft; ihre Leichen wurden ganz fabrikmäßig, ohne jeden Luxus behandelt, sehr im Gegensatz zu den Leichen der Jagdwindhunde. Ein moderner Beobachter (E. v. Hesse-Wartegg, die Hunde von Konstantinopel, Gartenlaube 1904, 1. Jan., S. 14) schreibt: »die

*) An ihn denken u. a. Pöppig, Lortet-Gaillard, C. Keller.

Straßenpolizei von Konstantinopel zeichnet sich nicht eben durch zu große Sorgsamkeit aus, und was von ihr in bezug auf die Reinlichkeit der Stadt versäumt wird, machen die Hunde wieder gut. Wie in den nordafrikanischen und indischen Städten die Raben, in Siam die Aasgeier, in Mexiko und Südamerika die Zopilotes, so vertilgen in Konstantinopel die Hunde allen Straßenunrat. Tieräser bleiben ja auf der Straße liegen, Knochenabfälle u. dgl. werden einfach vor die Haustüre geworfen, und die Straßen müßten binnen kurzem vor Misthaufen ungangbar werden, wenn die Hunde nicht sofort alles, was nicht gerade Holz, Stein oder Glas ist, auffressen würden. Des Morgens sind die Straßen von ihnen so gründlich gesäubert, wie es ihre Mägen nur zulassen, die Unratshaufen sind verschwunden, und an ihrer Stelle liegen auf der Straße, zu Kreisen zusammengekrümmt, die Schnauze unter dem eigenen Schwanze, die vierbeinigen Sanitätspolizisten und schlafen.« Geradeso ist es in Kleinasien, s. z. B. Hamilton, Reisen in K. A. I 377: »Halbverhungerte herrenlose Hunde streiften in Menge um jedes türkische Dorf und stahlen uns ein Huhn und ein Licht bei Nacht samt dem Leuchter.«

Als Aas- und Abfallfresser leisten diese an Farbe (hellbraun) und Gestalt ganz schakalartigen Tiere unbezahlbare Dienste, und ein neuester Gewährsmann sagt von den Konstantinopler Hunden: »da sie niemand schaden, im Gegenteil nur nützlich sind, werden sie von aller Welt geduldet, auch komme ‚merkwürdigerweise' die Tollwut unter ihnen viel seltener vor, als bei den europäischen.« Auch bei den Hunden des Altertums war die Tollwut viel seltener — großenteils wohl aus dem einfachen Grunde, weil beide Geschlechter im natürlichen Zahlenverhältnis vorhanden waren. Statt die Hundesteuer auch auf weibliche Tiere auszudehnen, sollte man eher Prämien für das Halten von Hündinnen einführen. Das wäre gewiß mehr wert als viele Pasteurinstitute.

Wo die Paria nicht bloß in den Straßen geduldet wurden, sondern in gemütlicher Weise sich an den Menschen anschließen durften, sind sie zu ganz nützlichen, wachsamen, raschfüßigen Gehilfen im Nomaden- und Jägerleben geworden, so namentlich bei den Beduinen[62].

Freilich hat der Islam, von dem leider sehr wenig tierfreundlichen Mosaismus beeinflußt, den »unreinen« Hund tief gestellt und die einstige große Vorliebe der Türken und Araber für das treueste aller Haustiere stark beeinträchtigt; aber noch heute gilt es dem Mohamedaner für ein gutes Werk, die armen Straßenhunde mit Speise und Trank zu laben, er behandelt sie mitleidig und human und erinnert sich wohl an jenen braven Hund der Siebenschläfer, dem der Prophet in der achtzehnten Sure des Korans sogar das Paradies erschlossen hat.

Im Talmud heißt der Hund das ärmste der Tiere, weil man ihm in den Städten gar nicht und nur auf dem Lande kümmerlich etwas Speise hinzuwerfen pflegte. Ja der Hund heißt sogar »Feind« des Menschen. Seine Treue wird nicht erwähnt. Vor Einführung des Islam war der Hund so geschätzt, daß ein südarabischer Stamm sich Kaleb Hund nannte. Der identische Name in der Bibel gehörte einer edomitischen Familie.

Das Spezialtalent des Paria zum Reinigen von Straßen und städtischen Plätzen ist im klassischen Altertum nicht systematisch verwertet worden; es hängt eben zusammen mit der religiösen Unreinerklärung des Tieres und seiner Ausstoßung aus der menschlichen Gesellschaft. Aber der gewöhnliche kleinere Hund, den wir z. B. als Gefährten der Hekate, der Göttin der Kreuzwege, antreffen, ist gewiß als Paria anzusehen. Auf Dreiwegen in Rom fanden sie nach Sueton gelegentlich menschliche Gliedmaßen. Besonders in dem verrufenen Stadtteil Subura scheinen sich viele Hunde herumgetrieben zu haben. Ihr nächtliches Gebell erwähnt Horaz. Daß sie in den Straßen Athens menschliche Exkremente fraßen, hören wir bei Aristophanes; und auch sonst machten es hungrige Hunde nicht anders[63]. Viele athenische Hunde bekamen außer dem, was sie stahlen, z. B. Käse, bloß Halsknorpeln (τραχήλια) und wie gegenwärtig bei den Kamtschadalen Fischgräte (ἀκάνθαι) (Arist. Wesp. 1003 f. [963 f.]). Aas von Tieren war ihnen eine stehende Mahlzeit; auch ausgesetzte Säuglinge (Pseudophokyl. 185), die Leichen der Gefallenen nach großen Schlachten (Lucan. VII 828—838), halbverbrannte Leichname (Sueton. Domit. 15), ja sogar ausgegrabene Menschenknochen (Phaedr. I 27) verschmähten sie keineswegs. Die Gier, mit der sie sich vor Hunger gequält über die Knochen hermachten — vielleicht sind Pariahunde der jonischen Städte Kleinasiens gemeint — hat schon Hipponax gezeichnet (fr. 133). Doch wurden Pestleichname weder von Hunden noch Geiern berührt (Liv. XLI 21). Die Leichen der Feinde wurden bekanntlich schon von den homerischen Helden den Hunden zum Fraß überlassen; und der ungetreue Ziegenhirt auf Ithaka muß sich gar bei lebendigem Leibe Nase, Ohren, Hände usw. abschneiden lassen und zusehen, wie seine Glieder von den Hunden verschlungen werden. Wenn somit schon ihre Nahrung oft Ekel einflößen konnte, so kam noch ihr Drang, womöglich alle Ecksteine und Hermen zu verunreinigen (Babr. 48. Priap. 83), und ihre Ungeniertheit bei der Paarung[64] hinzu, um auch in Griechenland und Italien vielfach Abneigung zu erzeugen[65] und die Priester zu veranlassen, daß man den Hund von gewissen heiligen Stätten und Festlichkeiten[66] ausschloß: so von der Insel Delos (Plut. qu. Rom. 111) und der Akropolis zu Athen (Philochor. fr. 146).

In Rom war dem Flamen Dialis, der in der heidnischen Hierarchie sehr hoch oben stand, nach uralter Satzung verboten einen Hund zu berühren, ja nur das Wort canis in den Mund zu nehmen. Als Schimpfwort im Sinne von unflätig oder schamlos frech ist κύων, Hund, seit Homer üblich, besonders im Verkehr mit niedrigen Leuten. »Freche Hündin« schilt Penelope ihre schlechte Magd. Sogar einen Komparativ und Superlativ von Hund hat man gebildet (κύντερος, κύντατος). Auch bei den Römern wurden Schmeichler und Speichellecker Hunde genannt, weil die Hunde gerne das Sputum des Herrn auflecken. In Athen hatte die Schule des Philosophen Antisthenes zu ihrem Lokal das Gymnasium Kynosarges. Dies gab Anlaß zum Sektennamen Cyniker. Den Meister selbst nannte man Haplokyon d. i. einfacher Hund wegen der Kulturfeindlichkeit des cynischen Systems (Diog. L. VI 13); seine Schüler überhaupt hießen Cyniker, und der berühmteste unter ihnen, Diogenes, wurde ohne Hund nicht gedacht; ja er soll infolge eines vernachlässigten Bisses und zwar am gleichen Tage gestorben sein wie Alexander in Babylon. Auf seinem Fasse steht unvermeidlich ein Hund, ebenso war einer angebracht auf seinem marmornen Grabmal neben dem Tore Korinths, das zum Isthmos führte. Auch die bösartigen und ekelhaften Harpyien heißen Hunde des Zeus (Hygin.), desgleichen müssen sich die Hydra, die Sphinx (Soph.), die Keren (anth. Pal.) und die Erinyen (Aristoph.) den Namen Hunde gefallen lassen. Der schlechteste Wurf im Knöchelspiel hieß gleichfalls Hund. Im Sinn von vulva steht es mehrfach in der griechischen Anthologie, und eine der gemeinsten sprichwörtlichen Wendungen war: ἐς κυνὸς πυγὴν ὁρᾶν (Aristoph.), anum caninum inspicere. Und doch waren auch in der griechisch-römischen Welt freundliche Beziehungen selbst zu den Pariahunden und ihren Bastardformen keine Seltenheit. Das lehren namentlich Vasenbilder und Gemmen. Besonders ansprechend sind die Bilder, wo ein blinder Bettler sich von einem solchen Hündlein führen läßt (Fig. 36)[67], oder wo es aufmerksam der Musik zuhört.

Fig. 36. Pariahund. Nach einem Wandgemälde von Herculaneum.

Auch eine Art verkrüppelter Dachshunde war den Alten nicht

ganz unbekannt. Doch kam er nur in Ägypten vor und auch hier als Seltenheit: im zweiten und dritten Jahrtausend v. Chr.[68]. (Fig. 37.) Der auffallend kleine weibliche Hund sieht schon aus wie ein halber Dachs: die Darstellung ist aus einem Felsengrab von Berscheb, XII. Dynastie, Periode des Sesostris. Doch ist die Ähnlichkeit mit unserem und mit dem amerikanischen im Inkareich gezüchteten Dachshunde nicht so groß, daß an genetischen Zusammenhang gedacht werden kann. Man hat schon öfters die Herkunft des internationalen Dachses vom ägyptischen aufgestellt und seine Entstehung auf Vererbung rhachitischer Anlage geschoben[69]:

Fig. 37. Dachshund, ägyptisch.

allein wer mochte ein Interesse daran haben, so krankhafte Individuen künstlich zu züchten und fortzupflanzen? Könnte man nicht ebenso gut in allen drei Fällen annehmen, daß er seine eigentümlichen Formen durch Jahrtausende langen Gebrauch für die Jagd auf solche Tiere bekommen hat, die in Hohlgängen hausen, wie Dachse, Füchse, Kaninchen, Klippdachse, Stachelschweine, Maulwürfe, Sandmolle, äthiopische Igel, Ratten? Künstliche Zuchtwahl hätte dann die verschiedenen Dachshundarten hervorgebracht, und als Stammvater des ägyptischen Dachshundes mit seinen aufrechtstehenden Ohren, der uns hier allein angeht, dürfte der Schakal anzusehen sein, der zu jedem erreichbaren, nicht sehr gut verwahrten Grabe sich Höhlengänge zu wühlen pflegt. Von einer in Zürich gehaltenen Pariahündin aus dem Sudan wird erzählt, daß sie in wenigen Minuten unter der Türschwelle sich einen Weg ins Freie grub[70].

Auch Wolfsblut fließt in vielen unserer Hunde. Vom amerikanischen Wolfe leitet man die eigenen Hunde der westlichen Halbkugel her — denn Schakale gibt es dort nicht; teilweise vom asiatischen Wolfe stammt die Dogge, vom abessinischen der Windhund, vom europäischen vielleicht teilweise der Hund der Bronzezeit und sein Nachwuchs.

So wunderbar uns ein solcher Vorgang scheint, so natürlich ist er in den Augen des Kundigen. Gerade vom Wolf und Schakal sagt einer der besten Kenner des Tiergemütes, L. Heck, Direktor des zoologischen Gartens in Berlin: »die Liebe zum Menschen steht diesen Tieren auf dem Gesicht geschrieben, sie ist ihnen angeboren«.

Von alten Wölfen handelt es sich natürlich nicht; nur junge, vornehmlich verwaiste Tiere können in Betracht kommen. Namentlich das Lagerfeuer besaß eine magische Anziehungskraft. So scheu und ängstlich Wolf und Schakal sonst dem Menschen gegenüber sind,

die behagliche Wärme des Feuers und die Asche verlockte sie doch, den Zelten oder Hütten sich zu nähern und den Versuch gemeinsamen Lebens zu unternehmen. In diesen naiveren Zeiten war keine solche Kluft wie heute zwischen Mensch und Tier. Kinder und Wildlinge schlossen die innigste Kameradschaft. Noch jetzt gibt es niedrigstehende Völker, wo die kinderlos gewordene Frau sich statt des verlorenen Säuglings junge Hunde oder Schweine[71] an die Brust legt, um die überschüssige Milch ihr abzusaugen. In Griechenland sagte man den Mänaden nach, daß sie junge Panther an die Brüste legen. Aber auch die Römerinnen ließen sich die Milch durch junge Hunde abziehen, und dies geschieht noch jetzt in Neapel sowie in Persien (Liebrecht, Volkskunde 21). Durch solch ein Adoptivverhältnis bildet sich ganz von selber eine rührende Zärtlichkeit und Anhänglichkeit zwischen beiden Teilen (Hahn, Haustiere 61). So können aus Wölfen allmählich Hunde geworden sein und zwar schon in der prähistorischen Urzeit: denn kein Haustier ist älteren Datums als der Hund, er ist älter als Haus und Hof und viel älter als alle Zivilisation. Mindestens aber kann in jener Epoche durch die Paarung halbzahmer Wölfe und halbwilder Hunde sehr leicht eine Art Wolfshund sich gebildet haben.

In den heute russischen Steppen Asiens und Osteuropas wird einst der persische Jagdwindhund, der Barsoi, gezüchtet worden sein — sei's, daß er von einem Wolfe oder von einem Windhunde oder von beiden zusammen stammt. Schon Herodot schildert das türkische Steppenvolk der Jyrken, das jagend mit Pferd und Hund die riesigen Wüsten durchstreifte[72]. Sonnenklar erwiesen ist die Abstammung der großen langohrigen altägyptischen Windhunde, deren Vorkommen sich bis 2500 v. Chr. verfolgen läßt, s. S. 90 Fig. 32. 33. Diese eigentümlichen Tiere, die dem heutigen Barsoi sehr ähnlich waren, zeigen auf den Wänden der Gräber gleiche Gestalt, ja auch gleiche Färbung mit ihrem heute noch lebenden wilden Urstammvater, dem abessinischen Wolfe, *Canis simensis*. Beide sind unten weißlich, oben rotgelb. Daß sich in Kyrene Wölfe und Hündinnen paarten, ist bei Aristoteles überliefert, und ein ägyptischer Name der Jagdhunde war unśu oder unśau d. i. Wölfe (Birch). Da und dort galt der ägyptische Jagdhund für heilig und seinen Knochenbau hat man aus einbalsamierten Exemplaren in musterhafter Weise wiederhergestellt*). Er erscheint auch auf einem sehr alten kretischen »Inselstein« (M. u. G. Taf. XV 35) und unterscheidet sich durch seinen buschigen Schweif deutlich von dem gemeinen kretischen Windhund, auf den

*) Lortet et Gaillard, la Faune momifiée de l'ancienne Égypte, Lyon 1903, S. 14. Eine luxuriös behandelte Mumie ist abgebildet S. 2.

wir weiter unten zu sprechen kommen. Jagdhunde mit hängenden Ohren kamen aus Äthiopien nach Ägypten im XV. und XIV. Jahrhundert (s. S. 155 Fig. 53). Noch heute gibt es in Ägypten Hunde, welche den uralten Jagdwindspielen vollständig gleich sehen (Lortet S. 3). Im allgemeinen ist überhaupt die immer wieder durchbrechende Urfarbe »hellbraun, rötlichbraun, gelbbraun«, πυρρός, fulvus auch auf den farbigen Darstellungen des Altertums und in den Beschreibungen der Schriftsteller unstreitig zu erkennen; sie wird erwähnt von Xenophon, Arrian, Horaz u. v. a.; sie ist gemalt auf Vasen und Mosaiken, welche Jagden schildern (Vase aus Kameiros, London; Mosaiken aus Halikarnass nr. XII und Karthago nr. XLVII, London). Und wenn Xenophon schreibt, ganz rot (πυρρός), schwarz oder weiß sei Zeichen gemeiner und wilder Rasse, so sehen wir daraus, daß eben die Naturfärbung des antiken Hundes keineswegs in dem von der Mode zeitweilig vorgezogenen gefleckten Fell vorliegt, sondern daß das auch in der religiösen Symbolik gebrauchte »Rotbraun« die wahre Farbe des Tieres war. Und gerade sie kann auch wieder als eine Hauptstütze der Ansicht gelten, daß unser Hund zu einem sehr großen Teil vom Schakal oder vom Wolfe stammt. Dagegen spricht nicht die verbreitete Mode, daß beim Hausspitz und Schäferhund die weiße, am Hofhund die schwarze Farbe und bei gewissen Jagdhunden gefleckte Fell, namentlich hellbraune Flecken auf weißem Grunde, beliebt waren.

Bei dem regen Handelsverkehr zwischen Karthago, Kyrene und Ägypten einerseits und Griechenland und Italien auf der andern Seite des Mittelmeers ist es leicht denkbar, daß der treffliche ägyptische Windhund einst weit nach Norden sich verbreitet hat und daß die kretischen und sizilischen Jagdhunde und die berühmten keltischen Windspiele, sei es direkt, sei es indirekt, auf afrikanischen Import zurückgehen. Haben wir doch sogar ein Vasenbild aus dem 6. bis 5. Jahrh. v. Chr., wo König Arkesilas von Kyrene nicht bloß viele Säcke voll schwindsuchtheilenden Silphions, sondern auch alle möglichen Tiere auf einem griechischen Lastschiffe übers Meer führt. Immerhin ist es klar, daß man bei den mehr nördlichen Jagdwindhunden auch an Zusammenhang mit Asien und Osteuropa denken kann.

Auf libysch-ägyptischem Boden hetzte man mit dem Windspiel Gazellen und Strauße; in Gallien fingen sie, wie Arrian erzählt, die Hasen im Lauf. Wild und bissig, aber um so hitzigere Läufer, raschfüßiger als die berühmten Karer und Kreter der Hellenen, waren die gallischen Windhunde die Wonne des keltischen Waidmanns und des Hasenjägers überhaupt. Die edelste Zucht war zu Segusio,

jetzt Susa in Piemont. Ihr gallischer Name war vertragi, vertrahae (Gratt. 203) d. i. Schnelläufer: tragus gehört zu τρέχειν, gothisch thragjan rennen; ver ist eine verstärkende Vorsilbe. Arrian sagt ausdrücklich, daß der Begriff Schnelligkeit in dem Worte (οὐέρτραγος) liege. Meistens waren sie reizend gefleckt; aber auch wenn sie einfarbig waren, bildete ihr glattes glänzendes Fell das Entzücken jedes Jagdfreundes. Namentlich auch im belgischen Teil Galliens war die Rasse beliebt. Unter den Email-Agraffen gallo-römischen Ursprungs aus den ersten drei Jahrhunderten unserer Ära auf der Brüssler Industrieausstellung 1880 sah ich einen springenden gefleckten Windhund mit langen Ohren. Ein Relief aus dem ersten bis zweiten Jahrhundert bei Echternach — in den lebendigen Fels gehauen — zeigt

Fig. 38. Hasenjagdwindhund (franz. lévrier) mit Beute. Bronze des brit. Museums.

Diana mit einer Koppel hochbeiniger schlanker Windhunde, wie sie in Belgien damals üblich waren[73]. Der Hauptgewährsmann für die vertragi, Arrian, schrieb sein Buch über die Jagd zu Athen. Die Rasse ist also auch in Griechenland nicht unbekannt gewesen; ebenso wenig natürlich auf der pyrenäischen Halbinsel, wo noch heute das Windspiel galgo = canis Gallicus der Römer (Catull, Ovid, Martial), genannt wird. Die Griechen sprachen von segusischen Hunden, Ἐγούσιαι oder Ἑγούσιαι. Xenophon übrigens kennt noch keine Jagd mit dem Windspiel, sie wird erst in der römischen Kaiserzeit erwähnt. Arrian (cyn. 33, 3) gibt uns auch den Schlüssel für das Rätsel, warum gerade bei den Galliern so feine Hunde gezüchtet wurden. Das keltische Volk war nämlich sehr hundefreundlich: jedes Jahr hielten sie zu Ehren der Artemis Agrotera, also der Göttin der Jagd, ein großes Fest, wobei die Hunde mit den Herren schmausen durften und mit Kränzen geschmückt wurden. Übrigens hielten auch die

alten Germanen den Hund sehr hoch: in den Gesetzen der Alemannen steht auf dem Stehlen eines Hundes schwerere Buße als auf dem eines Rosses.

Was wir heute Doggen heißen, waren im Altertum im allgemeinen die Molosser. Diese selbst aber sind nicht so leicht zu definieren, und man muß namentlich im Auge behalten, daß sich die römischen Dichter gegenüber von geographischen Beiwörtern oft sehr merkwürdig benahmen, sofern sie dieselben einfach als Superlativbegriffe verwendeten. So kann auch *canis Molossus* in jedem beliebigen Zusammenhang ohne Rücksicht auf die wirkliche Herkunft des Tieres eben im Sinne eines ganz vorzüglichen Hundes gesetzt werden (z. B. Claudian. laud. Stil. III 293 Ennod. c. II 100), sogar bei einer Hasenjagd (Ennod.), wozu er gewiß nicht besonders geeignet war. Einem und demselben Jagdhunde gibt Ennodius a. a. O. abwechselnd das Beiwort Creticus und Molossus. Betrachtet man die Münzen Taf. I, so erkennt man auf den ersten Blick zwei verschiedene Rassen, Tf. I. was merkwürdig stimmt mit der literarischen Hauptstelle [Aristot.] hist. anim. IX 3: »Die Jagdhunde in Molottien zeichnen sich vor den Jagdhunden an anderen Orten nicht aus, aber die Schäferhunde daselbst sind an Größe und an Mut im Kampfe mit wilden Tieren den anderen Hunden überlegen. Bastarde von beiden, von der molottischen und lakonischen Rasse, zeichnen sich aus durch Mut und Ausdauer.« Demnach haben wir die Existenz von zwei verschiedenen Molossern und von molossischen Bastardbildungen anzuerkennen. Die Münztafel zeigt uns auf den epirotisch-molossischen Münzen teils einen Bullenbeißertypus, teils einen Typus, der vom gewöhnlichen griechischen Jagdwindhunde sich nur durch plumpere Formen, starken dicken Hals und großen, schweren, dabei aber doch spitzig zulaufenden Kopf unterscheidet. Dieser letztgenannte Typus betrifft ohne Zweifel den epirotischen Jagdhund, von welchem der ebenerwähnte Aristoteliker nicht besonders erbaut ist. Und in der Tat dürfte diese Rasse wegen ihrer Schwerfälligkeit in den Augen der meisten Jäger hinter dem Lakoner oder Kreter sehr zurückgestanden sein, auch läßt sie sich nicht für besonders schön erklären. Anders steht es mit der erstgenannten Rasse, dem Bullenbeißertypus. Diese wird noch weniger zum eigentlichen Waidwerk brauchbar gewesen sein. Die Jagdschriftsteller betonen immer wieder, daß die groß- und schwerköpfigen Hunde zur Jagd unbrauchbar seien, aber dafür können sie als Hof-, Haus- und Hirtenhunde um so tauglicher gewesen sein. Nach Pseudaristoteles pflegten sie die Schafe zusammenzuhalten und gewährten ihnen durch ihre Größe und Tapferkeit Schutz gegen die reißenden Tiere. Außer Wölfen und Bären werden sie auch räuberische Menschen

abgewehrt haben, und sicher ist ihnen auch das in Epirus besonders große Rindvieh zur Beschützung anvertraut worden: wenigstens spricht der echte Aristoteles in einem Atem von den überaus großen Rindern und Hunden in Epirus (hist. an. III 21). Im Zusammenhalten der gewaltigen epirotischen Rinder wird wohl ihre Hauptaufgabe in der Heimat bestanden haben: diesem Zweck verdankte die Zucht der eigentlichen Molosser ihren Ursprung.

Weitaus am deutlichsten ist der Bullenbeißerkopf auf der Münze
Tf. I 3. Nr. 3 von Argos Amphilochikon in Epirus aus dem Anfang des 3. Jahrh. v. Chr. Mit ihm scheinen zu harmonieren die beiden liegenden ganzen Doggen auf der Silbermünze von Argos Amphilochikon
Tf. I 1. aus dem 4. Jahrh. (Taf. I 1) und auf der Bronzemünze von Epirus
Tf. I 4. aus dem 3. Jahrh. (Taf. I 4): lauter entschieden stumpfschnauzige, bullenbeißerartige Doggen. Dies sind die allgemein hochgeschätzten echten molossischen Doggen, die als Haus- und Hofbeschützer, aber auch als Leibwächter ersten Ranges bei Königen und reichen Privaten beliebt waren; sie sind es zunächst, denen die Molossereigenschaften: gewaltige Größe, Schönheit, Mut, Treue, aber auch Bissigkeit und fürchterliches Bellen zugeschrieben werden, deren großes aufgesperrtes Maul und Zähneblecken Lucrez an einer seiner köstlichen so naturwahren als poetischen Stellen schildert[74]:

> Wird die molossische Dogge gereizt und öffnet sie leise
> Knurrend die hängenden Lefzen und bleckt die gewaltigen Zähne,
> Klingt ihr verhaltener Zorn weit anders, als wenn sie nun endlich
> Lautes Gebell aufschlägt, daß es schallt und die Ohren uns gellen.
> Wenn er dann eifrig die Jungen beleckt mit zärtlicher Zunge
> Oder im Spiel mit den Tatzen sie rollt und mit Bissen sie anfällt,
> Sie mit Verschlingen bedrohend, indess in der Tat er nur Scherz treibt,
> Tönt sein schmeichelnd Geknurr ganz anders, als wenn er zu Hause
> Hinter verschlossener Tür aufheult und als wenn er den Schlägen
> Jämmerlich winselnd entflieht, indem er am Boden sich fortdrückt.

Schon die Könige der Mythenzeit ließen ihre Schlösser durch Molosser bewachen (in der Sage von Herakles und den Söhnen des Hippokoon); ja die Rationalisten erklärten sogar den Wächterhund Plutons für einen Molosser und Pluton selbst für einen epirotischen König. Auch der Hund neben Hekate mit seinem breiten Maul, fletschenden Zähnen und runden Ohren auf dem Altarrelief von Pergamon hat ausgesprochenen Molossertypus (s. unsere Fig. 51).

Der breite, an die Bulldogge erinnernde Doggenkopf der Münze
Tf. I 3. Nr. 3 stimmt vortrefflich zu dem Bronzerelief aus Paramythia in Epirus, wo die breitmaulige Dogge mit kleinen abwärts gebogenen Ohren zu den Füßen des Anchises liegt (Fig. 39).

Zu Anchisos in Epirus — mit dem Anchiseshafen bei Dionysius I 51 identisch — sollte der Geliebte der Aphrodite einst spurlos ver-

schwunden sein. Wenn sich nun auch nicht beweisen läßt, daß dieses Relief in Epirus selber angefertigt wurde, so ist es doch auf der anderen Seite durchaus nicht unwahrscheinlich, daß der Verfertiger einen Molosser als Modell für den Hund des Anchises gewählt hat, nicht irgend einen andersrassigen Hund.

Fig. 39. Molosser, Bronze aus Epirus.

Große Ähnlichkeit mit diesem Hunde hat ferner die trefflich gemachte gewaltige Dogge, die unter dem Stuhle der Olympias, Tochter eines Molosserkönigs und zeitweiligen Regentin von Epirus, ruht. Diese Statue, s. Fig. 40 S. 106, bietet uns ein offenbar naturgetreues Bild des echten Molossers im 4. bis 3. Jahrh. v. Chr.

Nehmen wir alles zusammen, so ergibt sich ein zwischen der heutigen dänischen Dogge und der Bulldogge in der Mitte stehender Doggencharakter, der an die assyrische Dogge anklingt und sich auch sonst auf klassischen Denkmälern findet.

Da schon von Aristophanes die molossischen Hunde als eine offenbar sehr bekannte und beliebte Rasse erwähnt werden, können sie natürlich nicht von Alexanders persisch-indischem Feldzuge herstammen; und warum sollten nicht bereits alte mazedonische Könige wie Amyntas doggenartige Hunde aus Asien bezogen haben, die dann nach dem Westen weiter sich verbreiteten und zur Veredlung des einheimischen großen Hundes, der dem Hallstätter und den

riesigen Metzgerhunden Roms[75] ähnlich und ein Nachkomme des *Canis Inostranzewi* (s. oben S. 92) gewesen sein wird, zur Entstehung der molossischen Rasse führten? Aristoteles schreibt die Größe und Stattlichkeit der einheimischen epirotischen Hunde dem guten Klima und der guten Pflege zu (h. a. III 21). Die Tapferkeit des Molossers wird oft gerühmt und die Physiognomiker lehrten unter Berufung auf Löwen und Hunde, daß überhaupt abgestumpfte runde Nasen »tapfer und heldenmäßig« bedeuten. Ptolemäus hatte einen, der in der Schlacht an seiner Seite kämpfte. Er führte bezeichnenderweise den Gigantennamen Briareos, war also gewiß von riesiger Kraft

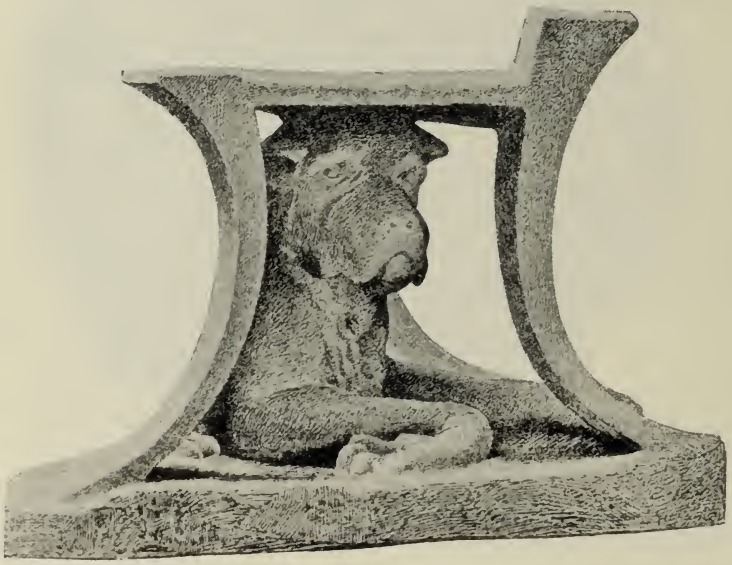


Fig. 40. Molosser der Olympias, Pal. Torlonia, s. S. 105.

und Größe, ähnlich dem Hund auf dem Friese von Pergamon. Nach seinem Tode entdeckte man, wie die Legende sagt, daß sein Herz dicht mit Haaren bewachsen war wie die Brust des Herakles (Phot. p. 148). Jener Ptolemäus war wohl einer der ägyptischen Könige: im alten Ägypten gab es keine Bullenbeißer; erst um Christi Geburt lassen sie sich auch im Nillande nachweisen.

Kein anderer als ein Molosser ist auch gemeint in der folgenden von Plutarch (mor. 969) überlieferten Geschichte. Als König Pyrrhus mit seinem Heere marschierte, traf er einen Hund, welcher den Leichnam eines Gemordeten bewachte. Er erkundigte sich näher und erfuhr, daß der Hund schon den dritten Tag bei seinem erschlagenen Herrn verweilte, ohne einen Bissen zu fressen. Der König befahl, den Toten zu begraben, den Hund aber mitzunehmen und zu

verpflegen. Wenige Tage darauf ward das Heer gemustert und defilierte vor dem König. Neben ihm saß der Hund und verhielt sich ganz ruhig. Unter den Soldaten befanden sich aber die Mörder seines Herrn, und als er diese bemerkte, schlug er laut an und stürzte sich wütend auf sie los, wobei er oftmals nach dem Könige umsah. Jetzt entstand bei Pyrrhus und den sonstigen Anwesenden Verdacht gegen die Mörder. Man ergriff sie, und da noch andere unbedeutendere Beweise ihrer Schuld hinzukamen, gestanden sie den Mord und wurden bestraft. Plinius zufolge (VIII 142) soll sich die Sache in Epirus zugetragen haben.

Nach allgemeiner Ansicht stammt die antike edle Dogge von den Doggen des Zweistromlandes, wo uns unter den Trümmern der

Fig. 41. Assyrische Doggen des 7. Jahrhunderts v. Chr.

assyrisch-babylonischen Städte prächtige Bullenbeißer mit und ohne Mähne als Steinreliefs, Tonmodelle usw. begegnen. Meist sind sie mähnenlos, immer kurzhaarig; der Schwanz ist nicht buschig, sondern drehrund und relativ dünn. So auf den Reliefs von Kujundschik vom Palaste Assurbanipals (668 v. Chr.) (Fig. 41).

Die Kürze der Haare unterscheidet diese Zweistromlanddoggen in auffälliger Weise von dem langhaarigen Tibethund und Tibetwolf[76], welche nach dem heutigen Stand der Wissenschaft die Stammväter dieser mesopotamischen Hunde waren. Man nimmt nun an, daß die ursprünglich zottigen Hunde in dem warmen Mesopotamien ziemlich rasch die langen Haare verloren, wie dies heute noch in den heißen Ebenen Indiens mit den aus dem Himalaja eingeführten Doggen geschieht. Auch die Hängeohren der mesopotamischen Hunde bilden

kein Hindernis der Abstammungshypothese. Andererseits aber scheint mir der ganze Habitus der assyrischen Doggen dafür zu sprechen, daß der Tibetwolf nur einen Bruchteil des Blutes zur Entstehung dieser Hunde hergegeben hat, während sie der Hauptsache nach von einem wirklichen Hunde abstammen, vielleicht dem obenerwähnten (S. 92. 106) *Canis Inostranzewi*, der im mittel- und nordasiatischen Hochland schwerlich gefehlt hat. Die Vermischung von Hund und Wolf muß nach dem Zendavesta im alten Baktrien etwas ganz gewöhnliches gewesen sein, denn »Zarathustra spricht: O Schöpfer, welcher von diesen zwei [Arten von] Wölfen ist der mörderischere, o reiner Ahura Mazdâ! der welcher herkommt von einem Hund und einer Wölfin, oder der, welcher von einem Wolf und einer Hündin herkommt? Ahura Mazdâ antwortete: O reiner Zarathustra! Von diesen zwei [Arten von] Wölfen ist der mörderischere (le plus meurtrier) der, welcher herkommt von einem Hund und einer Wölfin« (Hovelacque, le chien dans l'Avesta, Paris 1876, p. 54). Während die einen Hunde zur Bewachung des Viehs, der Wohnung und der Personen benützt werden, fürchtet man die Wolfshunde, weil sie dem Vieh nachstellen (p. 55). Aus ihnen aber wird man die schweren Jagdhunde gewonnen haben, die wir im alten Mittel- und Westasien finden.

Es ist die übereinstimmende Ansicht der Fachmänner, mögen sie sich nun den Molosser vorstellen wie sie wollen, daß diese asiatischen Hunde also bei der Erzeugung der berühmten molossischen Rasse den Löwenanteil hatten. Damit stimmt, daß den Alten eine Menge asiatischer Hunderassen, gewiß lauter oder fast lauter doggenartige, bekannt waren, und daß etliche davon zu den trefflichsten Hunden gerechnet wurden, wie ja gleich der Hauptschriftsteller über die antike Jagd, Xenophon, bei der einzigen Aufzählung, gelegentlich der Eberjagd, vor allen andern Hunden — den kretischen, lokrischen, lakonischen — die indischen nennt (cyn. 10, 1), während er (cyn. 9, 1) für die Hirsch- und Rehjagd sogar einzig und allein die indischen Hunde empfiehlt. Auch hören wir von der Einführung von Rassehunden aus weiter Ferne durch Polykrates auf Samos aus Lakonien, dann vom Schenken einheimischer Doggen seitens albanischer und indischer Könige an Alexander den Großen, gerade wie den ägyptischen Königen unter anderem edle Jagdhunde auf den Grabwandreliefs entgegengebracht werden.

Die Tibetdoggen werden unter dem Namen von serischen d. h. chinesischen Hunden erwähnt und galten für äußerst wild: genus intractabilis irae sagt der Jagddichter Grattius. Aus China stammt dieser Hund keineswegs, sondern umgekehrt lesen wir in chinesischen Chroniken, daß im Jahre 1121 v. Chr. ein Tibethund auf Menschen-

jagd dressiert dem dortigen Kaiser als Geschenk gebracht worden sei. Marco Polo erzählt von Tibetdoggen, die an Größe dem Esel gleichkamen und zur Jagd auf den gewaltigen Bergstier, den Yak, verwendet wurden. Auch die Assyrer kannten den Tibethund und sprachen von ihm als dem »Hund des Hochlandes« (altassyrisches Syllabar). Vielleicht haben sie zuerst ihn gezähmt und als regelrechten Jagdhund für großes und gefährliches Wild gebraucht, so wie wirs auf dem schönen Relief des britischen Museums sehen, welches eine assyrische Wildpferdjagd mit Hilfe großer Doggen darstellt (Fig. 42).

Fig. 42. Assyrische Doggen und Wildpferde.

Die indische Dogge, die man allgemein mit der tibetanischen für identisch hält, stand in der höchsten Schätzung. Im Râmâjana (II 70, 21 ff.) schenkt der Großvater Açvapati, d. h. der Pferdeherr, dem Bruder des Râma, Bharata, schnelle Esel und Hunde, »im Palast großgezogene, tigerstarke, mit den Zähnen kämpfende, von gewaltigem Körper«. Man erzählte, daß sie aus einer Vermengung von Tiger und Hündin entstehen; die Hündin werde in den Dschungeln angebunden, damit der Tiger sich mit ihr paare; freilich wenn der Tiger nicht brünstig sei, habe er häufig die Hündin zerrissen und aufgezehrt. Beim Alexanderzuge erlangten die Hunde der indischen Könige Sopeithes und Poros große Berühmtheit (Diod. Strab. Plin. Curt. Pollux). Diodor erzählt von dem ersteren folgende nicht eben unmögliche Geschichte (XVII 92): »Sopeithes kam aus seiner Residenz dem König Alexander entgegen, bewirtete dessen Soldaten einige Tage hindurch aufs glänzendste und schenkte ihm außer vielen anderen wertvollen Dingen hundertundfünfzig Hunde von außerordentlicher Größe, Stärke und sonstigen trefflichen Eigenschaften. Um nun eine Probe von

ihren Heldentaten zu geben, ließ er vor Alexander einen großen Löwen in ein Gehege bringen und schickte dann auch zwei der schwächsten von den geschenkten Hunden hinein. Diesen war der Löwe überlegen. Jetzt wurden noch zwei andere Hunde hineingelassen, und bald hatten die vier Hunde den Löwen so gepackt, daß sie ihn überwältigten. Darauf schickte Sopeithes einen Mann ins Gehege, der ein großes Messer trug, um einem der Hunde den rechten Schenkel abzuschneiden. Als Alexander (der bekanntlich ein großer Hundefreund war) das sah, schrie er entsetzt auf, und seine Leibwache eilte hin, dem Inder Einhalt zu tun. Sopeithes aber versprach dem Alexander, er wolle ihm drei andere Hunde für den einen geben, und so ergriff denn der Inder wieder das Bein und schnitt es dem Hunde ganz langsam ab, ohne daß dieser sich muckste; er hielt im Gegenteil mit seinen Zähnen den Löwen so lange fest, bis er sich verblutet hatte und starb.« Derartiges Verbeißen von Doggen ist bei den Sauhatzen nicht unerhört.

In Persien waren diese indischen Doggen so beliebt, daß nach Herodot (I 192) der Satrap von Babylon die Einkünfte von vier großen Dörfern der fruchtbaren mesopotamischen Ebene bloß auf den Unterhalt der indischen Meute des Großkönigs verwendete. Nach Xenophon waren sie groß, stark und schnell, kamen nicht außer Atem und gaben vorzügliche Saurüden (cyn. 9, 1. 10, 1).

Von den assyrisch-babylonischen Bullenbeißern war schon die Rede. Die gewaltigen cyprischen, die uns auf den Bildwerken jener hochkultivierten Insel entgegentreten, sind sicher stammverwandt gewesen. Öfters hervorgehoben werden dann die hyrkanischen aus Hyrkanien d. i. dem »Wolfslande« am kaspischen Meere; sie waren wohl gleicher Art wie die von Albanien und Iberien, welche beide Länder ebenfalls vom kaspischen Meere bespült wurden. Die iberischen erwähnt Nemesian (cyn. 288) unter den trefflichsten Jagdhunden; die albanischen erklärt Solinus als die richtigen Jagdhunde für Tiger und Löwen. Auch Plinius gedenkt ihrer (VIII 149f.). Er schreibt: Als Alexander der Große nach Indien zog, hatte ihm der König von Albanien einen ungewöhnlich großen Hund geschenkt. Das gewaltige Tier gefiel ihm, und er ließ erst Bären, dann Eber und endlich Antilopen (*dammas*) zu ihm; aber der Hund blieb ruhig liegen und blickte sie mit Verachtung an. Erbittert über seine Indolenz ließ ihn der stolze Monarch töten. Dies erfuhr der albanische König. Er schickte nun einen andern, mit der Bitte, ihn nicht an schwachen Tieren, sondern an Löwen und Elefanten zu versuchen, er habe nur zwei besessen und dieser sei der letzte. Ohne sich lang zu besinnen, ließ Alexander nun einen Löwen los, aber

der Hund machte ihn augenblicklich nieder. Darauf befahl er einen Elefanten vorzuführen, und nie sah er ein Schauspiel mit größerem Vergnügen: der Hund sträubte alle Haare, bellte furchtbar donnernd, erhob sich hoch, sprang bald links, bald rechts gegen den Feind, drängte ihn und wich wieder aus, benutzte jede Blöße, die er gab, sicherte sich selber vor dessen Stößen und brachte es soweit, daß der Elefant vom immerwährenden Umdrehen schwindlig niederstürzte, so daß beim Fall die Erde erdröhnte.

Entsprechend der vorhin erwähnten indischen Fabel von den Tigerhunden glaubte man, diese hyrkanisch-tibetanischen Doggen seien aus der Paarung von Löwen und Hunden hervorgegangen, und nannte sie löwengemischte, λεοντομιγεῖς. Vielleicht glichen sie jenen Bullenbeißern assyrischer Denkmäler, die mit ihrer Halsmähne und sonst den Löwen zum Verwechseln ähnlich sehen.

Über die zweite geringere Klasse echter Molosser ist wenig zu sagen. Wir erblicken sie auf den drei Münzbildern unserer Tafel Nr. 2. 5. 6. Namentlich aus dem wenig gelungenen Stück Nr. 5, Tf. I 2. 5. 6.
Silbermünze aus Argos Amphilochikon vom 4. Jahrhundert, ergibt sich, daß diese Hunde etwas zugespitzte Kopfform hatten, aus Nr. 2 und 6, einer Silbermünze der Molossoi vom 4. Jahrhundert und einer Bronzemünze von Argos Amphilochikon gleichfalls aus dem 4. Jahrhundert, daß es eine sehr starke, glatthaarige, glattschwänzige, etwas bemähnte Rasse war mit kleinen stehenden Ohren. Der Hund von Nr. 5 zeigt auffallende Ähnlichkeit mit dem thrakischen Hunde aus Madytos Nr. 7, aus dem 4. Jahrhundert. Man wird nicht fehl- Tf. I 7.
gehen, wenn man Verwandtschaft dieser Balkanhunde annimmt. Diese großen, schönen, schlanken, starken Windhunde mit mittelgroßen stehenden Ohren, wie sie die Münze von Madytos zeigt, dürften zur Jagd und vielleicht auch zum Kriege brauchbar gewesen sein. Thrakische Hunde erwähnt Babrios (fab. 85); die päonischen Herodots (V 1), die zur Schlacht mitgenommen wurden, mögen zur gleichen Rasse gehört haben. Eine Halsmähne ist weder an Nr. 7 noch an Nr. 5 wahrzunehmen. Vielleicht haben wir somit in dieser zweiten Klasse echter Molosserhunde Mischlinge vom Bullenbeißer und vom großen thrakischen Windhund vor uns, dem heutigen großen und grimmigen Jagdhund in Sind zu vergleichen, der aussieht, als wäre er ein Bastard aus Bullenbeißer und Windspiel (Vigne, travels II 411). Die Mischlinge aus Molosser und Lakoner sollen nach dem Urteil eines antiken Fachmanns noch vorzüglichere Eigenschaften besessen haben, als die reinen molossischen Bullenbeißer. Niemand aber wird es einfallen, gerade diesen spitzköpfigen Molosser für den vornehmsten, schönsten und größten Hund des Altertums zu erklären,

während wohl die in Nr. 1, 3 und 4 gezeichneten schöngewachsenen breitköpfigen Doggen ein solches Urteil hervorrufen mochten, wenn man sie mit den kleinen lakonischen Fuchshunden, den mageren kretischen Windspielen, den oft winzigen melitäischen Schoßhündchen verglich.

Außer den echten Molossern muß nun aber noch in Kürze der unechten — Pseudomolosser — gedacht werden, d. h. derjenigen Doggen, die man in der Gegenwart Molosser zu nennen pflegt, ohne daß dies auf irgend welcher sicheren Basis begründet wäre. Ich meine hauptsächlich die schon oben gestreiften prachtvollen sitzenden sogenannten Molosser (überlebensgroße Statuen) in Rom, Florenz und England[76b] (Fig. 43).

Fig. 43. Römische Dogge in den Uffizien zu Florenz.

Gleiche Rasse mit diesen vielbewunderten Wächterhunden zeigt der liegende, als Grabwächter gedachte Hund aus hymettischem Marmor von einem Grabmal in Athen, aus dem 4. Jahrhundert (Collignon sculpt. Gr. II 383). Auch er ist eine schöne, kurzohrige, breitmaulige, sehr muskulöse Dogge mit Halsmähne, vom gleichen Typus wie die eben erwähnten Pseudomolosser (Collignon a. a. O.).

Eine gravierte Kopie der offenbar sehr berühmten und beliebten hockenden Dogge ist in unseren Tier- und Pflanzenbildern, Gemmentafel XV 31 wiedergegeben.

Das Modell dieser Darstellungen muß ein ganz vorzüglicher Hund gewesen sein, den man wohl als eine durch Schönheit, Kraft und Größe und gewiß auch andere Eigenschaften hervorragende Dogge wird ansehen dürfen. Dafür aber, daß es ein echter Molosser war, liegt kein Schatten eines Beweises vor: denn die zottige Mähne, der buschige Schwanz, das nicht bullenbeißerartige Gesicht harmonieren absolut nicht mit dem Bilde, das wir von dem wirklichen Molosser

erster Klasse bekommen haben. Wenn wir aber unsere Münztafel betrachten, so gibt uns Nr. 14 einen Schlüssel zur Lösung des Rätsels. Tf. I 14. Es ist eine Bronzemünze der Mamertiner zu Messana vom 3. Jahrhundert v. Chr. Der Typus dieses derbkräftigen breitmauligen kurzohrigen Hundes mit zottigem Hals und buschiger Rute weicht völlig ab von den anderen schönen sizilischen Jagdwindhunden Nr. 13 Segesta und Nr. 11 Panormus, umso besser stimmt er mit dem Pseudomolosser des Vatikan und der Uffizien. Früher hat man die Münze dem Orte Adranon am Ätna zugeschrieben und in dem Hunde wohl nicht mit Unrecht das heilige Tier des sizilischen Gottes Adranos gefunden. Nach Älian (aus Nymphodoros) nat. an. XI 20 übertrafen die tausend prächtigen Hunde, welche das berühmte Heiligtum des Gottes behüteten, selbst die Molosser an Größe und Schönheit. Bei Tage, wenn gute Menschen, gleichviel ob Fremde oder Eingeborene, sich dem Tempel und Haine näherten, begrüßten die mächtigen Tiere sie mit Schwänzeln und Springen. Wer aber mit blutbefleckten Händen kam, der wurde angefallen und in Stücke gerissen, während Leute unlauteren Lebens einfach vom Heiligtum verjagt wurden, ohne daß ihnen ein Leids geschah. Bei Nacht zerfleischten sie als treue Tempelwächter jeden, der den Versuch machte, zu stehlen. Dagegen geleiteten sie als gefällige Führer die, welche vom richtigen Wege ab sich verirrt hatten. Auch verschmähten sie nicht, harmlosen Betrunkenen denselben Dienst zu leisten, jedoch pflegten sie vorher gegen solche Leute anzuspringen und ihnen die Kleider zu zerreißen, damit sie durch den Schrecken zur Besinnung kämen und zugleich einen wohlgemeinten Denkzettel erhielten. Jene Schilderung erinnert stark an die modernen Hunde vom S. Bernhard, und es ist das wahrscheinlichste, daß sich ihre tatsächliche Kunst eben auf gleichartige barmherzige Hilfeleistung einerseits und daneben auf kräftige Abwehr aller verdächtigen Elemente beschränkt hat. Was darüber hinaus erzählt wurde, muß als verklärender Mythus angesehen werden. Wo diese Dogge herstammt, kann nicht gesagt werden, vielleicht aus athenischer Zucht — es gab »Harmodier« wie es kastorische und menelaische Hunde gab. Die vielfachen Berührungen der Athener und Perser zur Zeit der Perserkriege und die große Hundeliebhaberei der vornehmen Athener macht es sehr glaublich, daß dort im 5. und 4. Jahrhundert persische Doggen eingeführt und zur Veredlungszucht benützt wurden. Nach dem Tyrannenmörder, der ja sehr volkstümlich war, können sie Harmodier genannt worden sein.

Daß bereits die «wilden, am Rücken bemalten«, wahrscheinlich also tätowierten Britannen eine bulldoggenartige Rasse be-

saßen, die in gewissen Stücken sogar über den Molosser gestellt wurde, ist kaum zu bezweifeln, obgleich wir auch diesmal keine ganz genügende Beschreibung oder gar eine authentische Abbildung besitzen. Wir lesen nur, daß die kleinen, unschönen und äußerst wilden schottischen oder britannischen Hunde als treffliche Jagdgehilfen (Strab., Nemesian.) schon zur Zeit des Augustus exportiert wurden. Sie hatten starke Krallen, giftig scharfe Zähne und flinke Beine. Ihr Talent als Spürhunde war ersten Ranges (Oppian). Außerdem sind sie bis zur Grenze der Kaiserzeit wegen ihrer großartigen Leistungen bei den Tierhatzen des Zirkus hochgeschätzt gewesen. Sie seien imstande, die gewaltigen Nacken der Stiere zu zerbrechen, sagt Claudian. Und wenige Jahre vorher a. 393 dankt Symmachus seinem Bruder Flavianus für sieben »schottische Hunde«, die das römische Publikum am Tage des Vorspiels (praelusionis die) so in Erstaunen setzten, daß man überzeugt war, sie seien in massiv eisernen Käfigen aus ihrer Heimat nach Rom transportiert worden.

Die britannisch-römischen Denkmäler zeigen weder Bulldoggen noch Terrier, sondern den traditionellen antiken Jagdwindhund, so z. B. das römische Mosaik einer Eberjagd aus Withington (brit. Mus.). Der britannische Name jener Hunde war agassaei (ἀγασσαῖοι Oppian).

Von den anfänglich aufgezählten »Hundegruppen« nach dem System von Conrad Keller ist noch übrig der Schäferhund, der zottige, oft an Wolf oder Hyäne erinnernde Hüter des Kleinviehs. Er gilt als ein Sohn des Bronzehundes, *Canis intermedius*, und als Enkel sei es des wilden Wolfs oder aber des wilden Alpenhundes, *Canis alpinus*, Pallas. Für eine ordentliche Schafzucht ist er unentbehrlich, während der Ziegenhirt gleich dem Viehhirten auch ohne Hund auskommen kann (Theokr. id. 5, 106). Der Schafhund (προβατευτικός Longus, *pecuarius* Columella), wird oft erwähnt und auf Kunstdenkmälern dargestellt.

Bei den Römern war als Farbe des Schäferhundes Weiß bevorzugt, weil er sonst zu leicht mit Raubwild verwechselt und irrtümlicherweise vom Hirten getroffen werden konnte. Man verlangte von ihm mehr längliche Figur, starke stramme Muskeln und Geschwindigkeit, weil er bisweilen fliehende Bestien oder Strauchdiebe einzuholen hatte. Er brauchte nicht so schmächtig und flink zu sein wie der auf Rehe, Hirsche, Hasen dressierte Jagdhund, vielmehr mußte er eine richtige Mischung von Eigenschaften des vierschrötigen Hofhundes und des dürren Jagdwindhundes darstellen. In besonders gutem Rufe standen die Schäferhunde von Umbrien (Varr.). Bisweilen war er von imponierender Größe (fab. Äsop. 372). Noch jetzt ist die in Griechenland heimische Hunderasse (nach Heldreich)

und ebenso der cane di pastore Süditaliens ein wolfsartiger Schäferhund, sehr groß, stark und wild; frühere Reisende wie Graf Pückler und Chandler schildern ihn als den Hyänen gleichend, groß und sehr gefährlich. Schon die vier Hunde des göttlichen Sauhirten Eumaios sind außerordentlich wild, wie reißende Tiere (θήρεσσιν ἐοικότες). Man braucht Wurfspeere, sich ihrer zu erwehren. Dabei sind sie gerade wie meistens auch der heutige Hirtenhund »dumme Kläffer« (ὑλακόμωροι Od.); und doch waren sie wiederum oft gescheiter als der Hirte selbst (Babr. 113). Im allgemeinen wurden sie gut behandelt und durften bei Gelegenheit als seine Gäste am Festmahl teilnehmen (Alkiphron III 18, 2). Dafür waren sie auch ihrem Herrn sehr folgsam (Plat. de rep. 429). Freilich kam es auch vor, daß sie mit neugeborenen Lämmern oder gefallenen Schafen (fab. Aesop. 372 H.) gefüttert wurden; auch daß sie vom Hunger gepeinigt sich an der anvertrauten Herde vergriffen (Plat. de rep. 416); auch fraßen sie gelegentlich die ausgesetzten Säuglinge, ein Vergehen, das weit mehr den herzlosen Eltern als den hungrigen Hirtenhunden anzurechnen sein dürfte (Paus. I 43, 7). Bei den sizilischen Sklavenaufständen spielten sie eine nicht unbedeutende Rolle. Die Begriffe Hirt und Sklave fallen hier zusammen. Zuweilen vereinigten sich diese Leute zu Rotten, um von ihren bösen Hunden begleitet Höfe und Dörfer zu überfallen, so daß viele Grundbesitzer den Aufenthalt auf dem platten Lande nicht mehr für geheuer hielten. Dem Hirtenhund zunächst kommt der Haus- und Hofhund (οἰκεῖος κύων Isigon.); als Kulturerrungenschaft geht er zeitlich vielleicht sogar dem Schäferhund voraus. Die erste so benützte Rasse war der Torf- und Pfahlbauspitz; auch heute ist ja der Spitz noch als wachsamster Hüter von Haus und Hof beliebt. Freilich gegen Einbrecher, Räuber und reißende Tiere war er zu schwach, da nahm man lieber große schwere Hunde mit breitem Kopf und mächtigem Gebiß, vorwiegend von schwarzer Farbe, damit sie nachts, wo man sie frei herumlaufen ließ, nicht so leicht entdeckt würden. Tagsüber kettete man sie an. Wehe dem Fremden, wenn er den Burgfrieden einer Villa zu stören gedachte und in ihre Klauen fiel. Oft waren es große riesenstarke Bärenbeißer, ausdrücklich auf den Mann dressiert und bereit jeden in Stücke zu reißen, der das Cave canem, das häufig an der Schwelle zu lesen stand, außer acht ließ[77]. Gewiß waren die Molosser für solche Dienste trefflich zu brauchen (Alkiphr.), aber es ist sehr gewagt, die Schilderung des Meierhofhundes bei Columella VII 12 als Beschreibung der molossischen Rasse auszulegen, wie man in neuester Zeit getan hat. Columella verlangt von einem Meierhofhunde, dem *Canis villaticus*, folgende Eigenschaften: er habe einen riesigen

Körper, starkes und helltönendes Bellen, schwarze Farbe; einen so großen Kopf, daß er den größten Teil des Leibes auszumachen scheint, ab- und vorwärtshängende Ohren, schwarze oder graue Augen, die von innerem Feuer strahlen, eine breite behaarte Brust, breite Schultern, dichtbewachsene rauhhaarige Beine.

Eine gute Illustration des *Canis villaticus* findet sich öfters auf Grablampen, z. B. von Aquileja, Vindonissa u. a. (Fig. 44).

Vom urbabylonischen Hof- und Hirtenhund für Ziegen und Schafe gibt Fig. 102 eine charakteristische Abbildung. Wir erblicken auf diesem uralten babylonischen Zylinder ein starkes großes doggenartiges Tier mit Hängeohren und dem spezifischen, nach rechts gedrehten Hundeschwanz, der, gleichwie das spezifische Bellen, den Abkömmling vom Urhunde im Gegensatz zu den Nachkommen von Wölfen und Schakalen dokumentiert.

Fig. 44. Tonlampe aus Aquileja, k. k. österr. arch. Inst.

Viel häufiger denn als Hirten- und Hofhund begegnet uns in Litteratur und Kunst der Hund als Gehilfe des Jägers: hieß doch der Jäger in Griechenland nichts anderes als Hundeführer, κυνηγός, und das Waidwerk κυνηγετική, nämlich τέχνη, also die Kunst des Hundeführens. Das gewöhnlichste Jagdwild aber war der Hase, der am liebsten mit den windhundartigen Rassen, wie die Kreter und Lakoner waren, aufgespürt und gehetzt wurde. In zweiter Linie kamen als Wild Hirsche und Rehe. Hund und Hirschkalb waren an der Schnalle von Odysseus Rock, und Simonides bringt ein Gleichnis von dem Jagdhund, der auf der dotischen Ebene, wo der thessalische Adel seine Parforcehetzen abhielt, den gehörnten Hirsch aufspürt und zu töten trachtet. Als trefflichste Hunde für die Hirschjagd galten die windschnellen kastorischen und kynosurischen aus Lakonien.

Drittens jagte man mit Hunden auf Wildziegen und Steinböcke (s. Fig. 53): man kennt ja die rührende Erzählung Homers (Od. XVII 290ff.) vom Wiedersehen des Odysseus und seines alten treuen Hundes Argos (d. h. des Schnellfüßigen):

»Also redeten jene im Wechselgespräch miteinander.
Aber ein Hund erhob nun Haupt und Ohren vom Lager,
Argos, des duldenden Helden Odysseus, den er vordem selbst
Nährte, doch nicht genoß; denn zuvor zur heiligen Troja
Schifft' er hinweg. Ihn führten die mutigen Jünglinge vormals
Stets auf Ziegen der Berge und flüchtige Hasen und Hirsche.
Doch nun lag er verachtet, dieweil sein Herrscher entfernt war,
Auf dem gehügelten Dung, der ihm vor dem Tore des Hofes
Von Maultieren und Rindern gehäuft lag, daß ihn die Knechte
Führen, das große Gefilde des Königes reichlich zu düngen.
Dort lag Argos der Hund, von Ungeziefer umwimmelt.
Dieser, als er nunmehr den Odysseus nahe bemerkte,
Wedelte zwar mit dem Schwanz und senkte herunter die Ohren;
Näher jedoch nicht konnt' er zu seinem Herren hinan noch
Gehn: er aber geheim bei dem Anblick wischte die Trän' ab,
Leicht verhehlt vor Eumaios, und schnell befragt' er ihn also:
Wunderbar, Eumaios, der Hund da liegt auf dem Miste!
Schön zwar ist er von Wuchs; doch bin ich etwas im Zweifel,
Ob auch schnell zum Laufen er war bei solcherlei Bildung,
Oder nur so, dergleichen die Hund' um die Tische der Männer
Etwa sind: denn zum Prunken allein erziehn sie die Herren.
Wieder sodann antwortetest du, Sauhüter Eumaios:
Freilich dem Manne gehört ja der Hund, der ferne dahinstarb!
Wär' er derselbige noch an Gestalt zugleich und an Taten,
Wie ihn Odysseus einst, gen Troja fahrend, daheim ließ,
Staunen solltest du bald anschauend die Kraft und die Schnelle!
Nimmermehr ja entfloh im tiefverwachsenen Waldtal,
Welches Gewild er auch trieb; denn ein weidlicher Spürer auch war er.
Doch nun liegt er im Elend, da fern sein Herr von der Heimat
Hinschwand; aber die Weiber, die lässigen, pflegen ihn gar nicht . . .
Also sprach er und ging in die schöngebauete Wohnung,
Eilte dann grad' in den Saal zu den übermütigen Freiern.
Aber den Argos umfing des dunkelen Todes Verhängnis.
Gleich nachdem er Odysseus gesehn im zwanzigsten Jahre.«

Auf Edelsteinen, Münzen und Reliefs ist diese rührende Szene dargestellt[78]. So zeigt z. B. ein geschnittener Stein Odysseus vor seinem Argos, der aus einer Schäferhütte, wie sie jetzt noch in südlichen Ländern üblich ist, hervorkommt (Daremberg-Saglio I S. 697).

Ferner wurden Bären, Wölfe, Füchse, Wildschweine, in Asien und Afrika auch Oryx- und andere Antilopen, Wildochsen[79], Wildesel und Wildpferde, Löwen, Hyänen, Panther, Paviane[80] mit Hunden gejagt. Kallimachos spricht von kynosurischen, also lakonischen Jagdhunden für Gazellen (ζόρκες) und Stachelschweine, auf afrikanischem Boden.

Kretische Jagdhunde, so schnell als der Sturmwind — hatte doch Artemis selbst der Prokris auf Kreta den Hund Lailaps »Sturm-

wind« geschenkt, dem keinerlei Wild entgehen konnte (Hygin. 189) — kamen hinwiederum weit nach Norden: neben einem Thessalier aus Magnesia liegen sein Pferd und sein kretischer Hund und sein Diener im Grabe vereinigt[81]. Der Hund hieß nach einer Version »Wildjäger«, Theragros, nach der anderen »Duckmäuser«, Lethargos. Zur Parforcejagd auf Hasen waren sie besonders beliebt; Xenophon rühmt sie auch für die Wildschweinjagd und rangiert sie gleich nach der indischen Dogge (10, 1). Einer Bronzestatuette und verschiedenen Münzen nach waren es schöne schlankgebaute glatthaarige Tiere, welche den sprichwörtlichen Ausdruck »magerer als ein Jagdhund«
Tf. I 8. 9. nicht Lügen straften, s. Taf. I 8. 9, Münzen von Phaistos und Kydonia. Das Wild verfolgten sie mit unübertrefflicher Ausdauer: nicht Flüsse, noch steile Berghöhen hielten sie ab (Macrob.): sind sie doch von Hause aus an die Pasengjagd im wolkenhohen Diktegebirge[82] gewöhnt. Sie und die Lakonerhunde werden außer den Molossern am öftesten gepriesen und waren in vielem einander parallel.

Der Lakoner kommt in der Litteratur öfter vor als irgend eine andere Rasse, und dennoch ist die Frage schwer zu beantworten, wie er eigentlich ausgesehen hat. Der Grund ist mehrfach: einmal weil es offenbar mehrere Arten lakonischer Hunde gab; zweitens weil überhaupt wohl sehr häufig unbefugterweise auch anderen Jagdhunden der Name der beliebten Lakoner beigelegt wurde; drittens, weil namentlich die römischen Dichter kaum beigezogen werden können, da sie — Fachautoren natürlich ausgenommen — mit den geographischen Epitheten sehr willkürlich umzuspringen gewohnt sind und sich nichts daraus machen, Lakoner einfach im Sinn eines vorzüglichen Hundes zu setzen.

Der Lakoner ist der Jagdhund kat' exochen von der Dämmerzeit der griechischen Geschichte an (Herakles, Lykurgos) bis ins späteste römische Kaiserreich, aus dem uns Arrianus noch das folgende bezeichnende Faktum berichtet (XXIX 3, 3). Unter Valentinian I. war ihre Pflege und Abrichtung Aufgabe der kaiserlichen Pagen, paedagogiani, und wir erfahren, daß der jähzornige und grausame Monarch einen seiner Edelknaben wegen eines geringen Versehens bei der Dressur zu Tode prügeln und am gleichen Tage begraben ließ. Noch zu Beginn des 5. Jahrhunderts erwähnt Claudian (cons. Stil. III 300) die Lakonerhunde in einer Weise, daß man sieht, daß Jagdhunde edelsten Schlages diesen Namen führten.

Der in Sparta vielfach herrschende Kommunismus hatte auch eine Verstaatlichung der Hunde bewirkt. Es gab staatliche Jagdhunde. Wer sie brauchte, holte sie zur Jagd; brauchte man sie nicht, so ließ man sie ruhig im Gemeindestalle.

Leider gibt keine Münze uns zuverlässige Kunde von ihrem tatsächlichen Aussehen. Wenn wir in dieser schwierigen Situation sicher gehen wollen, müssen wir uns an zwei Grabreliefs und eine Bronzestatuette halten. So mangelhaft das eine Relief auf uns gekommen ist, und so unbedeutend der Kunstwert beider Grabplatten auch genannt werden muß, haben wir doch zwei von den drei Denkmälern hier abgebildet und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil in meine Abhandlung über die Hunderassen, übrigens ohne mein Verschulden, eine irreführende Abbildung des Hundes von Chrysapha hineingeraten ist: insofern irreführend, als der Nasenrücken durchaus nicht gewölbt, sondern ganz gerade sein sollte. Alle drei hier angeführten authentischen Lakonerhunde stimmen in diesem wichtigen Punkte überein. Das Relief von Chrysapha, von dem wir hier eine ganz genaue Phototypie vorführen, zeigt einen keineswegs großen, durchaus glatthaarigen, schlanken Hund mit länglichem, ziemlich spitzig zulaufenden Kopfe, nicht großen stehenden Ohren und ziemlich langem glattem Schweif. Er springt an dem sitzenden Verstorbenen hinauf, der in der Rechten eine Trinkschale hinaushält (Fig. 45). Soweit man es noch sehen kann, war der an Kopf und Schwanz verstümmelte Hund des Reliefs aus Sparta (mus. Spart. 1314) vom gleichen Schlage. Es stimmt damit der eines bronzenen Denkmals aus Lusoi im benachbarten Arkadien, etwa dem 6. Jahrhundert entstammend. Hier hat der

Fig. 45. Relief von Chrysapha, nach Bruckmann.

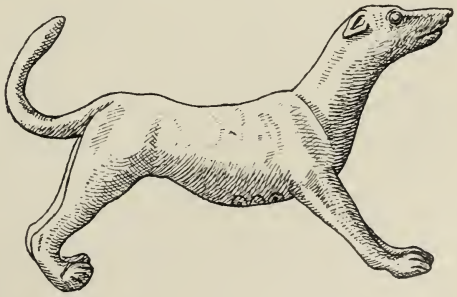


Fig. 46. Lakonerhund aus Lusoi.

Künstler das Wittern des Jagdhundes vortrefflich zum Ausdruck gebracht (öst. arch. Jahresh. IV S. 48, Fig. 64) (Fig. 46).

Sonderbarerweise harmonieren diese authentischen Bilder durchaus nicht mit dem spezifischen Lakonerhund des Aristoteles, so daß man annehmen muß, daß sehr verschiedene Arten dieser Tiere in Sparta existierten. Auf das gleiche weist auch die Mannigfaltigkeit der Namen: wir lesen nämlich von spartanischen, kynosurischen, amykläischen, kastorischen und menelaischen Hunden, die sämtlich zu den Lakonern zählten.

Das uralte Amyklae lag eine Stunde von Sparta, Kynosura hieß ein Stadtteil von Sparta, vielleicht der, in welchem die großen staatlichen Hundezwinger sich befanden. Kynosurisch und amykläisch dürften somit einfach als Synonyma von spartanisch und lakonisch aufzufassen sein. Anders verhält es sich mit den kastorischen und menelaischen. Kastor, nach altlakonischer Sage am wildreichen Taygetos geboren, war wie S. Hubertus das Idealbild des Jägers; er hatte die Jagd zu Pferd mit dem Wurfspeer erfunden und die Zucht der edelsten Jagdhunde, die nach ihm Castorii, Καστορίδες oder Καστόριοι, genannt wurden. Diese wird Pollux V 37 im Auge haben, wenn er die Lakoner (Λάκαιναι) an erster Stelle unter den Hunden edler Rasse (γενναῖοι κύνες) aufzählt, und sie sind es vermutlich, die nach Theophrast in weite Ferne, wie nach Kyzikos in Nordwestkleinasien, exportiert wurden.

Außer Kastor und Lykurg soll sich auch der Schwager Kastors, König Menelaos, durch Hundezucht verdient gemacht haben. Die menelaische Rasse erklärte Nikander für identisch mit der psyllischen (Poll. V 40), die ihren Namen von einer alten achäischen Stadt Psylla im Peloponnes führte. Von da habe Menelaos jene Hunde bezogen. Weitere Kunde über sie besitzen wir nicht. Öfter dagegen ist vom kastorischen Hunde die Rede (Xenoph., Oppian, Poll., Hesych.). Bei der bekannten Vorliebe Xenophons für Lakonisches und dem Umstande, daß er im Kapitel von der Eberjagd, nachdem er von verschiedenen Hunderassen gesprochen, einfach fortfährt, ohne die anderen zu erwähnen, als ob sichs bloß von Lakonerhunden handelte, wird man kaum fehlgehen, wenn man mit Manns in der Zeichnung, die Xenophon vom idealen Jagdhunde entwirft, einen Lakoner edelster Rasse, also einen Kastorhund vermutet (Manns, griech. Jagd II 10ff.)

Nach Xenophon, mit dem Pollux größtenteils wörtlich übereinstimmt, soll der Jagdhund folgende Eigenschaften besitzen: er sei groß d. h. langgestreckt, vom Kopf nach der Rute hin, wie Arrian genauer sagt, kräftig, wohlproportioniert; Gesichtsausdruck

freundlich; der Kopf leicht (κοῦφος) und leicht zu tragen (εὔφορος); die Stirne lang und breit mit tiefer Scheidelinie, der untere Teil der Stirne sehnig; Nasenrücken gerade[83]; die Schnauze aufgeworfen[84]; Gebiß kräftig; die Ohren klein, dünn und hinten kurzhaarig; die Augen vorstehend, schwarz und glänzend. Der Hals lang, weich und rund. Die Brust breit und nicht zu mager. Der Rippenkorb nicht überall gleich weit ausladend, sondern nach den Weichen hin sich verjüngend. Nicht auffallend aufgezogene Weichen. Die untere Partie des Bauches und der Bauch überhaupt schmächtig. Lenden fleischig, mäßig lang und weder zu biegsam, noch zu steif. Die Rute lang, gerade und sehr beweglich. Vorderläufe kurz, gerade, rund, gedrungen. Schulterblätter locker mit dem Rumpf verbunden. Ellenbogen gerade. Hüften hinten fleischig, oben nicht zusammenstoßend, nach den Lenden zu ohne Hautfalten. Unterschenkel mager; der untere Teil des Hinterlaufes lang, rund und fest; die Hinterläufe viel größer als die Vorderläufe und etwas gekrümmt. Der Fuß rund. Das Haar fein, dicht und weich; hinten an den Schenkeln gerade abstehend und dicht, desgleichen an den Lenden und der Rute unten, oben aber nur wenig. Farbe fuchsrot, schwarz oder weiß, und zwar Hunde der ersten beiden Farben mit weißen, die der letzten mit roten Abzeichen um das Gesicht herum.

Eine gute Illustration gibt das schöne Zethosrelief des Palazzo Spada (Fig. 47).

Ihm ziemlich ähnlich ist der oben erwähnte Hund von Chrysapha. Sehr verschieden aber muß der lakonische Fuchshund des Aristoteles gewesen sein. Seine Kleinheit und Ähnlichkeit mit einem Fuchs hat ihm den Namen Füchslein, ἀλωπεκίς, und den Mythus seiner Abstammung von Fuchs und Hund eingetragen. »Aus Fuchs und Hund, sagt Aristoteles (h. a. VIII 28), entstehen die Lakonier.« Damit stimmen andere Autoren: schol. Callimach. hymn. in Dian. 94, Hesych. p. 937, Pollux V 38, Xenoph. cyn. 3, 1, schol. Theocrit. 8, 65, Grattius cyn. 258f. Der letztgenannte spricht von Hunden in Fuchsgestalt; es sollen Mischlinge von Hund und Schakal sein: Nam genus exiguum et pudeat quam informe fateri, Vulpina specie.

Die Abstammung jener lakonischen Fuchshunde von Fuchs und Hund wurde im Altertum zwar allgemein geglaubt, heute aber ist ihre Unmöglichkeit auf das bestimmteste erwiesen, und zwar wie bereits oben erwähnt durch die Verschiedenheit der Pupille und die Zahl der Zähne. Diese Kluft trennt den Hund absolut vom Fuchse, während der Theorie einer Herkunft des Hundes vom Schakal oder Wolf keine solche Differenz im Wege steht.

Auf die Farbe des Felles kann der Name Füchslein nicht bezogen

werden — denn hellbraun waren im Altertum wie heute unzählige Hunde aller Rassen — sondern nur auf ihre Gestalt, ihr ganzes Aussehen (vulpina species). Wir müssen annehmen, daß die Füchslinge (ἀλωπεκίδες) einen Fuchskopf und Fuchsschwanz gehabt haben. Warum auch nicht? Besitzen wir doch Vasenbilder peloponnesischer Herkunft,

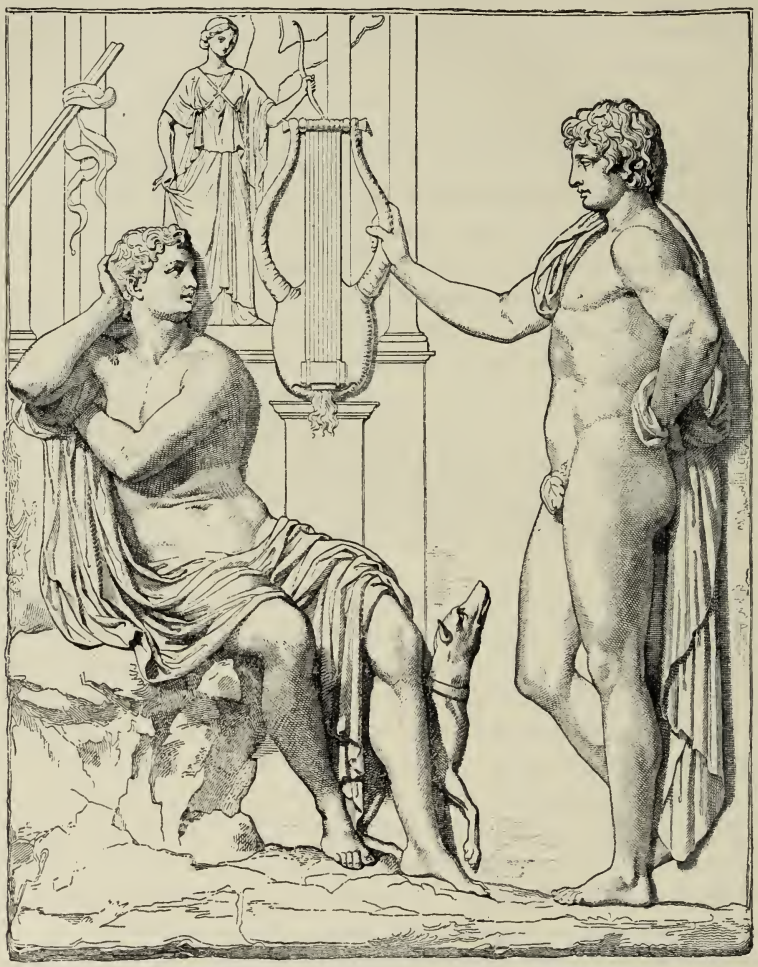


Fig. 47. Relief des Pal. Spada: Amphion und Zethos.

wo der am Sofafuße angebundene Fuchshund dem im Tellereisen gefangenen wirklichen Fuchse zum Verwechseln ähnlich sieht[85]. Auf dem hier wiedergegebenen korinthischen Mischkruge erblicken wir zwei an Gestalt völlig fuchsartige, nicht große Hunde mit breitbuschigem Schweif und fuchsartigem Kopfe. Sie haben die lange Rüsselschnauze, μυκτῆρες μακροί, wie sie Aristoteles den kleinen lakonischen Hunden

ausdrücklich zuschreibt (de gen. an. V 32), und sitzen unter den mit Eßwaren und Getränken bedeckten Tischen, hinter welchen Männer auf dem Speisesofa liegen. An dem Fuß je eines Sofas ist ein Hund angebunden, vermutlich um eine Rauferei oder auch bloß das Herumlaufen und Betteln der Tiere zu verhindern. So sieht man auch auf ägyptischen Grabgemälden Hunde am Stuhl des Herrn festgebunden (Fig. 48).

Da diese Füchslinge auf Denkmälern selten vorkommen und wenige Klassikerstellen existieren, wo sie deutlich erwähnt werden, so ist es nicht denkbar, daß das enorme Renommee der lakonischen Hunde gerade auf ihnen beruht. Viel eher kann man das vom Kastorhunde glauben, aber auch dieser ist wohl selten in ganz reiner Rasse vorgekommen; denn die Alten scheuten sich durchaus nicht, die verschiedenen Arten der Hunde untereinander zu kreuzen, und gerade

Fig. 48. Korinthischer Krater: Fuchshunde.

von den Lakonerhunden ist überliefert, daß sie mit kretischen (Ovid), etruskischen (Oppian) und molossischen ([Aristot.] h. a. IX 3), also mit Windspielen, Spitzen und Bullenbeißern verbastert worden sind. Noch viel häufiger aber wird sich der lakonische Jagdhund mit den überall herumlaufenden Pariahunden eingelassen haben. Oppian (cyn. I 394ff.) empfiehlt Mischung von Arkadiern und Eleiern, Päoniern und Kretern, Karern und Thrakern, Tyrrhenern und Lakonern, Sarmaten und Spaniern.

Fassen wir noch einmal die Merkmale des gewöhnlichen vielgefeierten Lakonerhundes, des Idealgefährten eines antiken Waidmannes, zusammen, so können wir sagen: er war langgestreckt, glatthaarig, nicht rüsselschnauzig wie die Füchslinge, sondern mit geradem Nasenrücken und etwas aufgeworfener Schnauze, ferner mit leichtem Kopf, kleinen stehenden Ohren, langem dünnen geraden Schwanz.

Langhaarige Jagdhunde waren in vorrömischer Zeit nicht Mode, ebensowenig solche mit Hängeohren.

Auch im Altertum wie heute unterschied man drei Haupttypen von Jagdhunden: Leit- und Spürhunde, Wind- und Parforcehunde und schwere Hatzhunde[86]. Der Leithund hatte, am Hängeseil geführt, die frischen Fährten des Wildes aufzusuchen und zu »bestätigen«. Er durfte nie »vorlaut« werden[87]; das Einüben derselben war eine Hauptarbeit der Jäger. Oppian schildert dies sehr hübsch in folgenden Worten (cyn. I 480 ff.): »Wenn ein Waidmann seine jungen Hunde erproben will, nimmt er einen toten oder lebendigen Hasen und trägt ihn hinaus vor die hohen Stadttore, wandelt mit ihm vorwärts vom Wege ab, bald gerade, bald quer, jetzt links, jetzt rechts im Zickzack, und wenn er recht weit von Stadt und Toren gelangt ist, gräbt er ins Erdreich ein Loch und bestattet den Hasen darin. Eilig wieder heimgekehrt in die Stadt holt er sofort den gelehrigen Hund in die Nähe des Weges; der fährt augenblicks auf und schnüffelt: denn er erkennt den Duft des Hasen. Am Boden forscht er nach Spuren und kann keine finden, so sehr's ihn verlangt. Unglücklich irrt er umher, . . . rennt kreuz und quer, von quälenden Schmerzen verzehrt, untersucht alles und alles, jeden Stein, Hügel, Fußsteig, Baum, Sträucher und Büsche und Fruchtland. Und hat ihm dann endlich ein Luftzug die Witterung verraten. da jubelt er auf[88] und weiß sich nicht zu lassen vor Übermut, gerade wie ein kleines Kälblein, das am strotzenden Euter der Mutter hinaufspringt: so freudvoll ist ihm das Herz erregt und in wilder Hast läuft er in Windungen über die Felder und läßt sich nicht irremachen, auch wenn man ihn noch so weit forttriebe. Um nichts in der Welt läßt er los von dem lockenden Geruche und rennt geradenwegs auf das Ziel los, bis ers erreicht und den Preis seiner Mühe gewonnen.«

Fig. 49. Umbrisch-Picenischer Hund.

Ein feiner Leithund war der umbrische (Grattius 171), an dem man Feuer und Geruchssinn rühmte, der aber an Mut von anderen Rassen in Schatten gestellt wurde. Vermutlich ist er abgebildet auf der Aes-grave-Münze von Hatria in Picenum (Beschreib. d. Berl. antiken Münzen III 1 [1894] S. 13). Abb. nach Fig. 60 der Hunderassen (Fig. 49).

Mit ihr stimmt ziemlich überein der bekannte Hund von Pompeji, dessen leibhaftige Gestalt man durch Ausguß wiedergewonnen hat (Fig. 50).

Die Tätigkeit des Leithundes schildert in anschaulicher Weise Grattius (cyn. 220 f.), auch wird sie vielfach zu Gleichnissen verwendet (Hom., Plat., Cic. u. a.).

Die Wind- und Parforcehunde folgen laut bellend der Fährte des angejagten Wildes und verbellen es, sobald es sich gestellt hat, bis es die herbeigekommenen Jäger abfangen. Augen und Gehör sind scharf, dagegen ist die Nase in dem spitzen Kopfe schlecht entwickelt; vorzüglich ausgebildet aber ist die Lunge und darum die Brust breit. Diese Eigentümlichkeiten und die langen feinen Läufe machen den Windhund bei seinem schlanken, leichten Körperbau

Fig. 50. Pompejanischer ausgegossener Hund.

zum besten Läufer. Am renommiertesten waren die kretischen, lakonischen und gallischen Windhunde, denen aber ohne Zweifel andere, z. B. die sizilianischen, an Tüchtigkeit gleich oder doch nahe kamen. Ein wunderschöner hochbeiniger Windhund von Panormus präsentiert sich auf unserer Münztafel I nr. 11, auch die Münzen von Segesta (nr. 13) und Syrakus (nr. 12) beweisen die Vorliebe der sizilianischen Griechen für Jagdwindhunde und zeigen zugleich die enge Verwandtschaft dieser Rasse mit den Kretern. Vom Dressieren solcher Hunde am ausgestopften Wilde spricht Horaz (epist. I 2, 64 ff.): Tf. I 11. Tf. I 12. 13.

> Früh schon bildet der Meister den schmiegsamen Nacken des Rosses,
> Daß es dereinst so geht, wie der Reiter es leitet; der Jagdhund
> Bellt schon lange zuvor im Hofe den künstlichen Hirsch an,
> Eh' er den wirklichen jagt.

Die wirkliche Verwendung der prächtigen sizilischen Hunde zur Hirschjagd bezeugt eine Münze von Motya (abgebildet in M. u. G. I 39), wo der Jagdhund an einem Hirschkopfe nagt. Und bei Aristo-

phanes (Wesp. 724 [704] f.) lesen wir, wie der Abrichtende (τιθασευτής, Zähmer) seinen vierbeinigen Zöglingen pfeift (ἐπισίζει) und sie auf die Feinde hetzt (ἐπιρρύζει ἐπὶ τοὺς ἐχθρούς), daß sie wild drauflosspringen (ἀγρίως ἐπιπηδᾶν). Noch hübscher ist eine Stelle bei Seneca de clementia (1, 16), wo er sagt, wie man durch liebevolle Behandlung und nicht durch Einschüchtern den jungen Jagdhund erziehen solle. Man solle sich hüten ihm häufig zu drohen: sonst werde die Lust vernichtet und die natürliche Anlage vermindert durch sklavische Ängstlichkeit.

Die Hatzhunde oder Saurüden oder schweren Hunde mit scharfem Gebiß und hohen starken Läufen, oft flockhaarig, hatten das gestellte Wild, z. B. das Wildschwein, am rechten Fleck d. i. am Gehör anzupacken (Phaedr. ed. Robert IV 39, 4—6) und zu decken. Vgl. Fig. 138.

Ebenso originell als grausam war die Manier, wie der Tyrann Alexander von Pherae seine Jagdhunde (Plut. Pelop. 29) benutzte. Dieser kleine thessalische Dionysius, der in seinem Teil redlich dazu geholfen hat, dem Worte Tyrann seinen verhaßten Anstrich zu geben, amüsierte sich mit dem gottlosen Sport von regelrechten Menschenjagden, indem er seine politischen Widersacher in Bären- und Eberhäute nähen und von seinen Jagdhunden zerreißen ließ. Er selbst beteiligte sich als Wurfspeerschütze an dem grausamen Spiele. Grattius (183) stellt die Hunde von Pherae neben die Molosser. Vielleicht waren sie mit diesen stammverwandt, bestanden doch viele Freundschaften zwischen dem sportliebenden thessalischen Adel und dem molossischen Königshofe: so war Menon von Pharsalos mit dem Könige der Mollosser Aiakides verschwägert. Im Orient übrigens war es nichts Ungewöhnliches, daß Gefangene den Hunden vorgeworfen wurden. Auch zu Rom kam es vor, daß Domitian einen Familienvater, der sich über einen Gladiator tadelnd geäußert hatte, im Zuschauerraum ergreifen und den Hunden in der Arena vorwerfen ließ (Suet. Dom. 10). Dreihundert »menschenfressende Hunde« hat nach Pseudokallisthenes Alexander der Große von der Königin Kandake von Meroe zum Geschenk bekommen: sie sollen in eisernen Käfigen (ἐν γαλεάγραις) transportiert worden sein. Ganze Herden »wilder Hunde« züchteten nach Diodor (III 31) die Kynamolgen d. h. Hundemelker im südlichen Äthiopien.

Eigentliche Kriegshunde, die den reisigen Herrn in Feld und Schlacht begleiteten, und sofern sie ihn mutvoll verteidigten, selber aktiven Teil am Kampfe nahmen, müssen im siebenten, sechsten, fünften Jahrhundert v. Chr. in manchen Teilen der griechischen und halbgriechischen Welt ganz gewöhnlich gewesen sein: denn auf den Vasenbildern begegnen wir solchen in der Regel starkhalsigen Hun-

den unzähligemal, mag der Krieger zu Pferd, zu Wagen oder auch zu Fuß sein. Auch auf dem berühmten Gemälde der Schlacht von Marathon in der Stoa Poikile zu Athen hatte der Künstler, vielleicht Polygnot, einen mitkämpfenden Hund angebracht. Selbst Götter und Heroen lassen sich von ihren Hunden begleiten, wenn sie zur Schlacht ziehen, so Athene, die Dioskuren, Memnon, die Amazonen usf. Auch wenn Telemach auszieht, mit der Lanze bewehrt, auf den Markt oder sonstwohin, so folgen ihm seine schnellfüßigen Hunde (κύνες πόδας ἀρτοί Od. XX 145). So ist es denn auch gar nicht zu verwundern, daß sie ein beliebtes Schildzeichen waren, nicht bloß wie der Bullenbeißer auf dem Schild Achills als Symbol aggressiven Mutes, sondern auch als Sinnbild der Wachsamkeit: auf einer Vase, die dem berühmten Duris zugeschrieben wird, ist ein Spitz als Schildzeichen.

Herodot (V 1) erzählt: Als die Perinthier (bei Byzanz) von ihren thrakischen Nachbaren, den Päoniern, angegriffen wurden, stieß Mann gegen Mann, Pferd gegen Pferd, Hund gegen Hund. Auch mit der Reiterei der Magneten am Mäander zogen deren wilde und furchtbare Hunde ins Feld, ebenso mit den Kolophoniern, Castabalensern, Hyrkaniern. Was wir von kleinasiatischen Kriegshunden lesen, wird illustriert durch einige Sarkophage aus Klazomenae, wo mitten im Kampfgetümmel Hunde angebracht sind (Philologus LVI 12). Agesilaos hat bei der Belagerung von Mantineia, wie schon früher Kambyses bei seinem Zug nach Ägypten und Alyattes gegen die Anwohner des Schwarzen Meeres, Kriegshunde verwendet. Euripides ist der Sage nach von Hunden zerrissen worden: eine Erfindung im Stil derjenigen von Äschylos Tod[89], nur geistloser. In gleicher Weise soll ein gewisser Spartaner, welcher einst einige Schauspieler schlecht behandelte, von Hunden zerfleischt worden sein. Vom Kriegshunde des Ptolemäus, dem Molosser Briareos, war schon die Rede (S. 106). Wie solche Kriegshunde wirklich aussahen, zeigt vielleicht am besten der bullenbeißerartige Hund der Hekate am Fries des Altars von Pergamon, der eben im Begriff ist, einen Giganten in den Schenkel zu beißen (Fig. 51).

Fig. 51. Pergamenischer Kriegshund.

Eigentliche Kriegshunde, die am Kampfe sich beteiligten, waren bei den Römern nicht im Gebrauch; als aber — im dritten Jahr-

hundert v. Chr. — die rebellischen Sardinier vor Marcus Pomponius Matho sich in unzugänglichen Schluchten und Wäldern versteckten, ließ dieser aus Italien spürkräftige Hunde (εὔρινες) kommen und hetzte sie auf die Eingeborenen (Zonaras I p. 401 Paris.), wie es nach der Entdeckung Amerikas die Spanier gegen die Indianer taten. Und bei den Römern der Kaiserzeit wurden sehr grimmige und spürkräftige Hunde in den zahlreichen Wachtürmen am Limes gehalten, um die herannahenden Feinde zu wittern und durch Bellen anzuzeigen (Veget. mil. IV 26). Auch verwendete man Hunde zum Nachrichtendienst, indem man ihnen Briefe in das Halsband einnähte (Aeneas tact.). Dafür hören wir von den Kimbern, daß deren Hunde nach dem Untergang ihrer Herren die Wagenburg, wo Weib und Kind waren, ingrimmig verteidigten (Plin.). Und die Gallier hatten ganze Koppeln von Kriegshunden, die gepanzert waren und breite langspitzige Stachelhalsbänder trugen.

Im allgemeinen waren die Alten wirkliche Freunde des Hundes; schon in der Odyssee findet sich, abgesehen von der Argosepisode eine bezeichnende Stelle (X 216 ff.), wie die Hunde den Herrn umschmeicheln, wenn er vom Festmahl heimkehrt: denn nie kommt er dann heim, ohne ihnen etwas Gutes (μειλίγματα θυμοῦ) mitzubringen. Der Jagdschriftsteller Arrian empfiehlt als Liebkosung die Hunde auf den Kopf zu küssen und im eigenen Bette schlafen zu lassen (18, 1. 9, 1). Catellus, Hündchen, war geradezu ein Kosewort auch für Menschen (Plaut., Hor.); ja nach Pindar (fr. 72 B.) brauchten selbst die Olympier das Wort Hund in der ehrenvollsten Beziehung, indem sie Pan den unübertrefflichen Hund der großen Göttin nannten (κύνα παντοδαπόν, Tausendsasa von einem Hund d. h. Diener). Der Wächterhund Kapparos vom Asklepiostempel zu Athen, dessen Wachsamkeit, Energie und Klugheit einen großen Tempelraub abgewehrt hatten, erhielt nach Volksbeschluß gutes Essen und besondere Pflege durch die Priester (Plut. mor. 969 E. F.). Gar manches Grabrelief, namentlich in Attika, zeigt neben den Familiengliedern auch den Haushund[90]; und auf einer Menge antiker Vasenbilder wie Reliefs erblicken wir den Hund als Genossen der Mahlzeit[91], angebunden am Tischfuß oder frei herumlaufend, oft mit Knochen und Brocken im Maule; dann wieder sehen wir ihn spielen und scherzen mit Kindern, Frauen und Jünglingen. Eben vom »beginnenden Jüngling« sagt Horaz[92] nach griechischem Vorbild als charakteristisch, daß er sich an Rossen und Hunden erfreue.

Bekannt sind die Anekdoten von Alkibiades wunderschönem großen und teuren Hunde. Ein anderer Athener, Glaukon, war zur selben Zeit berühmt durch Aufzucht wachsamer Hunde und vieler edlen und

seltenen Vögel. Eine griechische Gemme zeigt uns einen kleinen Knaben, der eine Dogge zärtlich streichelt (King, engraved gems p. 371 Fig. 53), und Frauen besonders ließen die vierbeinigen Lieblinge bei sich schlafen (anth. L. ep. 1512); zwischen der Zitherspielerin Glauke und ihrem Hunde bestand sogar eine Art Liebesverhältnis, wie Älian (var. hist. IX 39) erzählt, und derselbe Autor berichtet von einer Römerin, daß sie mit einem Hunde Ehebruch getrieben habe (nat. an. VII 19), und von einem Knaben in Soli, der von einem Hunde geliebt wurde (var. hist. IX 39). Blinde Bettler, die von Hunden geführt werden, sehen wir auf Gemmen und Wandbildern (s. Fig. 36). Oft wurden sie zum Kinderhüten gebraucht (Theokr. 15, 43. Auf einer Wiege: Daremberg II p. 1588); auch spannte man sie vor den Kinderwagen [93] und ließ die Kleinen auf dem Haushund reiten [94]. Ernstliche Benützung zum Ziehen aber kam nicht vor. Man solle den Hund gut pflegen, ja nicht am Essen sparen, auch sie streicheln und ihnen schmeicheln, empfiehlt Hesiod in den Werken und Tagen (604 f. 797). Am weitesten gingen wohl die Perser, deren religiöse Satzungen geboten, daß man dem Haushund beim Mahle dasselbe vorsetzen solle wie den nächststehenden und geehrtesten Menschen [95]. Wie der Hirte, etwa auch ein Satyr oder Pan, mit seinem Hunde spielt, ist auf Gemmen und Reliefs zu schauen; wenn er ihn rufend verwarnt, wird der sonst nicht ungefährliche Hund ganz sanft, und wenn er eine üppige Mahlzeit vom Schicksal beschert bekommt, darf auch der vierbeinige Gefährte teilnehmen. Das spielende Füttern beschreibt Seneca epist. 72 sehr hübsch: »Hast du nicht schon manchmal gesehen, wie ein Hund ein Stück Brot oder Fleisch, das sein Herr für ihn fallen ließ, mit offenem Munde aufschnappte? Was er erwischt, schlingt er sofort ganz hinunter und sperrt immer wieder das Maul auf in der Erwartung von dem, was noch kommen werde.« In reichen und vornehmen Häusern bekamen sie gelegentlich Eier auszutrinken (fab. Aesop., Arrian), Gänselebern zu fressen (am Hofe Heliogabals) u. dgl. Die gewöhnliche Nahrung aber war Brot (ἄρτος und μάζα Arrian. cyn. 8, 2), zuweilen auch fettes Fleisch oder geriebene Ochsenleber (Arrian. cyn. 8, 3). Auch Weintrauben scheint man ihnen manchmal gegeben zu haben (Stephani C. R. 1873, 44). Die Halsbänder, collaria (Gratt.), der Luxushunde waren oft sehr kostbar, aus Gold, Korallen u. dgl. (Grattius, Lucian), so daß beim Untergang eines Schiffes gejammert wird über den vielen Schmuck der Jagdhunde, der dabei ins Meer versunken sei (Long. 2, 15). Eines aus 368—370 n. Chr., in Rom gefunden, war mit einem Täfelchen versehen, das folgende praktische Inschrift trägt: »Ich bin aus dem Garten des Präfekten Prätors Olibrius: halte mich nicht fest,

es wird dir nicht frommen (noli me tenere, non tibi expediet).« Die Halsbänder der Schäferhunde, lateinisch milli und mella genannt, griechisch κλοιοί (Xen.), waren aus starkem Leder, besonders aus Dachsfell (Gratt.) gefertigt und mit eisernen Nägeln besetzt zur Abwehr der Wölfe (Fest.); ebenso machte mans auch bisweilen bei Jagdhunden (Fest., fab. Aesop.).

Manchmal hing man Hunden wegen Bissigkeit oder auch bloß zur Spielerei Glocken an. Maulkörbe gab es nicht. Schon die Assyrer hatten für ihre großen Doggen Halsbänder von äußerst sinnreicher Konstruktion, die nur bis zu einer gewissen prominenten Marke zugezogen und sofort geöffnet werden können: ein Ruck und die stärkste Dogge war momentan zurückgehalten und beschwichtigt, oder auch plötzlich freigegeben (vgl. Fig. 43; Albrecht, Gesch. d. Hundes 34).

Die rührende Anhänglichkeit von Herr und Hund haben wir schon in der homerischen Episode von Odysseus und seinem Argos gesehen. Eine Parallele ist die von Älian (n. a. VII 29) erzählte Geschichte, die schon dieser antike Autor mit der Odysseeepisode vergleicht: Ein Kolophonier reiste mit seinem Sklaven, der den Geldbeutel trug, nach Teos. Der Sklave verlor unterwegs den Beutel, der Hund aber blieb darauf sitzen, während jene ahnungslos weiterzogen. Erst in Teos erkannten sie, daß ihnen ihr Geld fehle, und als sie endlich unverrichteter Dinge sich auf den Heimweg machen mußten und an der Stelle vorbeikamen, wo der Beutel liegen geblieben war, fanden sie den Hund noch darauf sitzend. Wie das treue Tier sie erblickte, starb es aus Entkräftung. Hieher gehört auch, was wir oben von dem wahrscheinlich molossischen Hunde erzählt haben, der die Mörder seines Herrn dem König Pyrrhus verraten haben soll. Rührender ist noch die Erzählung von dem treuen Hunde eines Römers namens Calvius, der im Bürgerkriege umgebracht worden war. Wütend verteidigte der Hund seines Herrn Leiche und verwehrte jedem ihm den Kopf abzuschneiden, wie das bei den Proskribierten Sitte war, bis er von den Leuten erstochen wurde (Plut. soll. an. p. 969 C u. a.).

Gut verbürgt ist ferner folgende Anekdote aus dem Jahre 28 n. Chr. (bei Dio Cassius LVIII 1 und Plinius n. h. VIII 145 nach der damaligen Staatszeitung, Acta diurna): Als Titius Sabinus samt seinen Sklaven wegen des an Nero, dem Sohne des Germanicus, begangenen Mordes zum Tode verurteilt war, konnte der Hund eines dieser Unglücklichen nicht vom Gefängnis weggetrieben werden, verließ auch dessen Leiche nicht, als sie auf die Straße geworfen wurde, heulte kläglich und trug, als einer aus dem versammelten Volke ihm ein Stück Fleisch hinwarf, dieses zum Munde seines toten Herrn. Da

nun die Leiche in den Tiber geworfen wurde, schwamm er mit und suchte sie über dem Wasser zu erhalten, und eine Masse Menschen strömte zusammen und staunte über die Treue des Tieres.

Kritiklose Leute wie Smiles (die Pflicht S. 623) erzählen auch von einem Hunde in Herculaneum, der »sich ein bleibendes Andenken herrlichster Treue erworben« habe. »Bei den Ausgrabungen in der verschütteten Stadt fand man sein Skelett über dem eines etwa zwölfjährigen Knaben hingestreckt, wohl um letzteren vor dem Verbrennen und Ersticken zu bewahren. Der Knabe kam ebenso um wie der treue Delta, dessen Namen man auf dem Halsband eingegraben sah; das außerdem noch Bericht gibt, wie Delta seinem Herrn bereits dreimal das Leben gerettet — einmal aus Gefahr des Ertrinkens, einmal bei einem Anfall durch Räuber und einmal vor den Wölfen.« Alles reinste Erfindung ohne die mindeste reale Basis!

Manche Hunde sollen freiwillig in den Scheiterhaufen (Plut., Poll., Plin., Tzetzes) oder in den Sarg (Älian) ihres toten Herrn gesprungen sein, andere waren von seiner Grabstätte nicht wegzubringen (Älian), nahmen keine Nahrung mehr (Plin.) und starben den Tod der Treue. So erzählte man vom Hund des Lustspieldichters Eupolis, daher hieß der Ort »Wehklagen des Hundes«, Κυνὸς θρῆνοι.

Überlebte der Herr den treuen Hund, so ehrte er ihn oft großartig. So ließ Hadrian seinen Lieblingshunden und -pferden Grabmäler setzen. Mehr als einmal wurden zu Athen Hunde kostbar begraben (Älian). Zu Salamis erhob sich ein Hundsgrabmal, κυνὸς σῆμα, an der Stelle, wo der treue Hund eines gewissen Xanthippos gestorben war. Als die Athener vor Xerxes flüchteten, war er hinter dem Schiffe her über das Meer geschwommen; am Ufer angelangt aber brach er leblos zusammen (Plut.). Auch auf der europäischen Seite des Hellespont gegenüber von Sigeion befand sich ein Cynossema, κυνὸς σῆμα, das von der Volkssage auf die in eine Hündin verwandelte Hekabe, des Priamos Gemahlin, bezogen wurde: vielleicht war es ein Steingebilde, das einige Ähnlichkeit mit der Figur eines Hundes hatte, vielleicht auch ein uralter riesiger Grabhügel, dergleichen dort manche bis auf den heutigen Tag sich erhalten haben und die den verschiedensten Helden der homerischen Sage zugeschrieben wurden. Weitaus das großartigste Denkmal aber, das jemals einem Hunde gesetzt wurde, hat Alexander gestiftet, indem er eine ganze Stadt zum Andenken seines Hundes erbauen ließ (Plut. Alex. 61): es war der berühmte Peritas oder Perittas, den er um den hohen Preis von zehn Minen für die Löwenjagd erworben hatte.

Mit einem hellenischen »Königlein« von Sidon, vermutlich Straton I, dessen Jagdlust auf den Reliefs seines Sarkophags zum Ausdruck

gebracht ist, wurden nach der Inschrift sieben Jagdhunde bestattet. In Ägypten wurden die Jagdwindhunde einbalsamiert und in geweihten Grüften allemal in der Stadt beigesetzt, wo sie starben; in dem Hause aber, wo ein solcher Hund starb, schoren sich die Bewohner zur Trauer den Kopf und den ganzen Leib und die Lebensmittel im Trauerhause wurden nicht mehr genossen (Her., Diod.). Die griechischen und lateinischen Inschriftsammlungen enthalten poetische Grabschriften auf Hunde, die teilweise der »naiven und sentimentalischen Dichtung« zugleich angehören. Ich will ein paar der hübscheren herausheben: sie gewähren einen tiefen Einblick in die rührend liebevolle Behandlung, welche das treueste aller Tiere im Altertum oft erfahren durfte.

Ein Epigramm in griechischer Sprache auf einem zu Rom befindlichen Hundegrabmal (epigr. Gr. ed. Kaibel nr. 626) lautet:

Alles was wir besaßen an Theia, dem niedlichen Hündlein,
Schließt der Hügel hier ein, Schönheit und liebendes Herz.
Jammernd sehnt sich das Mädchen nach ihrem verzärtelten Liebling,
Nimmer vergißt sie des Freunds, der sie so treulich geliebt.

Eine andere griechische Inschrift im Florentinischen sagt (epigr. Gr. ed. Kaibel nr. 627):

Wanderer, der du die Straße vorbeiziehst, schaust du das Denkmal,
Lache nicht, bitte, darob, daß einem Hund es gehört.
Tränen flossen um mich, und eigenhändig gesammelt
Hat meine Asche der Herr, hat auch die Verse gemacht.

Eine lateinische Grabschrift von Pugerula bei Salerno lautet (C. I. L. X 659 = anthol. epigr. ed. Bücheler nr. 1176):

Tränengebadet, mein teuerstes Hündlein, so trag ich dich heute,
Vor drei Lustern wie froh, Patrice, trug ich dich da!
Tausendmal hast du mich herzig geküßt, nie tust du es wieder,
Nie wirst wieder du mir schlummern so lieblich am Hals.
Trauernd im eigenen Grab aus Marmor leg' ich dich nieder,
Daß wir im Tode vereint würden auf ewige Zeit.
Wirklichen Menschenverstand verriet dein kluges Benehmen:
Ach welch reizend Geschöpf hat mir das Schicksal geraubt;
Patrice, gute, wie kamst du so oft zu unserer Mahlzeit,
Sprangst auf den Schoß mir herauf, betteltest Brocken mir ab.
Oftmals hielt ich die Schale dir hin mit den eigenen Händen,
Ließ dich in gierigem Zug schlürfen das labende Naß,
Und wenn des Abends von Mühen erschöpft nach Hause ich kehrte,
Kamst du mit wedelndem Schweif, grüßtest so freundlich den Herrn[96].

Zwei andere lateinische Grabgedichte auf Margarita und Myia (anth. Lat. epigr. ed. Büch. nr. 1175 und 1512) unterdrücke ich aus Rücksicht auf den Raum: im ersteren steht, daß niemals der »schneeige

Leib grausame Schläge gespürt«; im zweiten, daß Myia, »das Mücklein«, stets das Bett mit ihrer Herrin geteilt habe.

Die Figur eines verstorbenen Jagdhundes namens Philokynegos, Jagdfreund, ist ausgehauen an einem Hundegrabmal von Pergamum (epigr. Gr. 332 Kaibel). Wenn Theophrast (char.) die Leute, die ihren vierbeinigen Lieblingen Denkmäler setzen, zu den protzigen Narren rechnet, so geht er zu weit und steht mit seinem Urteil ziemlich isoliert; in einem oder dem anderen Falle mag er ja recht haben. Warum sollten solch anhängliche Hundeliebhaber nicht eher ein Lob verdienen? Weniger kann sich ein weicheres Gemüt damit befreunden, wenn, wie da und dort ja selbst Witwen und Sklaven, so auch der Hund und manchmal das Pferd beim Begräbnis des Herrn gewaltsam ihr Leben lassen mußten. Doch liegt auch hier ein besserer, rein menschlicher Gedanke zugrunde, daß man nämlich dem Verstorbenen ersparen wollte, im Jenseits eben das zu vermissen, was ihm diesseits das Teuerste gewesen. So verlangt auch bei den Indern Judishtira, daß sein treuer Hund gleichfalls zum Wohnsitz der Seligen dürfe. Achill verbrannte den Hund und das Roß des Patroklos auf dessen Scheiterhaufen (Hygin). So bestatteten auch die alten Preußen ihre Vornehmen, die heidnischen Dänen ihre Könige mit Roß und Hund, und ähnlich war es bei anderen nordischen Völkern. Auch der Hund jenes thessalischen Edelmannes in Magnesia, der neben dem Herrn bestattet war, ist aller Wahrscheinlichkeit nach getötet und zugleich mit ihm verbrannt worden. Auf Leichenfeldern der Vandalen (wie man glaubt) in Ungarn aus den Jahren 350 bis 400 n. Chr. hat man eine Anzahl Gräber gefunden, wo der langschädlige Hund zur rechten Hand des Herrn begraben lag, damit er ihn noch im Tode streicheln könnte. Das Tier lag immer unmittelbar neben der rechten Hand, wie zum Schlafen zusammengerollt, in einer eigens dazu hergerichteten Grube (Lipp, Gräberfelder von Keszthely 23). Auch in den Grabhügeln der Hunnen, Avaren und Ungarn sind gar häufig die Gerippe von Hunden gefunden worden (Graf Kuun, relat. II 73). Aus der griechisch-römischen Welt haben wir bereits auf die mannigfachen Grabsteine hingewiesen, auf denen der treue Hund nicht fehlt. Die attischen Familienreliefs mit dem Hunde sind wegen ihrer reizenden Komposition berühmt; aber auch auf römischem Boden treffen wir die Sitte, z. B. auf dem Grabsteine eines Gladiators Urbicus (Daremberg Fig. 3576) und ebenso im Romane Petrons (c. 71). Auf dem Grabstein eines neunjährigen Knaben aus Capua gibt dieser seinem Hunde ein Stück Brot (C. I. L. X 4235). Auch als Sinnbild idealer Treue wurde der Hund an Grabmälern angebracht, so auf der Grabstele der Frau Eutamia zu Athen (Heydemann, ant.

Marmorbildwerke zu Athen nr. 513, S. 199, eine aufhorchende Hündin) und über dem griechischen Epitaphium einer »fern von der Heimat« gestorbenen aus Thessalonike stammenden Sklavin zu Bonn (epigr. Gr. 683 K.).

Die jungen Hunde lehrte man im Kreise laufen, Purzelbäume schlagen und viele andere Kunststücke (Xenoph. oec. 13, 8). Daß herumziehende Gaukler Äffchen auf Hunden reiten ließen, zeigen uns Bildwerke. Wie weit man es in der Dressur brachte, erzählt Plutarch (mor. p. 973) als Augenzeuge: Im Theater des Marcellus zu Rom zeigte jemand einen merkwürdig abgerichteten Hund. Dieser führte erst allerlei Kunststückchen aus und sollte zuletzt zum Schein Gift bekommen und davon sterben. Er nahm also das Brot, in dem das Gift verborgen sein sollte, fraß es auf, begann dann zu zittern, zu wanken, senkte den Kopf, als ob er ihm zu schwer würde, legte sich endlich nieder, streckte sich, schien tot zu sein, ließ sich hin und her schleppen und tragen, ohne sich zu regen. Endlich rührte er sich wieder ein wenig, dann allmählich mehr, tat wie wenn er aus tiefem Schlaf erwachte, hob den Kopf, sah sich um und ging endlich freundlich wedelnd zu dem, der ihn rief. Alle Zuschauer waren gerührt; unter ihnen befand sich auch der alte Kaiser Vespasian. Daß der Impresario ein narkotisches Mittel anwandte, ist selbstverständlich. Unter Justinian zeigte jemand in Konstantinopel einen merkwürdigen Hund: mehrere Zuschauer zogen ihre Ringe vom Finger und legten alle zusammen dem Hunde vor: der nahm auf einen Befehl seines Herrn jeden einzelnen ins Maul und brachte ihn dem Eigentümer, ohne sich auch nur einmal zu täuschen. Dann wieder mußte er angeben, ob jemand reich oder arm, ob eine Frau Witwe oder verheiratet oder Dirne sei und anderes dergleichen und alles gab er ohne Fehl an, indem er bei jedem sein Kleid ins Maul nahm. So geschehen nach Zonaras (II p. 63 Paris.).

Nach Plinius (n. h. VIII 39, 61) ist der Hund das einzige Tier, das auf seinen Namen hört: ein falscher Satz, der sich auch mit gewissen Angaben des Plinius selbst in anderen Kapiteln seiner Naturgeschichte keineswegs reimt. Xenophon und Columella, die ausführlicher von den Hundsnamen handeln, verlangen ein kurzes, Columella zugleich ein mindestens zweisilbiges Wort: gewiß ganz zweckmäßige Vorschriften. Die vielen Beispiele, die Xenophon (Jagd 7) zitiert, sind sämtlich zweisilbig. Einsilbige kommen überhaupt nicht vor, die dreisilbigen sind im Verhältnis zu den zweisilbigen bedeutend in der Minderheit und großenteils Erfindungen der Dichter bei Schilderung der kalydonischen Eberjagd oder des Schicksals von Aktaion. Ich gebe hier eine unvollständige Liste:

Acamas, Aello (Wirbelwind), Aeon (= ἀΐων Horcher), Aethon, Agre (Fang), Agriodus (scharfzahnig), Agrius, Aichme, Aios, Aither, Aithon, Akris (Heuschrecke, Kosewort für ein kleines Hündchen[97]), Aktis, Alce (bei Columella), Alkaina (bester Hund des Aktaion), Alke (bei Xenophon), Alkimos, Amarynthos, Antheus, Arethusa, Argo, Argos, Arkas, Asbolus (aschgrau), Astos, Augeas oder Augeias, Augo, Aura, Balios (Scheck), Bia, Bonna, Borax, Boreas, Bores, Bremon (Brummer), Briareos, Bryas (kraftstrotzend), Castus (afrik. Mosaik), Celer, Cerva[98], Chara, Charon, Charops, Chrysis, Cyllo, Cyllopodes, Cyprius, Deinomache, Diktaios (vom kretischen Diktegebirge), Dioxippe, Dorkeus (Rehhund), Drakon, Dromas, Dromios, Dromus[99], Echion, Echione, Egertes[100] (?), Endromos, Euodos, Ferox, Fidelis (afrik. Mosaik), Gargettios, Getheus (fröhlich), Gnome, Gnosius, Gorgo, Gorgos, Haemon, Harpalos, Harpalycus, Harpyia, Heba, Hippokentauros (berühmter Hund Xenophons, Poll. V 47), Homargos (Homagros?), Horme (Hündin Xenophons ὠκυτάτη καὶ σοφωτάτη καὶ ἱερωτάτη, Arrian cyn. V 6), Hybris, Hylaios, Hylaktor (Beller), Hylax, Hyleus, Hyrkanus (sehr treuer Hund des Königs Lysimachos), Ichneus, Ichnobates, Issa, Kainon (Töter), Kalathine, Kanache oder Kanake (= Tochter des Aiolos), Kapparos, Karpos (?) (Rupfer), Kerberos, Kirra (blonde), Klados (Bäcker 79), Knosios, Korax (= schwarz), Krauge, Labes (Λάβης, Schnapper), Labros, Lacaena, Lachne (Wolle), Lacon, Ladon (= Hesperidendrache), Lailaps (Sturmwind), Lampas (Hetärenname), Lampon, Lampos, Lampuros (mit weißer Schwanzspitze), Lampus, Leaina, Lethargos, Leukios, Leukon, Leusson (Späher), Lochos (= Lauerer), [Lokris][101], Lonche, Lupa, Lycisca, Lydia, Lykas, Lykiske, Lykiskos, Lykitas, Lykottas (vielleicht besser Lykitas), Lynceste, Lynkeus (luchsäugig), Machimus, Maia oder Maira (Poll. V 48), Margarita (mehrmals)[102], Marpsias (Packan), Medas (?), Melampus, Melanchaites (schwarzmähnig)[103], Melaneus, Melas (statt Μήδας coni. Bäcker)[104], Melitaios, Methepon (Helfer), Myia (Hermes I 68, anth. epigr. 1512 B.), Myrrhina (Lucian merc. cond. 34), Nape, Nebrophonos, Noes, Obrimos, Oinas (rötlich), Okydrome, Okydromos, Okypete (eine Harpyie), Okyrhoe, Okythoos, Oreias, Oreibasos, Oresitrophos, Orge, Ormenos, Orthros (Hund des Geryones), Oxyrrhoe, Pachylos (?) (Hygin), Pamphagus, Patrice (Πατρική), Peritas (Περιτᾶς, Hund Alexanders im mazedonischen Monat Peritas geboren), Persa (Lieblingshündchen der Tochter des L. Aemilius Paulus), Phile, Philokynegos (epigr. Gr. 332 K.), Phlegon, Phonax, Phrura, Phylax, Plangon (Hetärenname), Podargos, Podes, Poimenis, Polys (= groß), Porpax (Tortax?), Porthon (Wüterich), Psyche, Pterelas, Pyrrhon, Pyrrhos (fuchsrot, Hund Gelons, woher

das spanische perro »Hund«) [105], Rhome, Sannos (Wedler?), Scylax (Petr. 64), Seirios (?) (Poll. V 42, Phot. 340b), Spartos, Sperchon (eilend), Spude, Sterros (fest), Sthenon, Stibon (Spürer), Stichon (Läufer), Stikte (gefleckte), Stilbon, Styrax (= Lanze = schnell), Syagros, Syrus (bekannter Sklavenname), Tauros, Taxis (Packer), Teuchon (Treffer), Thallon (blühend = lebhaft), Theia (epigr. Gr. 626 K.), Theon, Theragros, Theridamas, Theriope, Theriphone, Thero, Theron, Thoos, Thymos, Tigris (= sehr schnell), Triakas (päonischer Hund Alexanders), Tyrbas (Wildfang), Urania, Xiphon (mit Zähnen wie ein Schwert), Zephyrus.

Man sieht, es sind fast lauter griechische Namen, gerade wie bei uns heute die fremdländischen Namen wie Ami, Joli, Bello, Nero, Fido überwiegen. Echt lateinische Namen sind selten.

Zur Religion ist der Hund in vielfältigste Beziehung gebracht worden: den einen Gottheiten gehört der Jagdhund, den anderen der Haus- und Hofhund, anderen wieder der Hirtenhund, Kriegsgöttern der Kriegshund, wie es bei dem naiven Anthropomorphismus sich von selbst verstand. Alle Götter und Halbgötter des Waldes und der Jagd besitzen ihre vierbeinigen tierischen Helfer, so die meisten Sonnen- und Mondgötter, sofern deren Strahlen als Pfeile gedacht die Idee von Jägern hervorbrachten: Artemis, Herakles, Meleager (Melkarth) [106] zeigen uns in unzähligen Kunstdenkmälern die schönsten Jagdhunde, namentlich die kalydonische Eberjagd — ein beliebtes Motiv für Sarkophage — bot Stoff zu den reichsten und bewegtesten Jagdbildern. Herrliche Jagdhunde sehen wir plastisch neben Statuen der Diana. Apollo freilich, der Gott des Lichtes und der Reinheit, will nichts vom unreinen Hunde, und von seiner heiligen Insel Delos war das Tier verbannt. Silvanus aber, zugleich ein Wald- und Hirtengott, erscheint gerne in Begleitung seines treuen Jagdwindhundes; desgleichen Pan (Münze von Pandosia). Ein Hund, der sich auf der Eberjagd als schlecht erwies, wurde — nach einem Epigramm des Lucillius in der griechischen Anthologie — dem Pan zu Ehren aufgehängt (Lucillius, epigr. 1): eine Roheit, welche der spätrömischen Epoche angehören dürfte, gerade wie der von Winckelmann behauptete römische Gebrauch, in einer mit Sturm genommenen Stadt nicht bloß alle menschlichen Einwohner, sondern auch die Hunde niederzumetzeln — was doch nur ein einziges Mal, unter Aurelian (Vopisc. X 23) historisch beglaubigt ist. Dies zu verallgemeinern hat man gewiß kein Recht. Andererseits ist freilich eine Beschränkung auf die spätere Römerzeit auch nur eine Hypothese. Selbst ein Prediger der Humanität wie Cicero spricht ohne Regung von Mitleid davon, daß man den Hunden auf dem Capitol die Beine zu zer-

schmettern pflege, wenn sie den amtierenden Priester anbellen statt eines Einbrechers. Wie anders zeigen sich die Athener mit ihrem Volksbeschluß zu gunsten eines braven alten Maultiers, von dem im Kapitel über dieses Tier die Rede sein wird.

An den Lupercalien zu Rom — etymologisch ein Fest zu Ehren des wolfabwehrenden Gottes, also ein Hirtenfest — wurden junge Hunde geopfert, wahrscheinlich als Sinnbild des leichten Gebärens und der animalischen Fruchtbarkeit. Es stimmt mit diesem Hirtenbrauch, daß der Mana Genita, der guten Geburtsgöttin, einer Abzweigung der Juno Genetrix, ein saugendes Hündlein als Opfer dargebracht wurde, auch nur um Erleichterung bei dem gefährlichen Akte zu erlangen. In gleichem Sinne pflegten die Athener am Thesmophorienfest auf dem Vorgebirge Kolias der Aphrodite Genetyllis Hunde zu opfern. Und das war vielleicht auch ein Grund und sogar einer der wichtigsten und frühesten, weshalb die Mondgöttin Artemis zum Attribut des Hundes kam: Artemis-Eileithyia-Mylitta, die brüstenreiche Diana der Epheser, hat auch den leichtgebärenden Hund als natürlich-gegebenes Symbol. Daher kommt auch das Hundsopfer der Hekate oder Enodios, einer Mondgöttin, der in Kolophon ein schwarzer junger Hund geschlachtet wurde (Paus.), womit eben ihre doppelte Funktion als Geburts- und Nachtgöttin berücksichtigt war. Der Hund der Mylitta wird in Sizilien durch griechische Umdeutung zum Flußgott Krimisos, der dem Gründer der Stadt Segesta, Egestos, in Gestalt eines Hundes erschien und in Hundsgestalt den Akestes erzeugte, gleichwie Apoll in Hundsgestalt den Telmissos. Die Stammsage der schwarzen Kirgisen läßt dieses Volk von einem Hund und vierzig Mädchen abstammen. Auch der gewaltige Attila war nach echt hunnischer Sage von einem Hunde erzeugt worden. Ebenso stammen die Tufan in Tibet von einem Hunde (Liebrecht, Volkskunde 19). Ähnliches fabeln die Ainos und nordamerikanische Indianer. Mit Hekate, der Hexengöttin und Beschützerin der Dreiwege (Trivia), ist die Idee des Hundes, gewiß zunächst des Pariahundes[107], so verwachsen, daß sie geradezu als Hündin gedacht wurde. Daß ihr Hunde und Hundseingeweide geopfert wurden, lesen wir bei Hesychios und Ovid. Dieser sah es als Verbannter mit eigenen Augen bei den Barbaren an der Propontis und am Haemus (fast. I 389 f.), im heutigen Bulgarien. In späterer Zeit wird sie im Gebet als Hund (κύων) angerufen, damit sie um so gnädiger gestimmt werde (Porphyr.), und von den Orphikern mit drei Köpfen gebildet: einem Pferds-, Löwen- und Hundskopf[108]; hier bedeutet der Hund die Erde, der Löwe den Äther, das Pferd das Wasser. Wutblickende Hündin, λυσσῶπις σκυλάκαινα, heißt sie in einem Hymnus des 3. Jahrh.

n. Chr.[109]. Hekabe, die Gemahlin des Königs Priamos, ist nur eine Variation der Hekate-Artemis. Stesichoros zufolge (fr. 19) wurde sie durch Apoll nach Lykien versetzt, galt somit als kleinasiatische Göttin, nach anderer[110] Sage wurde sie in einen Hund verwandelt — wie noch der jetzige Volksglaube die dämonischen Neraiden bisweilen die Gestalt von Hunden annehmen läßt — und stürzte sich am Hellespont ins Meer, das fortan (nach Hyginus 111) Hundsmeer, mare Cyneum genannt ward. In der Tat ist der Sturz ins Meer bloß ein Rückschluß aus dem Namen des Meeres, der sich auch auf Haifische bezogen haben kann. Auch einer der vielen riesigen Grabhügel in jener Gegend hieß, wie oben erzählt wurde, Grabmal der Hündin und wurde auf Hekabe bezogen. Daß Hekate und Hekabe zusammengeworfen wurden, ist über allen Zweifel erhaben; ob und wieweit Ägyptisches hereinspielt, vermag ich nicht zu sagen. Immerhin scheint es sehr möglich, daß Hekate mit der ägyptischen Göttin Hekte zusammenhängt, weil sie doch fast identische Namen haben und bei Homer noch keine Göttin namens Hekate vorkommt; andererseits sehen wir Hekate mit der ägyptischen Bendis konfundiert: jede von beiden heißt Tochter des Admetos[111]. Gewöhnlich erblicken wir deutliche Pariahunde neben der Göttin der Kreuzwege, doch am Altarfries von Pergamon, wo sie im Götterkrieg die Fackel schwingt, steht ein riesiger Bullenbeißer. Am berühmtesten waren die Hundsopfer für Hekate bei den Orgien und Weihen zu Samothrake (schol. Arist.), namentlich in der zerynthischen Grotte. Sie freut sich des Gebells und roten Blutes der jungen Hunde, sagt ein griechischer Dichter (carm. popul.). Des Gebells freut sich die hundeschlachtende nächtliche Göttin, κυνοσφαγὴς θεά (schol. Nik. th.), weil der Hund bekanntlich den Mond anbellt. Zur Zeit Julians (orat. 5, p. 176) waren die Weihen der Hekate und damit auch diese Hundsopfer in der griechischen wie römischen Welt sehr verbreitet. Artemis-Diana als Jagdgöttin hat unzähligemal auf Kunstwerken den Jagdhund neben sich, in der Regel den gewöhnlichen glatthaarigen. Als Vorbild des richtigen Waidmanns züchtet sie selber windschnelle Hunde und schenkt sie ihren Günstlingen wie Prokris. So unzertrennlich von ihr ist der Hund, daß auch ihre Priesterin, wenn sie als Diana gekleidet beim festlichen Aufzug daherschritt, sich von Hunden begleiten ließ (Xenoph. Eph. 330).

Den Hirtenhund können wir nicht verkennen, wenn das Tier als Gefährte des Hermes, des Silvan, des Pan, des Priapus und bei den Lupercalien auftritt. Zu einer segensreichen Landwirtschaft unentbehrlich, fehlt er auch nicht neben der belgo-keltischen Göttin Nehalennia: einen Hund zur Rechten, einen Obstkorb zur Linken,

Äpfel und andere Früchte im Schoße ist sie thronend dargestellt, und oben auf dem Stein sind noch Birnen und Äpfel (Brüssler Sammlung).

Auch der Hof- und Haushund wird vielfach Attribut der Götter. In Rom bewacht er Tempel und Haus. Als vorzüglicher Wächter gehört er von Rechts wegen dem Juppiter Custos auf dem Kapitol (Liv., Gell., vir. ill.) und hilft ihm die Stadt bewachen. Weil aber beim Einfall der Gallier nur die Gänse, nicht die Hunde ihre Schuldigkeit taten, entstand der Brauch, alljährlich auf dem Kapitol einen oder mehrere Hunde ans Kreuz zu schlagen.

Die Hauptschirmer des Hauses, die Lares praestites, waren mit Hundsfellen bekleidet und hatten als Symbol der Wachsamkeit einen Hund neben sich stehen[112]. Man führt dies auf uralte totemistische Vorstellungen zurück, wo die Seele als Hund gedacht worden sein soll (Liebrecht, Volkskunde 22). Bei den Nordindianern galt der Hund als Totemtier, war also nach der animistischen Vorstellung mit ihnen verwandt (Hahn, Haustiere 65). Auch in der griechischen Welt waren tempelhütende Hunde nicht ungebräuchlich: so hatte die kretische Diktynna in ihrem Tempel gefürchtete Hunde als Schatzhüter (Philostr. vit. Apoll. 8, 30), so auch Zeus in seinem Tempel zu Olympia (Lucian. Tim. 4), und auch Athene, von deren Burgheiligtum zu Athen die Hunde ausdrücklich verbannt waren, hatte in Apulien sogar gefeierte Tempelhunde, die einen Hellenen und einen Ausländer voneinander unterschieden und erstere wohlwollend, letztere aber schlecht behandelten (mir. ausc.). Das mag in der Tat ab und zu beobachtet worden sein, entschieden fabelhaft jedoch ist teilweise, was uns von den sizilischen Hunden des Gottes Adranos berichtet wird (Älian n. a. XI 20 aus Nymphodoros), über welche oben bei den Molossern gehandelt worden ist. Ganz gleichartiges erzählt Älian n. a. XI 3 von den heiligen Hunden im Tempel Vulcans zu Ätne in Sizilien: nämlich, daß sie gute Menschen und Frevler unterscheiden konnten und jene freundlich, diese unfreundlich behandelten. Vermutlich ist beidemal der gleiche Gott gemeint gewesen, aber das Verhältnis wird schwerlich jemals ganz aufgeklärt werden. Der Name Adranos hängt sicher mit dem syrischen adar Herrlichkeit, herrlich zusammen, weist also auf phönizischen Ursprung. Im allgemeinen sind in den heiligen Asylen keine Hunde gehalten worden: mindestens war es bei den Römern ungebräuchlich (Plut. qu. R. 111).

Eine Abbildung dieses Tempelhundes wird in der Münze von Messana erhalten sein, die wir Taf. I 14 gegeben haben. Ein zweiter Tempelhund dürfte vorliegen auf der bekannten Troilusvase (Gerhard, a. V. III 185), wo er sich an einem Verfolger des Weibes, das sich zum Altare flüchtet, gerade so aufrichtet, als wolle er ihn aufhalten. Tf. I 14.

Trügerisch ist der Beiname des Hermes κυνάγχης (Hippon. fr. 1 Bgk.), in lydischer Sprache Kandaules: beides bedeutet nicht Hundswürger, wie Tzetzes meinte, sondern jenes ist soviel als συνάγχης »Würger«, und ebenso bedeutet Keldaul den Würger (Lagarde, armen. Stud. 986); mit dem Hund haben die Wörter nichts zu schaffen. Hermes, der Gott der Hirten und Reisenden, nimmt in natürlicher Weise den Hund als Attribut zu sich[113]. In der indischen Mythologie ist Sârameja d. i. Hermeias selbst ein Hund[114].

Auch das Totenreich ist eine Art Heiligtum und Pluto ein Herr der unterirdischen Schätze: beide werden behütet von einem dreiköpfigen zottigen schwarzen Hunde, dem Kerberos, dessen Name identisch ist mit sanskritischem çarvara (= çabala) »dunkel«, einem vedischen Beiworte des Hundes des Todesgottes Jama. So wird auch im nordisch-germanischen Glauben die Unterwelt oder Hels Burg von einem Hunde Garmr[115] bewacht, und bei den Ägyptern sitzt ein nilpferdartiges Ungetüm, »der Fresser des Amenthes«, an den Pforten des Totenreichs: bisweilen hat es die Gestalt einer säugenden Hündin. Vieräugige Todeshunde finden wir im Rigveda. Anderes liegt ferner, wie die altpersischen Hunde, die den Pfad des Todes bewachen, oder der Hund, der den Tod begleitet, wenn er im nordischen Volksglauben als Jäger, Heljäger, gedacht ist.

In der altgriechischen heiligen Sage tritt Kerberos auf als gebändigt von Herakles, der den Höllenhund dem Eurystheus vorführen muß. Das Bändigen geschieht durch Würgen, weshalb auch Herakles κυνάγχης, Hundswürger, genannt wird, was aber, wie wir sahen, eigentlich auf Volksetymologie beruht.

Auf Vasenbildern und Reliefs erscheint Kerberos als grimmige dreiköpfige Dogge mit mehr oder minder wolfsartigem Kopfe; so auch auf einer Vase von Canosa, auf einer von Caere, einer von Orvieto, einem Relief von Trier usw. Offenbar hat ihn Herakles mit der eigenen Kette gewürgt, mit der er als richtiger Hofhund tagsüber angebunden war.

Die Dichtung hat seit Pindar dem Untier oft auch hundert Köpfe gegeben, und ein und derselbe Dichter kann wechseln, so daß Horaz das eine Mal die Ziffer drei, das andere Mal hundert erwähnt. In dieser Rolle gilt Kerberos als Hof- und Haushund. Man sieht auf Kunstwerken, wie er aus einer Höhle gezerrt wird, die Hundehaus und Unterwelt zugleich vorstellen mag.

Auf Kerberos bezog sich auch ursprünglich der Schwur des Rhadamantys »beim Hunde«, den Sokrates und andere im Munde führten. Es geht schon aus der Nennung des Totenrichters hervor, daß der Schwur parallel war jenem beim Styx, dem gefürchteten Höllenstrom.

In den berühmteren Tempeln des Asklepios wurden regelmäßig Hunde gehalten (Älian. n. a. VII 13. Plut. de soll. an.), nicht bloß zur Hut des Heiligtums, sondern auch zu Zwecken der Heilung. Zunächst waren sie fast unentbehrlich als Hilfe der menschlichen Polizei bei dem oft riesigen Zusammenströmen von Fremden und dem vielen Golde, das in den Schatzhäusern angehäuft war, so im bedeutendsten Kurort des klassischen Altertums, im Asklepieion bei Epidauros. Wer weiß, ob unter den vielen und weitläufigen Gebäuden, die man dort ausgegraben hat, sich nicht auch ein großer Hundezwinger befindet, wie wir einen oder mehrere doch auch für Sparta annehmen müssen? Diese Asklepioshunde nun galten in gewissem Sinne für heilig und — im Gegensatz zum giftigen Geifer des Kerberos, aus dem die gemeine Gemswurz, das Akonitum der Alten, hervorging — wurden Wunden und Geschwüre geheilt, wenn man sie von ihnen belecken ließ [116]: wie ja auch das heutige Volk in Ungarn und an anderen Orten vielfach an das heilende Lecken der Hunde glaubt. Der Mythus aber wußte noch zu erzählen, daß der Gott Asklepios selbst von einer Hündin gesäugt worden sei (Fest.). Das gleiche soll dem Antilochos, als er am Idagebirge ausgesetzt war, widerfahren sein (Hygin.), ebenso dem Perserkönig Kyros. Auf Kunstwerken hat auch Hygieia wie ihr Gatte Asklepios den Hund als Begleiter (Maffei, gemm. II tab. 57).

Dem Kriegsgotte wurden in mehreren dorischen Staaten junge Hunde geopfert, bei den Karern dem Ares, bei den Spartanern dem Enyalios, und zwar schlachtete jede Moira des lakonischen Heeres je einen jungen Hund vor Beginn der Schlacht oder eines Manövers.

Auch den Gott der großenteils dorischen Sizilianer, den obenerwähnten Adranos, mit seinen tausend Hunden, der auf der Mamertinermünze mit einer Lanze in der Hand dargestellt ist, möchte man erwähnen; doch hören wir in diesem Falle nichts von einem eigentlichen Hundeopfer. Ohne Zweifel hängt das Opfern mit der Begleitung in den Krieg zusammen. Auch des Ares Helm ist ganz gewöhnlich vorn mit Relieffiguren von Hunden geschmückt, wie auch Heroen und kriegerischen Königen, Achilles, Menelaos, Massinissa, derartige Helmzier zukommt.

Die Mazedonier pflegten gleich den Spartanern bei einer militärischen Musterung (Lustration) einen Hund zu schlachten: man zerschnitt ihn in zwei Hälften und legte die vordere rechts, die hintere mit den Eingeweiden links von der Straße, und die gesamte Armee marschierte in voller Rüstung zwischen hindurch (Liv. Curt.). Durch dieses eigentümliche Hundsopfer erschien sie gereinigt, was notwendig war zum Begriff der antiken Lustration. So gingen auch

die Böotier der Reinigung wegen zwischen einem entzweigeschnittenen Hunde hindurch (Plut.). Dem ägyptischen König Bocchoris wurde nach Diodor in einem Traume geweissagt, er könne nur dann glücklich und lange regieren, wenn er alle Priester mitten entzweischnitte und mit seinem Gefolge zwischen beiden Teilen hindurchginge. Man wollte gleichsam baden im Blute des Sündenbocks und dadurch das Schlechte abwaschen. Die Untersuchung der Eingeweide solcher halbierten Hunde, um daraus die Zukunft zu erfahren, soll der Seher Thrasybulos aufgebracht haben: neben seiner Statue zu Olympia sah man einen entzweigeschnittenen Hund, der in auffälliger Weise die Leber zeigte (Pausan.).

Für gewöhnlich erblickte man nur im unvermuteten Begegnen eines schwarzen (Ter.) oder trächtigen (Hor.) Hundes oder im auffallenden Geheul eine Vorbedeutung, natürlich eine von schlimmer Art (Paus.). So sollten zu Eira kurz vor dem Falle dieses letzten Bollwerkes der messenischen Freiheitshelden die Hunde jämmerlich und unaufhörlich geheult haben (Paus.). Auch galten die Hunde im allgemeinen dem Volke als geistersichtig (Hom. Theokr. Plin.). Im Talmud heißt es: Heulen die Hunde, so erblicken sie den Todesengel; anders in der Odyssee, wo sie nicht bellen, sondern winselnd entweichen, wie sie die geisterhafte Erscheinung Athenes bemerken.

Junge Hunde wurden als Opfer bevorzugt. Plinius (XXIX 58) sagt: die Alten hielten saugende Hündlein für eine so reine Speise, daß sie dieselben den Göttern als Sühnopfer darbrachten; noch zu seiner Zeit opfere man der Genita Mana ein Hündchen und trage bei den Göttermahlen auch Fleisch junger Hunde auf; ebenso habe man früher häufig Hundefleisch beim Antrittsschmaus der Priester und Magistrate gegessen. Dies gehe, bemerkt Plinius, aus den Stücken des Plautus hervor. Auch die Hellenen verschmähten das Hundefleisch nicht ganz. Ananias, ein Dichter im jonischen Kleinasien, findet es am schmackhaftesten im Frühherbst, wenn man keltere, und die Schule des Hippokrates empfiehlt das Fleisch der jungen Hunde als besonders zuträglich für die Gesundheit.

In Rom opferten an den Lupercalien die Luperci einen Hund zur Sühne und Reinigung der Stadt (Plut.). Auch bei den Umbrern, wo die Hundezucht blühte, war für den Gott Hontus Jovius ein Hundsopfer gebräuchlich (tab. Iguv.) und das Opfertier wurde am Altar bestattet. In Rom war es das Fest der Robigalia, das neben den Lupercalien diese sonderbaren Opfer Jahrhunderte lang bewahrte. Zur Abwehr des Getreidebrandes (robigo) und zur Versöhnung des Hundsgestirns (ad placandum Caniculae sidus), auf daß es die Kornfelder nicht ruiniere, schlachtete man rote Hunde unfern der

porta Nomentana, die auch Catularia porta d. i. Tor der jungen Hunde genannt wurde. Die rote Farbe war wichtig: vor dem Hunde wurde auch eine trächtige rote Kuh geschlachtet. Die Farbe der sengenden Glut ist zugleich die Naturfarbe der Pariahunde[117], und gerade die Hunde, und zwar sicher zunächst die Paria, diese unreinen Aasfresser, galten gleich den unreinlichen Schweinen als besonders passend zum Sühnopfer: ein eigenartiger Zug in der Symbolik, der aber sehr weit verbreitet ist. So brachte man auch am Sühnfeste der Thargelien zu Athen menschliche Individuen aus dem Abschaum der Gesellschaft als Sühnopfer für das attische Volk dar. Plutarch überliefert ausdrücklich, daß man allgemein in Griechenland zur Sühne und Reinigung junge Hunde zu opfern pflegte, namentlich beim Mysteriendienst der Hekate. Wer der Heiligung (ἁγνισμός) bedurfte, wischte sich ab (περιμάττειν) am Blut der geschlachteten jungen Hunde, und man hatte dafür ein eigenes Wort: περισκυλακισμός. Eine Vase aus Chiusi (Daremberg-Saglio I S. 439) zeigt die Vorbereitung zu einem Hundsopfer für Apollo den Pestgott in einer Szene, die zum argivischen Sagenkreis (Krotopos) gehört.

Der Volksglaube sah in dem Hundsstern, der als Sternbild für den Jagdbegleiter Orions galt, den Vorboten der heißen Jahreszeit und geradezu den Urheber der Sonnenglut und Erreger des Sonnenstichs, der Siriasis (Paulus Aegin. VI 61), ja sogar bisweilen auch der Pest; und wenn auch Gelehrte, wie der Astronom Geminus, jene Ansicht heftig bekämpften, war sie doch von großem Einfluß auf den religiösen Kultus, sowohl in Italien als in Griechenland. Dieser glanzvollste Fixstern des Himmels wurde bei den Griechen Seirios oder Maira[118], bei den Römern Canicula, Hundsstern, bei den Ägyptern Sopdet, hellenisiert Sothis, genannt[119]. Als Göttin dieses Sterns, bei dessen Frühaufgang der Nil zu steigen begann, wurde Isis gedacht (Damasc.), weshalb sie auch auf dem Hund Sirius reitend dargestellt wird. Diese wiederum fiel mit Eileithyia zusammen, die in Argos durch Hundsopfer geehrt wurde (Plut., Damasc. vita Isidori). Zu Argos bestand auch ein Tag des Hundetötens, das Fest Κυνοφόντις, wo man jeden Hund totschlug, dessen man habhaft wurde (Phot. p. 134); das Fest galt dem Linos, dem Sohne Apollons, der von Hunden zerrissen worden war, und fand in der heißen Sommerszeit statt, gerade wie zu Rom an den Robigalia junge rötliche Hunde geschlachtet wurden, um den wütenden Hundsstern zu versöhnen. Bei dem argivischen Brauche hat außer der Natursymbolik sicherlich auch gesundheitspolizeiliche Rücksicht gewaltet; denn die Tollwut, λύσσα, etymologisch eigentlich Wolfskrankheit, war auch den Alten nichts weniger als unbekannt, namentlich in Sizilien soll sie häufig vorgekommen sein

(Scribon. c. 171), aber auch Horaz spricht wie von etwas Alltäglichem davon, daß man in Rom einem durch die Straßen eilenden wütenden Hunde ausweichen müsse. Und gar schön schildert Valerius Flaccus, wie ein Hund, der gewöhnt war an den geliebten Tisch und das Polster des Herrn, wehklagend noch all seine Lieblingsplätzchen im Hause absucht, um Abschied zu nehmen, ehe er, von der entsetzlichen Krankheit gepeitscht, ins Elend hinausrennt und in den einsamen Tod. Auch die Mythologie hat in der Aktaeonsage das Motiv der Hundswut verwertet, wie schon Pausanias einsah (IX 2, 3), während nach Athenodoros vor den Zeiten des Pompejus die Krankheit unbekannt gewesen sein sollte (Plut. mor.). Schon Aristoteles (VIII 22) spricht von der Hundswut, meint aber, sie sei für den Menschen nicht ansteckend, woraus doch hervorgeht, daß die Krankheit selten genug vorkam, sonst wäre ein solcher Irrtum nicht möglich. Als Sitz der Tollwut galten den einen wie Gaius die Hirnhäute (Cael. Aurelian. III 14), anderen wie Magnus der Magen (Cael. ebenda), wieder anderen die Milz: denn in Ägypten wollte man beobachtet haben, daß diejenigen, die mit dem Einbalsamieren eines Hundes zu tun hatten, milzsüchtig werden (Horapollo I 39). Die gebissenen Menschen heißen lyssodecti; sie werden in 40 oder 60 Tagen wasserscheu, hydrofobici; später, wenn das Gift ihren Körper durchdrungen hat, bellen sie wie Hunde und beißen den, der in ihre Nähe kommt (Cassius Fel. 67, p. 166). Den Schaum, der aus ihrem Munde läuft, gebrauchen die Hexen, um ihre Zaubertränke zu bereiten (Lucan. VI 671). Viele medizinische Autoritäten, z. B. Artorius, Dioskurides, Cassius Felix, schrieben über die Hundswut und empfahlen die verschiedensten Heilmittel. Rufus verschrieb Anagallis (Aetius II 2, 24), andere die Wurzel der Hundsrose (cynorrhodos); Celsus (V 2) empfahl mit Recht Schwitzen und Schröpfen, mit Unrecht Eintauchen des Patienten in Wasser und Öl. Nemesianus hält Bibergeil für das beste (cyn. 224). Eine besonders berühmte Arznei, von Scribonius Largus (c. 171) überliefert, bestand aus Opium, Bibergeil, Pfeffer und ähnlichen Ingredienzen. In Arkadien gab es angeblich auch eine Quelle, aus der ein Trunk die Tollwut heilte (Paus. VIII 19, 3): es war ein Quell mit kaltem Wasser, Ἄλυσσος genannt d. i. der Wutlose. Die Abgelegenheit des Ortes hat wohl die Legende begünstigt. Ein Fall wirklicher Heilung ist natürlich nicht bezeugt, so wenig als von dem abenteuerlichen Mittel, das in südsemitischen Landen die Hundswut heilen sollte, dem Blut der Könige (Hommel, südsemitische Säugetiernamen 313).

Ein echtes und gerechtes »Magiermittel« lesen wir bei Plinius n. h. XIX 100: In der Zunge des Hundes befinde sich ein Würm-

chen(!). Wenn man dieses dreimal ums Feuer trage und den Leuten eingebe, die von einem tollen Hund gebissen wurden, so seien sie geheilt.

Nach mittelalterlichem Glauben schützt ein Gebet an S. Hubertus gegen Tollwut. Das probateste Mittel gibt jedenfalls Synesius an (epist. nr. 127): einen wütenden Hund muß man fliehen. Mythologisch verwertet ist das Motiv der Hundswut in der Sage von Aktaion, die schon so verschiedene Deutungen erfahren hat. Sofern der Hirsch gerne den gestirnten Himmel, Artemis aber den Mond bezeichnet, kann man an den Kampf zwischen Mond und Sternen denken (s. Thiere d. l. Alt. 100), dann aber kann Ἀκταίων auch den »strahlenden« Hundsstern bedeuten und seine 50 Hunde die 50 Hundstage (vgl. Roscher u. d. W.): die wütenden Hunde, die ihren eigenen Herrn zerfleischen, würden zu dieser letzteren Auffassung besser passen. Die Verwandlung des Jägers Aktaion in einen Hirsch aber, weil er die badende Diana am Partheniosbach in Böotien überraschte (Hygin. fab. 181), ist ursprünglich schwerlich etwas anderes gewesen, als eine ätiologische Legende um den Namen des Jungfern- d. i. Artemisbaches zu erklären.

Auch die Hunde der Skylla in der Meerenge von Messana werden als wütend, rabidi, geschildert (Ovid. met.). Doch damit sind ursprünglich gewiß nichts anderes als die Hunde des Meeres, jene Raubfische, gemeint, die das Fretum Siculum unsicher machten.

Betrachten wir jetzt noch die Heilighaltung des Hundes in Asien und Ägypten: sie war ja nicht ohne Einfluß auf die Züchtung der trefflichen tibetanisch-persischen Doggen und der Jagdwindhunde des Nillandes. Wenn die alten Ägypter strichweise den Hund als heilig verehrten und falls er starb einbalsamierten, so hat man dies teils dem Kultus des Sirius-Sothis, teils dem des Anubis zuzuschreiben. Im ersteren Falle gehört er als Sinnbild dem segenspendendsten aller Sterne, der die Nilüberschwemmung anzeigt und nach dem Volksglauben auch bringt. Im zweiten Falle ist er der Helfer des Gottes, der das Einbalsamieren segnet, die Toten wegschafft, die Gräber behütet. Einstmals war der die Grüfte umschleichende und gleichsam bewachende Schakal gemeint, erst später wurde unter hellenischem Einfluß der Hund substituiert. Eine ganze Stadt, Kynopolis, hatte vom Hund den Namen und Anubis wurde mit einem Hundskopf, früher Schakalkopf, dargestellt: daher sagt Ovid: latrator Anubis, der Beller A. Aber die Hundeverehrung war durchaus nicht überall im Nillande gemein, und es kam vor, daß, wenn die Oxyrhynchiten mit den Kynopoliten in Fehde lagen, die heiligen Oxyrhynchusfische in Kynopolis verspeist und dafür in Oxyrhynchos die

Hunde geopfert wurden, die sich in ihren Bezirk verliefen. Solches erzählt Plutarch aus seiner Zeit (Is. 7). Auch auf altpersischem Gebiete finden wir beide Gesichtspunkte für den Kultus des Hundes vertreten: die Tage des Hundssterns, der glühenden Sonnenhitze, sind gemeint, wenn auf den Mithrasreliefs der römischen Kaiserzeit ein Hund voll wilder Gier am Hals des Mithrasstiers hinaufspringt, ihn zu zerfleischen und sein Blut zu lecken. Um 1150 v. Chr. war der Hund eines der zwölf Zeichen des babylonischen Tierkreises: sitzend schaut er nach rechts hin. Die Benennung des Sirius als Hundsstern ist schon uralt, sie soll bis etwa 3000 v. Chr. zurückreichen.

Pariahunde gab es in Babylon wie im alten Ägypten genug. Dort besorgten sie zugleich mit den Schweinen das Reinigen der Straßen. Die babylonischen Paria sind Inkarnation der Totengeister unbestatteter Gefallener, zugleich hören wir von Krankheitsdämonen in Hundegestalt, die Kolik erregen; man meidet sie, schützt sich durch Amulette: Menschenfiguren, die Hundsköpfe haben oder Hunde säugen. Die Magier in Persien, sagt Herodot (I 140), begraben niemand, wenn nicht zuvor ein Hund oder ein Vogel am Leichnam gezerrt hat. Sie lassen den Körper des Toten ganz abnagen und nur die Knochen dürfen aufbewahrt bleiben, damit nicht durch das verwesende Fleisch die reine Erde oder das reine Feuer entweiht werde. Aus den Leichnamen machte die Fama sogar lebendige Greise, die von den rohen Baktrern angeblich den Hunden vorgeworfen wurden (Porphyr., Strabo.). Nach der altbaktrischen Religion durfte man den Hund nicht töten. Ahuramazda der gute Gott selbst hatte verkündigt, daß er den Hund mit seinen vielen Tugenden erschaffen habe. Also spricht Zarathustra (im Avesta): »Die Seele dessen, der einen Hirtenhund, Haushund, persönlich bewachenden Hund, einen dressierten Hund tötet, geht aus der Welt voll Bangen und Angst wie ein Wolf in einem alten und tiefen Wald«.

Ganz merkwürdig ist die mehrfach überlieferte Sitte, daß einem Sterbenden der Hund noch gebracht wurde, damit er mit dem Herrn noch einmal einen Blick austausche[120]: gewöhnlich ist von einem einmaligen Hinführen des Hundes zum Verstorbenen die Rede, dann aber auch von zweimaligem: erstens im Moment des Sterbens und dann wenn der Tote fortgeschafft wurde. Man möchte glauben, es geschehe, weil es nichts Treueres auf der Welt gibt als einen guten Hund. Noch ein Blick der treuesten Augen sollte dem Scheidenden gleichsam als letzter Segen zuteil werden. Aber das ist wohl zu sentimental gedacht: die Hunde bewachen nach zoroastrischem Dogma den Pfad des Jenseits; von diesem gemeinsam arischen Glauben finden sich auch bei den Indern, Griechen und Germanen noch Spuren.

Der Blick des Tieres scheucht die bösen Wesen zurück. Am festesten wurzelte der Glaube bei den Persern. Bis zum heutigen Tage hat sich die Sitte bei den Parsen erhalten: kein Parse stirbt im Frieden, wenn seine brechenden Augen nicht auf einen Hund fallen. Beim Tode eines Parsen wird ein Hund an sein Bett geführt, damit er den Verstorbenen anblicke. Das Tier soll durch seinen Magnetismus den Krankheitsstoff des Toten an sich ziehen und so die übrigen Hausbewohner davor bewahren. Zu diesem Behufe wird dem Hund ein Stück Brot in der Richtung des Toten hingeworfen. Die Zeremonie heißt Sagdīd, d. h. der Hund hat gesehen [121]; ihr ursprünglicher Sinn aber ist offenbar stark verdunkelt, namentlich sind an die Stelle der Dämonen in moderner Weise Krankheitsstoffe getreten.

Die Heilighaltung des Hundes bei den ältesten Persern geht auch aus der Sage von Kyros, dem Sohne der Mandale, hervor, der als ausgesetztes Kind von einer Hündin gesäugt worden sein soll. Im Avesta gilt der viehhütende Hund soviel wie ein Mann von der obersten Rangstufe [122].

Auch bei den Hettitern in den Grenzlanden von Syrien und Kleinasien sehen wir den Hund in Berührung mit der Religion. Die plastischen Denkmäler von Boghazköi zeigen uns einen Götterkönig und einen geringeren Gott stehend auf zwei Hunden. Der hettitische Hund hatte plumpe längliche Figur, vorspringende Nase, lange nach vorn gerichtete Ohren, kurzen herabhängenden Schwanz und wurde zur Jagd auf Löwen benützt, während die assyrischen Könige solches Wild ohne Hunde zu jagen pflegten. Die Rasse hat man bis jetzt nicht zu bestimmen vermocht: denn die Kunstdarstellungen sind ziemlich roh und uncharakteristisch. Vergleichen lassen sich die Jagdhunde auf einem Fries vom Theater zu Aizani in Kleinasien, wo eine Jagd zu Wagen auf Hirsche, Eber und Wildstiere dargestellt ist, sowie namentlich die vorderasiatische Darstellung einer Göttin — angeblich Mylitta oder Astarte, mit den Füßen auf einem Löwen und mit Hunden am Thron; über den Schultern ragen Waffen hervor (Münter, Relig. d. Babylonier Taf. I 5). Es dürfte eine Art Mondgöttin sein: denn der Hund pflegt ja den Vollmond anzubellen. Auch die zwei Hunde auf einem Karneol aus Ialysos (s. Curtius, Wappengebrauch), in deren Mitte eine ganz gleichartige Säule ist, wie beim Löwentor von Mykene, endlich die Ehrung des Hundes als Attribut des Asklepios dürften dem hettitisch-cyprischen Religionskreise zuzuweisen sein. Wahrscheinlich gehören hieher auch die rätselhaften lykaonischen Jagdhunde: magni Lycaones armis, die Grattius zwischen den Serern (Tibetanern) und den Hyrkanern aufzählt. Die cyprischen Kunstsachen zeigen uns gewaltige Bullenbeißer, und daß

die vermutlich hettitischen Kastabalenser in Kappadokien ganze Kohorten von Kriegshunden besaßen, die in der ersten Schlachtreihe kämpften, berichtet Plinius (VIII 143).

In der antiken bildenden Kunst sehen wir den Hund tausendmal dargestellt, und es wäre langweilig, das verschiedene Material und die verschiedenen Kunstgattungen aufzuzählen, die dabei in Betracht kommen. Im Vorangehenden sind für eine Masse von Behauptungen die archäologischen Denkmäler als Basis benützt worden. Alle Arten von Hunden, alle denkbaren Situationen aus dem Leben des Tieres sind wiedergegeben worden, doch niemals hat man das ästhetische Moment außer acht gelassen. Während ein Teniers und Ostade als Würze ihrer realistischen Volksszenen mit Vorliebe Hunde anbringen, die in allzu natürlichen Geschäften begriffen sind, ist mir aus dem klassischen Altertum nichts dergleichen bekannt, und selbst satirische Schriftsteller, die sich doch sonst wahrhaftig wenig Zwang auferlegen, sehen wir zum Euphemismus greifen, um das Dekorum nicht direkt zu verletzen. So sagt Seneca in der Satire auf den Tod des Kaisers Claudius (c. 10): das Morden fiel ihm gerade so leicht wie dem Hunde das Hinsitzen: occidebat tam facile homines quam canis adsidit. In der Paarung begriffene sieht man auf ägyptischen Grabwänden. Plastiker, Maler und Edelsteinschneider lieben Motive aus dem Leben der Hunde und bisweilen gelingt es ihnen vortrefflich die Natur nachzuahmen. Da haben wir die statuarische Gruppe zweier spielenden Jagdwindhunde, von denen der eine den anderen ins Ohr beißt; der schlanke Bau und die zitterige Bewegung der Tiere ist trefflich wiedergegeben (Fig. 52); Hunde, die sich am Kopf oder Halse kratzen, die aus Ängstlichkeit den Schwanz einklemmen, säugende[123], schlafende, aufwartende, spielende Hunde; viele, die sich liebkosen lassen. Besonders Frauen, Kinder und Hirten geben sich in liebevoller Weise mit dem vierbeinigen Genossen ab. Auf den griechischen Grabreliefs ist das Motiv oft in rührender Weise verwendet.

Am häufigsten aber begegnen wir dem Hund als Gehilfen des Jägers. Wir sehen ihn hinter dem Hirsch, dem Reh, dem Hasen herrennen, das erlangte Wild und irrtümlicherweise auch den zum Hirsch verwandelten mythischen Jäger Aktaeon selbst zerreißen. Sehr schön ist der Verzweiflungskampf Aktaeons gegen seine Hunde auf einer Metope von Selinunt dargestellt. Häufiger noch finden wir die kalydonische Eberjagd, die sich für Sarkophagreliefs und Aschenurnen als besonders passender Stoff von selber darbot. Zwei berühmte Erzgießer des Altertums, Lysippos und Myron aus Argos, und der Maler Nikias aus Athen, werden gepriesen, weil sie den Hund so

naturwahr und lebendig darstellen konnten. Die schönsten Statuen, die auf uns gekommen sind, besitzen wir in den überlebensgroßen sogenannten Molossern, die in Rom und in Florenz paarweise vorhanden sind (s. oben Fig. 42). Die naturwahre Charakteristik der Oberfläche und im besonderen die der Wirklichkeit entsprechende Behandlung der Haare ist in der älteren Kunst ohne Analogie (Helbig). Man denkt an Lysipp als Erfinder der Originalfigur, gerade wie bei den Bronzepferden von S. Marcus. Ob mit Recht, ist eine andere Frage.

Fig. 52. Marmorgruppe im Vatikan, gef. bei Cività Lavinia.

Ein goldener Hund, vermutlich in Lebensgröße, wenn nicht noch größer, war im Temenos des Zeus zu Kreta; auch sollte Hephäst dem Phäakenkönig Alkinoos zu Wächtern seines Palastes goldene und silberne Hunde geschenkt haben. Als kleine Statuetten waren Hundefiguren überall beliebt, bei den Assyrern, in Kleinasien, in Tanagra, in den römischen Provinzen am Rhein und an der Donau, aus rotem oder weißem Ton, als Spielzeug, crepundia, für die Kinder oder auch als Zierat für Zimmer und Hausgärtchen. Mehrere auffallend hübsche Terracottamodelle von assyrischen Doggen aus der Zeit Sanheribs finden sich in London. Vasen in Hundeform hat man

zu Idalion auf Cypern ausgegraben. Im Neapler Museum sieht man hübsche Trinkhörner, Rhyta, in Form von Hundeköpfen: auch Zusammensetzung von Eber- und Hundskopfhälften zu einem Trinkgefäße hat man gewagt.

Der indogermanische Name des Hundes ist sicher onomatopoetischer Natur gewesen. In solchen Fällen ist in der Regel auf den Vokal das Hauptgewicht zu legen. Der Hund ist der U-, Wu-, Kwu-, Ku-macher. Κύων im Griechischen, çvan (für kvan) im Sanskrit, lateinisches canis für cvanis, archaisch canēs, das deutsche Hund, das lettoslawische szun weisen alle auf ursprüngliches kun, wobei das wurzelschließende N nebensächlich ist, denn statt dessen finden wir auch L in σκύλλος, wovon σκύλαξ junger Hund, σκυλάκιον junges Hündchen, oder R im baskischen kukurra Hund, im Sanskrit kurkur. Im Lateinischen und den meisten romanischen Sprachen, ebenso im Neugriechischen der Zakonen (skilla Hündin) ist das ursprüngliche U fallen gelassen, und doch dringt der Naturlaut da und dort wieder an die Oberfläche, so im sizilischen guzzu, ital. cuccio Hündchen, im zakonischen kùe Hund. Altslawisch haben wir kutshika, albanesisch kutsh, estnisch kuts, persisch kûtshak, ossetisch khudz, ungarisch kutya, türkisch mit dem regelmäßigen Umlaut kütshük. Unsere Kinder in Oberdeutschland pflegen den Hund Wuwu zu nennen, die Griechen malen das Bellen mit αὖ αὖ (Aristoph.) oder βαὺ βαὺ d. i. wauwau. Die Stimme des Hundes sei βαΰζειν oder βαύζειν: wa-u machen oder wau machen; lat. baubari, glaucitare. Nebenbei beweisen diese Betrachtungen sonnenklar, daß schon der »urindogermanische« Hund sich ganz wohl aufs Bellen verstanden hat — bekanntlich wird das von mancher Seite bestritten. Das eigentliche Wort für das Bellen des erwachsenen Hundes ist übrigens lat. latrare, griechisch wieder mit dem charakteristischen U ὑλακτεῖν — denn ursprünglich und dialektisch galt υ für u. Βαΰζειν wird von einem Grammatiker ausdrücklich auf das Belfern der ganz kleinen Hunde (σκυλάκια) beschränkt [124]. Das Geheul des Hundes — besonders nächtlicherweile oft als böses Vorzeichen gedeutet — heißt ululare, ὠρύεσθαι, womit ursprünglich doppeltes U gemeint war. Das Winseln der Hunde, die der Bahre ihres toten Herrn folgen, heißt κνυζηθμός, jedenfalls wieder eine onomatopoetische Bildung. Zu der Wurzel kun gehört das gemeingriechische Wort für jagen κυνηγεῖν, eigentlich hundführen, zakonisch kunìndu ich suche, das angelsächsische hunta Jäger, hentan hetzen, jagen, althochdeutsch hazjan, neuhochdeutsch hetzen. Auch das altindische çâdaja hetzen wird wohl soviel sein, als etwas mit dem Hunde machen. Das lateinische vēnari jagen, heißt eigentlich Beute machen.

Deminutiva sind κυνάριον, κυνίδιον, beides von kleinen zierlichen Tierchen wie den Malteserhündchen gebraucht, ohne Rücksicht auf ihr Alter, während σκυλάκιον einen ganz jungen Hund bezeichnet, ohne Rücksicht auf eine Rasse.

Catulus, catellus, ital. catello, portug. cadella Hündchen kommt schwerlich von canis.

Der ursemitische Name des Hundes kalbu oder kelbu, altarabisch kelb, soll Packer (Hommel 312) oder Kläffer bedeuten. Einige eigentümliche Ausdrücke, die sich auf das Benehmen des Hundes beziehen, sind: cubare sich niederlegen: man sagte cuba! wie im Französischen couche! (Petron. 66); σκορδυνᾶσθαι sich strecken und recken, vom Hunde, wenn er aus dem Schlafe erwacht (schol. Arist. Ach. 30); αἰκάλλειν anwedeln (schol. Arist. Vög. 872); λαφύσσειν, λάπτειν schlappend Trunk oder Fressen zu sich nehmen (schol. Arist. Wolk. 52); ῥάζειν (an Knochen) nagen (Hesych.); nictere schnuppern vom Jagdhunde (Enn. ann. 346); σκυζᾶν läufig sein (Aristot.); hirrire winseln u. v. a.

Einige Sprichwörter: Wie die Herrin, so der Hund (griech.). Ein toter Hund beißt nicht (Zonar. I p. 486 Paris.). Jeder Hund träumt von Brot (Theokr. id. 21, 44. 45). Der Hund frißt kein Hundefleisch: Canis caninam non est (Varr. l. L. VII 31), κύων κυνὸς οὐχ ἅπτεται. Ein ängstlicher Hund bellt ärger als er beißt, lautete ein baktrisches Sprichwort (Curt. VII 4, 13). Gut ists, wenn der Hund zottig und der Bauer reich ist, sagt der Litauer, und: Hast du viel, so gib den Hunden, hast du wenig, gib den Menschen.

Hundshäute und -felle fanden die verschiedenartigste Verwendung zu Schilden, Schläuchen, Mützen, Dudelsäcken, Riemen; am bekanntesten sind die Sturmkappen aus Hundsleder, die schon zu Homers Zeiten im Gebrauch waren.

Selbst die Exkremente des Tieres fanden ihre Liebhaber: ernsthafte Ärzte sammelten, trockneten und verbrannten den weißen Hundskot (Cass. Fel.), gaben ihn auch wohl in Essig aufgelöst als Arznei (Diosk.), weshalb noch bis in moderne Zeiten herein die Apotheker album fimum caninum zu führen pflegten. Die Gerber verwendeten ihn zum Gerben des Saffians.

Hundemilch mit Silphion sollte abtreibend, das Fleisch junger Hunde abführend wirken (Hippokr.). Eigentliche Hundeesser, Canarii, wohnten in Mauretanien (Plin.); auch in Indien gab es nach den Purāṇas niedrige und verworfene Stämme, welche Hundefleisch genossen[125].

Hyäne.

Beide Spezies Hyänen, die gestreifte, *Hyaena striata* oder *vulgaris*, und die gefleckte, *Hyaena crocuta*, waren den Alten bekannt, die erstere freilich, da sie Nordafrika und Vorderasien bewohnt, sicherlich bedeutend mehr als die gefleckte, welche gegenwärtig nicht einmal mehr in Nubien, sondern weiter südlich und in Oberäthiopien angetroffen wird. Beide Arten werden jedoch bei den Schriftstellern nicht auseinander gehalten; vielmehr was der eine über *hyaena* erzählt, wird beim anderen ohne weiteres dem *crocotas* zugeschrieben. Nur in der Schilderung des an einer einzigen Stelle des Plinius (VIII 72) vorkommenden *leucrocotas*, der Löwenhyäne, scheint tatsächlich ein Tier gemeint zu sein, das eine besondere Spezies sein soll. Der Name an sich weist uns an die langmähnige, aber gegenwärtig auf Südafrika beschränkte Schabrakenhyäne, *Hyaena brunnea*, wenn auch die monströse Ausmalung in Worten weder auf sie, noch überhaupt auf ein wirklich existierendes Tier zutreffen will. Diese Löwenhyäne ist nämlich nach Plinius das geschwindeste wilde Tier, ungefähr von der Größe des Esels, mit Hinterkeulen wie ein Hirsch, Hals, Schwanz und Brust eines Löwen, dem Kopf eines Dachses, zweigespaltenem Hufe, mit einem Maul, das von einem Ohr zum anderen aufklafft, mit einem fortlaufenden Knochen statt der Zähne. Außerdem ist noch einmal bei Aristoteles von γλάνος die Rede als gleichbedeutend mit ὕαινα; öfter kommt *belvus* und *belva* im Sinn von Hyäne vor, besonders bei Afrikanern wie Cassius Felix und Arnobius; es wird die afrikanisch-provinziale lateinische Bezeichnung für *crocotas* gewesen sein: belva = belua = wildes Tier, Untier. Das griechische ὕαινα Schweinetier, schweinsartiges Tier, Borstentier [126], ist offenbar nichts anderes als ein puristischer Ersatz für das ohne Zweifel libysche κροκόττας, κορακόττας, crocota, corocotta. Es hat keinen Zweck, die Berichte über beide Tiere auseinanderzuhalten. Die Form corocotta findet sich in dem humoristischen Machwerk »Testament des Schweinchens« als Eigenname: M. Grunnius Corocotta.

Auch die bemähnten Wölfe, von denen Isidorus sagt, daß sie in Libyen hausten, sind gewiß nichts anderes als Hyänen. Gewöhnlich ist also unter *hyaena*, ὕαινα, die gestreifte Hyäne zu verstehen, doch wird die seltenere nicht davon unterschieden, so daß auch wir beide als »Hyäne« zusammenfassen.

Ihre Geschicklichkeit und ihr Eifer im Aufwühlen der Gräber hat ganz von selbst bewirkt, daß man sie als ein dämonisches Wesen ersten Grades fürchtete und mit Zauberlegenden umspann. Man dichtete ihr einen regelmäßig wiederkehrenden Geschlechtswechsel an

und die Kunst, durch Nachahmung menschlicher Stimmen und Worte die Kinder der Hirten aus den Höfen herauszulocken und dann zu zerreißen; auch sollte sie den Ton eines speienden Menschen imitieren, damit die Hunde herbeikommen, es aufzulecken. Die Libyer wiederum legten ihren Hunden Stachelhalsbänder an, um zu hindern, daß sie den Hyänen zum Opfer fallen. Als Gewährsmänner werden uns der alexandrinische Gelehrte Agatharchides, dann Dalion im ersten Buch seiner Aethiopica und Africanus genannt. Plinius übersetzt, ohne ihn zu nennen, wörtlich den Agatharchides, indem er schreibt, der *crocotas* sehe aus, wie wenn er aus einer Verbindung von Hund und Wolf stammte, zerbreche alles mit seinen Zähnen und verdaue sofort in seinem Bauche, was er verschlungen habe. Daß die Hyäne die stärksten Knochen spielend zermalmt, können wir an gefangenen Exemplaren täglich sehen. Die sonstigen abenteuerlichen Sagen hängen mit dem Umstande zusammen, daß sie hauptsächlich in Gegenden hauste, die von Fetischanbetern und »Magiern« bewohnt waren, wo sich naturgemäß sehr leicht Werwolfideen u. dergl. bilden konnten. Darum ist auch nicht zu verwundern, daß Plinius sagt, kein Tier in der Welt sei so hochgeschätzt worden von den »Magiern« als eben die Hyäne (n. h. XXVIII 92): Hyaenam Magi ex omnibus animalibus in maxima admiratione posuerunt, utpote cui et ipsi magicas artes dederint vimque qua alliciat ad se homines mente alienatos. Sodann führt er seitenlang alle denkbaren Heil- und Zaubermittel an, die man aus Hyänenhaut, Hyänenhirn, Hyänengalle u. s. f. nach der Ansicht der Magier bereiten könne. Wir wollen hier um so weniger uns auf diese Dinge einlassen, als sogar Plinius selbst nicht ermangelt, einen kräftigen Seitenhieb auf die erfinderische Schwindelhaftigkeit der Magi einzufügen (ut est sollers ambagibus vanitas Magorum), welche die Anwendung ihrer angepriesenen Mittel durch unglaublich schwer einzuhaltende Bedingungen wieder illusorisch machten und sich dadurch eine Ausrede sicherten für mangelnden Erfolg. Übrigens scheint mir erwähnenswert, daß es noch heutigen Tages zu dem antiken Volksglauben nicht an Parallelen fehlt. Zu der Stelle des Lucan z. B., wo eine Hexe Hyänenhirn zu ihrem Hokuspokus verwendet, mag man zitieren, daß heute noch bei Mauren und Arabern der Kopf einer getöteten Hyäne vergraben werden muß, weil man ihn für dämonisch hält. Wenn die Alten an eine periodisch wiederkehrende Verwandlung der Hyänenmännchen in Hyänenweibchen und umgekehrt glaubten, und im Anschluß daran an ihre Zwitternatur und Erzeugung ohne geschlechtliche Vermischung — was übrigens schon Aristoteles für unwissenschaftlich erklärte — so hat diesen Aberglauben der Talmud in seiner abstrusen Manier also entwickelt: »Die männ-

liche Hyäne nimmt sieben Jahre nach ihrer Geburt die Gestalt einer Fledermaus an, wieder nach sieben Jahren die Form derjenigen Fledermaus, welche ʿarpad heißt, wieder nach sieben Jahren die der Brennnessel, alsdann nach ebenso langer Zeit die des Dornstrauches, endlich wird aus ihr der böse Geist.« Mit diesem letzten Satze stimmt überein, was Nachtigal aus dem Innern Afrikas erzählt, daß man von den Logonern behaupte, sie seien mit bösem Blick behaftete Zauberer, die sich nachts in Hyänen verwandeln, und auch in Abessinien ist man heute noch überzeugt davon, daß Menschen die Gestalt von Hyänen annehmen können. In der Traumlehre der Alten bedeutete die Hyäne entweder eine Hexe (φαρμακίς) oder ein androgynes Weib oder einen Kinäden; die Physiognomiker betrachten sie als faul, schlecht und heimtückisch. Älian (n. a. VI 14) sekundiert den »Magiern« indem er seinen Lesern Folgendes auftischt: »Die Hyäne hat in der linken Tatze eine einschläfernde Kraft. Sie geht oft in die Ställe, und wenn sie jemanden schlafen sieht, legt sie ihm die schlafbringende Tatze auf die Nase. Nun schläft der Mensch wie ein Toter. Die Hyäne scharrt dann unter seinem Kopf die Erde soweit weg, daß er sich hineinsenkt und die Kehle frei wird. Hier packt sie ihn, erwürgt ihn und schleppt ihn in ihre Höhle. Den Hunden stellt sie auf andere Weise nach: bei vollem Monde kehrt sie dem Licht den Rücken zu und läßt ihren Schatten auf die Hunde fallen; diese werden durch den Schatten behext, können keinen Laut mehr von sich geben, werden von ihr weggeschleppt und gefressen.« Daß sie es besonders auf die Hunde abgesehen hat, berichten auch alle anderen Gewährsmänner: Aristoteles, Plinius, Oppian usw. Neuere bestätigen das und versichern auch, daß ein Mensch, ob Kind, Weib oder erwachsener Mann, regelmäßig der Hyäne zum Opfer falle, wenn es ihr gelingt, ihn während des Schlafes zu beschleichen. Die Fabel vom Geschlechtswechsel rührt vielleicht von einer Querspalte her, die sich unterhalb des Schwanzes befindet: sie führt zu einem geräumigen Sack, in dem sich eine übelriechende schmierige Materie aus einigen anliegenden Drüsen sammelt. Die Sage vom Nachahmen menschlicher Stimmen beruht auf den weinerlichen Tönen, die sowohl die gestreifte als die gefleckte Hyäne von sich zu geben pflegen: das Zerbrechen der gewaltigsten Knochen ist wie gesagt echte Wahrheit. So liegt also dem Legendenschwall allerlei Tatsächliches zugrunde und die Übertreibungen ins Dämonische sind bei dem gefährlichsten und ekelhaftesten nächtlichen Raubtier und seiner Passion Leichname auszugraben eigentlich selbstverständlich. Ebenso ist es nach dem sonstigen Sympathieprinzip der antiken Heilkunde fast selbstverständlich, daß gewisse Teile der Hyäne, nament-

lich die stets für ausnehmend heilkräftig geltende Galle, gegen Augenkrankheiten und Sehschwäche verwendet wurden; solche Rezepte stehen u. a. bei Galen, Alexander von Trallis, Oribasius, Theodorus

Fig. 53. Aus einem Grab in Theben, nach Erman.

Priscus, Caelius, Cassius Felix. Die Hyänengalle ist merkwürdigerweise noch heute bei den Kalmücken als gutes Medikament in Geltung. Ihre wunderbaren, in tausend Farben schillernden Augen

hebt Plinius hervor. Der erste griechische Schriftsteller, der die Hyäne, aber nur ganz beiläufig als ein Tier der libyschen Wüste anführt, ist Herodot; der erste Römer, der sie erwähnt[127], wegen ihrer angeblichen Androgynie, ist Ovid in den Metamorphosen, die bekanntlich auf alexandrinischen Quellen beruhen. Das Tier selbst kam spät und selten in den Zirkus, einmal unter Antoninus Pius (crocotae) neben ganz außerordentlichen Raritäten, dann a. 202 unter Severus, der 700 Auerochsen, Strauße, Bären, Löwen, Hyänen (κορακόττα) usw. bei seinen siebentägigen Spielen der römischen Schaulust opferte; einmal auch unter Philippus: dieser ließ bei den berühmten großen Säkularspielen auch zehn »belbi idest hyaenae« auftreten, die sein Vorgänger Gordianus III. zusammengebracht hatte. Hyänenfelle dagegen waren viele im Handel, wie aus dem Zolltarif Diocletians, wenigstens für die östliche Hälfte des römischen Reiches hervorgeht; wegen der magischen Kräfte, die dem Balg innewohnen sollten, war er offenbar ein gesuchter Artikel. Viele Bauern umwickelten, wenn sie säen gingen, den Korb, aus dem sie den Samen streuten, mit einem Stück Hyänenfell: dadurch glaubten sie, werde der Same gesegnet und die Saat gegen Hagel geschützt. Medizinisch war es gleichfalls von Wert. So erzählt Scribonius von sich selber, daß er einmal mit vieler Mühe ein Stückchen Hyänenhaut sich verschafft habe, um ein Rezept zu erproben.

In Ägypten wurde die Hyäne nirgends als heilig angesehen. Im Gegenteil man haßte und verfolgte das Tier, dessen Gewohnheiten der Leichnamsehrung des Nilanwohners so direkt entgegen waren. Wandbilder in Theben zeigen uns die mit Hunden betriebene Jagd in der nahen Wüste auf Hyänen, Gazellen, Hasen und Steinböcke (Fig. 53).

Fig. 54. Aus einem Grab in Theben, nach Wilkinson.

Dann wieder sehen wir, wie sie als unritterliche Beute in der Fußfalle gefangen von zwei Männern an einer Stange getragen wird (Fig. 54).

Hieronymus hat bei seiner Übersetzung von Jeremias Klagelied 4, 3 ohne Zweifel an die Hyänen gedacht, wenn er von Lamiae in der Wüste neben den Straußen redet. Von der hexenartigen Hyäne des Volksglaubens zur vampyrartigen kinderraubenden Lamia ist nur ein Schritt. Und dem heiligen Kirchenvater sind die Hyänen schwerlich fremd gewesen. Lebte er doch lange Zeit in Palästina, dessen greulich verwüstete Städte und Dörfer, wie Dio Cassius und

Zonaras berichten, von Hyänen und Wölfen d. h. Schakalen massenhaft Besuch erhielten, und an dessen Grenze, die aus Sauls Geschichte bekannte und heute noch so heißende Hyänenschlucht lag, das Tal Zeboim.

Ginsterkatze (Viverra genetta).

Die Ginsterkatze, wie sie Vögeln und Eiern nachstellt, erblicken wir mehrfach auf antiken Kunstwerken und zwar ganz unverkennbar.

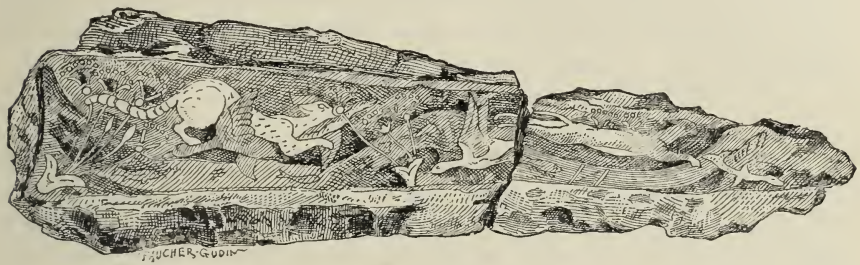


Fig. 55. Mykenischer Dolch.

Auf ihr Vorkommen in Europa aber darf man vom Fundorte aus nicht ohne weiteres schließen. Der mykenische Dolch (aus dem fünften Grabe), den wir hier abbilden (Fig. 55), verrät durch die Papyrusstauden, zwischen denen sich die Szene abspielt, unzweideutig ägyptische oder kyrenäische Herkunft, allermindestens des Motivs. Eine »blasse Ginsterkatze« schlafend über einer Silphionfrucht, dem spezifischen Produkt Kyrenes, sieht man naturgetreu dargestellt auf einer kyrenäischen Münze, deren Rückseite einen Negerkopf zeigt, M. u. G. II 2.

Fig. 56. Ägyptisches Wandbild.

Auch die beiden Tiere auf dem »goldenen Ornament« des dritten mykenischen Grabes (Schliemann Myk. S. 208, Fig. 266)

hat man für Ginsterkatzen ausgegeben. Es sind aber sicherlich weder Ginsterkatzen (Petersb. Akad. Abh. 1903, S. 208) noch Löwen (Schliemann), sondern, besonders wegen der Schwänze, zwei plump und ungeschickt gemachte Panther. Ein echt ägyptisches Wandbild mit einer Ginsterkatze, welche im Röhricht nesthockenden Wasservögeln nachstellt, geben wir hier nach Riehm, bibl. Handwörterb. S. 312 (Fig. 56). Von einer Zähmung im Altertum hören wir nichts. Überhaupt fehlt es an sicheren Stellen der alten Autoren über das Tier. Sein alter lateinischer Name aber steht, bis jetzt unerkannnt, bei Polemius Silvius (p. 543) mustelopardus, Wieselpanther[127b].

Ichneumon.

Noch ausgesprochener ist der ägyptische Charakter beim Ichneumon, *Herpestes ichneumon*, der als spezifisches Tier des Nillandes auch an der Basis der prächtigen Nilgottstatue im Vatikan nicht fehlt. Das Wort ist volksetymologisch aus dem ägyptischen hann umgebildet (χν = hn) und bedeutet in seiner griechischen Gestalt den »Aufspürer«, was auch seiner Natur vortrefflich entspricht. Mit bewundernswerter Gewandtheit, Ausdauer und Vorsicht schleicht er im stundenlangen Röhricht des Delta dahin, um Vögel, Eier und allerlei kleine Vierfüßler zu erbeuten. Namentlich aber befehdet er gerne auch die Schlangen und führt daher das Beiwort Schlangenkämpfer, ὀφιομάχος (Hesych.). Seine Geschicklichkeit im Kampfe mit der gefürchteten Aspis wird oft und viel gepriesen.

»Gleichwie die Aspis am Nil der schlauere Feind mit dem Schweife
Spielend reizt, bis sie wütend verläßt das schützende Dunkel;
Dann, wenn die Schlange sich hoch aufbäumt in die Lüfte, so faßt er
Seitlich neigend das Haupt, mit den Zähnen die Kehle der Feindin
Dicht vor dem Sitze des tödlichen Giftes, und unter dem Drucke
Machtlos entfließt es; die Muskeln erschlaffen, das Gift ist verloren« (Oppian).

Fig. 57. Pompejanisches Mosaik.

Auch im alten Indien galt er als Hauptfeind der Schlangen, gegen deren Biß er sich durch den Genuß einer gewissen heilkräftigen Pflanze zu schützen verstand (Atharvaveda VI 139, 5. VIII 7, 23). Er hieß nakula.

Zum Kampf mit der Aspis wappnet er sich — wie die Alten seit dem Verfasser des neunten Buches von Aristoteles Tiergeschichte und Strabo (XVII 812) zu erzählen wissen — in eigentümlicher Weise; und nach Plutarch rüstet er sich auf gleiche Art auch gegen das Krokodil. Er wälzt sich im Schlamm und trocknet sich in der Sonne, so daß er eine Art Panzer aus Lehm erhält »und einem zur Schlacht gerüsteten Hopliten gleich sieht« (Plut.), dann packt er die Aspis entweder am Kopfe oder am Schwanz, zerrt sie in den Nil und ersäuft sie. Er beginnt aber schlauerweise den Kampf erst, nachdem er seine Genossen herbeigerufen und um sich gesammelt hat. So die Fabulisten; Aristoteles nennt sie einmal Mythenerzähler, speziell nennt er so den Herodot, der sich bekanntlich allerlei ägyptische Märchen hat aufbinden lassen. Im echten Aristoteles ist von jenen Fabeln nichts zu lesen, dagegen berichtet er, daß der Ichneumon so viele Junge gebäre als der Hund, daß er dieselbe Nahrung liebe und sechs Jahre alt werde. Er war zur Zeit Martials bei den Römerinnen als Haustier in der Mode und wird in der Tat auch gegenwärtig noch vielfach zahm gehalten. Martial erklärt ihn übrigens für sehr gefährlich (perniciosus).

Der Ichneumon ward in Letopolis und Herakleopolis als heilig betrachtet und der Leto und Eileithyia, nach anderer Angabe dem Herakles [128] zugewiesen: in der ägyptischen Götterschlacht verwandelte sich Megaletor, der Mutvolle, Starkbrustige, in das tapfere Tier. Er bekam gleichwie die heiligen Katzen von den Aufsehern der heiligen Tiere unter schmeichelndem Schnalzen leckere Speisen vorgesetzt (Diod. I 83), in Milch eingeweichtes Brot oder Stücke von Nilfischen: sehr im Gegensatz zu der Nachbarstadt Arsinoe, wo man die Krokodile verehrte. Krokodil und Ichneumon lebten in ausgesprochenem Kriege. Nicht bloß, daß dem Ichneumon das Fressen der Krokodileier schuldgegeben wurde, und tatsächlich verschmäht er kein solches Ei, wenn er es findet, man dichtete ihm auch noch wunderbare Sachen an. Er sollte dem Krokodil während des Schlafs in den Rachen und Schlund kriechen, ihm das Herz und sonstige Eingeweide ausfressen und dann aus dem toten Tiere sich einen Ausgang höhlen. Eine andere Version läßt den Ichneumon pfeilschnell in das zufällig offenstehende Maul des Amphibiums hineinschießen und dessen Bauch zerfressen. Diese bei vielen Schriftstellern seit Diodor wiederkehrende Fabel wird auf Rechnung der ägyptischen Fremdenführer zu setzen sein, gerade wie die obenerwähnte Ausschmückung des an sich ja richtigen Kampfes mit der Aspisschlange. Heutzutage, wo es keine Krokodile mehr in Unterägypten gibt und auch die Aspis keine nennenswerte Rolle spielt, ist der Ichneumon als blutdürstiger Feind

des Hausgeflügels den Arabern tödlich verhaßt und wäre sicher schon ausgerottet, wenn er sich nicht mit fabelhafter Geschicklichkeit in den schilfreichen Gegenden den verfolgenden Menschen zu entziehen wüßte; außer den Menschen aber hat er keinen Feind zu fürchten. Das Ichneumonfett fand medizinische Verwendung (Philum.).

Abbildungen des Tieres und z. T. auffallend gute finden sich überall, wohin ägyptische Tradition gedrungen ist, so auch mehrfach zu Pompeji (Fig. 57). Ein aufrecht aufwartender Ichneumon ist im britischen Museum (nr. 1606b). Eine recht gelungene Abbildung gibt Dümichen, Resultate der archäologisch-photographischen Expedition, Taf. VIII. Auch eine Hadrianmünze aus Panopolis (M. u. G. I 25) bietet das Tier, als Symbol Ägyptens, wie sonst das Krokodil verwendet wird.

Marder, Honigwiesel und Iltis.

Über die genaue Bedeutung von ἴκτις und feles, sind sich die Alten selbst nicht immer klar gewesen. Doch wird man sagen können, daß feles ursprünglich die gelbkehligen Tiere: Edelmarder, Iltis und Wildkatze, namentlich den ersten, der in Italien am häufigsten angetroffen wird, bezeichnete, nebenbei aber auch als Übersetzung des Namens der ägyptischen Katze diente. Beide Wörter, feles und ἴκτις, bezeichnen ein durch gelbe Farbe auffallendes Tier. Beim griechischen Worte geht dies aus dem abgeleiteten ἴκτερος, icterus, Gelbsucht (Aretaeus), deutlich hervor und tatsächlich wurde das Tier von den Ärzten zur Heilung dieser Krankheit verwendet. Feles aber wird lautlich mit fel[129] Galle, χολή, χόλος und helvus gelb zusammenhängen, so daß es zunächst das Tier mit dem auffallend gelben Brustfleck, den Edel- oder Honigmarder bezeichnete, dann auch Iltis und Wildkatze, die beide gleichfalls einen gelblichgefärbten Unterhals haben, im weiteren natürlich auch die anderen Marderarten, den weißkehligen Steinmarder.

Marder oder Iltis bedeutet ἴκτις ohne Zweifel an der ältesten literarischen Stelle, in der Ilias[130], wo von Dolon erzählt wird, daß er eine Kopfbedeckung aus κτιδέη (ἰκτιδέη) gehabt habe. Das Tier gilt für wild, stellt dem Hausgeflügel nach, fängt überhaupt gern Vögel, auch Schlangen, Hasen und lebt im Wald; es ist bei den älteren, vorchristlichen Autoren (Plaut., Ter., Varr.) und bei Columella schwerlich etwas anderes als der Marder oder Iltis, ausgenommen natürlich die Stellen, wo es wie bei Cicero Übersetzung der ägyptischen Katze ist. Der Honigmarder ist bei den Griechen in der historischen Zeit nicht nachzuweisen, obgleich der Name ἴκτις ihm ursprünglich, wenn nicht ausschließlich, doch in hervorragendem Grade

gehört haben dürfte. Dieses Tier, auch Baum- und Edelmarder genannt, mit schönem honiggelbem Unterhals und Kehle, an den Seiten und am Bauche und oft sonst noch am Körper gelblich gefärbt, fehlt samt seinem Vetter, dem gleichfalls an der Unterseite gelblichen Iltis, gegenwärtig in Griechenland (Heldreich), während der Haus- oder Steinmarder, *Mustela foina* in Hellas und Asien häufig ist und auch in Italien neben dem Edelmarder, *Mustela martes* vorkommt. Übrigens, wenn Edelmarder und Iltis auch heute in Griechenland nicht beobachtet worden sind, folgt keineswegs mit Notwendigkeit daraus, daß sie im Altertum daselbst gefehlt haben müssen. Vielleicht sind sie erst allmählich durch das Überhandnehmen von Steinmarder und Wildkatze verdrängt worden, wie sich derartiges in der Tierwelt häufig ereignet. Auch ist möglich, daß der Edelmarder wegen seines wundervollen Pelzes mehr Nachstellungen ausgesetzt war als der weniger schöne Hausmarder.

Der Stein- oder Hausmarder, den die alten Griechen und Römer, wenn sie ihn gekannt haben, natürlich vom Edelmarder nicht durch einen besonderen Namen unterschieden, sondern eben als Marder, feles, ἴκτις, bezeichneten, heißt wegen seines Bisamgeruches in Griechenland heute κουνάβι d. h. Stinktier, was aus dem Slawischen stammt (lettoslawisch kaunâ, Marder), gerade wie das altgriechische Lehnwort καυνάκη Marderfell. Dieses Wort findet sich sogar auch bei den Finnen und im babylonischen Talmud. Als allgemein giltiges Tauschmittel vertrat das Marderfell vielfach die Stelle unseres modernen Geldes (O. Schrader, Handelsgeschichte 87). Der Name »Marder«, sehr passend für das mordlustige Tier, begegnet mittellateinisch als martur im Troilus des Albertus Stadensis. Es wird ein deutsches Wort sein: in allen Pfahlbauten und sonstigen uralten Niederlassungen findet man Reste vom Marder. So werden ihn unsere Vorfahren »Mörder« genannt haben. Die moderne zoologische Form martes hat schwerlich Berechtigung.

Mit diesen Ausführungen steht es im Einklang, wenn die Scholien (A D) zur Ilias die Iktis als vögel- oder hühnerfressendes sehr listiges Tier schildern, größer und dichthaariger als das Wiesel, sonst aber ihm ähnlich; manche haben sie auch wildes Wiesel genannt. Der Lexikograph Suidas sagt, die iktides seien eine Tierart wie die Biber, während sein Kollege Hesychios die ktis (iktis) als ähnlich dem Wiesel bezeichnet; Apollonius Sophista (104, 27) ergänzt diese Notiz dahin, daß die ktis größer sei als das kleine Wiesel. Von Iktisfellen auf dem Markte zu Athen spricht Aristophanes (Ach. 880), vom geflügelmordenden Iktis Nikander (ther. 196).

Die letzte Erwähnung des Marders ist bei Ausonius (p. 213 Sch.),

wo *feles pullaria*, Hühnermarder, von einem Manne gesagt wird, der den Knaben nachstellt. Antike Abbildungen des Tieres kenne ich nicht.

Eine besondere Sache ist es mit der ἴκτις, von der im neunten, nichtaristotelischen Buche von Aristoteles Tiergeschichte eine verhältnismäßig ausführliche Schilderung steht. Es gleicht an Größe einem der kleinen Malteser Hündchen, ist somit ziemlich größer als das gemeine Wiesel, aber an Haar, Gestalt, Weiße des Bauches und Bosheit steht es dem Wiesel gleich. Es liebt den Honig, sehr im Unterschied vom gewöhnlichen kleinen Wiesel[131], welches nicht Honig frißt, und geht daher gerne über Bienenstöcke, hascht aber auch Vögel wie die Katze (αἴλουρος). Doch läßt es sich sehr leicht zähmen. Seine Rute enthält einen Knochen und gilt in Pulverform als Heilmittel gegen Strangurie[132]; und in der Tat ist ein kalkhaltiger Knochen wohl imstande bei dieser Krankheit heilkräftig zu wirken. Alles das trifft auf *Mustela boccamela*, Honigwiesel zu, das nach Sundevall auf Rhodus und Sardinien bestimmt, etwas unbestimmt bei Kairo, nachgewiesen ist, und das man außerdem in dem »Hermelin« vermuten kann, von welchem Erhard als Bewohner einiger Kykladen spricht[133]. Eine Verwechslung des nordischen Hermelins mit einem südlicheren wieselartigen Tier muß ja doch vorliegen; ganz aus der Luft gegriffen ist bei einem so ausgezeichneten Forscher, wie Erhard war, die Angabe gewiß nicht.

So kommen wir denn zu dem Schlusse, daß die *Mustela boccamela* den Griechen nicht unbekannt gewesen sein dürfte und daß es sehr möglich ist, daß der vermutlich alexandrinische Verfasser des neunten Buches der Tiergeschichte sie an der erwähnten wichtigen Stelle im Auge hat. Damit würde sich dann auch vereinigen lassen, was Plinius XXIX 60 sagt, wo er zwei Arten von Wieseln, *mustelae* unterscheidet; die eine wohne im Wald, sei größer und heiße bei den Griechen Iktis. Ihre Galle soll giftig sein, jedoch wirksam gegen den Biß der Aspisschlange, womit sich der Autor ganz offenbar als Alexandriner verrät. Die zweite kleinere Art sei das bekannte gemeine Hauswiesel. An sich könnten freilich die paar Worte über das größere wilde Wiesel auch auf das Frettchen bezogen werden, aber es gibt keine Stelle, wo ἴκτις sicher Frettchen bedeuten würde, vielmehr heißt es γαλῆ, und andererseits ist es unmöglich, die obige ausführliche Stelle über die *Boccamela* mit Lenz, Tristram, Brehm u. a. auf das Frett zu beziehen, weil dieses nur höchst selten vollkommen zahm wird.

Daß auch Katze und Marder gelegentlich zusammengeworfen wurden, sehen wir bei den Römern der klassichen Zeit und bei den

Byzantinern. Bei letzteren lesen wir (anonym. Matth.): »die sogenannte Iktis, welche wir Katze (αἴλουρος) zu nennen pflegen« während das in klassischer Zeit αἴλουρος (Katze) genannte Tier byzantinisch, ῥωμαϊστί, κάττος, cattus hieß. Daß feles nicht bloß Marder, sondern auch Wildkatze und ägyptische Katze bedeutet hat, ist oben S. 65 besprochen worden.

Iltis (Mustela putorius).

Den Iltis, an welchen in der Iliasstelle X 335 verschiedene Forscher denken, kann man in den Notizen der Alten nicht genügend konstatieren. Im heutigen Griechenland fehlt er. Vielleicht ist er gemeint von dem gelehrten Scholiasten zu Nikanders Theriaka 195: »Iktis ist das sogenannte wilde Wiesel (ἡ λεγομένη ἀγρία γαλῆ). Auch Homer sagt: auf dem Kopf das Iktisfell, von dem Tiere iktis.« Bei Hugo de S. Victore CLXXVII 66 steht die alte deutsche Namensform illediso.

Frettchen (Foetorius furo).

Je unbestimmter leider die antiken Angaben über die soeben behandelten Tiere sind, um so klarer liegt zu Tage das Frettchen, *viverra* des Plinius, eigentlich das sich lebhaft drehende Tier, bei Isidorus von Sevilla und in griechisch-lateinischen Glossen[134] *furo*, später auch *furunculus*[134b] genannt, mittellateinisch in Frankreich *furettus*[134c] (bei Albertus Magnus), woraus unser »Frettchen«. Man darf sich aber nicht durch moderne Interpreten und Lexikographen irreführen lassen, die viel zu häufig das Frettchen vermuten. Es wird erwähnt als »libysches wildes Wiesel«, das man in Spanien und zwar in Turdetanien benützte zur Jagd auf Kaninchen. Der *furo* gräbt die versteckten Kaninchen, *cuniculi*, aus, sagt Isidor. Man legte ihnen Maulkörbe an und ließ sie so in die Gänge. Das war menschlicher, als wenn ihnen von englischen Jägern der Neuzeit die Lippen zusammengenäht wurden. Sie packten die Kaninchen mit ihren Krallen und zogen sie hervor oder sie trieben sie hinaus. Die herausgejagten Tiere wurden dann vom Jäger ohne Mühe erlegt. Anders war es, wenn man einfach die zur Landplage gewordenen Myriaden von Kaninchen vertilgen wollte. So schickten die Bewohner der Balearen einst an Augustus einen Jammerbericht, daß sie sich der zahllosen Kaninchen, die alles unterwühlen und alles abfressen, nicht mehr erwehren können. Sie baten um militärische Hilfe; Plinius (VIII 218) sagt jedoch nicht, daß der Kaiser wirklich Soldaten abgeordnet habe. Dafür aber lobt er das Frettchen wegen seiner Kaninchenvertilgung; somit liegt die Vermutung nahe, daß der kluge Monarch statt der erbetenen Soldaten die erforderliche

Anzahl Frettchen aus dem benachbarten Spanien schickte, die dem Übelstande rasch abhalfen.

Das bei den Griechen schon seit Herodot berühmte »Wiesel von Tartessos«, Ταρτησία γαλῆ, also das spanische Wiesel war ohne Frage auch nichts anderes als das Frettchen, für das es wahrscheinlich die spezifische Bezeichnung war statt des von Strabo gebrauchten umständlichen und doch allgemeinen Ausdruckes »libysches wildes Wiesel«. Nach Suidas, Hesych, den Scholien zu Aristophanes u. a. übertraf es an Größe das kleine Wiesel; das stimmt mit der Deutung »Frettchen«. Nach Herodot waren das libysche und das tartesische Wiesel einander außerordentlich ähnlich. Man wird annehmen dürfen, daß eben das Frettchen aus seiner libyschen Heimat nach Spanien verpflanzt wurde, um der Kaninchenplage zu steuern und bei der Jagd zu helfen. Aristides von Locri starb am Bisse eines tartesischen Wiesels nach Älian var. hist. XIV 4. Somit scheint das spanische Frett auch in Großgriechenland nicht unbekannt gewesen sein. Eine sichere Abbildung des Tieres aus dem Altertum läßt sich nicht nachweisen.

Wiesel (Mustela vulgaris).

Dieses niedliche, glatte, saubere, hübschgefärbte, quecksilberne Tierchen mit seinen blitzschnellen Bewegungen, possierlichen Mätzchen, großen, klugen, funkelnden Augen, das die Nähe der Menschen liebt und wenn man es zum Hausgenossen nimmt und freundlich behandelt, so zahm wird wie nur wenige andere Tiere, ist bei den antiken Südländern nicht der sinnlosen Verfolgung ausgesetzt gewesen wie bei den modernen Nordländern. Zwar ist es wegen seines angeborenen lauernden Zuges, den es so wenig als die Katze jemals ganz verliert, ab und zu auch Schimpfwort für tückische Menschen geworden, und wegen seiner Kleptomanie, der manches Ei und manches Stück Speck und Braten zum Opfer fiel, hatte es unter den Küchensklaven oft erbitterte Feinde, aber im allgemeinen waren die Alten recht froh an diesem Tiere, das im Freien als wildes Wiesel, ἀγρία γαλῆ, dem Fuchse gleich unzählige Feldmäuse vertilgte, als Hauswiesel aber, κατοικίδιος γαλῆ, *mustela domestica* die Vorräte vor den Hausmäusen schützte, unter denen es mit erbarmungslosem Eifer aufräumte; zugleich erfreute es sich als munterer Spielgenosse der Kinder und als Schoßtierchen der Frauen großer Liebe und Zärtlichkeit[135], so daß manche, nach Suidas (s. v. γαλῆ, vgl. Artemidor. marg. p. 180), das neckische kleine Wesen *hilaria* benannten (als personifizierte Heiterkeit), ja daß man *Mustela* sogar als Mädchennamen wählte (C. I. L. X 5646 a. 392 n. Chr.), wie auch *Felicula*

Kätzchen. Auch die vulgäre Schreibung *mustella*, die oft überliefert ist, muß man als Koseform auffassen; man änderte volksetymologisch *mustela* in eine Deminutivform um, so daß es wie *catella* ausklang. Noch viel klarer haben die romanischen Völker ihre Vorliebe für den reizenden kleinen Zimmergenossen ausgedrückt, indem sie ohne Ausnahme das griechische Lehnwort *mustela* (μυοθήρας, Mausjäger) fallen ließen und dafür allerlei Zärtlichkeitswörter wie Gevatterchen (span. comadreja), Edelfräulein (donnola ital., doninha portug.), Schönchen (frz. belette), Guttierchen (benula ital.) einsetzten, während die Griechen seit dem Ausgang des Altertums Braut und Bräutlein (νύμφα, νυμφίτζα) sagten. Gewiß sind schon im Altertum selbst solche Schmeichelnamen beim gewöhnlichen Volke geläufig gewesen, zumal in der Kinder- und Ammensprache. Wie viele allgemein romanische Spracherscheinungen sind ja doch auf antik-vulgären Einfluß zurückzuführen! Jenes μυοθήρας, das ins Lateinische überging, war übrigens bei den Griechen selbst nur ein Eigenschaftswort, das den mäusejagenden Tieren überhaupt zukam, also auch der Hausschlange [136].

Das Appellativum für Wiesel, unter Umständen auch für Marder und verwandte Tiere, war γαλῆ; d. h. wenn alle diese Pelztiere zusammengefaßt oder nicht genau unterschieden wurden, sprach man von γαλῆ, weshalb γαλεάγρα Marder- und Wieselfalle bedeutet und galea überhaupt einen Lederhelm, nicht bloß einen, der aus Wieselfell gemacht war. Etymologisch ist dies auch einigermaßen gerechtfertigt: denn Edelmarder, Steinmarder, Wiesel und Iltis haben alle die durch das Wort γαλῆ »mehrfarbig« etymologisch ausgedrückte Eigenschaft: sie alle sind auf der oberen Seite dunkler, auf der anderen hell gefärbt. Diese Mehrfarbigkeit ist die Urbedeutung von γαλῆ. Daher ist nicht zu verwundern, daß γαλῆ im engeren Sinne Wiesel bedeutet, im weitern aber auch dessen größere Verwandte, Marder und Iltis bezeichnen kann. In der Regel wird jedoch streng unterschieden zwischen ἴκτις Marder und γαλῆ Wiesel.

Bei Tage liebt das Zimmerwiesel ganz wie unsere verwöhnte Katze einen weichen Pfühl, auf dem es ruhig liegt und schläft; »Wiesel wollen weich schlafen« meint die aufgebrachte Syrakusanerin bei Theokrit (15, 28) mit einem Blick auf ihr so faules als diebisches Dienstmädchen — erst abends zieht es auf den Mausfang aus, drum sagte der Komiker Karkinos mit Galgenhumor, als seine »Mäuse« eines Nachmittags zu Athen durchgefallen waren: ein Wiesel habe abends sein Drama abgewürgt. Die früheste Notiz über das Mäusefangen steht übrigens in des Pigres Batrachomachie (S. 324 Ludwich): da ist von einer Maus die Rede, die glücklich dem Wiesel, γαλέη, entrann.

Nach ägyptischer Priesterlehre gehörte es zu den heiligen Tieren und war dem Mond geweiht wie Hund und Hundskopfaffe; man wollte physische Beziehungen zum Mondwechsel bemerkt haben. Es wird im Delta gewesen sein, daß die Griechen es ihrer Mond- und Hexengöttin Hekate zuwiesen und von der in das Hauswiesel verwandelten Galinthias oder Galanthis erzählten, die von Hekate zu ihrer Dienerin gemacht wurde. Galinthias nämlich, die Amme der Alkmene, hatte dieser geholfen, als sie vor der Geburt des Herakles, eines ungewöhnlich großen Kindes, in schweren und unsäglich langen Wehen darniederlag. Aus Mitleid mit der Dulderin war sie plötzlich zu den feindlichen Göttinnen gerannt, die mit verschränkten Armen in magischer Weise die Geburt verhindern wollten und hatte ihnen die erlogene Nachricht zugerufen, Alkmene habe soeben einen Sohn geboren. Wie vom Blitz getroffen fuhren die Göttinnen auseinander, der Bann war gelöst und Herakles konnte wirklich das Tageslicht erblicken. In der Tat kam es bisweilen vor, daß eine in den Wehen liegende Frau durch das plötzliche Vorüberhuschen eines Wiesels erschreckt wurde und so die Geburt eine Beschleunigung erfuhr. Hera nun in ihrer maßlosen Wut verdammte die hinterlistige Botin dazu, selber durch den Mund gebären zu müssen, und verwandelte sie in ein Wiesel, weil man glaubte, daß das Wiesel diese sonderbare Eigenschaft habe und außerdem unnatürlicher Wollust fröhne. Aus diesem schmachvollen Zustande wurde Galinthias, wie wir sahen, durch die Gnade einer anderen Göttin, der Hekate, wieder erlöst, und aus dem blond und weißen Wiesel wurde wieder die menschliche Jungfrau mit ihren herrlichen blonden Haaren und ihrem schneeweißen Teint (Ovid). Wir haben also Verwandlung eines Mädchens in ein Wiesel und wieder eines Wiesels in ein Mädchen.

Diese hochgesteigerte Metamorphosenerzählung steht isoliert im griechischen Mythus da; sie ist auch nur erklärlich mit der Anschauung eines Volkes, das an Seelenwanderung glaubte. Nun besitzen wir glücklicherweise ein altindisches Märchen, wo die gleiche doppelte Verwandlung vorkommt, nur daß an Stelle des Wiesels ein anderes, ihm aber an Gestalt, Nachtleben, Huschen und Stehlen ähnliches Geschöpf getreten ist, nämlich die Maus. Die in vielen Versionen verbreitete indische Erzählung lautet (vgl. O. K., Gesch. d. griech. Fabel 344): Eine Katze fängt eine Maus. Da aber eine zweite Katze hinzukommt und sich mit der ersten um die Beute balgt, gelingt es der Maus halbtot zu den Füßen eines Rischi zu entkommen. Dieser unterbricht seine Andacht, um sie aufzuheben, findet es aber nicht der Mühe wert, zu dem höchsten Wesen um die Erhaltung eines so geringen Geschöpfes zu beten, und bittet daher Brahma, die Maus

in einen Menschen zu verwandeln, damit sie von der Gefahr vor der Katze befreit sei. Sie wird nun ein Mädchen, wird von dem Einsiedler erzogen und soll heiraten. Da fordert sie als Gemahl einen Gott, dessen Schönheit, Macht und Stärke nicht ihresgleichen unter den Wesen seiner Gattung habe. Der Rischi schlägt ihr nacheinander Mond, Sonne, Wolke, Berg, endlich auch eine Maus als Gatten vor: und siehe da, sie wählt die Maus. Da erkennt der Weise, daß er unrecht gehabt, die Ordnung des Schicksals zu ändern, und daß dieses Wesen, als Maus geboren, bestimmt sei in seiner gegenwärtigen Existenz eine solche zu bleiben: er verwandelt sie daher wiederum in eine Maus.

In manchem Betracht gleichartig und vielleicht aus indischer Quelle geflossen ist nun die äsopische Fabel, wo das noch heute in Albanien und Griechenland Bräutchen (νυμφίτζα) heißende Wiesel geradezu als νύμφη, Braut auftritt. Aphrodite hatte einst ein Wiesel, das in einen schönen Jüngling verliebt war, aus besonderer Gnade in ein reizendes Mädchen verwandelt. Es kommt zwischen den Liebenden zum Hochzeitsmahle; da läuft plötzlich ein Mäuslein in den Saal, und die Braut, sofort wieder von ihrer Wieselnatur überwältigt, springt ohne Rücksicht auf die Festgesellschaft flugs vom Pfühl herunter und eilt der Maus nach, um sie zu fressen. Aphrodite, welche hatte erproben wollen, ob ihr Schützling nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich Mensch geworden sei, ist ganz entrüstet und verwandelt sofort wieder die Braut in ein Wiesel.

Aus dieser schon ums Jahr 400 erwähnten Fabel entstanden zwei griechische Sprichwörter, deren eines lautet: »Dem Wiesel ziemt kein safranfarbiges Damenkleid«, οὐ πρέπει γαλῆ κροκωτός.

Man wird nicht fehlgehen, wenn man diesen phantastischen Fabeln eine gewisse phychopathische Grundlage zuschreibt. Es ist nämlich tatsächlich vorgekommen, daß ein Mädchen, das gegen Epilepsie Katzenblut getrunken hatte, aus Abscheu vor dem genossenen Tranke wahnsinnig wurde, sich einbildete, selbst eine Katze zu sein, und die Stimme, die Geberden und das Mäusefangen der Katzen nachahmte (Weinrich, commentat. de monstris, Vratisl. 1595 c. 15).

Die große Ähnlichkeit von Maus und Wiesel heben die Alten selbst hervor (Kyrillos contr. Julian. p. 318); die Verwechslung beider Tiere hat auch wohl jene bekannte Erzählung veranlaßt, nach der einem Schlafenden ein rotes Mäuslein aus dem Munde läuft[137]. Denn dies steht sicher im Zusammenhang mit dem schon berührten sehr verbreiteten antiken Aberglauben, als ob die jungen Wiesel bei der Geburt aus dem Munde der Mutter hervorkommen, womit jener Fluch der Juno gegen Galinthias stimmt. Dieser Aberglaube selbst

wieder gründet sich ohne Zweifel, wie schon Aristoteles einsah (an. gen. III 6) darauf, daß die jungen Wiesel bei der Geburt außerordentlich klein sind und daß die Alten ihre Jungen im Maule hin und her zu schleppen pflegen. Auch Cicero bemerkt, daß das Wiesel täglich seine Jungen an einen anderen Platz trage. Man hat das weiter dahin ausgemalt, daß auch die Paarung in entsprechender Weise stattfinde, und so ist das unschuldige Tierchen da und dort in den Verdacht sonderbarer Lüste gekommen[138].

Der Mythus vom Herauskommen der Jungen aus dem Maule hat die Alten viel beschäftigt. Als frühesten Gewährsmann zitiert der Stagirite a. a. O. den Anaxagoras (geb. 500 v. Chr.), nicht ohne ihn vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus zu bekämpfen. Trotzdem haben Plinius und andere unkritische Autoren den Ballast weiter geführt. Auch ein kurioses Sprichwort erklärt sich daraus: »Es steckt ihm ein Wiesel in der Kehle«: γαλῆν καταπέπωκεν, wenn einer im Reden stockt. Und die Römer trugen ein totes Wiesel in einem Säckchen am Halse, um ihren Kropf zu verlieren.

Das Fleisch des Wiesels wurde nur in der äußersten Hungersnot gegessen; das Fell aber fand vielfache Verwendung; daß es in einer frühen Kulturperiode besonders gern zu Helmen verarbeitet wurde, geht aus dem Worte galea, eigentlich Wieselfell, hervor.

Bildlich dargestellt finden wir das Wiesel nicht eben häufig. Symbolische Bedeutung ist entweder gar nicht anzunehmen oder es geht auf Lebens- und Liebesgenuß, auf Aphrodite. So sehen wirs graviert auf einem Aphroditespiegel griechischer Arbeit in Berlin (arch. Zeit. 1879 S. 100); dann gemalt auf einer Gruftwand von Corneto (Tarquinii), wo in heller Lebenslust von beiden Geschlechtern dem Tanz gehuldigt wird (Fig. 58[138b]); auf einem anderen solchen Bilde von Caere, wo Etrusker mit ihren Damen auf Polstern gelagert an Speisen und Wein und Tafelmusik sich erfreuen (Fig. 59): endlich auf einem leider heute so gut wie verloschenen etrurischen Bildwerk in der Campanagruft zu Veji (j. Cervetri). Diese Grabgemälde sollen aus dem siebenten Jahrhundert v. Chr. stammen. Nicht viel jünger ist die athenische Pyxis der Sammlung Sabouroff, auf deren Deckel die S. 170 Fig. 60 gegebene Wieselszene gemalt ist. Zwei Hauswiesel haben auf der Erde stehende Schüsseln gefunden, die sie ohne alle Scheu begierig ausfressen, obgleich sie von einem jungen Burschen mit einem Stock bedroht werden. Zwei kleine Wiesel (von denen eines der Halbierung des Bildes zum Opfer gefallen ist) klettern an den Lampenständern hinauf. Die Größenverhältnisse sind wegen Raumbeschränkung vernachlässigt. Der Mensch und die Wiesel am Kandelaber samt diesem selbst sind zu klein ausgefallen, von Katzen

und Mäusen aber, wie Furtwängler glaubte [139] (Samml. Sabouroff I 65), ist keine Rede. Weiter sind zu erwähnen zwei pompejanische Wandgemälde (1553. 1602), ein Kandelaber mit hinaufkletterndem Wiesel

Fig. 58. Wandbild aus Tarquinii.

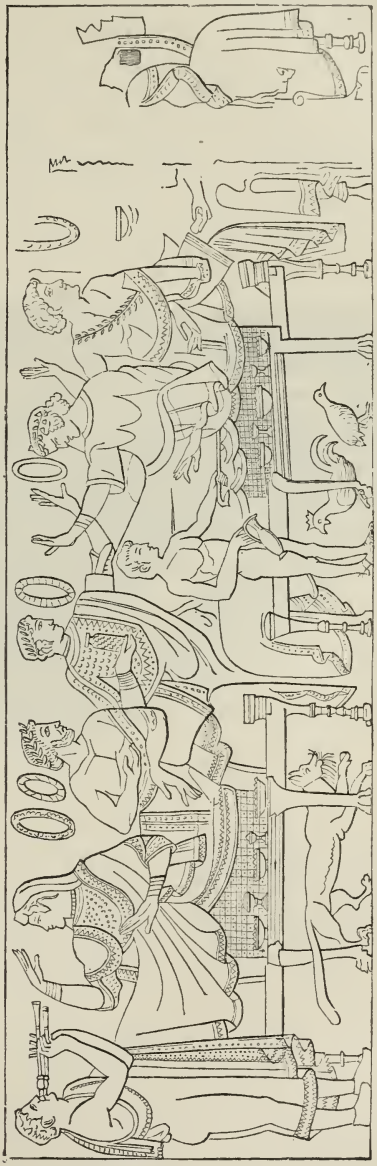


Fig. 59. Wandbild aus Caere.

(Reinach stat. II 1, 140), eine Münze von Segesta, auf deren anderer Seite ein weiblicher Kopf erscheint, wie man vermutet: Aphrodite (M. u. G. I 24) usw.

Der Jonier Semonides, um das Jahr 700 v. Chr., sagt von solchen Weibern, die er vom Wiesel stammen läßt, daß sie unehrlich und so unersättlich verliebter Natur seien, daß der Ehemann ganz überdrüssig werde.

Die Mordlust des Tieres, so lange sie nur Mäuse, Eidechsen (Babr. 27), Schlangen, Fledermäuse (fab. Aes. 307 H.), Maulwürfe (Pallad.), wilde Vögel und Hasen im Walde betraf, wurde nicht getadelt: anders freilich wars, wenn sichs um zahme Tiere handelte, wenn Hühner, Feldhühner, Hasen und Kaninchen, die zur Mast gehalten wurden, dem Wiesel zum Opfer fielen. Solchen Untaten zu steuern, suchte man sie durch in Salmiak getauchte Getreidekörner zu vertreiben (Geopon. XIII 3); andere stellten käfigartige Wieselfallen

Fig. 60. Attische Pyxis: naschende Wiesel, zu S. 168.

auf, γαλεάγραι, und trugen kein Bedenken, das Tier als Schädling umzubringen (Babr. 27) oder es zu kastrieren oder des Schwanzes zu berauben und dann laufen zu lassen, worauf angeblich alle aus dem betreffenden Hause entflohen (Geopon. a. a. O.).

Gegen das Gift der Schlangen, die es gerne frißt, sollte es sich durch Verspeisen von Gartenraute immun machen.

Die äsopische Fabel, die sich nächst dem Fuchse am öftesten mit dem Wieselchen beschäftigt, bietet auch eine gelungene Satire auf seinen Blutdurst. Es ist bei einem Zeugschmied in die Werkstatt geschlichen — keine Türe schließt so fest, daß nicht Ehebrecher und Wiesel hineinschlüpfen können, hieß es im Sprichwort — und hat aus Übermut an einer Feile zu lecken begonnen. Dabei wird seine Zunge wund, das Blut aber schmeckt so gut, daß es leckt und leckt, bis es die eigene Zunge gänzlich verschlungen hat.

Gleich dem Wolfe öffnet es (nach Aristophanes v. Byzanz II 377) seinem Opfer eine Ader und trinkt sein Blut.

Im slawischen Volksglauben nehmen die Vampyre Wieselgestalt an, wenn sie den Menschen das Blut aussaugen. Umgekehrt verordneten antike Ärzte Einreibungen mit Wieselblut z. B. gegen das »warme Podagra« (Cass. Fel. c. 52).

Eine weitere schlechte Eigenschaft, die nicht wenig zur allmählichen Verdrängung des Wiesels durch die Katze Anlaß gegeben hat, ist sein übler Geruch. Er bildet eine wichtige Waffe gegen übermächtige Bedränger, wie das schon Cicero richtig erkannt hat. Oft genug kam und kommt es vor, daß ein Wiesel oder Iltis durch die plötzliche Entladung der penetranten Gase einen größeren Feind betäubt und sein Leben rettet. Selbstverständlich haben sich die attischen Komiker diese Eigenschaft des allbekannten Haustieres nicht entgehen lassen, vielmehr sie weidlich zu Witzen verwertet, die mehr derb als geschmackvoll genannt werden müssen.

Die Stimme des Tierchens, aus der man die wiederholten Laute R und I heraushören kann, haben die Römer durch drindrire, drindrare, drindire gar nicht übel wiedergegeben.

Als Vorzeichen für die Zukunft war das Wiesel bei den Alten im allgemeinen schlecht angeschrieben (Theophr. char. 16). Sein plötzliches Erscheinen konnte eine Volksversammlung sprengen (cf. Aristoph. eccl. 792). Nach der bekannten Regel der antiken Arzneimittellehre riet man daher solchen, die an Epilepsie, morbus comitialis d. h. Volksversammlungskrankheit, litten, das Fleisch von Hauswieseln (ἐνοικάδιοι γαλεοί) zu verspeisen. Aretaeus (med. Gr. XXIV p. 312) fügt aber bei, daß er selber das Mittel nicht erprobt habe.

Übrigens gilt es bei Plautus (Stich. III 2, 6) als günstiges Omen, wenn ein Wiesel vorüberläuft, das eine Maus im Maule trägt. Und auch in Norwegen bedeutet das Wiesel Glück für das Haus, in dem es sich aufhält; in Deutschland wiederum gilt ein Wiesel auf dem Dach als unheilvollstes Vorzeichen.

Hermelin und Zobel.

Hermelin, *Mustela erminea* und Zobel, *Mustela zibellina* lassen sich im klassischen Altertum nicht sicher nachweisen. Vom Hermelin fehlen alle Spuren. Höchstens kann man die Notiz des Aristoteles h. a. VIII 17 von den »weißen pontischen Mäusen« als eine Andeutung betrachten. Es ist aber dann jedenfalls ein Irrtum des Stagiriten, wenn er ihnen Winterschlaf in hohlen Bäumen und Feist-

werden während dieser Jahreszeit zuschreibt. Erst mittellateinisch tritt der armellus auf bei Albertus Stadensis im Troilus IV 755f.:

Armellus, castor, martur, bever atque saberus
Dat varium pannis convenienter opus.

Althochdeutsch heißt das Tier harmo, urverwandt mit litauischem sarmu, Wiesel. Die weißen Wiesel, von denen wir in der klassischen Zeit lesen, sind schwerlich etwas anderes als Albinos des gemeinen Wiesels, vielleicht auch von *Mustela boccamela*; ebenso ist das angebliche Vorkommen des Hermelins auf den Kykladen in der Gegenwart gewiß nicht anders zu erklären. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß nicht Zobel- und Hermelinfelle gelegentlich als Handelsware auch schon zu den Alten gelangt sind, namentlich über das Schwarze Meer, daher für Hermelin der Ausdruck »weiße pontische Maus« nicht undenkbar ist, während die falsche Angabe über sein Winterleben sich daraus erklärt, daß man eben nur die toten Tiere wirklich kannte. Ein Hauptstapelplatz für Häute und Pelze (δέρματα) war die griechische Kolonie Tanais an der Mündung des Don (Strabo XI 493).

In der Zeit der Völkerwanderung lieferten auch die skandinavischen Völker herrliches Pelzwerk. So berichtet Jordanis (c. 3) von den Suethans (Schweden): »Sie sind es auch, welche durch die Handelsvermittlung unzähliger anderen Völkerstämme die sappherinischen Pelze (sappherinas pelles) für den Gebrauch der Römer liefern. Sie sind berühmt durch das reizende Schwarz der Felle. Während sie in Armut dahinleben, tragen sie die reichsten Gewänder.« In erster Linie, wenn nicht ausschließlich, meint Jordanis hier Zobelfelle. Denn der Zobel, mittellateinisch *saberus* und *sabellum*[140], bedeutet in der mittelalterlichen Heraldik »schwarz«. Die heilige Hildegard (CXCVII p. 1332—34 M.) unterscheidet vier Arten *mustelae*: Marder, »Zobel«, Hermelin und Wiesel. Altslawisch bedeutet samurinu Zobel, arabisch samoyr, persisch samûr, neugriechisch σαμοῦρι, spanisch zamarra, altfranzösisch samarre. Damit stimmt auch das von Hesych angeführte σίμωρ, »eine Art wilde parthische Maus, deren Fell man zu Kleidern verwendet.« Es wird immer das gleiche Wort sein: M und B sowie R und L wechseln überaus häufig beim Übergang von einer Sprache zur anderen[141].

Fischotter (Lutra vulgaris).

Die Fischotter, ἐνυδρίς, *lutra*, eig. Wassertier, fand sich in Böotien am Kopaisee, an den Flüssen Latiums und abgesehen von diesen zufällig durch Aristophanes und Varro bezeugten Plätzen noch an gar manchen anderen Orten Italiens und Griechen-

lands. Sie liebt Flüsse, die lange Strecken hindurch von Wäldern eingefaßt sind, nicht aber kotige Pfützen, weshalb es verkehrt ist beim lateinischen Worte an lutum Kot zu denken statt an lavere, lavare waschen, mit dem Wasser oder im Wasser hantieren. Der Urname ist übrigens richtiger im deutschen Otter erhalten, das auch im Zend, Sanskrit, Altpreußischen und Litauischen vorliegt (Fick² 24). Die Griechen haben aus ὕδρα, ὕδρα, ὕδρος, Wassertier, ein »Im-wassertier«, ἔνυδρος, ἐνυδρίς gemacht, die Lateiner aus utra, uter ein lutra, luter. Lateinisches L entspricht griechischem N auch sonst (in lymphaticus = νυμφόληπτος). Offenbar war das Tier wie auch heute in Südeuropa durchaus nicht häufig. Um so zahlreicher aber kamen die Otterfelle aus den Skythenländern. Namentlich das wasserreiche Gebiet der Budiner wird von Herodot als Heimat des Tieres genannt. In der byzantinischen Zeit brachten die chazarischen Pelzhändler viele Otterbälge nach Cherson, von wo sie bis Spanien ausgeführt wurden. So berichtet der arabische Geschichtschreiber Ibn ʿHankal. Die außerordentliche Weichheit der Haare rühmt Plinius, Schuhwerk aus undurchlässiger Otterhaut lobt Älian. Aber weder diese beiden noch Aristoteles haben das Tier selbst beobachtet, alle fußen nur auf den Aussagen »der Leute«. Gleich unwissend ist Varro, der die Fischotter beschuldigt, die Wurzeln der Uferbäume anzubeißen und in ihre Teile aufzulösen, weshalb sie von λύω lösen benannt sei. Aristoteles erwähnt, sie beiße auch Menschen und lasse »angeblich« nicht los, als bis sie die Knochen habe knirschen hören. Auf einem römischen Gladiatorenmosaik zu Augsburg steht LVTRA als Eigenname: für einen gewandten und kräftigen Fechter gewiß sehr passend. Auch ein C. Pacuvius Luter begegnet auf einer italischen Inschrift (C. I. L. X 5347). Zur Zeit der Pfahlbauten und Höhlenbewohner muß sie in Europa häufig gewesen sein. Auch im Nil gab es nach Herodot Fischottern, ἐνύδριες, von welchen die Ägypter glaubten, sie seien dem Nil heilig; der Vater der Geschichte scheint sich aber getäuscht zu haben, denn nach der jetzigen Ägyptologie gehört sie nicht zu heiligen Tieren (Wilkinson²). Wahrscheinlich rührt der Irrtum Herodots von einer Verwechslung her, indem wie im sogenannten Physiologus Ichneumon und Fischotter zusammengeworfen wurden.

Dachs.

Vom Dachs, *Meles taxus*, ist weder bei den Griechen noch bei den Römern viel die Rede, obgleich er gewiß nicht selten war. Er wird als maeles, maelis, meles erwähnt bei Varro, Grattius, Plinius, Martial, Serenus Sammonicus, als taxo bei Polemius

Silvius, hat graues wasserdichtes Fell, aus dem man gerne Taschen (Plaut.) und Jägermützen (galeri) machte und womit die Halsbänder der Jagdhunde, maelia, gefüttert wurden, gilt dem Spanier Martial als stolze Jagdbeute und wird nach Varro von den Besitzern der leporaria gefürchtet. Der Römer rät die Ummauerung der Hasengehege so einzurichten, daß kein Marder (feles) noch Dachs (maeles) oder sonstiges wildes Tier (bestia) eindringen könne. In der Tat, wenn der Dachs auch kein Raubtier schlimmster Sorte ist, so sind ihm junge Häschen doch äußerst erwünscht. Er ist ein lichtscheues Tier (lucifuga). Im Kampfe gegen Hund und Menschen bläst er sich nach Plinius wie ein Faß auf und beißt gewaltig um sich.

Sein Speck war ein gesuchter Artikel[142], mit dem man vielfach medizinierte und heute noch z. B. in Ungarn die Ruhr kurieren will. Aber auch von einem dachsspeckgemästeten Gallier war in einer Komödie des Afranius die Rede, und aus Anlaß dieser Stelle belehrt uns Isidor, daß taxea für lardum Speck ein gallisches Wort sei. Bei Marcellus wird eine Dosis Dachsfett verschrieben: adipis taxoninae unciae tres. Das gallische Wort stammt (nach Holder) wahrscheinlich aus dem Deutschen, doch stimmen auch portugiesische und katalonische Ausdrücke.

Während das lateinische maeles in der Bedeutung von Dachs absolut feststeht durch das heute noch existierende mittel- und süditalienische melogna, mologna[142b], ist man im Griechischen schlimmer daran, obgleich noch gegenwärtig das Tier in Attika und vielen anderen Gegenden sehr gemein ist. Die gewöhnliche Ansicht, daß das Wort τρόχος bei Aristoteles den Dachs bezeichne, ist grundlos, hingegen haben wir eine Glosse, in einem codex Vaticanus des zehnten Jahrhunderts, welche besagt: ἀρκόμυς meles (J. David in diss. phil. Jen. V p. 218); also ἀρκόμυς d. h. Bärenmaus, nannte das griechische Volk den Dachs: Maus, weil er mit größter Virtuosität sich momentan in die Erde einzugraben versteht, weshalb er auch in der Tiersage für den verstorbenen Wolf die Gruft graben muß (Uhland, deutsche Volkslieder 555); Bär, weil er wirklich einige Ähnlichkeit mit dem Bären besitzt, weshalb auch in der Naturgeschichte der heiligen Hildegardis (ed. Migne CXCVII 1330) von »ursus meles dachs« die Rede ist. Der heutige vulgärgriechische Name des Dachses ist ἀσβός. Die Unklarheit der alten Griechen selbst erhellt deutlich genug aus dem Umstande, daß im Edikt Diocletians (a. 301 n. Chr., S. 26. 27 Blümner) dem lateinischen »pellis melina infecta, ungegerbtes Dachsfell« in der griechischen Übersetzung (Hdschr. aus Megara und Lakonien) δέρμα μελίνης ἄνεργον entspricht. Es wird also das lateinische mēles einfach als unüber-

setzbares Fremdwort mit μέλης (mĕlēs) wiedergegeben. Die Taxe für das Dachsfell ist niedrig, so nieder wie für die Felle von Böcklein. Schon aus diesem Grunde ist nicht an Marderfelle zu denken, wie schon geschehen ist. Nach jenem Maximaltarif dürfen für das ungegerbte Fell höchstens 10, für das gegerbte 15 Denare verlangt werden. In Palästina und Syrien hatte ἀρκόμυς (Dachs), eigentlich Bärenmaus, die Bedeutung von χοιρογρύλλιον Klippschliefer, *Hyrax syriacus* (s. S. 209): für diesen paßt der Name Bärenmaus eigentlich noch viel besser als für unseren Dachs.

Bär.

Der Bär, *Ursus arctos*, hauste zur klassischen Zeit in sämtlichen großen Wäldern Europas, desgleichen in Vorderasien und auf dem Atlas. Für Schottland (Kaledonien) haben wir eine Notiz bei Martial, für Kreta machen verschiedene Mythen seine Existenz in der Vorzeit wahrscheinlich, doch wurde er jedenfalls dort früher ausgerottet. Was Italien betrifft, so boten die prächtigen Gebirgswaldungen des Südens dem Bären einen idealen Aufenthalt; besonders große und starke Tiere kamen aus Lukanien zu den römischen Schauspielen. Auch das dichter bevölkerte Apulien hatte seine Bären, wie man ihn noch heute in den Klüften und Höhlen der Basilicata antrifft, die sich südöstlich ins alte Apulerland hinein erstrecken. Zu Augustus Zeiten brachen sie in der Abenddämmerung aus den Gehölzen hervor und umbrummten lüstern die Schafhürden, die man deshalb (vgl. Lucian, Lucius c. 18) von den stärksten Hunden bewachen ließ. Damals, wo durch die verderbliche Latifundienwirtschaft die schönsten Striche der Halbinsel sich in Viehweiden oder, wie ein Schriftsteller wehklagend sich ausdrückt, in Wüsten umwandelten, konnten sie in jener Landschaft auf besonders reichliche Beute zählen. Denn die apulischen Weiden wurden Jahr aus Jahr ein von ungezählten Herden feiner Schafe der tarentinischen Rasse besucht. Für Oberitalien ist der Bär durch Zähne bezeugt, die in den Pfahlbauten der Poebene sich gefunden haben. Griechenland besaß in der Periode seines höchsten Glanzes keine Bären mehr: denn der jagdlustige Xenophon beobachtet an mehreren wichtigen Stellen darüber beredtes Stillschweigen. Nur in den nördlichsten Gebirgen, in Thessalien, Epirus, Mazedonien und Thrakien kamen Bären vor. Auf die gegenteiligen Angaben des Pausanias, der dem waldreichen lakonischen Taygetos und dem arkadischen Hochgebirge, namentlich dem Maenalos Bären zuschreibt, ja sogar (I 32, 1) vom Parnes in Attika behauptet, daß sich dort zu seiner Zeit Bären aufhalten, ist nichts zu geben. Andrerseits kommt es für die Notizen

in Xenophons Jagd nicht in Betracht, ob wir diese Schrift mit den Alten selbst dem berühmten Athener zuschreiben oder mit einem modernen Kritiker lieber einen namenlosen Attiker der gleichen Zeit als Autor gelten lassen wollen.

Im ersten messenischen Kriege muß es in Arkadien, deutsch Bärenland, noch eine Masse Bären gegeben haben: denn damals fochten im Bunde mit den Messeniern auch Arkadier aus dem Hochland, die in Wolfs- und Bärenfelle gekleidet waren. Der Landesheros Arkas selbst wird uns als leidenschaftlicher Bärenjäger geschildert, und seine Mutter Kallisto war nach der Sage in eine Bärin verwandelt worden. Eine andere Heroine, die berühmte Jägerin Atalanta, als Säugling von ihren grausamen Eltern zum Tode des Verschmachtens bestimmt, war von einer arkadischen Bärin wie Genoveva von der Hirschkuh mit der eigenen Milch genährt und zur gewaltigen Jägerin prädestiniert worden Das gleiche widerfuhr im Idawalde bald nach seiner Geburt dem trojanischen Prinzen Paris. Der plumpe zottige Bär bildet zu diesen Schönheiten, von denen sich Zeus, Helena und Meleager berücken ließen, den stärksten Gegensatz. Wer erinnert sich da nicht an unsere deutschen Märchen, wo unter der Hülle einer ekligen Kröte die reizendste Königstochter sich verbirgt? Ähnlich ist es, wenn Amor auf einem Bären reitet oder Amoretten mit einem solchen spielen oder wenn der Aphrodite die Bären nachlaufen: selbst das plumpste Phlegma muß dem Zauber der Liebe folgen. Eigentlich zugewiesen wurde der Bär, wie es sich von selbst versteht, der Jagdgöttin Artemis; an ihren Tempeln und Kapellen wurden die erbeuteten Bärenköpfe aufgehängt (Philostr. im. I 28). Freilich die frivolen Athener unterfingen sich einmal einen Bären zu töten, der im Heiligtum der Göttin zu Munichia geboren war. Allein sie wurden schrecklich heimgesucht mit Hungersnot und Seuche: denn sie hatten, hieß es, gerade dasjenige Tier gemordet, welches den Hunger am besten aushalten könne. Wenn aber die Nonnen der brauronischen Artemis in Attika Bären genannt wurden, so war das aller Vermutung nach nur einem Mißverständnis zu verdanken (Th. d. cl. Alt. 110 f.).

Auch zu Zeus stand der Bär in Beziehung: bei Kyzikos gab es ein Bärengebirge, wo die Ammen des Götterkönigs gewesen und in Bärinnen verwandelt worden sein sollten.

Barbarische Völker vollends hatten eine große Neigung, den König der europäischen Wälder zu Gottheiten in Beziehung zu setzen. So besaßen die Skythen in Zamolxis einen Bärengott. Am allgemeinsten verbreitet war aber die sonderbare Scheu vor dem Tiere als einem dämonischen Wesen. Auch den indogermanischen Völkern waren

solche Ideen nicht fremd: man schließt das aus den ganz verschiedenartigen Namen für das Tier bei Griechen, Römern, Deutschen usw. (Meillet). Man wagte nicht den wahren Namen des dämonischen Wesens zu nennen und wählte daher einen anderen. Deutlicher geht die religiös-dämonische Bedeutung des Tieres hervor aus der Verwendung als Münztypus bei den gallischen und hispanischen Kelten, sowie aus der altiberischen Sitte, die Bärenköpfe zu verbrennen. Um den unbegreiflich gewordenen Brauch zu erklären, sagte man später, sie seien giftig. Die »Bärenstadt« Urso, das heutige Orsuña, prägte außer den Münzen mit Bärentypus auch solche mit dem Kopf eines männlichen Dämons, der die Zunge weit herausstreckt. Auch im germanischen Volksglauben hat sich die Erinnerung an den Bären als Dämon erhalten. Selbst in den Steppen des inneren Asien muß einst der Bär Verehrung genossen haben. Gmelin fand dort noch in eine Höhle gestellt das steinerne Bild eines auf den Hinterfüßen sitzenden Bären; die Ghiliaks, ein aussterbendes sibirisches Fischervolk an der Mündung des Amur, betrachten den Bären als heiliges Tier und opfern alljährlich einen solchen der allmächtigen unsichtbaren Gottheit. Andere Spuren von Verehrung des Tieres findet man noch in Tibet und am Amur, desgleichen bei den Aino, den Ureinwohnern Japans: die Schädel von Bären, die auf der Jagd erlegt werden, stecken sie auf Zaunpfähle oder Stangen in der Nähe ihrer Hütten, um böse Geister fernzuhalten.

Bei den turko-tartarischen Jakuten, den alten Ungarn, den Samojeden und den Schweden hat der Bär den Schmeichelnamen Großvater, Großväterchen; im Koibalischen und Karagassischen nennt man ihn Vater, lauter Beweise für den riesigen Respekt, in dem das Tier bei den finnisch-tartarischen Völkern stand. Die bedeutendsten Forscher in der altungarischen Geschichte sind von einer Art Bärenkultus ihrer heidnischen Altvordern überzeugt: ob man gerade Totemismus darin erblicken will, ist eine andere Sache. Man kann auch an die Seelenwanderungsidee denken. Man glaubte, die Geister der Verstorbenen haben ihren Wohnsitz in den Körpern der Bären aufgeschlagen. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurden im norwegischen und schwedischen Lappland sowohl die Seelengeister als der getötete Bär mit saivo »heilig« bezeichnet. So wurden die Bären zu pietätvoll und scheu verehrten Waldgeistern. Es hängt dies damit zusammen, daß unter den großen Raubtieren die Bären verhältnismäßig am wenigsten gefährlich für den Menschen sind. So lange er sie nicht bedroht, hat er durchaus nichts von ihnen zu fürchten. Das ist beim Wolf, Luchs und sibirischen Tiger ganz anders. Diese fallen, vom Hunger getrieben, auch erwachsene Menschen an;

der Bär aber tut nicht einmal einem Kinde etwas zuleide und hat im ganzen ein drolliges, gutmütiges Aussehen und schwerfälliges linkisches Benehmen, daß es nicht verwundern kann, wenn manche Völker mit kindlicher Denkungsart ihn mit einem Großväterchen verglichen haben. Nicht bloß, daß man den wahren Namen des Bären nicht aussprach, wie die Israeliten den Eigennamen ihres Gottes, man benutzte den Umstand um dem gefürchteten dämonischen Tiere zu schmeicheln. Durch den ungarischen Ethnologen B. Munkácsi, der sich längere Zeit Studien halber bei den stammverwandten Wogulen aufgehalten hat, sind wir über die sonderbare Rolle des Bären bei diesem Volke und den Magyaren genauer unterrichtet. Bei den Wogulen vermeidet man geflissentlich die Erwähnung des Bären wie auch des Wolfes und Hirsches[143]. Die Ungarn nennen den Bären mit einem Fremdworte, dem slawischen medve »Honigesser«. Weniger häufig ist die Bezeichnung öreg »der Alte« (bei den Jägern in Siebenbürgen)[144] und toporján »Fußschlepper«; die Szekler in Siebenbürgen nennen ihn toporján féreg »schleppend gehenden Wurm«. Bei den Wogulen wird alles, was sich auf den Bären bezieht, nicht mit den gewöhnlichen Worten ausgedrückt, sondern mittels einer Art Geheimsprache, welche auf wogulisch uj-lātiñ heißt. Das Auge des Bären heißt nicht Auge, sondern »Stern«, sein Kopf nicht puñk, wie sonst der Kopf wogulisch heißt, sondern āwa. Ganz ebenso bezeichnen nach einer mündlichen Mitteilung von Kaarle Krohn in Helsingfors[145] die Lappen alle einzelnen Teile des Bären mit solch sonderbaren Decknamen. Auch im Ungarischen wird das Junge des Bären nicht wie die Jungen der übrigen Tiere benannt, sondern bocs. Die Wogulen schwören bisweilen auf den Bären, und das sind die feierlichsten unter allen Schwüren. Sehr merkwürdig ist auch eine starke ungarische Verwünschungsformel: »Es freue dich die Bärenmutter!«

Im klassischen Altertum wurde den Bären viel nachgestellt, teils in regulärer Jagd — und dieser Sport war selbst für römische Kaiser und Persersultane ein Hochgenuß — teils einfach mit Fallgruben. Letzteres war namentlich für die praktisch, welche das Tier lebendig haben wollten. Da er sich verhältnismäßig leicht zähmen läßt, hielten sich manche Leute zum Vergnügen einen Bären, den sie gewöhnlich in einem großen Käfig innerhalb des Hauses aufstellten, oft aber auch frei herumlaufen ließen. Kaiser Valentinian I hatte vor der Türe seines Schlafgemaches rechts und links je eine Bärin als Schildwache postiert, und damit sie »auf den Mann dressiert« blieben, fütterte er sie mit Menschenfleisch. Nachdem die »Unschuld« (Innocentia) und »das Goldkrümchen« (Mica aurea), wie er sie nannte, recht viele Menschen vor seinen Augen zerrissen hatten, ließ er sie zur Belohnung

frei in den Wald. Die Bärenliebhaberei vererbte er merkwürdigerweise auf seinen Sohn und Nachfolger Valentinian II, von dem erzählt wird, daß ihm über Bären- und Löwenhetze nichts gegangen sei. Noch lange Zeit nachher lesen wir bei Prokop, daß am kaiserlichen Hofe ein förmliches Amt der »Bärenwärter« eingerichtet war. Schon Domitian hatte, wie wir ganz zufällig erfahren, bei Alba Longa eine eigene Arena (lusorium Caesaris), wo junge Patrizier wie Acilius numidische Bären bekämpften. Die meisten lebend gefangenen Bären wurden in der Römerzeit bei den Amphitheaterspielen verbraucht, wo jede größere Provinzialstadt auf den rohen Genuß von Tierhetzen und Gladiatorenspielen eingerichtet war. Dem Wüten der durch Hunger, farbige Tücher (mappae, Sen. dial. V 30, 1) und andere Mittel absichtlich gereizten Bären zuzuschauen war ein Vergnügen ersten Ranges. In Rom gab es auch gelegentlich prachtvoll ausgestattete Pantomimen, die durch solch blutrünstige Effekte eine Hauptanziehung ausübten. Da stieg z. B. ein Verurteilter als Orpheus aus der Unterwelt d. h. der Versenkung empor. Die Natur schien von seinem Saitenspiel bezaubert, Bären und Felsen bewegten sich auf ihn zu, eine Menge Tiere umringte ihn, und schließlich, als das Schauspiel lange genug gewährt hatte, machte der Bär einen Satz und zerriß ihn. So erzählt Martial, und zahlreiche christliche Märtyrerlegenden dienen als Parallelen. Daß auch die Kaiser selbst oft ein schlimmes Beispiel gaben, sahen wir an den beiden Valentiniani, denen sich als Dritter im Bunde Galerius Maximianus zugesellt, der große wilde Bären hielt und ihnen lebendige Menschen vorwarf, denen sie Glied für Glied abbissen: dazu hatte sie der Tyrann dressieren lassen. Überhaupt verstanden sich die Alten vorzüglich auf die Dressur des Tieres. Kaiser Carinus ließ sogar einen förmlichen Mimus von Bären in Rom aufführen. Besonders häufig ließ man Bären und Stiere miteinander kämpfen; eine interessante Variation berichtet Martial, wo statt des Stieres ein zweihörniges Nashorn auftrat, dem Bären den Bauch aufschlitzte und ihn wie einen Ball in die Luft schleuderte. Dies findet sich auch auf einer römischen Tonlampe dargestellt. Aber auch die Quantität sollte imponieren. Gordian I ließ für ein einziges Fest tausend Bären zusammenfangen, die sämtlich in Rom getötet wurden, so daß Caligula mit vierhundert, Probus mit dreihundert Bären auf einmal ganz in den Schatten gestellt waren.

Vom erlegten Bären benutzte man hauptsächlich Pelz, Fett und Zähne. Die Zähne dienten zum Goldplätten und sehr allgemein als Amulette. Auch in die germanischen Grabhügel Württembergs und Bayerns werden sie aus diesem Grunde gekommen sein (O. K. Vicus Aurelii 60). Das Fett wurde medizinisch verwendet. Das Fleisch

war eine ganz außergewöhnliche Speise und die Delikatesse der Bärentatzen bleibt gleich den Froschschenkeln eine Erfindung des Mittelalters. Viel verwendet wurde dagegen das Bärenfell. Über Helm und Schulter gezogen war es nach Vegetius im kaiserlich römischen Heere ein Schmuck der Signiferi, der Feldzeichenträger.

Die Natur des Bären war von den Alten genau studiert worden. Im ersten Jahrhundert v. Chr. schrieb der Zoologe Sostratos ein Buch über die Bären, und das meiste, was uns die Alten vom Leben des Tieres erzählen, ist ganz richtig. In nacharistotelischer Zeit freilich wähnte man allgemein, daß die neugeborenen Bären rohe Fleischstücke seien, die erst durch fleißiges Lecken der Bärenmutter tierische Gestalt bekommen. Von diesem auch durch das ganze Mittelalter bis in die neue Zeit verbreiteten Mythus findet man bei Aristoteles selbst nur einen schwachen Ansatz, indem er fälschlich sagt, daß die Glieder der neugeborenen Bären fast noch gar nicht ausgebildet seien. Auch an die ursprünglich richtigen Beobachtungen über die Nahrung des Tieres haben sich erst im Lauf der Zeit verkehrte Auswüchse angeschlossen. So entstand die Meinung, der Bär verstehe sich überhaupt auf Heilkräuter, während er in Wirklichkeit, wenn er bei Frühlingsanfang mit vertrocknetem Gedärm und Magen aus seiner Höhle kommt, allerdings mit kluger Auswahl eben nur solche Pflanzen frißt, die ihm gesund sind[146].

In Thrazien und Mysien gab es weiße Bären, wie noch gegenwärtig gelblichweiße in den armenischen Gebirgen und in Syrien existieren, Ursus syriacus. Für ganz besonders wild galten die persischen Bären, womit ohne Zweifel der heutige tibetanische Bär gemeint ist. Eine eigene Rasse waren auch die numidischen und mauretanischen Bären: der heutige Atlasbär Ursus Crowtheri[147]. Der abessinische Bär erscheint auf ägyptischen Denkmälern.

Der Eisbär war den Alten unbekannt; er wird zuerst bei Adam von Bremen (gest. 1076) erwähnt: Northmannia ursos albos habet.

Da ich mich in den Th. d. cl. Alt. 106 ff. ausführlichst über den Bären verbreitet habe, schließe ich hier ab. Auch das Sternbild des Bären ist dort besprochen, S. 127 f. Die Vergleichung stammt von einem Jägervolk. Andere sahen in dem glänzenden Gestirn das Bild eines Ochsenwagens und im Anschluß daran deutete man den ganz kleinen Stern über dem mittelsten in der Deichsel des Wagens als den Däumling, der durchs Schlüsselloch schlüpft und allerlei lose Streiche ausführt. Im pseudohomerischen Hymnus auf Hermes wird der Gott zum Helden dieser Däumlingsabenteuer gemacht. Der sizilianische Bauer erblickt in den beiden äußeren Sternen des großen Wagens zwei Ochsen, in den beiden inneren, noch zum Wagenkasten gehörigen,

zwei Diebe, die die Ochsen nächtlicherweile gestohlen haben, in den Deichselsternen aber die Verfolger, nämlich im ersten den Rinderhirten, im zweiten, dem bekannten Doppelstern, das Weib des Hirten mit ihrem Kind, im äußersten den Knecht.

Nagetiere (Rodentia).

Eichhorn.

Das Eichhorn, *Sciurus vulgaris*, wie Brehm sagt »unstreitig eine der Hauptzierden unsrer Wälder«, wird von den Schriftstellern fast gar nicht erwähnt. Und doch war es keineswegs unbekannt, vielmehr ein beliebtes Spielzeug der Damen in Rom (Mart. V 37); eine Illustration dazu gibt eine viereckige Aschenurne zu Pisa: eine Frau ruht auf einem Polster und rechts von ihr sitzt ein Eichhörnchen[148]. Auch auf einer attischen Grabstele[149] sehen wir ein zierlich fressendes Eichhörnchen auf der Hand eines Jünglings und darunter einen kleinen Knaben. Also auch die griechischen Kinder liebten das muntere Tierchen; ebenso die Kinder der Vandalen(?) in Ungarn — zwischen 300 und 400 n. Chr. In einem einzigen Gräberfelde bei Keszthely fand Lipp (Gräberfelder von Keszthely 23) bei fünf Kindergerippen Eichhörnchenskelette auf den Schulterknochen, und noch ein sechstes Eichhörnchen lag in einem Grab in der Nähe. Oppian (II 586) sagt, er übergehe es als »sehr unbedeutendes« Objekt der Jagd und erzählt, daß es sich in der Sommerhitze mit dem eigenen Schwanze Schatten mache, daher auch Schattenschwanz σκίουρος genannt werde. Natürlich ist diese Wortbildung auf Volksetymologie zurückzuführen, gerade wie das deutsche Eichhorn ursprünglich nichts mit dem Baume und dem Horne zu tun hat. Die Eiche, welche das Tier durchaus nicht liebt, steht auch mit den Varianten Echhorn[150] und Eschorn(?) nicht im Einklange. Mittellateinisch heißt das »Aichorn« *spiriolus*, was durch Volksetymologie aus *sciurulus* entstanden sein wird: das Tierchen mit dem schöngewundenen, »spiralförmigen« Schwanze (Carm. Burana² p. 176 Sch.). In den heutigen griechischen Wäldern lebt nur die schwarze Varietät. Auf kleinasiatischem Boden ist das gewöhnliche Eichhorn zu Hause, während es am Nordgestade des Pontus fehlt. Gestreifte Eichhörnchen *(Sciurus striatus)* überwiegen bei den Jakuten und Russen, daher nennen sie es gestreiftes Tier.

Für das antike Griechenland, Italien und die römische Schweiz ist das Tier bezeugt durch Kunstdenkmäler. So sieht man an einem marmornen Springbrunnen zu Athen zwei hübsche Eichhörnchen; und von dem attischen Grabsteine haben wir oben gesprochen.

Ebenso ist eines auf einem Sarkophag von Rom. Die Statuette eines nagenden Eichhörnchen sieht man bei Reinach stat. II 777, 5. Farbig ist die Darstellung auf zwei Mosaikböden der römischen Schweiz, deren einer durch etliche beigelegene Münzen in die Zeit zwischen Vespasian und Commodus datiert ist. Das erstere, ein schönes Orpheusmosaik, lag an der Römerstraße von Ebredunum nach Aventicum. Das zweite kleinere, auf dem gleichfalls außer anderen wilden Tieren auch ein Eichhorn sich befindet, ward zu Aventicum selber ausgegraben (v. Haller, Helvetien unter den Römern II 322. 278). Es stimmt damit, daß in den Pfahlbauten der Schweizerseen gar viele Reste des Tieres gefunden worden sind.

Plinius scheint es persönlich beobachtet zu haben, seine Schilderung ist nicht unrichtig. Er sagt: das Eichhorn sieht die kommende Witterung voraus, verstopft den Eingang seiner Höhle (sollte heißen seines Nestes) auf der Seite, woher der Wind kommen wird, und öffnet den Ausgang auf der anderen Seite. Sein langbehaarter Schwanz dient ihm als Decke. Die Vorderfüße gebraucht es wie Hände und bringt mit ihnen das Futter zum Munde.

Für die griechisch-römische Mythologie und Religion existiert das Tier nicht, auch nicht für die Symbolik. Dagegen haben die Germanen und die Inder das Eichhorn nicht unbeachtet gelassen. Wegen seiner roten Farbe war es dem Donar heilig gleichwie der rote Fuchs; in Deutschland und England sind Bräuche erhalten, die auf Eichhörnchenopfer an Ostern und Weihnachten gedeutet werden, und am Weltbaume Yggdrasill läuft das îkorni, Eichhorn, namens Ratatöskr, unaufhörlich auf und ab. In einer indischen Sage aber erscheint ein Eichhörnchen, das mit seinem Schwanz den Ozean auszutrocknen unternimmt. In anderen Versionen tut es der Fuchs.

Eigentümlich und recht hübsch ist die Heinzelmännchen- oder Gnomenrolle, die das anmutige Tier in einer indischen Variation des Weltromans von Amor und Psyche spielt. Tulisa-Psyche hat in den Tagen ihres Glückes einmal ein Eichhörnchen, das sich in ihren Schoß flüchtete, vor einem verfolgenden größeren Tiere beschützt. Aus Dankbarkeit stehen ihr nun die Tierchen in den vielen Nöten bei, worin sie infolge ihrer törichten Neugier und der Sehnsucht nach dem mysteriösen verlorenen Gatten gebracht wird. Sie entdecken ihr das Geheimnis, wie der Geliebte aufgefunden und erlöst werden könne; hüpfen und springen, um ihr Mut einzuflößen, vor ihr voraus, als sie über den grausigen schlangenwimmelnden Fluß setzen muß; sie weisen ihr den Weg zu dem Neste, aus dem sie ein Ei braucht, dem der rettende Vogel entschlüpfen wird; sie vertauschen den Samen, aus dem sie einen prachtvollen Schmuck zu

fertigen hat, mit einer Masse köstlicher Edelsteine; und als endlich alles unter den größten Mühsalen und Gefahren zum guten Ende gebracht und die Räuber des Thrones unterlegen sind, führen sie im Verein mit Genien und Schlangen den wiedergefundenen und erlösten Geliebten in triumphierendem Zuge zur vielgeprüften Tulisa-Psyche auf das königliche Schloß.

In Indien lernten die Griechen auch das fliegende Eichhorn kennen, *Sciurus volans*. Die Alexandersage erzählt von Nachtfüchsen, νυκταλώπεκες, die sich aus dem Sande erhoben und 8—10 Ellen weite Sprünge machten (Pseudokallisth. 3, 17). Auch bei Aristoteles (Tiergesch. I 5, 4) wird ein hautbeflügelter (dermopteros) Fuchs erwähnt, nach Sundevall S. 41 das fliegende Eichhorn, das dem Aristoteles wohl bekannt gewesen sein kann, wenn nicht aus Ostindien, doch aus den Pontusgegenden oder den noch näher gelegenen Hämuswäldern. Pallas I 6 bezeugt, daß *Sciurus vulgaris*, *striatus* und *volans* in ganz Rußland und Sibirien bis zum Aufhören der Wälder vorkommen.

Außerdem wären von Namen noch anzuführen die altgriechischen Ausdrücke für Eichhorn: καμψίουρος »den Schwanz biegend« (Hesych), ἵππουρος »mit Roßschweif« (Hesych und CgL.), νηεξίς »eine Art Maus in Kappadokien, die von manchen σκίουρος genannt wird« (Hesych). Lettoslawisch weweri, daher auch neugriechisch βερβερίτζα (werweritza), lateinisch viverra, das lebhaft sich bewegende Tier. Im Lateinischen hat das Wort die Bedeutung Frettchen. Im normännischen Patois heißt das Eichhorn froue, froe, von froer = frotter. Das Italienische, Aragonische, Provençalische, Französische, Englische und Altspanische haben sich in verschiedenen Formen *sciurus* und *sciurulus* zu eigen gemacht. Für sich allein steht spanisches arda, ardilla, portugiesisch harda[151]. Ich halte das Wort für iberisch, baskisch ist es nicht.

Murmeltier und Bobak.

Das Murmeltier, *Arctomys marmota*, wird von Plinius Alpenmaus, mus Alpinus genannt; nicht eben unpassenderweise: lebt es doch in Löchern und pfeift wie eine Maus. Das rätisch-französische marmotte bedeutet eigentlich Bergmaus. Nach Plinius »bringt es den Winter in seiner Höhle zu, wohin es vorher Futter schafft. Zu diesem Zwecke legt sich, wie man sagt, ein Murmeltier auf den Rücken, wird mit Heu beladen, hält die Ladung fest, läßt sich von einem anderen mit den Zähnen am Schwanze packen und in die Höhle ziehen. So wechseln sie ab und deswegen ist zu dieser Zeit ihr Rücken abgerieben.« Tatsächlich findet man oft Murmeltiere, deren

Rücken ganz abgerieben ist. Dies rührt aber bloß vom Einschlüpfen in die oft überaus engen und langen Höhlengänge her. Das Einsammeln von Gras beginnen die klugen Tierchen schon im August. Timotheus schreibt von der Bärenmaus, ἀρκτόμυς, womit er zunächst wohl den osteuropäischen und asiatischen Bobak, *Arctomys bobak*, meinen wird, daß diese Tiere, wenn sie weiden, einen Wächter aufstellen. Wenn dieser aber nachlässig ist und jemand unbemerkt herankommen läßt, so töten sie, wie er behauptet, den pflichtvergessenen Wächter. Richtiger schildert die Sache Tschudi, der beste Beobachter des Lebens und Treibens der Alpentiere: Im Sommer, sagt er, kommen mit Anbruch des Tages die Alten aus der Röhre, stecken vorsichtig den Kopf heraus, spähen, horchen, wagen sich dann langsam ganz hervor, laufen etliche Schritte bergan, setzen sich auf die Hinterbeine und weiden hierauf eine Weile lang mit unglaublicher Schnelligkeit das kürzeste Gras ab. Bald darauf strecken auch die Jungen ihre Köpfe hervor, huschen heraus, weiden ein wenig, liegen stundenlang in der Sonne, machen Männchen und spielen artig miteinander. Alle Augenblicke sehen sie sich um und bewachen mit der größten Aufmerksamkeit die Gegend. Das erste, welches etwas Verdächtiges bemerkt, einen Raubvogel oder Fuchs oder Menschen, pfeift tief und laut durch die Nase, die übrigen wiederholen es teilweise, und im Nu sind alle verschwunden. Ob sie aber überhaupt Wachen ausstellen, wie Timotheus behauptet, ist nicht entschieden. Mir persönlich ist es nicht unwahrscheinlich: bei den amerikanischen Präriemurmeltieren steht es außer allem Zweifel (vgl. Wood bei Brehm² II 297).

Das Murmeltier von Kaschmir, eine Art Bobak, *Arctomys bobak*, ist in den Berichten der Griechen das Opfer wunderlichster Verwechslung geworden. Man fabelte nämlich wie anderwärts von goldhütenden Greifen, so auch von goldgrabenden Ameisen, die kleiner als große Hunde und größer als Füchse seien und Hörner haben. Ja in einem Tempel zu Erythrä in Jonien zeigte man zwei solche Ameisenhörner, die weiß der Himmel von welchem Tiere herrührten. Die Erzählung von der Art, wie das Gold diesen angeblichen Ameisen abgejagt worden sein soll, hat Dio Chrysostomus benützt, um eine malerische Beschreibung des Kampfes zwischen den Ameisen und den Goldjägern zu verfassen (orat. 35, II p. 72. 73 Reiske). Etwas mehr an die Wahrheit als solche abenteuerliche Reisefabeln hielten sich die viel älteren Schilderungen von Nearchos und Megasthenes (Lassen, ind. Alterth. I 850). Diese hatten Felle des Tieres gesehen und verglichen sie mit Pantherpelzen. Nun finden sich in den breiten Hochtälern Kaschmirs die erwähnten Murmeltiere, die sich großartige Winterbehausungen selbst im härtesten Boden aushöhlen.

Ihre Felle bilden einen wichtigen Handelsartikel und werden sowohl nach Indien als nach China gebracht. Der obere Teil des Felles hat Ringe, die an den Panther erinnern. Die Lebensweise dieser Tiere ist der der Ameisen ähnlich und die unzähligen Hügel, die man in den Grassteppen Innerasiens bemerkt, erwecken im beobachtenden Fremdling ohne weiteres die Idee von Ameisenhaufen. Dies gibt die Vermutung an die Hand, daß die Inder des Tieflandes die Benennung Ameise auf das ihnen unbekannte Tier des Hochlands übertragen haben. Auch im Mahabharata hat man eine Stelle gefunden, wo von Ameisen (pipica) die Rede ist, die Gold ausgraben.

Übrigens will ich nicht verschweigen, daß ein neuerer dänischer Gelehrter, Schiern[151b], in den fabelhaften Ameisen die goldsuchenden Menschen selber erkennen will, die sich in Felle hüllten und teilweise auch die Hörner der Tiere als Kopfschmuck beibehielten. Er beruft sich auf die eigentümlichen, zum Teil noch jetzt bestehenden Gebräuche der tibetanischen Goldgräber. Und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß außer dem Bobak auch die menschlichen Goldgräber selbst zur Ausbildung der Sage beigetragen haben.

Eines ist sicher: gerade der Bergwerksbetrieb ist im Altertum ein ganz besonders beliebter Tummelplatz der Erfindungen und Mythen gewesen und gewiß ist vieles absichtlich erdichtet worden, um Konkurrenten abzuschrecken: daher die Legenden von den grausamen goldhütenden Greifen, von den Kyklopen, vom Minotaurus, vom Faden der Ariadne, und schließlich von den wunderbaren Kräften der indischen Ameisen, die durch ihre rasende Schnelligkeit im Verfolgen ungemein gefährlich sein sollten.

Biber (Castor fiber).

Die Jagd auf den Biber ist in der Kultur und Entdeckungsgeschichte von größerer Bedeutung gewesen, als man zunächst denkt. In Kanada bildeten die Biberpelze den Mittelpunkt aller Operationen und Handelsunternehmungen der französischen Pelzgesellschaft Compagnie du Castor ou du Canada, ebenso auch der später gestifteten Hudsonbay-Company der Briten und der noch jüngeren Nordwestkompagnie der Kanadier. Lange Zeit waren Biberfelle in jenen Gegenden das kurante Geld. Für das klassische Altertum der historischen Zeit war das Tier von geringerer Bedeutung, dennoch verdient es eine genauere Beachtung.

Das Tier führte die Namen κάστωρ, λάταξ, σαθέριον, σατύριον, castor, fiber. In der Hauptstelle bei Aristoteles (h. a. VIII 5) werden die vier griechischen Namen angeführt, als ob es lauter ver-

schiedene Tierarten wären, aber die neueren Forscher (Sundevall und Aubert-Wimmer) sind darüber einig, daß ein und dasselbe Tier gemeint sei: nur stammen die Nachrichten und Benennungen aus verschiedenen Ländern. Σαθέριον und σατύριον sind wohl unergründlichen, barbarischen Ursprunges, so zwar, daß die letztere Form eben volksetymologische Angleichung des echteren σαθέριον an die griechische Sprache aufweist. Λάταξ bezeichnet sicherlich zunächst die »Flüssigkeit« des Bibergeils, für welches auch der Name μόσχος, Moschus, überliefert ist[152]. Κάστωρ erklärt man als Holzspalter oder als glänzendes Tier (mit schönglänzendem Fell) oder hält es für eine barbarische, wahrscheinlich kleinasiatische Schöpfung (Lassen, ind. Alterth. I 316). Das lateinische fiber, vulgär und mittellateinisch biber (Polemius[152b]), beber und bever, deutsch Biber, altkeltisch bebros, Biber, sanskrit. babhru (Ichneumon) ist verwandt mit viverra (Frettchen), arabisch wabr (Klippdachs) und bezeichnet ursprünglich ein kleines Pelztier; alle Namen aber gehen zurück auf eine reduplizierende Wurzel, welche »rasche lebendige Bewegung« bedeutet. Nach anderen allerdings ist der Grundbegriff des Wortes Biber «braun«.

Einst über ganz Europa verbreitet und zur Pfahlbauzeit in großer Zahl vorhanden, war er schon bei den Griechen der klassischen Periode ausgerottet und erhielt daher auch den wahrscheinlich fremdländischen Namen κάστωρ, während das Wort »Biber«, lateinisch fiber, allgemein indogermanisch ist.

Erst in späteren Zeiten kam er wieder in das verödete Land und hauste am Alpheios (nach Heldreich), wie er auch in Deutschland während des dreißigjährigen Krieges sehr überhand nahm[153]. Unter den vielen Pelzsorten, die der böotische Händler bei Aristophanes nach Athen bringt, befindet sich kein Biberfell. In Italien ist er für die Pomündung durch Strabo bezeugt, für die Gegend von Placentia durch den Ortsnamen Bebriacum. In Latium haben wir den Biberbach Fibrenus bei Arpinum, ein Nebenflüßchen des Liris, und Varro bezeugt sein Vorkommen in den Flüssen von Latium. Der Umbrer Plautus hat ihn offenbar gekannt; er sagt: »Du steckst dich täglich unter mich wie der Biber unter die Weiden«, und gerade die Weide und die Pappel (Arist. VIII 5) benutzt er am liebsten zum Bau seines Holzhauses. Doch war er in der klassischen Zeit nur noch vereinzelt in Italien, nicht kolonienweise, und die Alten hatten also keine Gelegenheit, die wunderbaren Wohnungen zu sehen, die der Biber zu bauen versteht. Reich an Bibern war Pontus mit den Marschniederungen und Wäldern am Thermodon und Iris[154], ferner Galatien und die skythischen Wüsten[155], wie das schon von Herodot beschriebene Land der Budiner. »Diese bilden ein

großes und zahlreiches Volk mit tiefblauen Augen und rotem Haar ... sie sind Ureinwohner, führen ein Nomadenleben und sind die einzigen unter den dortigen Völkern, welche Läuse essen.« Das affenartige Zerbeißen der Läuse hat man bei vielen Naturvölkern angetroffen ... »Ihr Land ist ganz dicht mit allerlei Wald bewachsen und im dicksten Walde liegt ein ausgedehnter tiefer See, der rings von Sumpf und Röhricht umgeben ist: darin werden Fischottern, Biber und andere Tiere mit vierschrötigem Gesicht (also Seehunde) gefangen, mit deren Pelzen sie ihre Fellröcke verbrämen«. Die Budiner, ein permischer Stamm von finnischem Ursprung, bewohnten das weitgestreckte Stromgebiet der mittleren Wolga und jagten das Renntier.

Sehr gemein war der Biber im Gebiet der Donau (Andromachos bei Galen. XIV 41). Darauf deuten viele Ortsnamen aus keltischer und germanischer Urzeit[156]. Namentlich zur Zeit der germanischen Besiedelung und bald darauf muß das Tier sehr häufig gewesen sein. In Gallien haben wir außer den Ortsnamen Bibracte, jetzt Autun, Bibrax, Bebronna, Bebrisa, Bebropicus u. a. an der Göttin Bibractis ein wertvolles Zeugnis: man erklärt sie als Patronin der Biberjagd.

Für Britannien spricht der Name des Volkstammes Bibroci. Im Kornischen heißt das Tier befer, gälisch beabhar. Der alte Chronist Giraldus Cambrensis gedenkt seiner als seltenen Bewohners des Flusses Teyfy in Wales um das Jahr 1180. Seither ist er natürlich längst ausgerottet.

An den Flüssen der iberischen Halbinsel hausten zu Augustus Zeit noch viele Biber; aber das von ihnen gewonnene Bibergeil war weniger wirksam als das pontische (Strab.).

Vom pontischen Biber galt dafür selbst das Fell als medizinisch wertvoll: die Schuhe, die man daraus herstellte, vielleicht feinste Filzschuhe, halfen gegen das Podagra (Plin. XXXII 110). Nächst dem pontischen und galatischen Bibergeil hält Plinius (XXXII 27) das aus Afrika für das wirksamste. Heutzutage ist das russische (sibirische) Bibergeil am meisten geschätzt. In der Tat wohnt dem Bibergeil eine heilende, krampfstillende Kraft inne: es war nur das töricht von den Alten, daß sie es als förmliches Universalmittel ausgaben; denn es existiert kaum eine Krankheit, die sie nicht mit Bibergeil oder mit Pillen (trochisci, trocisci) und Salben (collyria) daraus heilen zu können wähnten, z. B. Starrkrampf, Epilepsie, Apoplexie, Marasmus, Lethargie, Gonorrhoe, Frauenkrankheiten, Satyriasis, Zittern der Hände, Hundswut, Blasenleiden, Kopfschmerz, Augenentzündung, Ohrenschmerzen, Kolik, Phrenitis, Dysenterie, Schwerhörigkeit, Taubheit, Elephantiasis, Herzkrankheiten, Nervenkrankheiten, Hirnentzündung, Erstickungsanfälle, Schlangenbiß, Zahnschmerzen, Darmverschlingung,

Blähungen, Husten, Ischias, Magenleiden, wuchernde Haare, kurz einfach alles.

Schon der Vater der Geschichte erwähnt die Heilkraft des Bibergeils und mancher berühmte Arzt des Altertums scheint große Stücke von ihm gehalten zu haben. Krateuas, der Leibarzt Mithridates des Großen, gab bereits die richtige Beschreibung der Kastorsäcke, was um so weniger zu verwundern ist, da er im antiken Hauptlande des Tieres, Pontos, lebte. Es ist durchaus richtig, wenn er sagt, daß es zwei kleine eingezogene Drüsen seien, die mit dem Rückgrat so zusammenhängen, daß ihr Verlust das Leben des Tieres gefährde. Auch hat er recht mit der Behauptung, die in ihnen enthaltene Flüssigkeit, das καστόριον, castoreum, sei eine wachsähnliche Masse von starkem Geruch und bitterlichem Geschmack.

Im Altertum gehörte zu den verbreitetsten naturgeschichtlichen Fabeln die Erzählung von der Klugheit des Bibers, der sich bei der Verfolgung durch den Jäger die Hoden mit den Zähnen oder Klauen abreiße, weil er den Grund der Nachstellung kenne. Wenn er zum zweitenmal verfolgt werde, nachdem er schon seiner Hoden beraubt ist, so richte er sich auf und zeige, daß sie ihm fehlen. Sehr häufig drücke er auch die Testikeln zusammen und verstecke sie, um den Jäger glauben zu machen, sie fehlen ihm.

Auch hiebei darf man nicht kurzweg alles für absichtliche Erfindung erklären, sondern es liegt eine ungenaue und unverstandene Naturbeobachtung zugrunde, sofern das Tier tatsächlich den Saft aus den Drüsen laufen lassen kann und oft selber aufleckt.

Die abenteuerliche Fabel von der Selbstentmannung ist natürlich auch in den Physiologus aufgenommen worden, überhaupt hat man sie im Altertum und Mittelalter allgemein geglaubt, trotz des Widerspruchs von Sextius Niger, der auf Krateuas zu fußen scheint, und trotz der anatomisch genauen Richtigstellung durch Dioskurides; ja es schreibt sich von dieser Legende das lateinische Zeitwort castrare her: unkritische Leute freilich wie Isidor leiteten umgekehrt castor von castrare her. Castrare heißt eigentlich nichts anderes als jemanden nach Biberart behandeln. Im Roman des Apuleius verwandelt die thessalische Hexe ihren ungetreuen Geliebten mit einem einzigen Zauberwort in einen Biber (fera castor), damit er ein entsprechendes Strafgericht erleide (quod ea bestia captivitatis metuens se ab insequentibus praecisione genitalium liberat).

Das wollige, äußerst weiche und warme Fell, von dem Plinius sagt, es sei weicher als Vogelflaum (VIII 110 vgl. Sen. benef. II 29) wird als wichtiger Handelsartikel im Edikte Diocletians erwähnt (c. 8). Man wob die Haare auch zu Kleidern (fibrinae oder castorinae vestes,

καστόρια ἱμάτια), die offenbar so kostbar waren wie seidene (Ambros. de dignit. sacerd. 4. Zuerst erwähnt im vierten Jahrhundert n. Chr.).

Die persische Anāhita, das Urbild der ephesischen Artemis, wird im Avesta geschildert als ein schönes, starkes Mädchen mit schwellender Brust; auf dem Haupte eine goldene Sternenkrone; Ohrringe und ein Halsband von Gold schmücken die Göttin; ihr Kleid ist ein Gewand aus Biberfell. Der Biber selber war heilig und unverletzlich (Gubernatis zool. myth. II 79).

Ebenso ist die reine Ardvīçūra, nach der gewöhnlichen Ansicht eine Wassergöttin, mit Biberfell bekleidet; sie ist weiß und silbern wie die weiße Dämmerung, rosig und golden wie die Morgenröte; ihr Diadem ist aus hundert Sternen gemacht. Das Tier muß also im Altertum in Iran gelebt haben und heute noch findet man große Biberbauten im Euphrat.

Ob das Fleisch, dem man Wohlgeschmack nachrühmt, gegessen wurde, wissen wir nicht. Bei den Indianern gilt der Schwanz als Leckerbissen.

Eigentümlich war die Jagd. Man beschlich ihn nächtlicherweile, die Fackel in der Hand. Da er das Feuer fürchtet, bleibt er regungslos liegen und läßt sich greifen (Anonym. Matth. 54). Eine Biberfalle vielleicht uralten Ursprungs hat man im Laibacher Moore gefunden (Wiener Jagdausstellung 1890). In Amerika fängt man ihn noch jetzt mit Fallen verschiedener Konstruktion.

Gartenschläfer.

Zu den Eichhörnern, σκίουροι, wurde wegen der großen körperlichen Ähnlichkeit auch der Siebenschläfer, *Myoxus glis* und wahrscheinlich auch der Gartenschläfer, *Eliomys nitela* gezählt. Beide Tiere gleichen dem Eichhorn, unterscheiden sich aber wieder von ihm durch ihre Farbe und durch ihre zweimal kleinere Gestalt, der Gartenschläfer außerdem durch einen weniger langhaarigen Schwanz. Der Siebenschläfer ist überhaupt in Südeuropa verbreitet, der Gartenschläfer beschränkt sich auf Westeuropa. Es kann daher nicht wundernehmen, daß wir keine einzige Stelle finden, wo vom Gartenschläfer als einem den Griechen bekannten Tier die Rede wäre, abgesehen von einer Glosse des Pseudophiloxenos: nitela δενδροβάτης d. i. Baumsteiger. Dies kann auch auf die richtige Etymologie von nitela führen: niti heraufsteigen: er klettert mit Vorliebe an Spalieren und Bäumen hinan und sucht sich die besten und saftigsten Früchte aus. Ein einziger, sagt Brehm, reicht hin, eine ganze Pfirsich- oder Aprikosenernte zu vernichten. Ich stimme daher Heldreich nicht bei, wenn er das aristotelische und sonstige ἐλειός als Gartenschläfer, nitela, inter-

pretiert, sondern fasse es identisch mit dem lateinischen glis. Damit stimmt auch die Tradition, sofern die zweisprachigen Glossen glis mit ἐλειός erklären.

Über den Gartenschläfer, *Myoxus nitela* (auch große Haselmaus genannt), der in Italien wohlbekannt war und nitela oder auch nitedula hieß, haben wir bloß ein paar Notizen. Wir hören, daß er in Büschen lebe (Cic.), Winterschlaf halte gleich dem Siebenschläfer (Plin.), und endlich gibt ihm Martial in einem Epigramm, das von pomphaften Phrasen wimmelt, das Beiwort golden, womit er sein goldblondes Fell meint. In die romanischen Sprachen ist nitela nicht übergegangen. Er wird nicht so fett als der Siebenschläfer und sein Fleisch ist nicht eßbar (Schreber 835).

Wegen der großen Verbreitung in den Horazausgaben ist aber noch die Stelle des Horaz (Briefe I 7, 29) zu erwähnen, wo vom Füchslein erzählt wird, daß es in einen »Getreidekorb« kroch und sich dort vollfraß, bis es nicht mehr heraus konnte; hier ist nämlich statt des Fuchses, vulpecula, aller Handschriften eine nitedula, d. h. angeblich ein Hamster (mit Bentley) in den Text gesetzt worden. Allerdings wird durch die Vertauschung des Füchsleins mit einem Hamster die Fabel insofern verbessert, als für den unpassenden Fleischfresser ein Getreidefresser auftritt, aber erstens ist zu erinnern, daß die äsopische Fabel sich oft herzlich wenig um die wahre Naturgeschichte der ohnedem ja in unnatürlicher Weise sprechenden Tiere kümmert, und zweitens würde durch die »Verbesserung« Bentleys auf der anderen Seite wieder etwas verschlechtert: denn man begreift nicht, warum ein so ausgezeichneter Nager wie Hamster, Haselmaus und Gartenschläfer (ob man nitedula falsch oder richtig auffaßt, bleibt für diese Frage gleich) ruhig in dem Korbe bleibt und nicht vielmehr seine scharfen Zähne gebraucht, um das Loch in dem Geflecht etwas weiter zu machen. Also was auf der einen Seite durch die willkürliche Textänderung gewonnen wird, geht auf der anderen reichlich wieder verloren. Schließlich ist noch sehr zu erwägen, daß nitela nun- und nimmermehr Hamster bedeuten kann, allerhöchstens Haselmaus, sofern dieses sonst nicht erwähnte Tier als Verwandte des Gartenschläfers allenfalls mit dem gleichen Namen hätte bezeichnet werden können. Allein auch die dem eigentlichen Italien fremde Haselmaus, *Myoxus avellana*, frißt lieber Haselnüsse, Wallnüsse, Eicheln und Beeren, nicht aber Getreide, und am allerwenigsten mit solcher Leidenschaft, daß sie sich daran überfressen oder gar übermästen würde. Kurz die Naturgeschichte an sich hätte die Herren Bentley, Haupt, Kießling, Ribbeck, Lucian Müller usw. von einer Textänderung abhalten sollen, vor der ich schon in den Epile-

gomena zu Horaz (Leipzig 1880, S. 629—632) aus allerlei anderen Gründen nachdrücklichst gewarnt habe.

Siebenschläfer.

Vom Siebenschläfer oder Bilch[157], *Myoxus glis*, ἐλειός, sagt Aristoteles ganz richtig, daß er seinen Winterschlaf in hohlen Bäumen halte und um diese Zeit außerordentlich fett werde. Dieses Feistwerden verbunden mit dem Wohlgeschmack des Tieres, besonders wenn es einer systematischen Mästung mit Lieblingsfutter unterworfen wurde, hatte den römischen Feinschmeckern, wie es scheint, schon gegen den Ausgang des zweiten Jahrhunderts v. Chr. das niedliche Tierchen, das in Italien selbst wild lebte, als Delikatesse empfohlen. Auch lange nach der Erfindung der »Glirarien« fing man das Tier in den Wäldern Italiens. Martial beschreibt III 58 im Gegensatz zu den übertrieben üppigen suburbanen Villen bei Rom eine einfache ländlich idyllische Villa bei Bajae, wo der Bauer als Gruß u. a. »aus dem Wald schlafsüchtige Bilche« (v. 35. 36) herbeibringt, Bilche, die der gleiche Dichter an einem anderen Platze von sich selber sagen läßt:

»Winter, dich schlafen wir durch, und wir strotzen von blühendem Fette
Just in den Monden, wo uns nichts als der Schlummer erhält.«

Den feinsten Braten gaben jedoch nicht die wildlebenden, sondern die gefangen gehaltenen, vor jeder Beunruhigung geschützten und reichlich genährten Tiere. Man faßte ein Stück Land mit Stein- oder Lehmmauern ein, die innerhalb mit einer glatten Steinkruste oder

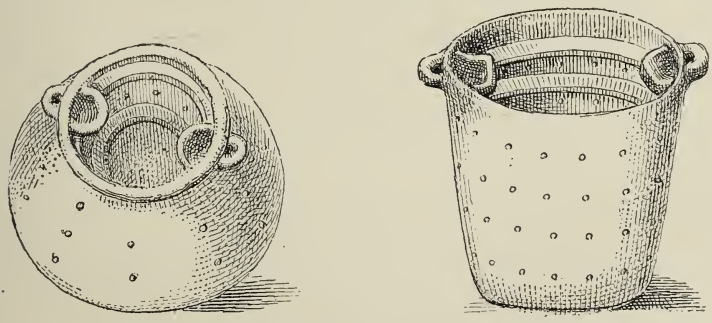


Fig. 61. Glirarien, nach Daremberg Fig. 3631.

Glasur so überzogen waren, daß kein Tier herausklettern konnte. Es mußten sich darin Bäumchen befinden, die eichelartige Früchte trugen, oder man schüttete Eicheln und Kastanien in den umhegten Platz. Auch waren geräumige Höhlungen notwendig, in denen sie Junge werfen konnten. Wasser brauchten sie wenig, sie liebten einen

trockenen Aufenthalt. Die Erfindung dieser Glirarien verdankte man einem älteren Zeitgenossen des Lucullus, der auch die Vivarien oder Tiergärten für Wildschweine, Hirsche u. dgl. einführte. Allein die Gourmandindustrie der Römer begnügte sich mit einer solchen freiwilligen Mästanstalt nicht, sondern man schritt weiter zur künstlichen Mast in kleineren Glirarien. Einige solche hat man zu Herculaneum ausgegraben. Es waren bauchige irdene Gefäße von eigentümlicher Konstruktion, so daß die Tiere an den Wänden herumklettern konnten und daselbst auch Löcher zum Nisten fanden (Fig. 61, S. 191).

Aus den oben beschriebenen Siebenschläfergärtchen, wo ganze Schwärme von Bilchen, *examina*, wie Plautus sagt — »große Herden« variiert es Varro — gehalten wurden, fing man die hoffnungsvollsten Exemplare heraus, steckte sie in die irdenen Fässer, dolia, sperrte möglichst alles Licht ab und gab ihnen in reichlichstem Maße Eicheln, Wallnüsse oder Kastanien. Bei der Auswahl der Mastbilche mußte man sorfältig darauf achten, daß bloß Landsleute zusammengesteckt wurden: sonst wurden unfehlbar die schwächeren von den stärkeren aufgefressen. Das Bilchmästen war sicher eine rentable Kunst. Die reichen Schlemmer setzten ihren Stolz darein, möglichst große und schwere glires zu erzielen. Ammianus Marcellinus XXVIII 4, 13 erzählt voll Entrüstung, daß man bei den Mahlzeiten Wagen aufstelle, um die servierten Bilche zu wägen; Notare (notarii) werden beigezogen, welche die Ziffern zu buchen und mit ihrem Siegel zu bestätigen haben, was für einen ungewöhnlich großen Siebenschläfer der Gastgeber habe auf die Tafel bringen lassen. Was half es, daß schon im Jahre 78 v. Chr. in der lex Aemilia dagegen eingeschritten und die Siebenschläfer samt den Muscheln und außereuropäischem Geflügel einfach verboten wurden? Wie sämtliche Luxusgesetze verlief auch dieses mit großer Geschwindigkeit im Sande. Der Mimendichter Laberius, ein Zeitgenosse Cäsars, erwähnt die Bilche als etwas sehr bekanntes. Allerdings hebt er nur die sprichwörtliche Schlafsucht (optimus somnus) hervor, die ja auch den deutschen Namen Siebenschläfer veranlaßt hat. Der Lateiner sagt glirius, siebenschläfrig, im Sinne von schlafsüchtig (somnolentus) und stumpfsinnig (stupidus). Bei der komisch-protzigen Mahlzeit Trimalchios fehlen die Bilche natürlich auch nicht: honigbestrichen und mohnbestreut werden sie aufgetragen. Rezepte für ihre Zubereitung finden sich bei Apicius. Siebenschläferfett, gliris pingue, verordneten die Ärzte, auch abgezogene Bilche (deglupti) und Bilchfelle fanden medizinische Verwertung.

Die bildenden Künstler haben sich den Siebenschläfer auch nicht entgehen lassen, nur wird er von den modernen Gelehrten ge-

wöhnlich falsch als Haselmaus, Katze oder dgl. ausgelegt. Die Gemmenschneider, die ja eine ausgesprochene Vorliebe für phantastisches Genre mit Tierfiguren haben, zeichnen ihn oft, wie er mit komischem Hühnergespann dahinfährt, wie er auf einer Schildkröte statt auf einem Pferde reitet, wie ihm ein Bär auf phrygischer Flöte blasend Tanzstunde gibt (M. u. G. XVI 21) usw. Viel naturgetreuer aber ist er auf manchen Reliefs zu schauen, wo er zwischen Blättern und Ranken herumsteigend Leben in die Staffage bringt. Zum Symbol ist er nicht verwendet worden, man müßte nur den Bilch an einer Dionysos-Heliosbüste (Müller a. D. II 75, 970) als Sinnbild der Behaglichkeit interpretieren. Sehr hübsch ist das Tierchen dargestellt auf einer Silberschale von Bosco Reale und auf dem Relief des Lateranmuseums, das wir hier geben (Fig. 62).

Fig. 62.

Eine Siebenschläferstatue in dreifacher Lebensgröße sieht man im Saal der Tiere im Vatikan (nr. 147). Auch das Münchner Antiquarium besitzt die hübsche Statuette eines nußknackenden Siebenschläfers (nr. 942).

In Gottschee, in dessen Buchenwäldern oft während einer Nacht Hunderte von Bilchen gefangen werden, hat die Phantasie des Volkes ein »Pilichmandle« geschaffen, ein kleines Männlein mit rotem Käppchen, das die Bilche vor allzu rücksichtsloser Verfolgung schützen soll. Wird der Bilchfang übertrieben, so klopft er mit seiner Hacke dreimal an jede Buche. Sofort verlassen die Bilche ihre Höhlen und folgen ihrem Beschützer, der bald eine unabsehbare Herde Siebenschläfer in einen ruhigeren Wald entführt (W. Tschinkel, Sagen aus Gottschee S. 6).

Die Glossatoren rechnen den Bilch, ἐλειός, zu den Mäusen, sie erklären ihn als Baummaus (ὁ μῦς ὁ εἰς τὰ δένδρα).

Im Edict. Diocl. 4, 38 bezahlt man für 10 Stück μύες ἐλιοί (besser ἐλειοί in der anderen Handschrift) 400 Denare. Sie werden mitten zwischen anderen Delikatessen aufgeführt.

Maus.

Schauen wir nun, was für eine Rolle die Maus, dieses ewig dem Menschen nachziehende und vom Menschen verfolgte Tierchen, im klassischen Altertum gespielt hat. Klein ist die Rolle natürlich und unbedeutend für das Große der Weltgeschichte, aber doch hatte sie

für den gewöhnlichen Menschen, für das häusliche Stilleben, und namentlich für den Ackerbau eine Bedeutung, die man leicht zu unterschätzen geneigt ist. Nicht nur in den Genrebildern antiken Lebens, wie sie uns die Komiker und Mimographen malen, tritt dann und wann ein Mäuslein auf; auch die nüchterne und trockene Geschichtschreibung berichtet gelegentlich von Mäusen, freilich nicht was eine einzelne ausführte, sondern was eine ganze Armee dieser Feinde des Ackerbaus durch enorme Verheerungen gesündigt habe. Fürchterlich war der Schaden, den oft in heißen Jahrgängen die Mäuse im Altertum anrichteten. Da sie bei solchem Wetter sich wunderbar stark vermehrten, so erschienen die Feldmäuse dann zuweilen in so unabsehbarer Menge, daß sie ganze Saaten vernichteten. Und es ging so schnell, daß manchmal Landleute, welche kein großes Feld hatten, plötzlich die ganze Ernte abgefressen fanden, wenn sie mit den Schnittern kamen, obgleich sie noch am Tage zuvor das Korn reif hatten dastehen sehen. Die Menschen, fährt Aristoteles fort, dem wir diese Notiz entnehmen, sind außerstande über sie Herr zu werden, wenn sie auch noch so viel räuchern, graben und Schweine auf die Äcker treiben. Diese wühlten nämlich die Löcher der Mäuse auf und Füchse und Wiesel bissen sie dann tot. Aber all diese Mittel waren kraftlos, nur Wasserfluten und Regengüsse brachten ernstliche Hilfe. Besonders hatten von solch entsetzlichem Mäusefraß Italien (Diod. Rutilius I 289), Spanien (Strab.) und Kleinasien (Strab.) zu leiden (Theophr. bei Plin.). Darum finden wir auch zu Chrysa in Troas schon bei Homer den Apollo als Smintheus oder Mäusegott verehrt, gerade wie in Ländern, die oft unter Heuschreckenfraß litten, Apollon Parnopios, der Heuschreckentöter (in Athen), oder Herakles Kornopion, der Heuschreckengott (am Öta), Verehrung genoß. Eine eherne Statue des Apollon Parnopios von Phidias oder einem seiner Schüler sah noch Pausanias auf der Akropolis. Wie die Athener und Ötäer zu ihren Heuschreckenvertilgern, und wie die Semiten zu ihrem Beelzebub, dem »Herrn des Ungeziefers«, so beteten die kleinasiatischen Griechen zu Apollo Smintheus als dem Gott der Sommerhitze, der die Mäuse sendet und ihr Herr ist, der sie ruft, aber auch entfernt, wenn er den Menschen huldvoll gesinnt ist. Im heißen Sommer ist die Zeit, wo der Mäusefraß die Fluren heimsucht und die Pest die Sterblichen befällt. Beide Ereignisse, wesentlich bedingt durch die Hitze, sind also eigentlich ein Werk Apollons, der nur das einemal selbst seinen silbernen Bogen auf die armen Erdensöhne spannt, das anderemal seine Diener und Untertanen schickt. Daher erblicken wir auf Münzen von Alexandreia Troas den Apollon Smintheus (»Zmitheus«) mit der Maus in der Rechten und Pfeil und

Bogen in der Linken. Wie berühmt und wichtig die lokaltroische Verehrung des Gottes als Smintheus war, können wir daraus abnehmen, daß man gerade denjenigen griechischen Bildhauer eine Statue des Mäusegottes arbeiten ließ, welcher eben durch seine Apollostatuen außerordentlichen Ruhm geerntet hatte, also sich auch ohne Zweifel am teuersten bezahlen ließ: es war dies Skopas. Der Gott, mit der Maus neben sich, stand im Tempel zu Chrysa, hoch oben auf einer Felsenhöhe, deren Fuß die Wogen des Meeres bespülten. Dem Apollo Smintheus mußte man opfern, um des Mäusefraßes Herr zu werden: so hatte der delphische Gott selbst den Äolern und Troern befohlen (Aelian v. h.). Eine sehr zierliche bronzene Maus hat man bei Troja ausgegraben (Sammlung Calvert). Verehrung des Apollo Smintheus zu Tenedos berichtet Livius.

Den ganz gleichen vorderasiatischen Sonnen-, Seuchen- und Mäusegott haben ohne Frage die Philister gemeint, wenn sie, wie wir der Bibel entnehmen, dem höchsten Gotte fünf goldene Mäuse, natürlich wegen des Mäuseschadens, stifteten und fünf goldene Abbilder jenes Körperteils, der von der schrecklichen Bubonenpest heimgesucht zu werden pflegte. Angeblich taten sie dies zur Sühne für die geraubte israelitische Bundeslade. Die Mirabilia Romae (c. 35 p. 31 P.) geben an, daß noch zu ihrer Zeit die mures aurei und ani aurei in der aus Jerusalem stammenden »archa« in Rom zu sehen gewesen seien. Leider sind sie natürlich bei einem der berüchtigten Saccos geraubt und eingeschmolzen worden. Auf karthagischen Votivsteinen mit punischer Schrift sind wiederholt zwei Mäuse dargestellt, die dem Baal gelten dürften (abgebildet bei Vigouroux-Ibach, die Bibel und neuere Entdeckungen, S. 391 Fig. 69), wenn nicht der Astarte-Aphrodite, der als einer der gewaltigsten Gottheiten zu Nagidos in Kilikien die Maus beigegeben war (M. u. G., Text zu II 8).

Auch bei den Griechen tritt der dem Baal noch besser entsprechende Zeus als Mausgott auf — so auf einer Alexandermünze, die wir in den Tier- und Pflanzenbildern II 6 gegeben haben. Das harmoniert aufs beste mit dem Fliegengotte Zeus, dem richtigen Baalzebub, Ζεὺς Ἀπόμυιος, den die Hellenen zu Olympia verehrten. Mehrere Münzen zeigen auch den Herakles auf dem Avers, auf dem Revers u. a. eine Maus: auch Herakles Kornopion, der tyrische Sonnengott, hat füglich die Maus zum Attribut erhalten können.

Unaufgeklärt ist die Beziehung der Maus zum Götterglauben der alten Gallier. Wir geben hier nach Daremberg-Saglio VI p. 1822 Fig. 4963 den berühmten keltisch-römischen Altar von Rheims (Fig. 63), wo über dem gallischen Gott, der zwischen Merkur und Apollo sich befindet, im Giebelfeld eine Maus ausgehauen ist. Den alten Persern

und Baktrern war die Maus ein Geschöpf des bösen Gottes Ahriman. Im Avesta gilt ihre Tötung als ein frommes Werk.

Größer als in der Religion war die Rolle des huschenden nächtlichen Tieres, das alle Frauen nervös macht, im Aberglauben. Wenn sie in Tempeln Silberschilde oder goldene Kronen anfraßen (zu Lanuvium, Antium, Cumae), bedeutete es den Römern schwere Zeiten, und man dachte nicht daran, daß vielleicht die Priester selbst

Fig. 63. Gallischer Altar.

die Gold- und Silbersachen abgefeilt haben könnten. In den Goldbergwerken schnitt man ihnen den Bauch auf, um das gefressene Gold herauszunehmen. Auch das Eisenfressen wurde ihnen an mehreren Plätzen nachgesagt. Besonders spottete man über die ärmliche Insel Gyaros, wo so wenig zu finden sei, daß die Mäuse aus Hunger das Eisen benagen (Herondas 3, 75. 76 u. v. a.). Merkwürdiger als solche Fabeln ist, was bei Älian von der achäischen Stadt Helike erzählt wird, daß fünf Tage vor dem schrecklichen Erdbeben, von dem die am Meer gelegene Stadt verschlungen wurde, sämtliche Mäuse, Wiesel und Schlangen von ihrem Instinkt gewarnt, ausgewandert seien. Daß manche Tiere kurz bevor ein Erdbeben zum Aus-

bruch kommt, die auffallendste Angst und Unruhe zeigen, ist eine bekannte Tatsache und die phantastische Ausschmückung der griechischen Erzähler kann die Überzeugung von einem wirklichen und wahrhaftigen Kern der Tradition nicht rauben. Cicero, der sonst über die Mausprodigien spottet, führt in einem Briefe an Atticus (XIV 9,1) als äußerst bedenkliches Zeichen an, daß aus seinen zwei bresthaften Tabernen sogar die Mäuse ausgewandert seien. Auch der nicht gerade superstitiöse Verfasser der Geoponika schreibt ihnen gleichfalls (I 3) ein Ahnungsvermögen zu. Desgleichen der deutsche und slowakische Volksglaube. Ihr Zischen (τρίζειν, ὑποτρίζειν) bedeutet nach Theophrast und vielen anderen schlechtes, stürmisches Wetter (χειμῶνα): Plinius aber verzeichnet einfach als Tatsache, daß, wenn ein Einsturz drohe, die Mäuse ausziehen (n. h. VIII 103). Erschienen sie dagegen haufenweise auf Saatfeldern, so hatte man die Gewißheit, daß der Regen baldigst aufhöre (Aristot. fr. p. 203 R.). Älian zählt sie zu den Haupttieren der Mantik (μαντικώτατα τῶν ζῴων) und Eustathius meint, weil er durch Mäuse wahrsagte, habe Apollo Mausgott, Smintheus, geheißen. Zu Delphi war im Haine des Smintheus das Grabmal einer Sibylle (Paus.). Auch Baalzebub besaß ein berühmtes Orakel, welches selbst der Israelitenkönig Achasja über den Ausgang seiner Krankheit befragen ließ zum großen Ärger des Propheten Elia. Daß die Babylonier aus dem Verhalten der Mäuse wahrsagten, lesen wir bei Jamblichos.

Propheten und Medizinmänner benutzten die Maus für ihre Charlatanerie. Frauen, die die Ausschweifungen ihrer Männer dämpfen wollten, schmierten sie heimlich mit Mäusekot ein (Plin.), der nebenbei bemerkt auch gegen Kahlkopf helfen sollte. Wer zweimal im Monat eine Maus verspeiste, war vor Zahnweh gesichert[158], und noch eine Unzahl ähnlicher Rezepte kann man bei Plinius und den ärztlichen Schriftstellern nachlesen. Alle einzelnen Teile besaßen ihre besonderen Heil- oder Zauberkräfte. Dafür gab es keine Buden mit dressierten Mäusen wie heutzutage; Plinius erklärt sie für absolut ungelehrig. Abgesehen von jenen bedauernswerten Patienten, wurden die Mäuse nur beim entsetzlichsten Hunger verspeist, so im zweiten punischen Kriege von den eingeschlossenen Römern zu Casilinum und Petelia in Bruttium (Liv.) Zu Casilinum kam es vor, daß einer der Belagerten dem andern eine Maus um den enormen Preis von 200 Denaren (über 100 Mark) verkaufte, wodurch der Käufer sein Leben rettete, während der Verkäufer Hungers starb (Plin.).

Gegen die Mäuse in Feld und Wald ergriff man für gewöhnlich keine Maßregeln. Da halfen, wie Aristoteles und Theophrast sagen, die Füchse und die »wilden Wiesel«, ἄγριαι γαλαῖ, Iltis, Marder;

dazu kamen Wildkatzen, Igel, Eulen, Weihen usw., so daß die ungemessene Fortpflanzung der Mäuse, von der man Fabelhaftes erzählte[158b], durch solche natürliche Dezimierung ziemlich wett gemacht wurde: anders als bei unserer modernen Forstwirtschaft, wo trotz Brehms und anderer eindringlichsten Mahnungen das sogenannte Raubzeug zugunsten der Massenhegung von Rebhühnern, Hasen und Fasanen auf die beklagenswerteste Weise geächtet und ausgerottet wird.

In Artischoken-[159], Zwiebel-[160] und Weingärten und in Getreidetennen, wo sie oft empfindlich schadeten, suchte man sie durch Hauswiesel, in später Zeit auch durch Katzen zu töten oder zu vertreiben; auch Fallen stellte man oft in großer Anzahl, doch mehr in Haus und Hof, Küche und Speiskammer. Es waren Schnappfallen, muscipulae, die man spannte (tendere). Arme Maus, wenn sie sich in die Falle locken ließ! Triumphierend stieß ihr der nächste beste Küchenjunge den Bratspieß durch den Leib. So lesen wir bei Plautus. Oder sie wurde zerquetscht: denn die Kleiderpresse der Walker hatte gewiß nicht umsonst den Namen Mausfalle (ἶπος = μυάγρα)[161]. Ein lateinischer Name für Mausfalle war vom Schusterhandwerk entlehnt: mustricola, Schusterleisten, umgedeutet »mäuseerdrosselnd« (mus, stringere). Das Stellholz in der Falle, an dem die Lockspeise steckte, hieß altattisch σκανδάληθρον, später σκάνδαλον. Bei Aristophanes läßt sich ein Reicher, der über Nacht zu seinem Geld gekommen ist, Mausfallen aus Elfenbein schnitzen.

Manche nahmen auch ein gefangenes Mäuschen, kastrierten oder skalpierten es und ließen es so laufen (Geopon. XIII 4, 6); man wollte beobachtet haben, daß dann die übrigen Mäuse auswandern.

Zum Giftlegen wurde orientalische Nieswurz, schwarzer Helleborus genannt, (Pallad. Geopon.) empfohlen, auch bittere Mandeln, Hyoskyamos u. a. Man mischte dies unter Mehl und Öl — bei den Hausmäusen sparte man selbst Milch und Eier nicht — und legte es neben die Löcher der Feldmäuse (Geop.). Die byzantinische Zeit fügte auch noch Exorcismen hinzu. Cassianus Bassus hat uns eine solche Formel aufbewahrt (XIII 5, 4. 5), die man auf Papier schreiben und vor Sonnenaufgang an einem Feldstein auf dem Platz, wo die Mäuse waren, so befestigen mußte, daß die Schrift von außen lesbar war.

Im Hause waren alle Vorräte gefährdet, auch gab es Gewerbe, die sie besonders anzogen, so das der Schildfabrikanten, der Gerber und der Schuster, überhaupt der Lederer. Ihre Sucht, das Leder zu zernagen, ist einmal sogar von weltgeschichtlicher Bedeutung geworden, als sie nämlich myriadenweise in das Lager des assyrischen

Königs Sanherib einbrachen, alles Lederzeug zerbissen und ihn dadurch zwangen, die Belagerung von Pelusium aufzuheben und Ägypten zu räumen. Wenigstens erzählen das Herodot und nach ihm Josephus und Zonaras. Andere reden von einer Pest, die den König zum Abzug genötigt habe. Zur Erinnerung an jene Geschichte stand im Tempel des Ptah zu Memphis eine Statue des ägyptischen Königs Sethon d. i. Seti III mit einer Maus auf der Hand und der Inschrift: Schau auf mich und sei fromm! (Herod.). Trotz alledem gehörte die Maus nicht zu den heiligen Tieren. —

Wo möglich suchten sich die kleinen Diebe die leckersten Speisen aus, das feinste Backwerk (Horapollo I 50), Speck und Fett aller Art. Eine Fabel erzählt, wie die Maus in Fettbrühe fiel und sich gratulierte zu einem so genußreichen Abschied vom Leben (Babr. 60). »Die Maus in der Sauçe«, μῦς ἐν ἅλμῃ, war ein attisches Sprichwort. Selbst aus den Lampen zogen sie mit dem Schwanz das Öl heraus. Zwei Ritter im Froschmäuseler heißen Schinkenhöhler, Pternoglyphos, und Schinkennager, Pternotroktes. Sogar lebendige Mastschweine waren nicht sicher, daß eine Maus in ihren Schenkel sich ein Loch grub, wenn wir auch das weitere nicht glauben wollen, daß sie sogar daselbst ein Nest anlegte und Junge warf. Auch einen Kämpfer Käsefresser, Tyrophagos, läßt Pigres auftreten, ferner einen Brosamenräuber, Topfeinsteiger, Lochschlüpfer, Brotnager u. v. a. Dieser Pigres, ein Bruder der karischen Königin Artemisia, lebte zur Zeit der Perserkriege und travestierte in humoristischer Weise die Ilias in seiner Batrachomachie, deren Inhalt mit kurzen Worten folgender ist: Physignathos (Backenbläser), König der Frösche, Sohn des Peleus, hat die Maus Psicharpax (Brosamräuber) eingeladen, sich von ihm auf dem Rücken in sein Schloß tragen zu lassen. Anfangs geht die Fahrt leicht und glatt von statten: da erhebt sich plötzlich im Teich eine Ringelnatter. Entsetzen ergreift den Frosch und seinen Reiter. Der Frosch taucht unter und die Maus ertrinkt. Darob blutiger Krieg der Mäuse und der Frösche, bis der Kronide selbst endlich mit seinem Blitzstrahl dazwischenfährt und die Streitenden auseinanderjagt; und als auch dies noch keine dauernde Ruhe schafft, schickt er das Heer der Krebse aus, um mit ihren Scheren die Mäuse zum Frieden zu zwingen.

Auch noch ein anderer kleinasiatischer Dichter, Äsop, hat sich intensiv mit der Maus beschäftigt, falls wir ihn überhaupt als Vater der griechischen Fabel gelten lassen wollen. Mindestens tritt in der Fabel die Maus unzähligemal auf, ob nun Äsop einmal oder keinmal der wirkliche Autor ist. Manches ist ja aus Indien entlehnt, noch viel mehr im gemeinen Volk entstanden und darum auch aus-

nehmend leicht ins Sprichwort übergegangen. Zu den gewöhnlichsten griechischen Sprichwörtern gehörte das von der »Maus im Pech« oder im Leimtopfe. Es findet sich schon bei Herondas (c. 2, auch Theokr. 14, 51), wird also aus einer sehr alten, heute verschollenen Fabel (vgl. 87 H.) stammen, wo die Maus in einem Schusterladen in den fatalen Topf fiel und jämmerlich totgeschlagen wurde. »Es ging mir wie der Maus im Pech: mit Fäusten bin ich geschlagen worden usw.« Derber war das römische Sprichwort von einem, der verzweifelt herumläuft: er führt sich auf wie die Maus im Nachttopf (mus in matella, Petr.).

Der Gegensatz von Maus und Wiesel ist in der Fabel öfters behandelt, später (in der byzantinischen Epoche) der von Katze und Maus, und schon finden wir den Spruch, daß bei einer schlechten Katze die Mäuse herumtanzen (anth. Pal.). Die Fabel von der Maus, die den Strick des Löwen zernagt, ist eine jüngere, vorderasiatische Umbildung der uraltindischen, wo der am Baumstamm gefesselte Elefant in solcher Weise durch die Maus befreit wird. Auch die seltsame Erfindung vom Berge, der nach langem Kreisen ein winziges Mäuslein gebiert, ist indisch-buddhistisches Eigentum. Jedermann kennt den horazischen Vers: Parturient montes, nascetur ridiculus mus. Der gleiche Dichter hat aber auch den Gegensatz von Haus- und Feldmaus (Mus musculus und Mus silvaticus) als Motiv ausgenutzt, und es gibt vielleicht keine hübschere Fabel nach Form und Inhalt, als jene kleine prächtige Episode im zweiten Buch seiner »Gespräche«.

An Irrtümern fehlte es in der Naturgeschichte der Mäuse keineswegs; ich will nur zwei Punkte hervorheben. Die Ägypter sagten (Macrob.), die Mäuse entstehen aus Erde und Regenwasser. Man erblicke zu gewissen Zeiten in der Thebais Mäuse, bei denen Kopf, Brust und Vorderfüße schon ganz ausgebildet und beweglich und aus Fleisch seien, während die hinteren Teile noch aus einem Erdkloß bestehen (Diod.). Deshalb bezog man auf die Mäuse jenen Orakelspruch, wahrscheinlich des Apoll von Klaros, daß sich die Teukrer da ansiedeln sollten, wo die Erdgeborenen sie angreifen würden: bei Nacht waren nämlich eine Masse Mäuse über die Teukrer hergefallen und hatten alles Lederwerk an Waffen und Geräten zernagt: dies geschah bei Hamaxitos (Kallimach., Strab.). Die Talmudisten fabelten von einer Erdmaus, die halb Maus, halb Erde sei. Ebenso verbreitet war eine zweite Fabel, daß nämlich die Leber der Maus mit dem Mondwechsel zu- und abnehme wie die Eier des Seeigels. So durchaus falsch die Behauptung ist, so findet sie sich bei Antigonos von Karystos, Lucilius, Plutarch, Plinius, Älian, Isidor und byzantinischen Schriftstellern. Selbstverständlich ist sie

auch in die wissenschaftlich tief stehenden Naturgeschichten des Mittelalters von Rabanus Maurus, Hugo de S. Victore, S. Hildegardis und Konrad von Megenberg, aufgenommen worden. Der alte Aristoteles macht auch in diesem Stück eine rühmliche Ausnahme.

Zweifelhaft ist es, ob eine dritte auffällige Behauptung gleichfalls als fehlerhaft angesehen werden darf; auch sie lesen wir noch nicht bei Aristoteles, sondern erst bei Plinius, vielleicht nach alexandrinischen Quellen: daß nämlich der Elefant sich vor der Maus fürchte. Cuvier, dessen Autorität ja doch sehr groß und begründet ist, bestätigt, daß die Elefanten im Pariser Pflanzengarten tatsächlich zittern, wenn sie eine Maus erblicken, und Linnée glaubt, daß sie fürchten, das Tierchen könnte ihnen in den Rüssel oder gar in die Luftröhre huschen. Dalecamp aber vermutet, Plinius habe sich verlesen und statt ὗς Schwein μῦς Maus gesetzt, Älian nämlich erzählt XVI 36: Als die Stadt Megara von Antipater hart bedrängt wurde, bestrichen die Belagerten die Schweine mit Pech, zündeten dies an und trieben sie gegen die Feinde. Unter entsetzlichem Geschrei stürmten die brennenden Tiere auf die Elefanten Antipaters los und brachten sie zur Flucht. Der byzantinische Schreiber des Anonymus Matthaei, der gleichfalls von der Abneigung der Elefanten und Mäuse handelt, hat vollends die Mäuse in Mücken (μύας — μυίας) verwandelt. Mir scheint, man sollte die Lesart Mäuse festhalten und bei Cuviers Autorität sich beruhigen. —

Ohne Entschuldigung, aber keineswegs ohne Analogie, bleibt die Verwendung des Mäusekots zu Heilzwecken durch die griechischen Ärzte (Dioskur., Ps. Hippokr.).

Das Wort für Maus ist indogermanisch und ursprünglich eine klare »Lautgeberde«, indem man mit musch (musch-musch) das Huschen vortrefflich malte. Vom abgeleiteten sanskritischen mûsh, stehlen, das Wort herleiten zu wollen, wie viele Etymologen tun, ist ebenso verkehrt, wie wenn wir Maus von »mausen« (= stehlen) ableiten wollten. Auch das Griechische hat von μῦς ein Denominativum μυᾶν gebildet (schol. Aristoph. Lys.), das Lateinische murire pfeifen (von der Maus). Dialektisch ist μῦς durch Vorschlag von S zu σμῦς geworden (Hesych.). Mūs (für mus-s), μῦς, das huschende Tierchen (velox bei Phaedrus) ist ein indogermanisches Urwort, das in allen stammverwandten Sprachen vorkommt; nur daß die romanischen Sprachen wegen der Verwechslung mit murus Mauer zum Teil sorex (französ. souris, prov. soritz, ital. sorcio, eig. Spitzmaus) und talpa (ital. topo, eig. Maulwurf) haben eintreten lassen.

Ein zweites griechisches Wort ist σμίνθος, dialektisch auch σμίς und σμίνθα, wovon Apollon Smintheus benannt war[162]. Dieses Wort

gehört zu einer onomatopoetischen Wurzel smin, smint pfeifen, von der Maus, lateinisch mintrire, mintrare; ähnlich griechisch μινύρομαι winsle, minurio zwitschere. Doppeltes i auch in pipitare vom Pfeifen der Maus. Griechisch sagte man von ihrem Zischen τρίζειν, auch wieder onomatopoetisch; von ihrem Nagen und Beißen κνίζειν, verwandt mit κνίδη Brennessel und κονίς »Niß«, Lausei, was alles vom Beißen und Kratzen benannt ist. Aristophanes hat das Wort μυσπολεῖν, herumschleichen wie eine Maus.

Wie bei uns Maus und Mäuschen auch als Schmeichelworte gebraucht werden, so war es mit dem lateinischen mus, das in der hocharistokratischen gens Decia zum Cognomen erhoben wurde. Von der Ähnlichkeit seiner Form hat der Armmuskel, musculus, seinen Namen. Bei den Hellenen finden wir Μῦς als Sklavennamen und Μύες Mäuse als Titel einer Komödie des Karkinos, vielleicht wegen der im Stück auftretenden Parasiten: denn die Vergleichung des Parasiten mit einer Maus war sehr beliebt: so läßt Antiphanes den Schmarotzer sagen:

»Bei Tisch ein ungebetner Gast gleich' ich der Maus,
Die man vergeblich aus der Brunnenröhre scheucht.«

Die Archäologie bietet uns eine Menge Bronzemäuschen, namentlich nagende; auch viele römische Gläser in Mausform; auch einen Spielstein aus Bein mit Mausfigur, angebliche Theatermarke (brit. Mus. Nr. 24). Auf Gemmen sehen wir sie im Schnabel eines Storchs und weniger ernstlich in dem eines Hahnes. Oder zwei ziehen einen Wagen, der von einem Hahn gelenkt wird. Wieder eine andere Gemme zeigt das Mäuslein auf einem dreifüßigen Tischchen am Brode nagend in stiller Nacht, die angedeutet ist durch Mondsichel und zwei Sterne. Eine andere zeigt es Männchen machend. Sonderbar ist eine bronzene Maus aus Ikonium, die eine Silenmaske sich vor den Kopf hält[163]. Mäuse an Blüten und Halmen schnuppernd und nagend dienen im Verein mit Eidechsen, Siebenschläfern, Hasen und Vögeln, um marmorne Einfassungen zu beleben. Münzen mit dem Bild der Maus existieren aus Lampsakos, Nesos, Nagidos, Alexandreia Troas (des Apollo Smintheus); hervorragend hübsch sind Demetermünzen von Metapont, wo das Tierchen auf dem Blatt an einer Gerstenähre sitzt: gewiß eine Feldmaus, vor deren Schädigung Demeter Schutz gewähren sollte (M. u. G. II 7). Auf einer Alexandermünze steht die Maus vor Zeus, vermutlich als dem Wehrer des Ungeziefers.

Besondere Arten von Mäusen, die von den klassischen Autoren unterschieden werden, sind Hausmaus (κατοικίδιος, *vulgaris*, *domesticus*), Feld- oder Waldmaus (ἀρουραῖος, ἀρουρείτης, ὀρεινός, *rusticus*,

agrestis, *silvaticus*, *silvestris*), Wassermaus, libysche Maus, arabische Maus, ägyptische, indische, endlich die Ratte.

Eine eigene Rolle spielt auch die weiße Maus, eine Albinovarietät der gemeinen. Sie gilt in der attischen Komödie für zärtlich und wollüstig.

Zu Hamaxitos in Troas, einer Hauptkultstätte des Sminthiers Apollo, nisteten weiße Mäuse unter dem Altar; sie waren sehr zahm und wurden auf Gemeindekosten gefüttert. Bei Römern (Plin.), Deutschen und Slawen gilt die weiße Maus als gutes Omen. Die weiße Dame, die segenspendende Göttin, erscheint in Gestalt einer weißen Maus, in Nordböhmen wird angeblich niemals eine weiße Maus getötet*).

Muschelhaufen und Pfahlbauten kennen unsere Hausmaus so wenig als die zwei Arten der Ratte oder unsere zahme Katze. Auch die Feldmaus ist selten; zu Robenhausen hat man ein paar gefunden. Sie wird dem Getreide nachgezogen sein. Besonders liebte sie die Gerste, das lehren Babrios und die unteritalischen Münzen.

Ratte.

Die **Wanderratte,** *Mus decumanus*, die heute am verbreitetsten ist, kam erst gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in das zivilisierte Europa. Aber auch die kleinere, schwächere **Hausratte,** *Mus rattus*, läßt sich erst vom zwölften Jahrhundert an nachweisen. Denn aus den althochdeutschen[164] und altenglischen Glossen des neunten Jahrhunderts ergibt sich nicht mit Sicherheit, daß unsere Ratte gemeint ist: heute noch lebt in Schwaben das Sprichwort: schlafen wie eine Ratze, d. h. wie ein Siebenschläfer. Dann wieder steht Ratze im Sinn von Iltis. Erst im zwölften Jahrhundert treffen wir die Ratten sicher bei Theodoros Prodromos, dem byzantinischen Mönche, unter dem Namen Pontische Mäuse und so heißen sie seitdem konsequent bei Mittelgriechen, Neugriechen, Westtürken, Venezianern, Friaulesen; z. B. gibt es heute zwei kleine Inseln vor dem Kap Hellenika, südlich von Skiatho: sie heißen Pondiconisia oder Ratteninseln. Der Venezianer hat aus dem Ponticano einen Panticano gemacht, das Tier mit dem Fettwanst[165].

Aristoteles, Plinius und Älian sprechen bereits von den pontischen Mäusen, aber sie weisen ihnen ganz andere Eigenschaften zu als unsere Ratten besitzen. Älian fabelt von ihrer Frömmigkeit, Aristoteles und Plinius heben das schöne weiße Fell der pontischen Mäuse hervor und sagen, sie käuen wieder und halten Winterschlaf. Nach Sundevall kann das Wiederkäuen auf einen *Spermo-*

*) Grohmann, Apollo Smintheus und die Bedeutung der Mäuse in der Mythologie der Indogermanen, Prag 1862 S. 72.

philus oder *Arctomys* (Bobak) bezogen werden, den man die Lippen hat bewegen sehen, wie der Hase tut, auch wenn er nicht frißt. Auch an den Klippschliefer S. 209 kann man denken, bei dem man sehr leicht auf die Vorstellung kommt, als ob er wiederkäue. Der Winterschlaf wird auf eine Myoxusart bezogen. Man sieht jedenfalls, daß der Name pontische Maus auf allerlei mausähnliche Tiere ausgedehnt worden ist, wenn sie Handelsgegenstand der Völker am Schwarzen Meere waren. Alles wurde Maus genannt, also konnte auch die Ratte so bezeichnet werden. Wenn wir die Liste der mures bei Pallas (I 6. 7), dem Hauptforscher über die Tiergeographie Rußlands, ansehen, wird uns das nicht wundernehmen. Nach seinen gründlichen Untersuchungen kommen in Rußland und Sibirien vor: Mus caraco, rattus, citillus, aliarius, silvaticus, lagurus, arvalis, gregalis, saxatilis, cricetus, arenarius, songarus, furunculus, iaculus, sagitta, nitedula, betulinus, vagus, agrarius, minutus, typhlus, socialis, accedula, phaeus, longipes, tamariscinus, glis, avellanarius. Da soll jemand herausbringen, was die Alten unter ῥίσκος »einer Art Mäuse« (Hesych) oder unter ἄργιλος oder ἄργειλος, einer thrakischen Maus, unter σίμωρ, einer Art wilden parthischen Maus (s. den Abschnitt über den Zobel), verstanden haben. Zu all den oben erwähnten »Mäusen« bei Pallas kommen nach der Gewohnheit der Alten noch Maulwürfe und Blindmolle (σπάλαξ »eine von Geburt an blinde Art Feldmaus« [Hesych]), Wiesel, Spitzmäuse, selbst Eichhörnchen — alle ohne Ausnahme werden gelegentlich »Mäuse« genannt. Seneca schreibt in seinem neunzigsten Briefe: »Kleidet sich nicht noch heutzutage ein großer Teil der Skythen mit den Rücken der Füchse und »Mäuse«, die weich anzufühlen und undurchdringlich für die Winde sind?« Von den Ungarn, Hunuguri, sagt der Gote Jordanis (c. 5), sie seien dadurch bekannt, weil der Handel mit Mausfellen, pellium murinarum, ihr Geschäft sei: darunter mögen ungezählte Rattenfelle gewesen sein, aber auch Hermeline, Zobel, Marder, Bilche usw.

Ich zweifle nicht daran, daß man schon lange vor Theodoros im ganzen oströmischen Reiche einschließlich das Exarchat Ravenna die Ratten gekannt und pontische Mäuse genannt hat. Aber der Zeitpunkt ihrer Einwanderung läßt sich absolut nicht feststellen. Es bleibt nur als fixer Terminus ante quem das 12. Jahrhundert n. Chr.

Ihre Heimat ist Mittelasien; in Persien trifft man heutzutage eine fabelhafte Menge Ratten. Und in diese Gegend weist auch merkwürdig genug die erste historische Notiz: sie stammt von einem Teilnehmer an Alexanders gewaltigem Eroberungszuge, von Amyntas. Älian (n. a. XVII 17) hat sie uns aufbewahrt: »In gewissen Epochen taucht in den Ländern am kaspischen Meer eine Unmasse Mäuse

auf, so daß man sich ihrer gar nicht erwehren kann. Über die stärksten Ströme, die mit reißenden Fluten dahinlaufen, schwimmen sie furchtlos hinweg, indem sie sich mit den Zähnen in den Schwänzen der vorausschwimmenden festbeißen und so die stärkste Kette und sicherste Überfahrt erzielen. Nach der Landung strömen sie auf die Äcker, weiden die Wiesen ab, klettern an den Bäumen hinauf und verspeisen die Früchte. Sie fällen auch die Zweige und sind imstande, sogar diese zu fressen. Um sich nun gegen den Angriff der Mäuse und die drohende Hungersnot zu wehren, schonen die Kaspier die Raubvögel (γαμψώνυχες). Diese kommen in ganzen Wolken herbeigeflogen, packen die Mäuse und entführen sie in die Höhe, und auf diese eigentümliche und sehr natürliche Weise schaffen sie den Kaspiern Rettung vor dem Verhungern.«

Eine Ratte ist wahrscheinlich auch die indische Maus, in deren Leib sich, als man ihn öffnete, Junge fanden, die schon selber trächtig waren. So erzählt Philes nach Aristoteles; dieser selber hatte die Geschichte nach Persien verlegt: beide Länder sind die Heimat der Ratte.

Die angeblichen Ratten auf altägyptischen Bildwerken sind weder Haus- noch Wanderratten, auch nicht alexandrinische Ratten, *Mus alexandrinus*. Von dieser Art hat man aber etliche halbverdaute Exemplare in den Mumien der heiligen Raubvögel aus der Zeit nach Alexander gefunden (Lortet-Gaillard 38. 39). Auch die »rattenartigen laufenden Tiere«, die Otto Jahn auf der Münchner Vase Nr. 947 (italisch-korinthischer Kugelaryballos) hat finden wollen, sind keine Ratten, sondern schlecht gemachte Jagdhunde lakonischer Rasse[166].

Daß die Ratten des Rattenfängers von Hameln nicht auf die Urzeit der ältesten Mythen zurückgehen, ergibt sich aus dem Obigen von selbst, doch kann die Sage alt genug sein, wenn wir statt der mittelalterlichen Ratten antike Mäuse einsetzen, wozu wir natürlich volles Recht haben. Es ist deutscher und slawischer Volksglaube, daß es Leute gebe, die durch Pfeifen die Mäuse und Ratten in das Haus und aus den Häusern zu locken vermögen. Die Maus aber ist das Bild der Seele, des Atems, des Hauches, der in der Brust des Menschen wohnt und durch die Höhle des Mundes wie eine Maus aus- und einschlüpft. Der Rattenfänger ist der im Sturme pfeifende Wuotan, der die Seelen der Verstorbenen in den Wolkenberg lockt (vgl. Grohmann, Apollo Smintheus 26. 21. 83).

Die früheste Erwähnung des Hamelner Pfeifers a. 1284 weiß freilich noch nichts von den Ratten und dem Kontraktbruch des Magistrats, der dem Rattenfänger den Lohn nicht zahlte. Es ist nur die Rede von hundertunddreißig Kindern, die von dem »Piper« vors Oisterdor

gelockt worden und verschwunden seien. Möglicherweise hat die ganze Sage mehr einen historischen als mythischen Untergrund: die Erinnerung an jenen berühmten und berüchtigten Kinderkreuzzug, wo ja tatsächlich unzählige deutsche Kinder von religiösen Fanatikern auf Nimmerwiedersehen entführt wurden. Auch das psychopathische Moment der einstmals epidemischen Tanzwut mag hereinspielen. Die Reinhardsbrunner Annalen erzählen aus dem Jahre 1236, daß damals im Juli mehr als tausend Kinder aus Erfurt tanzend bis nach Arnstadt gezogen seien.

Stachelmaus und Springmäuse.

Ferner sind zu erwähnen der Acomys oder *Mus cahirinus*[166b], nach Aristoteles eine ägyptische Maus mit stachligem Haar wie der Igel und von den Griechen in Kyrene auch Igel genannt (mirab. ausc. 28 [27]: ἐχῖνες); zweitens die in Ägypten gewöhnliche zierlich-komische Wüstenspringmaus, *Dipus aegyptius*. »Es gibt auch Mäuse, die auf zwei Füßen gehen; denn die vorderen sind sehr klein, die hinteren lang, diese gibt es in großer Menge« (Aristot.). Sie sind groß, gebrauchen die Vorderfüße wie Hände und wenn sie verfolgt werden, hüpfen sie (Theophr.). Sie stehen zwischen Maus und Hase (anon. Matth.). Nach Theophrast ist ihre Heimat Ägypten, nach Timotheus Libyen. Auch Herodot erwähnt sie (IV 192) wie auch die Stachelmaus (δίποδες — ἐχινέες). Auf Münzen ist die Springmaus gleich dem Silphion ein Sinnbild von Kyrene und wird daher gelegentlich als neben dieser berühmten Heilpflanze hockend gezeichnet (M. u. G. II 5, VI 35). Gleichwie das Silphion die Schwindsucht heilte, so schrieb man auch den »afrikanischen Mäusen« besondere Kräfte gegen Lungenkrankheiten zu: abgehäutet und in Salz und Öl gekocht, bildeten sie eine relativ recht erträgliche Arznei (Plin. XXX § 43). Die nicht besonders gute Abbildung des Tieres nach einer kyrenäischen Münze findet man bei Tissot, géographie de la province Romaine d'Afrique I S. 374, Fig. 43. Gelungener ist das ägyptische Bild der Wüstenspringmaus aus einer Pyramide von Abusir (IV. Dynastie, altes Reich) bei Lepsius A. D. III 2. 3, welches wir hier wiedergeben (Fig. 64). Auch die Bronzestatuette einer Springmaus hat man gefunden, vgl. Maspero, sur une figure de gerboise en bronze in Ann. Serv. Ant. V, S. 201 ff. Zu den heiligen Tieren Ägyptens zählten sie so wenig als die gewöhnlichen Mäuse. Aristoteles zergliederte einen *Dipus*.

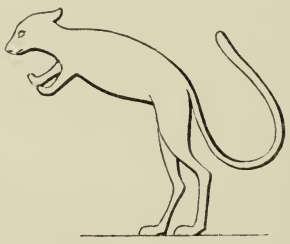


Fig. 64. Ägyptische Springmaus.

Die arabischen Mäuse des Aristoteles, viel größer als eine Feldmaus, mit spannenlangen Vorderfüßen, sind nach Sundevall wahrscheinlich *Scircetes aulacotis*, eine der größten Arten Springmäuse.

Endlich erwähnt der Verfasser der mirabiles auscultationes mit ziemlicher Deutlichkeit den *Ctenodactylus Massoni*, Gundi der Kabylen, welchen Brehm² II 444f. beschreibt: eine etwas schwerfällige Art Springmaus mit stumpfschnauzigem Kopfe. »In Kyrene gibt es Mäuse, welche ein breites Gesicht haben (πλατυπρόσωποι).«

Wasserratte.

Wasserratten (*Arvicola amphibius*) gab es nach Theopomp und Kallimachos in einem Bache bei Lusoi in Arkadien und bei Lampsakos.

Blindmaus.

Über die Blindmaus, *Spalax* oder *Mus typhlus*, die häufig mit dem Maulwurf verwechselt wurde, ist im Kapitel vom Maulwurf gehandelt worden S. 23.

Stachelschwein.

Das Stachelschwein, ὕστριξ, auch ὕστριγξ (anon. Matth.) und ὑστριχίς (schol. Aristoph.) wird von wenigen Autoren erwähnt, unter den Lateinern außer von Plinius auch von Calpurnius und Claudian, welch letzterer ihm sogar ein eigenes Gedicht gewidmet hat, in dem er alles zusammenstellte, was er über das Stachelschwein gehört hatte. Richtiges geben bloß der echte Aristoteles, Kallimachos und teilweise Timotheus an. Der Verfasser des neunten Buchs von Aristoteles Tiergeschichte, Plinius, Oppian und Timotheus halten das Tier für höchst gefährlich: denn es schieße aus weiter Entfernung seine tödlichen Stacheln wie Pfeile gegen Hunde und Jäger ab. Das gleiche fabelt man noch heute in Nordindien und auf den Igel bezogen bei den Indianern Nordamerikas. Die europäischen Türken nennen das Tier »pfeiltragender Igel«, und selbst Shakespeare redet im Hamlet von dem entsetzlichen Stachelschwein, fretful porcupine. Die natürliche Grundlage dieses Aberglaubens bildet der Umstand, daß seine Stacheln leicht ausfallen. Plinius sagt, das Tier sei in Indien und Afrika heimisch, gegenwärtig kommt es auch in Italien und Griechenland vor, freilich nicht eben häufig. Vermutlich sind einige Exemplare, die man als Sehenswürdigkeit aus Afrika nach Europa gebracht hatte, auf italischem Boden ihren Herren entkommen, wo sie dann sich vermehrten und verwilderten. Gegenwärtig wird das Fleisch des Tieres in Italien gegessen und ist nicht

so selten auf den Fleischmärkten anzutreffen; auch unter den urweltlichen Sachen in Italien haben sich Reste des Stachelschweins gefunden (Baer, vorgesch. Mensch 280), während es in unsern Pfahlbauten fehlt. In der klassischen Blütezeit kann es nicht in Italien gelebt haben, sonst würde doch Plinius schwerlich vom Abschießen der Stacheln gegen die Jagdhunde fabeln. Auch in Spanien scheint es nicht vorgekommen zu sein: wenigstens bezeichnet es Isidor von Sevilla ausdrücklich als ein igelähnliches Tier in Afrika, das vom Schwirren seiner (abgeschossenen?) Stacheln, a stridore spinarum, seinen Namen habe. Durch diese natürlich ganz verfehlte Etymologie wurde die kurze spätlateinische Vulgärform strix statt hystrix (istris) begünstigt[167].

Man unterscheidet zwei Arten: das gemeine, *Hystrix cristata*, im südlichen Europa und Afrika (Fig. 53), und das langborstige, *Hystrix hirsutirostris*, in Syrien, Persien und Vorderindien. Vom letzteren geben wir hier eine naive Abbildung aus dem Bilderkreis eines Grabmals zu Marissa in Palästina (Fig. 65).

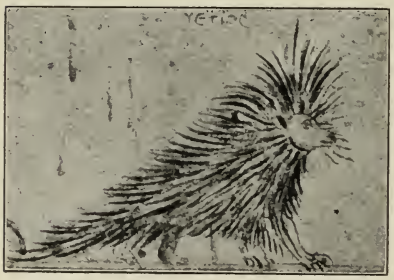


Fig. 65. Hystrix hirsutirostris.

Die alten Schriftsteller haben beide Arten nicht unterschieden. Der Name ὕστριξ bedeutet das Tier mit Schweinsborsten und wird bei den kleinasiatischen oder nordafrikanischen Hellenen aufgekommen sein; auch heute noch wird es in Kleinasien häufig gefunden[168]. *Hystrix cristata* ist für das alte Ägypten durch mehrfache Abbildungen bezeugt, z. B. auf einer Jagdszene aus der thebaischen Wüste, sehr deutlich mit schwarzem Kopf und hellem Bauche, oben Fig. 53. Heilig war das Tier nicht.

Der Alexandriner Kallimachos sagt, die kynosurischen, also lakonischen Jagdhunde seien am geschicktesten, die »Nester« (καλιαί) des Stachelschweins aufzuspüren. Vasenmaler haben die Sache auf den Kopf gestellt, um komisch zu wirken. Wir sehen da Pygmäen, die sich der Stachelschweine statt der Hunde bei der Jagd bedienen. Bei den Römern treffen wir das Tier als Kohortenzeichen[169] (Stephani C. R. LXV 146).

Die Stacheln wurden vergoldet und von den Damen als Haarnadeln getragen (Timoth.). Eine Peitsche aus Schweinsborsten, mit der zur Zeit des Perikles die griechischen Sklaven gezüchtigt wurden, hieß das Stachelschweinchen, ὑστριχίς, ein Volkswitz wie »die neunschwänzige Katze«.

Nach Aristoteles hält das Stachelschwein einen Winterschlaf, was nicht ganz richtig ist. Nach Brehm verweilt es im Winter mehr als gewöhnlich in seinem Bau und schläft oft ganze Tage lang. Claudian vergleicht seinen Kopf mit dem eines Schweins. Die alten Inder sagen, es habe lange Ohren[170]; die alten Araber, welche es duldulu[n] nannten, haben das Sprichwort geschaffen: schärfer hören als ein Stachelschwein[171].

Ein seltener spätgriechischer Name für ὕστριξ war ἀκανθόχοιρος, buchstäblich »Stachelschwein«.

Klippschliefer.

Für das antike Syrien kommt noch besonders in Betracht der Klippschliefer, *Hyrax syriacus*.

Die Alten nennen ihn χοιρογρύλλιος (Septuag., Euagr., Hieronym.), χοιρογρύλλιον (Hesych.), χοιρόγρυλλος (Caesarius), *kyrogrillus* (Pseudopetronius), was die Wörterbücher falschlich mit Stachelschwein wiederzugeben pflegen, Luther ebenso falsch mit Kaninchen übersetzt.

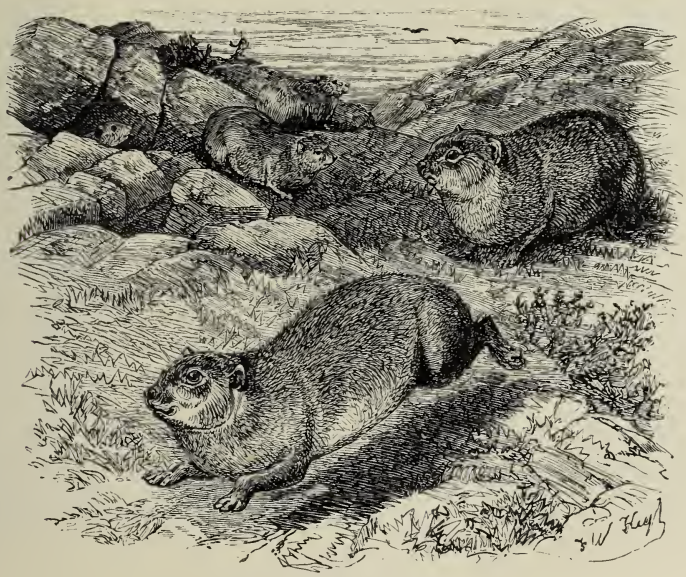


Fig. 66. Klippschliefer.

Statt Klippschliefer sagt man auch Klippdachs, wie schon im Altertum das gemeingriechische Wort für den nordischen Dachs ἀρκόμυς d. h. Bärenmaus, auch auf den syrischen Klippschliefer angewendet worden ist, auf den es buchstäblich genommen auch mindestens ebenso gut paßt, wie auf unseren Dachs. Man betrachte nur einmal die Abbildung, die wir hier nach Wood, bible animals S. 313 geben (Fig. 66).

Nach den Sprüchen Salomos 30, 26 ist es »ein schwach Volk, dennoch legt es sein Haus in die Felsen«. An anderer Stelle wird seine Klugheit hervorgehoben, und tatsächlich weiß es den Verfolgungen von Menschen und Tieren mit großer Vorsicht und Gewandtheit besser Trotz zu bieten als das meiste andere Wild. Hieronymus sagt, der Klippschliefer sei nicht größer als ein Igel, ähnlich einer Maus oder einem Bären, in Felsenhöhlen hausend, in Palästina massenhaft zu finden. Mit dieser Beschreibung stimmt der Name *arcomus* d. i. Bärenmaus (ἀρκόμυς) bei Polemius Silvius. Am Sinai nennen die Klosterbrüder das Tier heute noch χοιρογρύλλιον d. h. Schweinsferkelchen, die Araber wabbr (vgl. oben S. 186), wovon der syrisch-hellenische Fabeldichter Babrios wahrscheinlich seinen Namen hat.

Der hebräische Text nennt das Tier shaphán d. h. schlau. Die Septuaginta übersetzen richtig mit χοιρογρύλλιον, was aber Hesychios wiederum falsch mit Igel, ἐχῖνος, interpretiert.

Moses hat den Genuß des übrigens ganz gesunden und wohlschmeckenden Fleisches für sündhaft erklärt, weshalb es auch heutigentags noch von den Abessiniern verabscheut wird. Der jüdische Gesetzgeber hielt es für ein hufloses und doch wiederkäuendes Tier, weil es wirklich oft den Anschein hat, als ob der Klippdachs wiederkäute: er bewegt aber nur die Lippen, gerade wie noch andere Nagetiere.

Die mit Harn gemischte Losung des Klippschliefers, Hyraceum genannt, wird heute als Arznei gebraucht. Die holländischen Ansiedler am Kap nennen das Mittel »Dassenpiß«, so daß wir in der Gegenwart wieder wie beim griechischen ἀρκόμυς die Verwechslung von Dachs und Klippschliefer vor uns haben.

Hase (Lepus).

Kein häufigeres Jagdwild existierte im Altertum als der Feldhase, *Lepus vulgaris*. Schon die uralten ägyptischen und assyrischen Denkmäler kennen das Tier, ebenso die Pfahlbauten und Höhlen Europas. In Ägypten gab und gibt es eine Rasse mit sehr langen Ohren (Fig. 67). Zu den heiligen Tieren gehörte er nicht.

Auf assyrischen Reliefs und Zylindern ist er sehr häufig, obgleich sein Fleisch den Anhängern Zoroasters für unrein galt, gerade wie den Israeliten und dem Pabste Zacharias (a. 751).

Die alten Inder und die Kreter nannten ihn den Springer (çaçá und κεκήν), während dem deutschen, keltischen und preußischen Namen (Hase) nach allgemeiner Ansicht die Bedeutung grau (casnus, cānus) innewohnt. Die Ableitung von lepus und λαγώς ist strittig,

um so klarer die des zweiten griechischen Hasennamens δασύπους, Rauhfuß.

In Griechenland war er allgemein verbreitet, und da die Jagd eine große Liebhaberei bildete und das Fleisch gerne gegessen wurde, führte man das Tier sogar auf gewissen kleinen Inseln ein, wo es zufällig fehlte. So geschah es auf der Insel Karpathos: durch die

Fig. 67. Neger bringen libysche Hasen und eine Gazelle als Tribut, ägypt. Wandbild. Vgl. auch Fig. 53 ägyptische Hasenjagd.

riesige Vermehrung aber entstand eine Landplage, wie durch die Kaninchen im heutigen Australien, und es bildete sich das Sprichwort: Καρπάθιος τὸν λαγών, der Karpathier ⟨lädt sich⟩ den Hasen ⟨auf⟩, von einem Toren, der sich durch eigene Initiative Ungemach zuzieht. Namentlich schädigten sie gerne die Wein- und Gemüsegärten. Das an Gärten und Grünzeug reiche Megaris wimmelte von

ihnen und tausendweise wurden sie von dort auf den athenischen Markt geführt.

Die Griechen unterschieden nach der Lebensweise Lagerhasen (λαγὼ εὐναῖοι, im Lager sitzende) und Wechselhasen (λαγὼ δρομαῖοι, Läufer), oder nach dem Aufenthaltsort Berg-, Feld- und Sumpfhasen (ὄρειοι, πεδινοί, ἕλειοι Xen.). Die allgemeinste Bezeichnung für den Hasen war λαγώς, λαγωός, sizilisch λέπορις, lat. *lepus*; poetisch sind die Synonyma πτώξ »der scheue«, αὖρος und ταχίνας »der schnelle«, und ursprünglich auch δασύπους. Der Komiker Diphilos gibt ihm das Beiwort »schwalbenartig«, χελιδόνειος, weil er oben dunkel, am Bauch aber weiß ist[172]. Xenophon schildert besonders zwei Arten, eine größere mehr dunkle (ἐπίπερκος) und eine kleinere mehr blonde (ἐπίξανθος); jene hatte einen größeren hellen Fleck an der Stirn als die zweite; auch differierten sie in der Farbe der Augen, des Schwanzes und der Ohren. Die kleinere Art fand sich auf den meisten Inseln. Sie ist eine Abart von *Lepus vulgaris*, der mittelländische Hase, rötlich gefärbt und etwas kleiner als unser gewöhnlicher Hase; daher lesen wir, er erreiche in Italien und Spanien nicht die Größe wie im transalpinischen Gallien und in Mazedonien, wo der eigentliche Feldhase zu Hause war. Wir geben hier die naive Zeichnung eines Feldhasen, wie er im Dekumatland zu Hause war, nach einem römischen Tonscherben aus Rotweil, Arae Flaviae, im Schwarzwald (Fig. 68).

Fig. 68. Relief aus terra sigillata.

Außerdem kannten die Römer den im gebirgigen Gallien heimischen Alpenhasen, *Lepus variabilis*, der im Sommer grau, im Winter

schneeweiß gefärbt ist. In Arkadien gab es Albinos. Schneeweiße Hasen als besondere Rarität wurden zu Neros Zeit im Zirkus gezeigt und getötet.

Die gefährlichsten Feinde des Tieres waren der Fuchs, der Adler und natürlich der Mensch mit seinem Sklaven, dem Hund. Bevorzugte Landstriche für die Hasenjagd waren, soviel wir aus den Münzen schließen können, Elis und Sizilien. Berühmt sind die prächtigen großen Silbermünzen Agrigents, wo zwei Adler einen Hasen zerfleischen (M. und G. IV 29). Mit abgerichteten Vögeln jagte man bloß in Indien; die Hasenjagd zu Pferd war ein Sport der alten Kelten in Hispanien und der Skythen in den russischen Steppen; bei Griechen und Römern wird er spät und selten erwähnt. Die Hasenjagd zu Fuß zählte zu den gewöhnlichsten und geschätztesten Freuden des Landlebens. Viele Vasenbilder aus Korinth und Athen von 650 bis 500 v. Chr. schildern dieses Vergnügen und wahllos treten dabei die verschiedensten mythischen Heroen auf. Herakles und Achill führen nach Hesiod und Homer die Hasenjagd auf ihren berühmten Schilden. Aber auch römische Kaiser werden als Jäger des Feldhasen dargestellt. Meistens benutzte man Hunde und Netze und zwar Fall-, Weg- und Stellnetze (ἄρκυς, ἐνόδια, δίκτυα). Die gewöhnlichen Waffen waren zwei Wurfspeere, Pfeil und Bogen oder der Hasentreffer, λαγωβόλον, lat. pedum, der Hirtenkrummstab, mit dem in erster Linie die säumigen oder unfolgsamen Stücke der Herde getroffen werden sollten, mit dem man aber auch durch geschicktes Schleudern gar manchen Hasen erlegte. Einen Jäger zu Pferd, das pedum schwingend, zeigt die Gemme in M. u. G. XVI 30, die Heimkehr von Fuchs- und Hasenjagd ein etruskisches Relief in Th. d. cl. Alt., S. 180, Fig. 38: Pedum, Speer und Jagdhunde fehlen nicht.

Hunde auf der Hasenjagd erwähnt schon die Ilias und die Odyssee. Am beliebtesten waren die kretischen Windhunde und die lakonischen Hündinnen, und besonders rühmt man solche, die bei großer Hitze die Hasen witterten und ausharrend waren im Verfolgen (Fig. 69). In der Kaiserzeit wurden die gallischen Windhunde, vertragi, für die Hasenjagd Mode. Die beste Jahreszeit war der Herbst; Reif, Sonnenbrand, auch Mondschein und Platzregen galten für ungünstig.

Das Lager des Hasen ist nicht so leicht zu finden, weil er absichtlich die Spur verwirrt, um Hunde und Jäger zu täuschen. Das wußten die Alten schon recht gut, auch beschrieben sie das Männchenmachen, wie der Hase, wenn er einen Vorsprung hat, sich umdreht, aufstellt und horcht. Auch für das eigentümliche Quieken des Hasen, wenn er von den Hunden gepackt und zerrissen wurde, hatte man

eigene Ausdrücke: μηκᾶσθαι und vagire (wimmern); unsere heutigen Jäger nennen es »klagen«. Winters bei Schneewetter ließ man die Hunde zu Hause, zwei Männer nahmen die Stellnetze mit und suchten nach der Fährte im Schnee, wo der Hase sich gelagert hatte. Man umstellte ihn dann mit den Garnen, jagte ihn auf und suchte ihn so zu fangen; wenn er aber aus den Netzen entkam, so verfolgte man ihn, bis er ermattet im Schnee zusammenbrach.

Fig. 69. Aus Gerhard A. V. 290. Nach der Hasenjagd. Vgl. M. u. G. XVI 31.

Bei den steten Nachstellungen, die dem Hasen im Altertum bereitet wurden, ist der sprichwörtliche Ausdruck »Hasenleben« für eine Existenz in steter Angst und Gefahr nicht zu verwundern; und er müßte in Griechenland unfehlbar ausgestorben sein, wenn er sich nicht einer fabelhaften Fruchtbarkeit erfreuen würde. Das ganze Jahr hindurch paarte er sich, hauptsächlich im Frühjahr, und man meinte, die Häsin könne zur gleichen Zeit Junge setzen und in sich tragen. Manche glaubten auch, sie seien doppelgeschlechtig und können ohne Paarung gebären.

Athen und Rom wußten den Hasenbraten sehr zu schätzen. Wenn wir sagen: leben wie der Herrgott in Frankreich, so steht in des Aristophanes Rittern im gleichen Sinne: in lauter Hasenbraten leben (ζῆν ἐν πᾶσι λαγῴοις). Relativ wenig geschätzt waren bei den

richtigen römischen Gourmands die Schenkel, lumbi. Am feinsten schmeckten Schultern und Ziemer, aber auch der »Hasenpfeffer« (μίμακρυς), d. h. die edeln Eingeweide des Tieres in seinem Blut gekocht, war eine Lieblingsspeise der Athener. Und da man vollends versicherte, daß der Genuß des Hasenfleisches, wenn auch nur für 7 oder 9 Tage, den garstigsten Menschen zu einem Adonis mache, (was vielleicht auf einem Wortspiel zwischen lepus Hase und lepos Eleganz, lepŏris und lepōris beruht) so erklärt sich, daß die Hasen massenhaft verlangt wurden und sogar ein römischer Kaiser — Alexander Severus — Tag für Tag Hasenbraten auf der Tafel haben wollte. Auch Martial, der sich auf Delikatessen verstand, erklärt den Hasen für das wohlschmeckendste von allem Wilpert.

Zu Cäsars Zeit züchteten die Römer ungezählte Mengen in ihren Leporarien: für die Mästung wurden sie dann herausgenommen und in Käfige gesperrt. Jene Leporarien waren sehr zweckmäßig eingerichtet. Die Einfassungsmauern beschreibt Varro als übertüncht und hoch, das eine, damit nicht ein Marder oder Dachs oder anderes Raubzeug eindringen könne, das zweite, damit kein Wolf darüber zu springen vermöge; ferner mußte Gebüsch drin sein und Bäume mit schattigem Gezweig, um die Angriffe des Adlers abzuhalten. So konnte man auch in anderen Jahreszeiten als im Herbst und Winter, der eigentlichen naturgemäßen Saison, einen trefflichen Hasenbraten sich schmecken lassen.

Im Tarif Diocletians kostet ein Hase bis 150 Denare, während das Kaninchen höchstens 40 wert ist. Die Haare verarbeitete man zu Filz. Mit Galle, Blut, Hirn, Knochen und Kot wollten Ärzte und Quacksalber die leidende Menschheit kurieren. Der stets liebesbedürftige Heliogabal ließ seine Kissen mit Hasenhaar polstern.

In den Tierkämpfen des Amphitheaters trat der Hase nur zum Jux auf, als Gegenpart des Löwen (Mart.). Im Theater jedoch wurden an den Floralien bisweilen förmliche Hasenjagden zum Ergötzen des Publikums aufgeführt.

Selbstverständlich war der Hase, als das gewöhnlichste Jagdwild, der Artemis beigegeben. Sie führte den Beinamen Hasenschützin, λαγωβόλος, und ward mit Hasen in den Händen abgebildet, wie auch oft die Hore des Winters, weil in dieser Jahreszeit die Hasenjagd den beliebtesten Sport ausmachte. Wo die Monate ihre Attribute bekommen, sehen wir den Feldhasen in den Händen des Oktober[173]. Die ganz jungen Häslein, die noch nicht geschossen werden sollten, sagte man, gehören der Diana (Xen. Jagd 5, 14). Auch ihr Bruder Apollo, genannt der Jäger (ἀγρεύς, ἀγρευτής), scheint Hasenopfer erhalten zu haben.

Aber auch den Göttern der Liebe und animalischen Fruchtbarkeit war er ein natürliches Attribut. Ganz gewöhnlich opferte man ihn der Aphrodite. Man glaubte, daß Hasenfleisch ein aphroditisches Mittel sei, vielleicht im Zusammenhang mit der Lehre des Hippokrates (de victu II 10), wonach es verstopft und die Ausscheidung des Urins beschleunigt. Auch war das niedliche Tierchen ein beliebtes Spielzeug für Kinder und zärtliche Damen. Aus der alexandrinischen Zeit, wo die Idylle entstand, haben wir ein hübsches Epigramm auf einen Hasen, den langohrigen, schnellfüßigen Liebling der Hetäre Phanion, die den blutjung gefangenen Kleinen immer auf ihrem Schoße hätschelte und mit allerlei Frühlingskräutern aus lauter Liebe übermäßig fütterte, so daß er vor der Zeit an Fettsucht zu Grunde ging (Meleag. epigr. 120 Jac.). In der bildenden Kunst sehen wir unzähligemal, wie Amoretten mit Hasen sich amüsieren und spielen, sie streicheln, tragen, küssen oder auch Jagd auf sie machen. Als scherzhafte Liebesgabe für Knaben und Mädchen war kein Objekt mehr im Schwang als Hasen oder Kaninchen, diese niedlichen und allzeit verliebten Tierchen mit ihrer klaren Symbolik. Hochzeitsringe zierte man mit ihrem Bilde. Am häufigsten sind zwei Motive auf den Gemmen: ein Hasenpaar vor einen Wagen gespannt, der von Amor oder einem Gartenschläfer kutschiert wird, dann ein Hase oder Kaninchen, das an einem Kohlblatt oder einer Traube oder auch an Feigen nagt. Auch Bacchus und sein ausgelassenes Gefolge treiben ganz gewöhnlich auf den Bildwerken ihren Mutwillen mit Hasen, dem Symbol der harmlosen Lebenslust und Verliebtheit. Bei den reizenden Gruppen der Liebesszene zwischen Silen und Hermaphrodit im Museo Torlonia (151. 157) fehlt auch die symbolische Gegenwart des Hasen nicht.

Die Begegnung eines Hasen galt übrigens im allgemeinen für ein unglückliches Zeichen, so notorisch bei den Griechen und Indern. Die Friesen widmeten das Tier der Nehalennia, einer Göttin der ländlichen Fruchtbarkeit, und so dürften auch die deutschen Ostereier, die der Hase legen sollte, zunächst nichts anderes gewesen sein als eine etwas ungeschickte Kombination von zwei Symbolen der animalischen Fruchtbarkeit, die besonders im Frühling von der Gottheit erfleht und erhofft wurde. Vielleicht war zwischen der altsächsischen Frühlingsgöttin Ostara und der friesischen Nehalennia nur ein lokaler Unterschied.

Allgemein verbreitet ist der Aberglaube, daß der Hase mit offenen Augen schlafe. Die Deutschen konnten dies schon in ihrer ältesten Naturgeschichte von Konrad von Megenberg, der hier wörtlich dem Plinius folgt, lesen: Er slæft mit offenn augen. Aristoteles erwähnt diese Fabel nicht; sie steht aber bereits bei dem weniger

kritischen Verfasser des xenophonteischen Buches über die Jagd (5, 11): »Wenn er wacht, macht er die Augenlider zu, wenn er aber schläft, sind seine Lider unbeweglich aufgeschlagen, die Augen selbst verhalten sich ganz ruhig.« Später sagen Kallimachos, Älian, Plinius, Horapollo, Timotheus, Plutarch, Suidas gleichfalls, er schlafe mit geöffneten Augen. Erst beim byzantinischen Dichter Philes haben wir die entgegenstehende Ansicht, der Hase schlafe keineswegs mit offenen Augen, vielmehr scheine es nur so, weil die Lider so dünn seien, daß man die Augen durchsehe; ebenso sei es bei den Löwen und Schlangen. Heutige Forscher erklären den Volksglauben daraus, weil die Lider des Hasen sehr kurz seien. Vielleicht beruht aber der ganze Mythus darauf, daß der Hase, dem ja eine Unmasse Feinde aller Art nachstellen, einen fabelhaft leichten Schlaf hat, was mit seinem äußerst scharfen Gehör zusammenhängt. Ein fester Schlaf kommt eigentlich nur dann vor, wenn die Luft schwer und schwül und der Hase etwa zwei Stunden vorher nach reichlicher Sättigung zur Ruhe gegangen ist (Fig. 70).

Fig. 70. Marmorrelief des Lateranensischen Museums.

Kaninchen (Lepus cuniculus).

Als dritte und kleinste Art der in Italien bekannten Hasen nennt Varro das Kaninchen, *cuniculus*, griechisch ἡμίλαγος (Edict. Diocl. p. 77 Bl.), λαγιδεύς, λαγίδιον. Abgesehen von der Kleinheit überhaupt unterscheidet es sich vom Hasen namentlich durch kleinere Ohren und kürzeren Kopf. Im Altertum hauste es hauptsächlich in Spanien, dem »Kaninchenlande«, vom semitischen shaphán, dem wir oben S. 210 als hebräischer Bezeichnung des Klippdachses begegnet sind; cuniculosa Celtiberia sagt Catull. Ferner fand es sich in Südfrankreich bei Massalia, auf Korsika und anderen Inseln, besonders auf den Balearen, wo es zur Zeit des Augustus so überhandnahm, daß sich die Bewohner mit flehentlichen Bitten an den Kaiser wandten, ihnen aus der Bedrängnis zu helfen. Ob er Soldaten schickte, ist zweifelhaft; näher lag eigentlich eine Sendung Frettchen aus dem benachbarten Festlande: denn in Spanien jagte man schon vorher die Kaninchen mit Hilfe dieser Todfeinde. Man ließ sie in die Minengänge der Kaninchen hinein, zog ihnen aber vorher Maulkörbe an, so daß sie bloß die Kaninchen heraustrieben, damit sie dann von den Jägern erschlagen würden.

Cuniculus, κούνικλος, κόνικλος, hieß eigentlich der Gang, den das Tier sich unter der Erde grub, erst in zweiter Linie das grabende Tier selbst; der echtgriechische Name bei den Massalioten war λεβηρίς, d. h. Häslein; die ungeborenen oder noch kaum geworfenen Tierchen, die als große Delikatesse galten und unausgeweidet verspeist wurden, hießen laurices (laurex, vgl. Λαύριον, Bergwerk, laura = Stollen, woher auch »Labyrinth«, eigentlich Bergwerk[174]). Solche Leckerbissen verschafften sich die Römer in ihren Hasengärten, wo zu Varros Zeit genug Kaninchen gezüchtet wurden. Die Liebhaberei für laurices wird noch zur Zeit Gregors von Tours bezeugt, bei dem wir (V 4) lesen, daß man »in der heiligen Fastenzeit« ungeborene Kaninchen, fetus cuniculorum, zu verspeisen pflege. Apicius (II 2, 49) erwähnt isicia, eine Art Würste, de cuniculis.

Den Griechen blieb das Kaninchen fremd, überhaupt den östlichen Ländern. Dargestellt ward es erheblich seltener als der Feldhase, doch ist es zweifellos auf Münzen als Symbol des Landes, Attribut der »Hispania« (M. u. G. IX 44).

Gegenwärtig gibt es eine ganze Anzahl griechischer Inseln, auf denen sich die Kaninchen eingenistet haben, während andere wieder bloß Feldhasen beherbergen. Der Westtürke nennt das Kaninchen »Inselhasen«. Auch im Altertum gedieh das Tierchen besonders auf den Inseln. Ganz zufällig hören wir von der kleinen Insel Nisida bei Puteoli, daß sie um das Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. von wenig Menschen, aber um so mehr Kaninchen bewohnt gewesen sei (Athen. IX p. 400).

Einhufer (Solidungula).

Pferd.

In der jüngeren Steinzeit durchschweifte das Pferd in großen Herden und ungezähmt die weiten Steppen Europas. Fleisch und Mark diente den Ureinwohnern als beliebte Nahrung, darum wurde es eifrig gejagt. Reste hat man an vielen Orten gefunden, in Remagen neben denen vom Moschusochsen und vom Bison; bei Solutré im Saonetal will man Reste von fast 10000 solcher Pferde entdeckt haben. Namentlich aber hat man daselbst auch allerlei Schnitz-

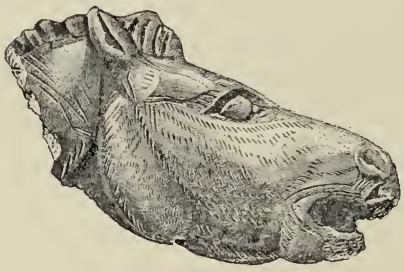


Fig. 71. Solutrépferd.
Nach l'Anthropologie, Paris 1894.

arbeiten, besonders aus Renntierhorn gefunden, die von großem Zeichensinn der damaligen Europäer zeugen und offenbar naturgetreue Bilder uns überliefern. Wir geben hier einen Kopf des Solutrépferdes (Fig. 71).

Solch wilde Pferde wurden von den Ureuropäern im heutigen Frankreich gejagt. Es war eine kleine Rasse, wie auch das italische Pfahlbaupferd viel kleiner war als unser gegenwärtiges gemeines Pferd (Gozzadini). Auch von den Menschen haben sich Skelette erhalten; sie befinden sich im Museum von Lyon.

Die ältesten Pfahlbauten kennen kein Pferd, und auch die späteren zeigen nur sehr wenige Reste. Bei diesen Völkern ist also seine Zähmung nicht zu suchen. Erheblich früher ist das Tier im Orient

Fig. 72. Ägyptisches Wandbild (London).

und in Afrika[174b] gezähmt worden. Im 3. Jahrtausend v. Chr. gebrauchten es die Chinesen als Reit- und Zugtier, und bereits den ungetrennten Indogermanen wird die Sitte der Kriegswagen und der Rennen im Kultus zugeschrieben. Am Nil[175] fehlte das Pferd noch im alten und mittleren Reiche: kein Denkmal gibt von ihm Kunde, keiner Gottheit war es heilig. Erst im Neuen Reiche tritt es auf, ward sorgsam gezüchtet und teuer in die Fremde verkauft (Fig. 72). Einem König äthiopischen Blutes, Pianchi (23. Dynastie), gebührt das Hauptverdienst. Seitdem gab es eine Menge Gestüte, von Oberstallmeistern verwaltet. In rossebespannten Wagen fuhr der König im Lande umher, zu Jagden und Inspektionen. An bestimmten Stationen mußten Heuvorräte lagern für diese königliche, vielleicht nach assyrischem Beispiel eingerichtete Privatpost. Auch vor den Pflug wurde das Pferd gespannt. Die ägyptische Reiterei war nicht schlecht; Sesostris soll nach Diodor mit 2700 Streitwagen und

2400 Reitern zu Feld gezogen sein. Mindestens seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts kämpften die Ägypter — einer assyrischen Mode folgend — auf Streitwagen. Auf jedem Wagen standen zwei bis drei Mann, deren einer die Rosse lenkte und zugleich den Schild hielt. Die Pferde waren oft durch wattierte Panzer geschützt. Den Weltruhm der ägyptischen Streitwagen ersehen wir aus der Ilias (IX 383).

Die Rasse war orientalisch-libysch. Ihre Farbe fuchsrot, selten weiß; von anderen Rassen unterscheiden sie sich durch den rund und tief eingeschnittenen Nacken.

Tf. III 2. S. Taf. III 2: Siegel des Amenophis II. (15. Jahrh. v. Chr.).

Auch die Israeliten hatten gleich den vielfach kulturverwandten Ägyptern zur Patriarchen- und Richterzeit noch keine Pferde, ebenso wenig die Midianiter und Amalekiter. Das mosaische Gesetz (5. Buch M. 17, 16) verbot ausdrücklich den Königen viele Rosse zu halten und im Krieg auf sie zu vertrauen: im gelobten Lande selbst war das Pferd wenig tauglich und Eroberungen sollten nicht gemacht werden. Erst David wagte mit Gesetz und Tradition zu brechen. Nach dem Sieg über den König von Syrien behielt er hundert erbeutete Gespanne zurück; allen übrigen durchschnitt er mit orientalischer Grausamkeit die Sehnen der Hinterfüße, wie es schon Josua den Pferden der Kanaaniter, die zum Teil Kavallerie besaßen, gemacht hatte. Seither fanden Könige, Prinzen und Vornehme an den Rossen Geschmack, aber erst unter Salomo wurde ihr Gebrauch allgemeiner. Er bezog sie aus Ägypten: in seinen Marställen sah man 4000 Stände und Krippen für Wagenpferde: er hatte 1400 Wagen mit je zwei Pferden; die übrigen 1200 waren Reservepferde. Von jetzt an gebrauchten die Israeliten das Pferd zum Reiten und Fahren und landwirtschaftlichen Arbeiten, zum Ackern und Dreschen. Doch blieb im ganzen der Esel das eigentliche Reittier des Volkes. Drum zog auch Jesus nicht hoch zu Roß in Jerusalem ein. Auch die ältesten Araber waren nichts weniger als Pferdereiter. Nach Herodot ritten sie im Perserheere ausschließlich auf Kamelen, und Strabo, der als Begleiter des römischen Feldherrn Älius Gallus Arabien vom Augenschein kannte, sagt ausdrücklich, daß es dort und im Lande der Nabatäer keine Pferde gebe (XVI 768. 784). Sogar der späte Vegetius (über Veterinärkunst, mulom. V 6) zur Zeit Theodosius I. (379—395 n. Chr.) nennt unter den Pferderassen noch keine arabische. Daß die arabischen Pferde aber nicht ganz unbekannt waren, ergibt sich aus dem ziemlich gleichzeitigen, sogar etwas früher fallenden Ammianus Marcellinus, dem Gefährten Julians, der die schnellen Rosse und schlanken Kamele der Sarazenen erwähnt. Und auch andere Zeitgenossen gedenken der sarazenisch-arabischen Pferde.

Bogenschützen der Araber zu Pferd erwähnt Synesius. Durch die Züge des Islam wurden diese Pferde weltberühmt, aber vor unserer Ära findet sich keine Spur von ihnen. Die ältesten Zeugen sind himjarische (südarabische) Inschriften aus den ersten Jahrhunderten nach Christus.

Ausgesprochene Reitervölker gab es jedoch seit dem grauesten Altertum in Nordafrika von Mauretanien bis an die Grenzen Ägyptens. Die Pferde des rosseweidenden Libyen (ἱππόβοτος Λιβύη Oppian. cyn. II 253), etwas größer und kräftiger als die maureta-

Fig. 73. Kyrenäisch. Aus der archäol. Zeit. 1881 Taf. 13.

nischen, waren lang und schmal gebaut, und gehörten zu den schnellsten und ausdauerndsten Rassen des Altertums. Die Hauptstadt Kyrene war hochberühmt (Pindar, Kallimachos, Strabo, Älian, Antiphanes, Oppian) durch ihre Rosse. Sie galten namentlich für ausgezeichnete Wagenpferde[175b] und waren häufig von blonder Farbe. Im Jahre 332 v. Chr. schickte die Stadt Kyrene Alexander dem Großen 300 Streitrosse und 5 Viergespanne zum Geschenk (Diod.). Vier Rosse an einen Wagen zu spannen galt als libysche Erfindung (Herod.). Poseidon selbst, der Schutzgott der Pferdezucht, sagte man, habe die Libyer gelehrt die Rosse zu schirren, Athene sie zu zügeln. Noch in der Kaiserzeit waren libysche Wagenlenker gesucht (Martial). Kyrenische Wettrennpferde mit langem Schweif und langer, eigentümlich frisierter Mähne erblicken wir auf Vasenbildern (Fig. 73).

Noch weit berühmter als die kyrenäischen sind die Pferde des karthagischen Gebiets durch die Heldentaten der numidischen Reiter im hannibalischen Heere geworden.

Tf. III 4. Tf. III 6. Taf. III 4 Punische Münze aus Karthago und Taf. III 6 Münze des Königs Bocchus II.

Lag doch in der Schlacht bei Cannae die Entscheidung bei ihnen. Die Römer selbst erkannten die Überlegenheit der numidischen Reiterei nur allzu gut und begrüßten freudig etwaige Überläufer. Später, namentlich in den Bürgerkriegen, werden die numidischen Reiter als römische Hilfstruppen oft erwähnt. Schön war die Truppe nicht: Roß und Reiter klein und mager: wenn sie rannten, dehnten die Pferde den langen Hals und streckten den unschönen Kopf in die Höhe. Aber wie die heutigen Berbern waren die alten Numidier auf ihren unscheinbaren Rossen (Timoth.) unübertrefflich zum Rekognoszieren, Beunruhigen des Feindes, plötzlichen Überfällen und raschen Umgehungen. Gleich den Parthern suchten sie oft den Gegner zu täuschen, stellten sich ungeschickt im Reiten, ließen sich herabfallen, ritten bald vorwärts, bald in verstellter Flucht zurück, bis sie plötzlich einem Orkan vergleichbar in die feindlichen Linien einbrachen. Mitten im hitzigsten Gefecht wechselten sie die Pferde und sprangen von dem erschöpften weg hinüber auf ein frisches (Liv.): kein Sattel, kein Zaum war ihnen nötig; ihre Pferde waren die folgsamsten der Welt (Strabo). Ob sie wohl auch Musik verwandten zur Dressur, wie die benachbarten Libyer (Älian)? Auch die überlieferten Ziffern sind erstaunlich. Bei dem einzigen Stamm der Garamanten im Süden Numidiens wurden jährlich 100 000 Füllen geworfen (Strabo). Von der zärtlichen Liebe der Numidier zu ihren Rossen und umgekehrt erzählten die Alten manch rührendes Beispiel und sie finden ihre Bestätigung in den zufällig erhaltenen Inschriften. So steht auf einem algerischen Mosaik über einem Rennpferde: Vincas, non vincas: te amamus, Polidoxe. Magst du siegen oder nicht: unsere Liebe bleibt dir, Polidoxus (C. I. L. VIII 2, 10889. Tissot, Tunisie I, p. 361 pl. 1). Wie mancher heutige Sportsmann könnte sich daran ein Beispiel nehmen! — Sehr stattliche karthagische Kavalleriepferde sehen wir
Tf. III 4. auf Taf. III 4 (Münze von Karthago) und in den Münzen und Gemmen Taf. II 13 (Münzen des »Lagervolkes« in Sizilien; beidemal punische Beischriften).

Auch die Inder besaßen zur Zeit des großen Mazedoniers eine sehr zahlreiche Kavallerie, deren Pferde in königlichen Stallungen gehalten, von geschickten Bereitern abgerichtet und zum Kriegsdienste von dort entnommen wurden, um nach dem Friedensschlusse wieder zurückgestellt zu werden. Neben den Reitern waren zwei-

spännige Kriegswagen im Gebrauche, auf denen je zwei Personen saßen. In der ältesten Zeit hatten die Inder keine Kavallerie gehabt. Der Rigveda kennt die Reitkunst nicht. Ohne Frage kam sie samt den Pferden aus Assyrien ins Fünfstromland. Als Curiosum sei erwähnt, daß Schimmel mit schwarzen Ohren und dunkle Braune mit weißen Füßen im alten Indien am gesuchtesten waren.

Auf den altassyrischen Kunstwerken wird kein Haustier öfter dargestellt, als das Roß. Als Reittier, zum Ziehen des Kriegswagens und zur hohen Jagd sehen wir die edle hochgezüchtete Rasse verwendet, in der wir die Stammeltern der heutigen reinblütigen Araber vor uns haben.

Fig. 74. Assyrische Löwenjagd zu Pferd.

Einen assyrischen Löwenjäger auf reichgeschirrtem Rosse zeigt das hier abgedruckte Relief aus Kujundschik (Fig. 74).

Auf Taf. III 1 geben wir ein assyrisches Siegel, vielleicht des 7. Jahrhunderts v. Chr. (= M. und G. XVI 52): das Jagdpferd eines Vornehmen mit daneben springendem Hund. Vgl. auch unser Titelbild.

Groß ist die Kluft im Bau des Schädels und der Glieder zwischen diesen orientalischen Pferden und den germanischen.

Schon im 17. Jahrh. v. Chr. war der Streitwagen bei Babyloniern und Assyrern allgemein im Gebrauch und seine Form fand Nachahmung bei den Ägyptern. Der Wagenstuhl war nach hinten geöffnet, die Brüstung der Vorderseite, ursprünglich nur bis zu den Oberschenkeln

reichend, ward später erhöht, so daß der Unterleib der Krieger geschützt war. Im Wagen fuhren zwei bis vier Personen, von denen eine stets die Zügel führte. Gewöhnlich waren zwei Rosse vorgespannt, ein drittes lief als Ersatzpferd nebenher. Sie zogen die Wagen ohne Zugstränge mittels des oft reich verzierten Joches, das durch breite, um den Bug der Tiere herumgelegte Gurte festgehalten wurde. Auf dem Kopfe ragten bunte Kämme oder stolze Federbüsche, Brust und Hals schmückten Bänder und Troddeln aus Wolle oder Seide, später ward auch der Leib in kostbare Decken gehüllt. Die Mähne sehen wir bald kurz abgeschnitten, bald künstlich geflochten, desgleichen sind die Schweife geflochten oder ungefähr in der Mitte mit Bändern umwickelt oder am Ende schleifenförmig gebunden. Jedes Pferd wurde durch zwei getrennte Zügel gelenkt, die an beiden Enden des Gebisses angebracht waren; dieses selbst bestand aus Gold oder Silber und lief in ziemlich große Knebel aus. Stuten wurden nicht im Krieg verwendet, nur unverschnittene Hengste. Man pflegte sie sorgfältig und fütterte sie mit Gerste. Auch die eigentliche Reiterei spielte bei den Assyrern und Babyloniern eine große Rolle. Zog doch nach der Sage die Königin Semiramis mit 500000 Reitern und 100000 Streitwagen ins Feld (Ktesias), König Ninos mit 200000 Reitern (Diod.). Schon auf den ältesten Skulpturen sind Reiterscharen abgebildet. Ursprünglich gebrauchte man nicht Sattel noch Satteldecke und zog die Kniee hoch herauf. Später saß man mit gestreckten Beinen auf Sattelkissen oder kleinen Decken. Die Lanzenreiter lenkten ihre Pferde selbst, das des Bogenschützen jedoch wurde im Kampf von einem zweiten Reiter geführt, damit der Schütze die Hand zum Schuß frei habe.

Auch nach dem Untergang der politischen Selbständigkeit muß die Pferdezucht in Assyrien noch lange geblüht haben. Große Konkurrenz machte übrigens Medien mit seinen weiten und üppigen Weideflächen, vornehmlich der Nisäischen oder Nesäischen Ebene, wo der Großkönig seine berühmtesten Gestüte hatte. An Schnelligkeit, Ausdauer, Größe, Schlankheit und Schönheit alle anderen übertreffend standen die nisäischen Rosse hauptsächlich im Dienste des Königs und der Vornehmsten oder auch der Götter, besonders des Sonnengottes. Gewiß war es eine nisäische Stute, die aus der Schlacht bei Issos den König Darius durch ihre Schnelligkeit rettete (Älian). Auf dem Gefilde Roßweid, Hippobotos, zwischen Babylon und den Kaspischen Toren weideten 15000 edle Stuten des Großkönigs: Alexander traf noch 5000 derselben an. Ja noch im 4. Jahrhundert n. Chr. sah Ammianus Marcellinus medische Reiter auf nisäischen Rossen.

Auch Armenien und Kappadokien waren gute Pferdeländer. Die kleine, aber ausdauernde und mutige eingeborene armenische Rasse war sehr geschätzt. 20000 Füllen betrug der jährliche Tribut des Satrapen für den Perserkönig zum Mithrasfeste (Strabo). Auch Gestüte edler nisäischer Rasse gab es in Armenien. Kappadokien erzeugte vortreffliche Rennpferde mit breiter Brust und langem schlankem Leib, schöne mutige Tiere, darunter Apfelschimmel, für Krieg und Jagd und Zirkus sehr beliebt. Im jährlichen Tribute an den Perserkönig werden 1500 kappadokische Pferde aufgezählt, daneben 2000 Maultiere, 50000 Schafe und bares Gold (Strabo a. a. O.). Die kappadokische Reiterei war zu Cäsars Zeit eine berühmte Waffe (Cäs., Lucan., Zosim.). Die benachbarten Paphlagonier rühmten sich eine stärkere

Fig. 75. Schweres persisches Zugpferd, nach Wilkinson² I 241, Nr. 73.

Reiterei zu haben als der Großkönig selbst. Auch Bithynien, Phrygien, Troas werden gelobt; namentlich aber die Lydier oder Mäonier. Sie preist schon der Sänger der Ilias (X 431: Μῆονες ἱπποκορυσταί). Im Kriege hatten sie lange Lanzen und die Schnelligkeit der lydischen Wagen war sprichwörtlich.

Die persische Pferdezucht war eine direkte Tochter der babylonisch-assyrischen. Man sieht das äußerlich an der Gestalt der Rosse und den eigentümlich verknoteten Schwänzen und geflochtenen Mähnen (Fig. 75). Eigentümlich war den Persern die Verwendung des Pferdes zur Post und zu den Sichelwagen. Auch mögen die Pferdewettrennen von Cyrus oder einem anderen Persersultan erfunden worden sein. An den Hauptstraßen des ausgedehnten Reiches hatte der König in der Entfernung eines Tagesrittes Stationen errichten lassen, mit Pferden und Leuten, die in größter Eile die königlichen

Botschaften zur nächsten Station beförderten, so daß die Befehle des Monarchen »fast rascher als Kraniche über das Land hin flogen«. Diese reitenden Boten hießen ἄγγαροι, von ang gehen: daraus ist das griechische ἄγγελος und ἀγγέλλω und unser »Engel« hervorgegangen. Auch schon eine Feldpost hatten die Perser: Xerxes bediente sich ihrer, um von seinem Heere in Europa aus Depeschen nach Asien zu schicken.

Die gefürchteten Sichelwagen (ἅρματα δρεπανηφόρα) des persischen Heeres starrten an den Räderachsen und am Vorderteil der Deichsel von sichel- oder lanzenförmigen Messern. Die 2—4 Pferde waren vollständig gepanzert; ebenso die Männer auf den Wagen. Schon zu Xenophons Zeit hatten sie aber ihren Schrecken verloren: man wich ihnen aus oder machte die Rosse scheu. Es ist eine Parallele zu den Kriegselefanten.

Wichtiger war die eigentliche persische Reiterei: das erhielt sich bis zum Untergang des Perserreiches in den Schlachten bei Issos und Arbela. Die nördlichen Provinzen, die Kaspier, Sogdianer, Sagarter, Baktrier und Hyrkaner stellten die trefflichsten Reiter. Baktrien allein lieferte zu Alexanders Zeiten 30000 Mann zu Pferd, Meister in der Kunst von Pfeil und Bogen. Auch die Hyrkaner waren sehr gefürchtet, die Sagarter fochten mit Säbel und Lasso. Weiter westwärts lebten die Skythen: vom Oxus bis zu Don und Donau: zu ihnen gehörten nach Arrian u. a. die Parther, das gefürchtetste Reitervolk des Altertums.

Ihre Bogenschützen zu Pferd, die scheinbar fliehend mit unglaublicher Sicherheit ihre Pfeile abschossen, waren noch weit gefährlicher als die Kataphrakten, schwere Lanzenreiter, die samt ihren Rossen in Schuppenpanzer oder Lederkoller gehüllt waren. Der freigeborene Skythe saß von Kindesbeinen an auf dem Pferde und trug beständig Bogen und Köcher. Im Kriegsfall mußten auch die Sklaven als berittene Bogenschützen dienen. Ja selbst die Frauen verstanden sich aufs Reiten. Die ungeheuren Pferdeherden lieferten Fleisch, Milch, Butter und Käse (ἱππάκη). Auch wohlhabende Perser aßen zu Herodots Zeit Pferdefleisch und der große Darius Hystaspis war der Sage nach mit Stutenmilch aufgezogen worden, wie das heute bei den Tartaren vorkommt. Aus den Haaren machte man Bogensehnen, aus den Hufen Panzerschuppen. Viele Skythen kleideten sich in Pferdefelle. Starb ein skythischer König, so schlachtete man ihm seine Weiber, Diener und Leibrosse, damit es im Jenseits ihm nicht daran fehle. In den skythischen Königsgräbern bei Jekaterinoslaw sind die getöteten Pferde in einem schmalen Gange beigesetzt, der zur Leichenkammer des Königs führt.

Die parthischen Pferde waren langhaarig, rasch, mutig und sehr gelehrig. So unansehnlich sie waren, an Schnelligkeit und Ausdauer übertrafen die skythischen Rosse die besten Griechenpferde. Kaiser Probus erbeutete eines, das 8—10 Tage hintereinander je 100 Meilen zurücklegen konnte.

Ein edles parthisches Pferd, wahrscheinlich vom Sultan selbst geritten auf der Eberjagd, zeigt die auf unserer Taf. III 3 photographierte Gemme. Tf. III 3.

Skythische Fürsten besaßen auch edle Pferde fremder Herkunft, wie umgekehrt echt skythische Rosse hinwiederum exportiert wurden. So brachte Alexanders Vater Philipp 20000 ausgesuchte Stuten aus dem Donauskythenlande nach Mazedonien, um die einheimische Rasse zu verbessern.

Die thrakischen Pferde waren in der sagenhaften Vorzeit schon berühmt. Wer kennt nicht die Rosse des Diomedes, deren Nachkommen sich bis auf Alexander erhalten haben sollten, und die herrlichen Schimmel des Rhesos im trojanischen Kriege? Die thrakischen Pferde gehörten zu den schnellsten und besten, vornehmlich auf gebirgigem Terrain.

Taf. III 9 Münze von Maroneia. Tf. III 9.

Die meisten Lorbeeren in Alexanders Heere erfochten seine päonischen und mazedonischen Reiter, die schwergerüsteten Hetairoi und seine berittene Leibgarde aus den edelsten Jünglingen des Landes. Da auch die epirotische Rasse als besonders schnell gerühmt wird und der vielgenannte Bukephälas notorisch aus thessalischem Gestüte stammte, so mögen in Mazedonien thrakische, epirotische, skythische und thessalische Rassen gekreuzt worden und aus solcher Mischung das Material für die Armee Alexanders des Großen hervorgegangen sein. Zwei schöne starke altmazedonische Pferde sind abgebildet:

Taf. III 5 Münze Alexanders I (um 500 v. Chr.). Tf. III 5.

Taf. III 7 Münze Philipps II (um 350), M. u. G. II 16. Tf. III 7.

Der Bukephalas, »Rindskopf«, des großen Alexanders Leibroß, im Gestüte des Thessaliers Philonikos zu Pharsälos geboren, war vom König Philipp für den enormen Preis von 16 Talenten erstanden worden. Den Namen hatte er von seiner auffallend breiten Stirne (Arrian. V 19, 5), nach andern von dem Gestütszeichen, das einen Rindskopf vorstellte. An dem Platze in Indien, wo er starb, gründete Alexander die Stadt Bukephala (Curtius IX 3, 23). Auf dem berühmten Mosaik der Dariusschlacht dürfen wir am Pferde Alexanders, namentlich an seinem guterhaltenen Kopfe, ohne Zweifel den traditionellen Bukephalostypus erkennen. Ob er der historischen Wahrheit entspricht, ist natürlich eine andere Frage. Die Abbildung M. u. G. II 17 hat

sicherlich etwas mit Alexanders Bukephalas zu tun. Besonders berühmt waren die Gestüte des Eumēlos in Pherae, dessen Vater Admetos mit seinem einst von Apollo geweideten Rosse bei der Stiftung der nemeischen Spiele am Wagenrennen teilnahm; ferner die der Aleuaden und Skopaden in Krannon und die der Magneten. In Hellas und Italien schätzte man die thessalischen Pferde sehr hoch.

Fig. 76. Münze von Atrax, M. u. G. II 21.

Als Hauptstolz des Landes erblicken wir das schöne feurige Thessalerpferd auf den Münzen: M. u. G. II 19. 20. 21. 23 (Fig. 76). Zur Jagd, zu Wettrennen und zum Krieg war es gleich gut zu brauchen. Die breiten langen Ebenen waren zur Pferdezucht und zum Reit- und Rennsport wie geschaffen. Darum läßt Sophokles den Orestes bei den pythischen Spielen mit einem Thessalergespann fahren und Xerxes veranstaltete in Thessalien großartige Rennen zwischen griechischen und persischen Pferden. Die thessalische Reiterei war sehr zahlreich, kämpfte a. 458 und im peloponnesischen Krieg auf Seite der Athener und bildete für Philipp, Alexander und Pyrrhos den Kern ihrer gefürchteten Kavallerie. Noch im 2. Jahrhundert v. Chr. taten sie sich im römischen Dienste hervor.

Sonst sind noch die Thèbaner im 5. und 4. Jahrhundert und die Ätoler im zweiten als gute Reiter mit selbstgezogener Rasse rühmlich zu erwähnen, ebenso im Peloponnes die bereits von Homer gepriesenen rosseweidenden Landschaften Argolis und Elis. Schon zur Zeit des Herakles hatten die Dynasten von Tiryns edle Rosse; Neoptolemos erhielt argolische Pferde als Ehrengeschenk; das herrliche Leibroß Agamemnons, Aithe, stammte von Areion, dem mythenverklärten redenden Rosse des Adrastos, des früheren Herrschers von Argos. Grattius stellt die mykenischen Renner den thessalischen gleich, und die epidaurischen genossen gleichfalls großen Ruhm, so daß sie sogar sprichwörtlich geworden sind.

Die spartanische Reiterei war im peloponnesischen Krieg ganz minderwertig und später noch ging die große Schlacht bei Leuktra durch die Inferiorität der spartanischen Reiterei verloren. Nur die Bundesgenossen: Böotier, Phokier und Lokrer leisteten etwas. Erst durch Agesilaos und seine asiatischen Söldner bekam die spartanische Armee eine achtungswerte Kavallerie, die bisweilen sogar über die thessalische den Sieg davontrug.

Aber was ists mit Attika? wird man fragen. So wenig das Ländchen an sich mit Ausnahme der Ebene von Marathon für die Pferdezucht geeignet war, hat doch Athen eine Zeit gekannt, wo der Pferdesport mit exzessiver Liebhaberei betrieben wurde und natürlich auch schöne und edle Pferde in Athen zu sehen waren. Man kennt

die köstliche Satire auf diesen Sport, der auch die Bourgeoisie befallen hatte, in den Wolken des Aristophanes. Alkibiades hielt einen berühmten Rennstall, aus dem auf einmal sieben Gespanne in Olympia liefen. Der prächtige Typus dieser attischen Rosse tritt in den Skulpturen des Phidias am Parthenon noch heute uns vor Augen; s. die Abbildung S. 255; vielleicht gehört auch die Taf. III 15 vergrößert wiedergegebene Gemme hieher (s. zu M. u. G. XVI 57). Tf. III 15. Trotzdem war das berittene Militär, die eigentliche Reiterei, in Attika nichts besonderes; am brauchbarsten scheinen die 200 Bogenschützen zu Pferd skythischer Nationalität gewesen zu sein. Die »Ritter« waren wie die altrömischen und altspartanischen eigentlich nichts anderes als Infanteristen, die gelegentlich auch aufs Pferd stiegen. Reiche und Vornehme gestatteten sich diesen patriotischen Luxus. Wenn es schief ging, hatte man doch eine brillante Chance, um seine Haut zu retten. Auch konnte man wohl manch rasches Abenteuer, einen Überfall, eine Rekognoszierung mit einer solchen berittenen Infanterie ins Werk setzen. Man hat berechnet, daß in Friedenszeiten nur 600 Reiter in Attika Sold bezogen (Böckh, Rüstow und Köchly). Im Krieg betrug die Verpflegung für Mann und Pferd eine Drachme (Böckh). Jeder Reiter hatte auch einen Roßknecht für die zwei Pferde und das Gepäck. Nach Böckh (Staatsh. I 639) hatte Athen zur Zeit seiner Blüte etwa 3000 Pferde, die zum großen Teil auf den Triften Euboeas weideten. Schon Solon setzte zur Hebung der Zucht Preise für die Sieger in den isthmischen und olympischen Spielen aus (Plut. Sol. 23).

Sehr geeignet zur Pferdezucht war Sizilien und ein Teil von Großgriechenland. Römische Statthalter vom Schlage des Verres konnten ganze Herden trefflicher Stuten in Sizilien zusammenrauben[176]. Noch zur Zeit Gregors des Großen gab es daselbst eine Menge edler Rosse. Aber auch schon vor der römischen Latifundienwirtschaft stand die Pferdezucht hier in höchster Blüte.

In der Zeit der selbständigen Griechen glänzten Agrigent, Syrakus und die Gegend am Ätna durch den Ruhm ihrer Pferde. Hieros blondfarbiger Renner Pherenikos, d. i. Siegbringer, ist durch Pindar verewigt worden. Die durch Größe und Schnelligkeit ausgezeichneten Syrakusaner Pferde aus dem königlichen Gestüte auf der Insel Ortygia trugen in Olympia oft den Sieg davon.

Taf. III 13 Siegreiches syrakusanisches Viergespann, Münze. Tf. III 13.
(M. u. G. II 24.)

Dionysios I hatte 12000 Mann zu Pferd (Diod. II 5), und sowohl Karthager als Athener (a. 415) hatten an den syrakusanischen Reitern sehr gefährliche Gegner. Dionysios II hatte nach Älian 9000 Mann

Kavallerie. Vom Pferdereichtum Agrigents aber bekommt man einen Begriff, wenn man liest, daß dort beim Hochzeitsfeste des Antisthenes viele Mitbürger zu Pferd und auch 800 Wagen mitgezogen seien, daß ein olympischer Sieger Exainetos bei der Rückkehr in seine Heimatstadt Agrigent von 500 Schimmelgespannen eingeholt wurde, daß man edlen Pferden großartige Denkmäler errichtete und Wettkämpfe aufführte. Agrigent und Himera zusammen stellten im J. 472 20000 Reiter ins Feld.

Tf. III 10. Das altgriechische Pferd Taf. III 10 (= M. u. G. XVI 40) stammt
Tf. III 11. aus dem einst sehr kriegstüchtigen Kreta; das Taf. III 11 (= M. u. G. XVI 42) stammt aus Cypern. Die Inschrift Stesikrates geht ohne
Tf. III 8. Zweifel auf den Besitzer. Das Pferd Taf. III 8 (= M. u. G. XVI 45) ist vielleicht kleinasiatischen Ursprungs. Man beachte den eigen-
Tf. III 1. tümlich eingebundenen Schwanz, vgl. Taf. III 1 und 3. Die feine
III 3. Muffelpartie stimmt mit dem Pferd auf der cyprischen Gemme.

Die alten Römer waren so wenig wie die Athener und Lakonen ein Reitervolk. Auch die Ritter der altrepublikanischen Epoche sind eben Infanteristen gewesen, die ein Pferd mit sich ins Feld nahmen. Selbst der Höchstkommandierende, der Diktator, war nicht beritten.

Tf. III 14. Taf. III 14 (= M. u. G. II 12) Römisches Kavalleriepferd aus der Zeit des I. punischen Krieges.

Seit der Zeit des Marius entzog sich die Ritterschaft, die jetzt eine Kapitalistenklasse geworden war, dem Kriegsdienst immer mehr. Cäsar hatte keine römische Reiterei, er bediente sich angeworbener Spanier und Germanen und ausgehobener Gallier. Auch später bestand die Kavallerie aus Nichtitalikern.

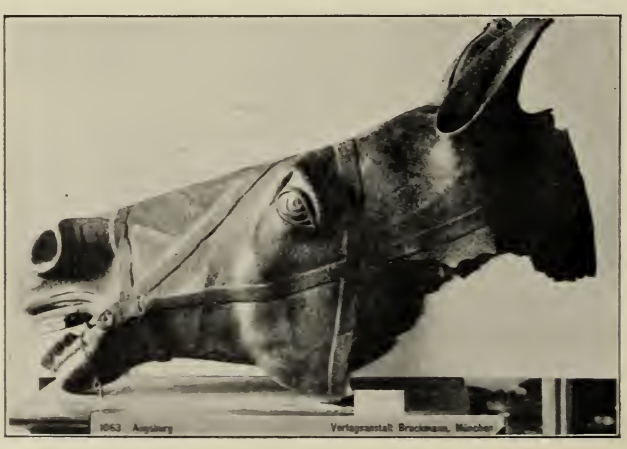


Fig. 77. Bronzener Pferdekopf aus Römisch-Augsburg, nach Bruckmann.

Die Inferiorität der italischen Reiter war Hauptursache der vielen schweren Niederlagen Roms in den punischen Kriegen: bei Tunis (wo Regulus gefangen wurde), am Ticinus, an der Trebia, am Trasimenersee, bei Cannae. Scipio Africanus reihte deshalb seiner Armee viele Hilfstruppen zu Pferde ein. Besser als die eigentlichen Römer war ein Teil der Süditaliker zu brauchen. Kampanische Reiter zeichneten sich aus im hannibalischen Kriege (Livius XXIII 46), und Lucanien, Apulien und die Gegend von Rosea im Sabinischen, auch einige Striche in Etrurien trieben Pferdezucht. Hannibal erbeutete 5000 junge Pferde in Apulien für seine Mauren und Numidier, und Horaz erwähnt die hochgeschätzten Rosse des Saturejanischen Gaus bei Tarent, das, als es noch reich und selbständig war, eine treffliche Reiterei besaß.

Taf. III 12 Münze von Tarent um 400 v. Chr. (M. u. G. II 14). Tf III. 12.

Die etruskischen langgestreckten, sehr schnellen Rosse zählt Oppian zu den besten; ebenso eine metrische Grabschrift von Brixen (anth. epigr. 1177). Schön war die Rasse nicht, soviel man aus den Kunstdenkmälern ersehen kann. Aber auch das ursprüngliche römische Kavalleriepferd war von plumpen Formen; erst seit Beginn der Luxusära, vom syrischen Kriege an, wurde auch das römische Pferd veredelt.

Die spanischen Pferde, deren Zusammenhang mit den Wildpferden der iberischen Halbinsel kaum zu bezweifeln ist, waren ein sehr beliebter Ausfuhrartikel bis ins 4. Jahrhundert nach Chr. An Gestalt und Tugenden verschieden von den heutigen spanischen Rossen mit ihrem starken maurisch-arabischen Einschlag glänzten sie nicht durch Schönheit, stattliche Gestalt, Mut und vornehmes Wesen, wohl aber durch fabelhafte Schnelligkeit, so daß die Sage erzählte, die Stuten werden vom Winde trächtig, nicht von natürlichen Hengsten. Sie übertrafen selbst die parthischen und armenischen Renner im Zirkus; ihre Lebensdauer aber war kurz, bloß 3—7 Jahre. Für besonders gelehrig galten die asturischen. Man dressierte sie gerne für eine gewisse künstliche Gangart und nannte sie dann thieldones, Zelter. Außerdem hören wir von keltiberischen Mohrenschimmeln, ὑπόψαροι (Strabo). Neben den Asturiern wohnten die Copori, deren Pferdezucht gleichfalls hochberühmt war (anth. epigr. 1177). Die Pferdezucht von Bilbilis, einem Städtchen in Tarraconensis, rühmt Martial (I 49, 37), der dort bekannt war. Plinius stellt Spanien neben Italien wegen seines Reichtums an Feldfrüchten, Wein, Pferden und Metallen. Julius Cäsar kaufte in diesem Lande viele Pferde für seine Kriege in Gallien, und spanische Reiter hatten die Karthager (Liv.), die Numidier (Juba, Caesar b. c. II 40), und seit dem zweiten punischen Krieg bis

in die späte Kaiserzeit auch die Römer in ihrem Solde. Es waren gefürchtete »Dragoner« διμάχαι, die bald zu Fuß bald wieder zu Pferde kämpften. Kurz Spanien, und in Spanien wieder besonders Asturien war im Altertum ein ganz hervorragendes Pferdeland[176a].

Auch die Kelten Galliens und Britanniens trieben Pferdezucht. Die Britannen hatten Streitwagen, esseda, von denen herab sie kämpften; je nachdem fochten sie dann wieder zu Fuß und flüchteten sich auf die Wagen, wenn es schief ging. Schwerlich war das jedoch ein allgemeiner Volksbrauch, sondern mehr nur eine Mode der Fürsten und Adeligen, um zu glänzen.

Die Gallier hatten, wenige Stämme ausgenommen, eine gute Reiterei, besonders die Äduer und die Treverer. Nero selbst fuhr mit einem Zweigespann aus der Trierer Gegend. Am öftesten aber werden die gallischen Ponys, burici oder manni, erwähnt, mit denen zu Horaz Zeiten die römischen Parvenüs auf der Appia großtaten.

Die germanischen Rosse waren nicht schnell, aber sehr ausdauernd, auch schön und groß waren sie nicht, hatten dicke kurze, verhältnismäßig große Köpfe, plumpe Füße, der Schwanz reichte bis zum Boden und eine krause Mähne fiel in langen Strähnen über den Hals herab; so sieht mans z. B. an der Antoninussäule (Duruy-Hertzberg, röm. Kaisergesch. II S. 545: Beratung germanischer Fürsten) und auf den zu Bonn gefundenen Grabsteinen der Reiter Niger, Vellaunus und Vonatorix (Bonner Mus. B. J. 88 S. 125. 93 S. 186. 256).

Ein aufgezäumtes Roß gehörte nach Tacitus zum Brautschatz, eine Sitte, die auch von den alten Thessalern überliefert ist (Älian n. a. XII 34). Im Heliand wird alles Vieh der Weide in den Evangelien zu Rossen umgewandelt. Auch in Bethlehem gibt es nur Pferdehirten, als das Jesuskind geboren wird. Damit stimmt der Ruhm der norddeutschen Pferdezucht: Chauken und Tenkterer werden gelobt. Von den letzteren, die an den Rhein und Limes grenzten, hören wir, daß sie als die besten germanischen Reiter galten. Ohne irgend eine Reitdecke (ephippium) saßen sie zu Pferde. Schon die Knaben übten sich im Reiten und die der Familie gehörigen Rosse erbte der tapferste und tüchtigste unter ihnen. Im Handgemenge sprangen sie ab und durchbohrten die Pferde der feindlichen Reiter von unten, dabei waren ihre eigenen Pferde so dressiert, daß sie ruhig auf der Stelle blieben, bis ihre Herren wiederkamen um aufzusitzen. Mit dieser Taktik schlugen einst — im J. 55 v. Chr. — 800 tenkterische Reiter 5000 römische in die Flucht.

Ebenso übten die Sueben — ein mitteldeutscher Stamm — eine eigene, den Römern oft verhängnisvolle Taktik für den Reiterkampf, die auch von anderen Völkern des Altertums noch berichtet wird.

Jeder Reiter wählte sich einen gewandten Infanteristen aus, der an seiner Seite stehend focht. Bei schnellem Vorstürmen oder Rückzug klammerte sich der Fußgänger an die Mähne des Pferdes an, um mit dem Reiter Schritt zu halten.

Die Bataver am Unterrhein konnten in voller Rüstung samt dem Roß über reißende Ströme schwimmen. Die römischen Kaiser nahmen sie mit Vorliebe in ihre Leibgarde zu Pferd.

Zur Zeit des Vegetius — gegen 400 n. Chr. — galten die mittel- und niederdeutschen Pferde der Thüringer, Burgunder und Friesen für das beste, ausdauerndste Material zum Kriegführen. Theodosius der Große erhielt von Hermanfried aus Thüringen edle Rosse zum Geschenk. Einen gewaltigen Aufschwung nahm die deutsche Pferdezucht durch Karl den Großen, der von Harun al Raschid prächtige arabische Rosse erhielt und Mustergestüte errichtete.

Über die Pflege des Pferdes im alten Griechenland sind wir gut unterrichtet. Sind doch zwei einschlägige Schriften des wohlbewanderten Xenophon auf uns gekommen, eine für den attischen Reiteroffizier bestimmt, der Hipparchikos, und eine für den gemeinen Kavalleristen »über die Reitkunst«, περὶ ἱππικῆς. Ja auch von seinem Vorgänger und Landsmann Simon haben sich Teile seines Werkes über das Pferd bis auf unsere Tage gerettet (ed. Daremberg 1853). Beide galten schon im Altertum für die trefflichsten unter den zahlreichen Schriftstellern, die sich mit dem Pferde befaßten (Miller, notices et extraits 1865 S. 261).

Bei den Nomaden Asiens und Afrikas wurden die Pferde wie das übrige Vieh das ganze Jahr über unter freiem Himmel auf der Weide gelassen; die anderen Völker des Altertums schlossen sie im Winter in Ställe, und edlere Tiere, die im Gebrauch waren, werden wohl immer in Ställen gehalten worden sein. Für ein Gestüt suchte man baumlose, aber wasserreiche weite Ebenen aus, und wies den edelsten Pferden die beste Weide an. Der Stall, wie er sein sollte, hatte gegen Norden Fensteröffnungen, die im Sommer frische Luft einließen, Winters aber geschlossen waren. Bei großer Kälte machte man im Stall ein Feuer an. Die Stände σταθμοί, stationes, der einzelnen Pferde waren oft durch Flankierbäume, longurii, voneinander getrennt. Die Krippen, φάτναι, κάπαι, patenae, patinae, waren aus Holz oder gewöhnlichem Stein, bei reichen Leuten oft aus Marmor; darüber befand sich die Raufe, cratis, vulgär iacca. Auf den Boden des Stalles verwandte man besondere Sorgfalt, man pflasterte ihn mit Eichenbohlen oder faustgroßen Steinen, damit die Hufe der Pferde fest würden. Auch waren noch verschiedene Mittel in Übung, um das Horn der Hufe zu erhalten oder zum Nachwachsen zu bringen:

denn ohne starke Hufe konnte man sich kein tüchtiges Roß vorstellen. Nach Simon, der vor Xenophon über die Reitkunst schrieb, erkannte man die Stärke eines Hufes am schönen metallenen Klang — einer Cymbel vergleichbar — wenn es auf den Boden aufschlug. Daher das lateinische sonipes »mit schallendem Fuße« als dichterisches Synonymum von equus; Homer spricht von donnernden Füßen der Rosse, von starkhufigen und erzfüßigen Rennern, und Jesaias vergleicht die Hufe der assyrischen Pferde mit Felsen.

Gefüttert wurde zweimal am Tage, meistens Gerste, die nicht zu frisch sein durfte. Noch heute gibt man in Griechenland den Arbeitspferden lieber Gerste als Hafer, und eine Notiz aus der Kaiserzeit sagt uns, daß man Gerste zum Hafer zu schütten pflege, wenn die Pferde erschöpft seien (sch. Juv. 8, 154). Das Gerstenkorn ist im Süden meist schön und voll und nahrhafter als in unserer Zone; dagegen liefert der Hafer in Südeuropa ein kleines und dazu dickhülsiges Korn. Überfütterung mit Gerste erzeugte eine eigene Krankheit, die Gerstenkrankheit, κριθίασις, hordeatio, französisch fourbure, deutsch Rehe. Auch Spreu, συρφετός, palea, wird erwähnt; ferner, schon bei Homer in der Ilias Weizen (πυρός), Dinkel (ὄλυραι)[176b], Steinklee (λωτός) und Eppich (σέλινον), in der Odyssee Spelt (ζειαί). Man sieht auch in dieser kleinen Differenz wieder das verschiedene Kulturmilieu beider Gedichte. Heu wird zuerst von Hesiod genannt. Im Frühjahr gab man gerne ein Gemengsel von grüngemähtem Getreide verschiedener Art. Als Grünfutter galt auch seit den Perserkriegen in Griechenland und etwa seit 150 in Italien die Lucerne, herba Medica, ursprünglich die Speise der weltberühmten nisäischen Rosse.

Als Getränk wird klares, kühles, womöglich fließendes Wasser empfohlen, zur Stärkung auch eine Mischung mit Wein, wie schon die homerischen Helden (Il. VIII 188) Wein ins Futter der Pferde gießen, um ihren Mut zu steigern, und wie noch heute viele Rennpferde vor dem Start mit Kognak oder Sherry zu möglichstem Feuer gesteigert werden. Auch als Arzneimittel wurde der Wein verwendet.

Vom Baden und sogar Einreiben mit Öl lesen wir gleichfalls schon in der Ilias, später erst vom Striegeln, ψήχειν, und Kämmen, κτενίζειν. Den Striegel hat Xenophon ausführlich beschrieben. Der Striegelnde legte in Griechenland dem Pferd vorher einen Beißkorb an (κημός, φιμός, stomis). Auch die Sitte eines Wälzplatzes (κυλίστρα), in möglichster Nähe des Stalles, scheint jünger als Homer: er war mit trockenem Dünger, Spreu oder Sand bestreut. Hier ließ man die Pferde nach größeren Strapazen sich wälzen.

Ein sehr gelungenes Bild vom Tränken und Striegeln der Pferde findet sich unter den assyrischen Reliefs der besten Periode im britischen Museum: Fig. 78.

Fig. 78. Aus Kujundschik.

Die oberste Aufsicht eines römischen Gestüts führte der magister; unter ihm standen die equitarii, Stallmeister, die Roßhirten, equarii, ἱπποκόμοι, die Pferd- und Gestütsknechte: equisones (ἱπποκόμοι) und prorïgae.

Zur Zucht wurden selbstverständlich die edelsten Tiere gewählt, nobiles atque generosi equi (Sen. de clem. I 24, 2).

> ‚Fortes creantur fortibus et bonis;
> Est in iuvencis, est in equis patrum
> Virtus‘

sagt Horaz. Drum führte man genaue Stammbäume. Berühmte Gestüte hatten ihre eigenen Marken, die auf die Schenkel eingebrannt wurden. So gab es zu Aristophanes Zeiten Koppapferde und Santräger (κοππατίαι, κοππαφόροι, σαμφόροι), die bloß die reichsten Athener sich gestatten konnten.

Von größerem Einfluß als der Hengst (ὁ ἵππος, ἄρσην ἵππος) ist übrigens nach der Erfahrung der Alten die Stute (ἡ ἵππος, ἵππος θήλεια).

Was der Grieche unter einem tüchtigen Kavalleriepferd ver-

stand, hat Xenophon im zweiten Kapitel seiner Reitkunst zusammen-
Tf. III 10. gestellt. Ein gutes Bild gibt die Gemme auf unserer Taf. III 10 (= M. u. G. XVI 40). Die Mähne sollte schön und lang sein; man ließ sie gewöhnlich, um beim Aufsteigen sich daran halten zu können, auf der rechten Seite herabfallen oder ordnete sie als Doppelmähne und schor bisweilen noch wie die Armenier die mittleren Haare oben auf dem Kamm heraus; andere ahmten die persische Sitte nach, die linke Seite der Mähne abzuscheren. Die Stirnhaare wurden bei den alten Athenern und vornehmlich bei den Römern gern künstlich aufgebunden. Die Schweife ließ man in der Regel lang wachsen. Bei Griechen und Persern galt es als Zeichen der Trauer, wenn der Schwanz gekürzt, die Mähne geschoren wurde. In späterer Zeit kam auch das Koupieren vor, auch band man den Schweif in assyrischer Manier in der Mitte zusammen: dies geschah regelmäßig bei den beiden Außenpferden des Rennwagens im römischen Zirkus, damit sich die Tiere nicht verwickelten. Natürlich verfertigte man auch aus den Haaren des Schweifes Helmbüsche (λόφοι, tufae): solche hatten die trojanischen Helden, die athenischen Taxiarchen, die Krieger der ältesten Vasenbilder u. a.

Unter den Farben war Weiß am höchsten geschätzt, bisweilen ein Privilegium der Götter. Daher ward es in der soliden alten Zeit dem Camillus als Kapitalverbrechen angerechnet, als er beim Triumph über Veji mit Schimmeln fuhr. Bald aber wurde es bei Triumphzügen Sitte, und später war es der Kaiser, der römische und der deutsche, und natürlich auch der Papst, der dieses Monopol für sich in Anspruch nahm. Im alten Griechenland sah man Schimmelgespanne nur bei religiösen Prozessionen, und es wird als etwas ganz besonderes hervorgehoben, daß der syrakusanische Machthaber Dionysios einst dem großen Plato, um ihm eine ausgesuchte Ehre zu erzeigen, mit weißen Rossen entgegengefahren sei.

Auch Weißgefleckte und Braune fanden ihre Liebhaber, am wenigsten die Rappen, weil sie an Tod und Unterwelt erinnerten.

Der Zuchthengst, admissarius, ὀχεῖον (neutr.), sollte leichten Gang, schöne Form und feurigen Mut besitzen. Von Geburt an sorgfältig gepflegt wurde er erst im dritten, nach Palladius im fünften Jahre zu den Stuten gelassen. Er diente in der Regel bis zum zwanzigsten, die Stute nur vom dritten, nach Palladius vom zweiten bis zum zehnten Lebensjahre. Auf einen Hengst rechnete man in Italien 15—20 Stuten. Bei letzteren sah man auf große Lenden und breiten Unterleib. Zum Akt der Paarung machten die Griechen Musik, die sogenannte Roßsprungmelodie, νόμος ἱππόθορος (Plutarch): man glaubte, daß so schönere Füllen entstünden. Manche

bemalten den Hengst mit bunten Farben, um scheckige Junge zu erzielen (Oppian., geopon.). Am liebsten wählte man die Zeit von der Frühlingsgleiche bis zur Sommersonnenwende, damit der Wurf — zwölf Monate später — gleichfalls in die schönste Jahreszeit falle. In der Regel wurden nur alle zwei Jahre von derselben Stute Füllen gezogen. Für entlehnte fremde Sprunghengste bezahlte man »Pferdegeld«, equimentum. Nach der Paarung wurden edle Hengste und Stuten wieder getrennt, nur bei gewöhnlichen Rossen ließ man beide Geschlechter das ganze Jahr beieinander. Die trächtigen Stuten wurden möglichst geschont und im Sommer auf gesunde, schattige Weide gelassen, wo Trinkplätze waren und Schutz vor den Bremsen; im Winter kamen sie in die Ställe. Nach der Geburt leckte die Mutter dem Füllen (πῶλος, pullus, equileus, eculeus) die sogenannte Roßbrunst, hippomanes, ein blattförmiges schwarzes kleines Fleischgewächs, von der Stirne ab und verschlang es. Nur dem Namen nach identisch war auch ein gefürchtetes schleimiges Gift, das man von rossigen Stuten nahm und zu Zaubertränken verwendete. Pausanias erzählt auch die wunderbare Märe von Olympia, daß dort ein ehernes Pferd, vom Arkadier Phormis gestiftet, aufgestellt gewesen sei, dessen Erz Hippomanes beigemischt war. So kam es, daß alle Hengste, die es erblickten, wiehernd entgegensprangen. Zwei Jahre lang sollte das Fohlen an der Stute saugen, doch erhielt es schon vom sechsten Monat an nebenbei auch Gerstenmehl und Kleie.

Das Alter bestimmte man bei Pferden und Eseln nach den Zähnen. So lange die Fohlen noch keine Kennzähne angesetzt hatten, hießen sie ἄβολοι, ebenso aber alte Pferde, die keine Kennzähne mehr hatten. Ohne vielfache Betrügerei ging es natürlich auch im Altertum beim Roßhandel nicht ab.

Das Wallachen haben barbarische Völker aufgebracht. Die Tradition spricht für die Skythen, von denen es zunächst die Inder annahmen. Die Römer bezogen, wie aus Plautus hervorgeht, die Wallachen anfänglich aus Gallien, woher auch das Wort canterius kommen soll. Da die verschnittenen Pferde zwar ruhiger und folgsamer, aber weniger stolz und feurig sind als unverletzte Hengste, so wurden sie nicht zum Krieg, sondern zum Lastentragen und -führen benutzt und das Wort canterius sank allmählich herab zur Bedeutung des neudeutschen »Mähre«, dessen viel höherer ursprünglicher Wert noch in »Marstall« und »Marschall« ersichtlich ist. Auch caballus, καβάλλης (sanskrit. kavahula), das anfänglich ein gemeines Reit- oder Wagenpferd bedeutete, bekam später den Sinn von Wallach (Placid. p. 30).

Im dritten bis vierten Jahre begann die Dressur. Es gab öffentliche Trainer, πωλοδάμναι, πωλευταί. Die Kunst des Trainierens,

von Xenophon in seiner Reitkunst genau beschrieben, richtete sich nach denselben Prinzipien wie heute. Man lehrte das Pferd stillstehen (ἠρεμεῖν), dann Schritt (βάδην), Trab (διατροχάζειν), Galopp (ἐπιρραβδοφορεῖν), Volte (πέδη, gyrus), sowohl die kreisrunde als die ovale, ferner Courbette, Pesade und spanischen Tritt. Der Paß, den man im Mittelalter so sehr liebte, wird nur von Plinius erwähnt. Die Pferde der Sybariten und Kardianer tanzten auf den Hinterfüßen und bewegten die Vorderbeine nach dem Takte der Musik. Bei Skythen und Persern finden wir die Kriegsrosse zum Schlagen und Beißen der Feinde abgerichtet.

Ein Mittel zum Antreiben und Beruhigen war das Schnalzen und Zischen (κλωγμός — πόππυσμα, ποππυσμός). Wer eine Lanze hatte, benutzte sie gerne zum Aufsitzen. Steigbügel und Hufeisen gab es im Altertum nicht. Jene werden zuerst erwähnt im 6. Jahrhundert in einem Traktat über Reitkunst von Kaiser Mauricius; auch Leo Tactic. (6, 10 ed. Köchly und Rüstow) spricht von zwei eisernen σκᾶλαι εἰς τὰς σέλλας d. h. Steigstufen für den Sattel. Ihre Erfinder waren die Avaren oder Hunnosarmaten: in der Budapester Altertümersammlung sieht man die ältesten Exemplare wirklicher Steigbügel, aus Gräbern, wo Roß und Reiter nebeneinander lagen.

Das Beschlagen der Pferde mit Hufeisen kam seit dem 4. bis 5. Jahrhundert n. Chr. in Gebrauch. Erste Andeutung des Beschlagens haben wir bei Tryphiodor excid. Troiae 86—88 (5. Jahrh.). Das berühmte Hufeisen mit neun Nagellöchern aus dem Grab des Frankenkönigs Childerich bei Tournay gehört gleichfalls dem 5. Jahrhundert an. Griechen und Römer also hatten keine Hufeisen. Die sogenannten Pfaffeneisen in Tirol, angeblich Hufeisen aus der Römerzeit, sind vielmehr Zierbeschläge von Wassereimern. Da aber trotz aller Härtungsmittel die Hufe bei langen Märschen auf hartem Erdreich oft abgenutzt wurden, so zog man schon im frühen Altertum, zunächst im Orient, später auch im Abendland den Pferden eine Art Schuhe (soleae) aus Bast, Pfriemgras oder Leder an, und diese wurden in der Kaiserzeit an der Sohle mit einer Metallplatte (ὑπόδημα) versehen. Neros Poppaea gab ihren Maultieren Platten aus Gold. Hufkranke Pferde erhielten oft eiserne Schuhe: solche hat man in Römisch-Germanien gefunden (abgeb. bei Lindenschmit Alterth. unsrer heidn. Vorzeit XII 5, 1—6).

Auch das Reiten ohne Sattel und Decke auf dem nackten Pferderücken erhielt sich lange. Schmückende Decken kamen zuerst wieder im Oriente auf. In Griechenland und Rom finden wir vor Christus die Reitdecken fast nur beim Militär. Die καλασιρίδες, ξυστίδες, ephippia, strata sollten zugleich die Flanke des Pferdes vor

den Waffen der Feinde schützen. Am Bauche, oft auch an Brust und Schenkeln, waren sie mit Gurten (cingulum) befestigt. Germanen und Libyer verachteten solche Decken als Zeichen von Weichlichkeit (Caes., Sil., Arrian.).

Männersättel, sellae equitatoriae (Paul. Diac.), waren zu Vegetius Zeit ganz allgemein im Gebrauch: wirkliche Reitsättel, scordisci, sellae, aus Leder mit Sattelknopf vorn und gewölbtem Rande hinten. Nur die Zirkuspferde trugen keine Sättel. Viel älter sind die Reitsessel, ἀστράβαι, deren sich die Frauen, und zwar wiederum zuerst im Morgenlande, bedienten. Sie hatten Lehnen und weiche Kissen. Vasenbilder zeigen uns solche besonders auf Maultieren, die von Damen geritten werden.

Für Zaumzeug und Geschirr gab es eine Menge technischer Ausdrücke. Die ledernen Stücke wurden in den Sattlerwerkstätten (ἡνιοποεῖα) gefertigt. Das Gebiß (χαλινός, στόμιον, frenum, oreae) ist schon seit den frühesten Zeiten aus Metall gemacht worden. Den Ruhm, die χαλινοί erfunden zu haben, nahmen die Korinthier in Anspruch. Die frena lupata (Verg., Hor., Ovid., Lucan., Stat., Claudian.), λύκοι (Hesych.), sind vermutlich Gebisse gewesen mit Ringen an beiden Enden, die sich um die Achse der Trense drehten und mehrere nach dem Maul des Pferdes gerichtete Stacheln hatten. Sie sollten dem Reiter das Wenden des Rosses erleichtern. Über altitalische Pferdgebisse besitzt man eine ausgezeichnete Schrift des Grafen Gozzadini, de quelques mors de cheval italiques et de l'épée de Ronzano en bronze, Bologne 1875.

Wie bei den Orientalen, so wurde auch bei Griechen und Römern das Pferd oft auf die verschiedenste Weise geschmückt. Schon bei Homer glänzen die Zügel von Elfenbeinplättchen und Goldbeschlag. Später werden Stirne, Augen, Brust und andere Teile zugleich geschmückt und geschützt durch allerlei metallene Zierat, besonders durch die Phalara, lateinisch phalerae, in Form von Medaillen, auf denen die Schutzgötter der Pferde, Poseidon und Athene, auch Nike oder prophylaktische Figuren wie das Gorgoneion dargestellt waren. Schellen, Troddeln, Federbüsche haben auch nicht gefehlt. Den Renn- und Jagdpferden flocht man oft zierliche Zöpfe mit Goldschnüren und bunten Bändern. Die Kürassiere der kaiserlich römischen Armee, die Kataphrakten, ritten auf goldgepanzerten Rossen, während ihre eigene Rüstung in Silberglanz strahlte.

Das Reiten, schon zur homerischen Zeit nicht unbekannt (Od. V 370), war vornehmlich beim Reisen gebräuchlich, sowohl auf Pferden als auf Maultieren, ferner bei festlichen Aufzügen, zur Gesundheitspflege, zur Jagd und im Krieg. Hirsche, Rehe, Hasen, Wildschweine,

Auerochsen, Löwen, Panther, Bären, alles wurde gelegentlich zu Pferd gejagt. Auch vereint zu Fuß und Roß zog man auf das Waidwerk hinaus. Auch von Parforcejagden wird uns berichtet. Selbst im Jenseits, glaubte man, ergötzten sich die Seligen am Reiten.

Als Lastträger und zum Dreschen des Getreides wurde das Pferd nicht viel verwendet, weit mehr als Zugtier. Während für den Pflug und schwere Wagen bei Indern und Iraniern, Griechen und Römern das Rind gebräuchlich war, wurde an leichtere Wagen das Pferd gespannt. Es zog den homerischen zweirädrigen Kriegswagen (ἅρμα, ὄχεα, δίφρος), im Frieden den Reisewagen. Der Wagenlenker stand links vom Krieger und trieb mit Zuruf, Gerte, Peitsche oder Stachelstecken die Rosse an.

Am gebräuchlichsten war das Zweigespann, συνωρίς. Am homerischen Streitwagen kam hiezu noch das Beipferd, παρήορος. Bei den im ganzen seltenen Einspännern lief das Pferd unter dem Joch in einer Gabel. Zum Viergespann, τετράϊππον, quadriga, nahm man das schnellste und bestdressierte als linkes Außenpferd, weil bei der Wendung alles auf seine Geschicklichkeit ankam. Links und rechts von den Jochpferden liefen die Nebenpferde, sogenannte Seilpferde, σειραῖοι, σειραφόροι, παράσειροι, equi funales: sie zogen mit Seilen oder Ketten an der Achse des Wagens. Es kamen auch Sechs- und Zehngespanne vor. Viergespanne hatten schon die alten Babylonier; ihre Erfindung schrieben sich die Kyrenäer zu. Die Rosse wurden stets nebeneinander gespannt.

Die Wagen waren sehr verschiedenartig, die Mehrzahl der Modelle kam offenbar aus der Fremde: das zeigen die unklassischen Namen wie raeda (Reisekutsche), covinnus, essedum, cisia; auch carruca und sarracum sind schwerlich latinischen Ursprungs.

In Griechenland pflegten eigentlich nur kranke und alte Männer im Wagen zu fahren. Selbst Frauen wurde es zu Demosthenes Zeit als Hochmut verübelt, wenn sie im Wagen fuhren. In Rom und den Munizipien Italiens durften nach dem berühmten cäsarischen Gesetz vom Jahre 45 v. Chr. in den ersten zehn Tagesstunden keine Wagen auf der Straße fahren, ausgenommen zum Gottesdienst, Volksfesten oder öffentlichen Bauten. Vom Beginn des 3. Jahrhunderts an erhielten die höchsten kaiserlichen Beamten das Recht des Fahrens in der Stadt als Privilegium.

Leute, die nicht selber Wagen und Pferde besaßen, hatten die Möglichkeit in Rom und anderen Orten Italiens Mietwagen zu nehmen. An den großen Landstraßen gab es bestimmte Stationen, wo die Pferde gewechselt werden konnten. Denn die Staatspost diente dem Privatverkehr nur in ganz geringem Grade.

Die Staatspost, cursus publicus, reicht in ihren Anfängen bis ins 2. Jahrhundert v. Chr. zurück. Augustus aber war es, der sie nach altpersischem Muster neu organisierte. Ihre Aufgabe war, Staatsdepeschen schnell in die entferntesten Teile des Reiches zu befördern oder Mitgliedern des kaiserlichen Hauses, unter Umständen auch des Militärs oder einer diplomatischen Mission das Reisen zu erleichtern. Die Depeschen wurden meistens von Soldaten auf Kourierpferden besorgt: die Leute hießen veredarii, seltener diplomarii oder cursores publici, die Postpferde verēdi (ein keltisches Wort), Beipferde zum Tragen des Gepäcks hießen equi avertarii, von averta Felleisen, oder parhippi. Gewöhnlicher aber war das grăcogallische paraveredus: aus diesem »Nebenpostgaul« ist unser Wort »Pferd« entstanden, das zum erstenmal im sechsten bis siebenten Jahrhundert in den Formen pferfrit und perid auftritt[176c]. Das verbreitetste indogermanische Wort für Pferd: equus, ἵππος, açva geht auf eine Wurzel zurück, die »schnell« bedeutet.

Dem Beipferd durften nach Theodorich höchstens 100 Pfund aufgeladen werden. Die Umspannstationen, mutationes, mit Ställen von etwa zwanzig Pferden lagen in bevölkerten Gegenden im Durchschnitt $2\frac{1}{2}$, in weniger bevölkerten $4\frac{1}{2}$ Stunden auseinander; die Entfernung der Nachtquartiere, mansiones — woher das französische maison Haus — betrug 5—8 Stunden; hier stand die doppelte Zahl von Postpferden. Jährlich mußte der vierte Teil dieser Tiere erneuert werden. Die Beamten, welche die römische Staatspost benützen wollten, brauchten einen staatlichen Reiseschein (diploma, evectio, tractoriae sc. litterae, combina), den eigentlich nur der Kaiser selber ausstellen durfte und der jedenfalls seine Unterschrift und sein Siegel tragen mußte. Es war auch darauf angegeben, wieviel Tiere der Reisende beanspruchen dürfe. Diese kaiserlich römische Reichspost ist von den Vandalen, Goten und Franken auch nach dem Falle Roms im wesentlichen beibehalten worden.

Und nun kommen wir zum Glanzpunkt der antiken Pferdezucht, zu den Wettrennen, die im Altertum nicht die Auswüchse zeigten, die ihnen heute anhaften. Alle möglichen Völker erfreuten sich an solchen Spielen: so die alten Inder, Perser, Odrysen, Hunnen und Germanen. In Hellas aber wurden sie zu einer periodischen gesetzlich geregelten Einrichtung. Zu Homers Zeit hielten die Vornehmen beim Leichenbegängnisse eines Fürsten oder Freundes Wettrennen mit denselben Zweigespannen, die sie in die Schlacht zu nehmen pflegten. Auch in später Zeit noch glichen die Rennwagen den Kriegswagen der homerischen Helden. Die Halbgötter der Sage, ein Herakles, Pelops, Erichthonios u. a. sollten für religiöse Feste gewisse

Wettrennen gegründet haben: die Sache geht eben ins graueste Altertum zurück. Anderseits erhielt sie sich dank der unveränderten Volksgunst bis zum letzten Stündlein des Heidentums überhaupt: erst im Jahre 394 wurde der Agon von Olympia durch Theodosius aufgelöst. Manche römische Kaiser wie Tiberius, Nero, Hadrian, Julian und Valens waren seine Gönner gewesen, ja Nero fuhr sogar selbst mit dem Viergespann in Olympia.

Zuerst wurde bei den Olympien das Rennen volljähriger Viergespanne eingeführt (Olymp. 25), dann das von volljährigen Reitpferden (κέλητες τέλειοι, Olymp. 33), dann die Kalpe, ein Rennen von Stuten, bei welchem der Reiter während des letzten Umlaufs vom Pferd sprang und es am Zügel zum Ziele führte (Olymp. 41,

Fig. 79. Viergespannrennen, Gerhard auserl. Vasenb. 5. Vom vordersten Wagen hat sich ein Pferd losgerissen, das eifrig hintennachspringt. Die Säule vorn ist die meta.

abgeschafft Ol. 84), dann das Rennen von Zweigespannen erwachsener Pferde (Ol. 93), von Fohlenviergespannen (Ol. 99), von Fohlenzweigespannen (Ol. 128), das Wettrennen auf Fohlen (Ol. 131). Könige und Kaiser lenkten persönlich ihre Rennwagen und Hiero von Syrakus siegte in den Olympien und Pythien und fand in Pindar und Bacchylides für seinen olympischen Sieg mit dem Falben Pherenikos (a. 476 v. Chr.) Herolde, wie sie keinem Alexander oder Napoleon beschieden waren. Von Mithradates hören wir, daß er in Olympia zehnspännig wettgefahren ist. Der olympische Preis war ideell, ein einfacher Olivenkranz aus der Altis, dem heiligen Haine des Zeus. Sonst hatte man noch das Recht, eine Ehrenstatue in Olympia sich errichten zu lassen.

Die Reiter in den Wettrennen saßen nackt zu Pferde, Ausgleichung des Gewichtes gab es nicht. Ausgewachsene Rosse mußten zwölfmal, Fohlen achtmal den Hippodrom durchlaufen.

Bei der ursprünglichen Einrichtung der Bahn befanden sich die äußeren Wettfahrer gegen die inneren sehr im Nachteil, weil sie von der entferntesten Säule der Rennbahn (νύσσα, meta), wo umgelenkt wurde, zu weit weg waren. Diesem Übelstande steuerte der Grieche Kleoitas, indem er beim Ablauf (ἄφεσις) den »fliegenden Start« einführte. (Das nähere darüber mag man bei Graf Lehndorff, Hippodromos S. 28 nachlesen.)

Der natürlichen Anlage der Pferde entsprechend fuhr man stets links herum. Der gefährlichste Punkt war zuäußerst der Bahn bei den metae, wo man umbiegen mußte. Ausbrechen oder Stürzen der Pferde, Zerschellen der leichten Rennwagen durch Anprall an den Zielsäulen, jähe Zerschmetterung oder Totgeschleiftwerden der Wagenlenker kam häufig genug vor. Der Volksaberglaube machte dafür einen besonderen Dämon, den Taraxippos, Rosseverwirrer, oder Poseidon selber verantwortlich. Drum betete man zu diesen göttlichen Wesen um Gnade, bevor der Start begann. In Rom wandte man sich an Vertumnus, den Gott des Umwendens, und mit noch stärkerem Glauben an Zauberer (magi), die Verfluchungen der Rivalen auf Verwünschungstäfelchen verkauften. Außer den Wettrennen bei den vier großen Nationalspielen gab es in Hellas und den Kolonien noch manche andere, z. B. an den großen Panathenäen im Hippodrom

von Echelidae westlich vom Piraeus. Schon Erichthonios d. h. die Ureinwohner Attikas sollten sie gegründet haben. Diese Rennen wurden teils von Reitern, teils in zwei- oder vierspännigen Wagen, auch mit Kriegsrossen und Kriegswagen ausgeführt. Eine besondere Merkwürdigkeit waren dabei die ἀποβάται: diese Nebenmänner der Wagenlenker sprangen beim vorletzten Umlauf vom Wagen ab, um sich beim letzten Umlauf wieder hinauf zu schwingen. Der Preis bestand in einer kostbaren Vase voll heiligen Öls vom Baum der Athene in der Akademie: es war das ein Ableger des berühmten alten auf der Akropolis, den Athene selber geschaffen hatte.

Aristophanes in den Wolken schildert köstlich die Wut eines attischen Bauern, dessen Sohn dem Rennsport huldigt und ihn immer tiefer in Schulden stürzt, so daß er den Schlaf nicht finden kann auf seinem Schragen. Der Sohn aber liegt vergnügt im Bett, »sogar im Schlafe träumt er von nichts als Wagenlenkerei.«

Gleichartig wars in Rom zur Kaiserzeit. »Panem et Circenses« war die Losung der Massen. Auch hier datierte man den Ursprung des Sports in die graueste Vorzeit. Schon unter den Königen, behauptete die Tradition, hallten Aventin und Palatin von dem Lärm der Wettrennen zu Roß und Wagen wider, in dem gleichen Tale, wo in historischer Zeit der Circus maximus lag. Faktisch überkamen die Römer den Rennsport gleich so manchen militärischen Eigenheiten von den dorischen Griechen. Dies sieht man schon an dem Worte spatium = σπάδιον (dorisch = στάδιον), was ursprünglich bloß Rennbahn bedeutet hat (Bréal, sémantique 131). Erst allmählich entwickelte sich die abstrakte Bedeutung »Raum«. Von Rossen, die aus der Bahn gerieten, sagte man exspatiari.

Außer den eigentlichen Wettrennen sah man auch vielerlei Kunststücke, echte »Zirkusstücke« (Manilius). Mitten im Rennen sprang man von einem Pferd auf das andere, legte sich horizontal auf das rennende Pferd oder sprang über Viergespanne hinweg. Auch der ludus Troiae, ein altes Reiterspiel der patrizischen Jünglinge, und die pyrrhicha militaris, von Infanterie und Reitern aufgeführt, waren beliebte Schaustücke.

Den größten Enthusiasmus jedoch erweckten allezeit die Wagenrennen nach griechischer Manier. Die Wagenlenker waren zur Zeit der Republik meist Freigelassene und von allen Ämtern ausgeschlossen. In späterer Zeit aber erhielten besonders bewährte aurigae oft ungeheure Summen, ja sogar Bildsäulen, während die gewöhnliche Belohnung sich auf Palmzweige und Kränze beschränkte, die der Geber der Spiele (editor) selbst austeilte. Jetzt, in der Kaiserzeit, traten Kaiser und kaiserliche Prinzen ungeniert als Fahrkünstler auf: so

Caligula, Nero, Vitellius, Verus, Caracalla, Geta und Heliogabal. Ausgezeichnete Renner wurden enorm bezahlt; es gab Siegespferde in hundert Rennen; man nannte sie centenarii. Ein siegreiches römisches Rennpferd namens Padus auf einer Gemme s. M. und G. XVI 39. Während in Griechenland anfangs Hengste und Stuten gleich hochgeschätzt waren, zog man in Rom allezeit die Hengste als Renner und zum Kriegsdienst vor: dies geht aus den vielen überlieferten Pferdenamen deutlich hervor: Stutennamen begegnen wir nur selten (vgl. Wünsch, Sethianische Verfluchungstafeln 66), so Speudusa, Eilende (C. J. L. VI 2, 10082), auf dem Epitaph einer gätulischen Stute[176d].

Einen sonderbaren Auswuchs des römischen Rennsports bildet das Faktionenwesen. Man scheute sich nicht die Gründung dieses Unfugs dem Romulus selber, der doch sicherlich nie existiert hat, zuzuschreiben. Die Blütezeit der Faktionen fällt fraglos in die nachchristliche Epoche. Reiche Kapitalisten, meist aus dem Ritterstande, lieferten Personen, Wagen und Pferde. Sie hießen domini oder conditores factionum. In der Regel konkurrierten vier Wagen, daher gab es auch vier Parteien, eine weiße, rote, grüne, blaue; die weiße und rote waren die ältesten. Unter Domitian kam noch eine fünfte und sechste dazu, die goldene und purpurne. Entsprechend teilte sich auch das Volk, und selbst die Kaiser traten offen einer Partei, gewöhnlich der grünen, bei: in ihren Pferdeställen pflegte Caligula sogar zu speisen. Der Übermut der Parteien ging oft ins Unerträgliche: unter Justinian kam es in Konstantinopel zu einem förmlichen Aufstand, wobei dreißigtausend »Grüne« niedergemetzelt wurden und die Sophienkirche in Flammen aufging. Die Popularität der Rennen war aber so groß, daß sie das weströmische Reich überdauernd in Byzanz sich noch bis ins 9. Jahrhundert erhielten.

Im römischen Zirkus warteten die Wagen in den Ablaufständen, carceres, die ihnen durchs Los angewiesen wurden, auf den Beginn des Rennens. Der große Moment war, wann der Vorsitzende der Spiele, der oberhalb der Stände saß, ein weißes Tuch (mappa, pannus) in die Bahn warf und ein Trompetentusch erscholl: alsbald stürmten die Wagen, begleitet von den Beireitern (moratores ludi), über die weiße Linie (alba linea) am Boden hinweg in die Rennbahn. In älterer Zeit fand nur ein einziges Rennen an einem Tage statt, unter den ersten Kaisern 10—12, später 24, bei außerordentlichen Anlässen noch mehr. Jedes Rennen (missus) bestand aus sieben Umläufen (curricula, spatia, gyri). Wer nach dem siebenten Umlauf zuerst über die weiße Linie fuhr, war Sieger und erhielt den ersten Preis, eine Palme.

Außer den Zirkusrennen gab es noch solche an den Festen der Flora, der Ceres, des Apollo, der großen Göttermutter und besonders des Mars. Dem Kriegsgotte galten die populären »Equirria« d. h. Pferderennen am 27. Februar und 14. März; war er doch der Gott der Pferdezucht in Italien. Als Rennplatz diente das Marsfeld, Campus Martius, oder wenn dies vom nahen Tiber überschwemmt war, der Campus Martialis am Mons Caelius. Auch am 15. Oktober gab es auf dem Marsfeld Wettfahrten für den Kriegsgott. Nach uraltem Gebrauch ward hier das Handpferd des siegreichen Gespanns dem Gotte geopfert. Es hieß October equus; sein Tod sollte dem neu gesäten Getreide Segen bringen.

Auch Gladiatorenspiele mit Roß und Wagen und teilweise großem Gepränge kitzelten bisweilen den verwöhnten Geschmack des hauptstädtischen Volkes. Sie fuhren und kämpften z. B. auf britannischen Streitwagen als essedarii: so geschah es unter Caligula und Claudius.

Mythologie, Kultus und Volksglaube des Altertums räumen unter allen Haustieren dem Pferde einen der vordersten Plätze ein. Inder, Germanen, Griechen und Römer denken sich in der ältesten Zeit ihre Götter reitend oder fahrend mit Rossen. Das Roßopfer gehört schon dem indogermanischen Altertum an, und man ist heute der Ansicht, »daß man der als Pferd gedachten Sonne ein gleichartiges Tier zur Verherrlichung ihres zeitensetzenden Kreislaufes opferte« (Negelein[177]). In Indien gilt das Roßopfer zunächst dem Himmelsgott Indra. Was die Griechen betrifft, so fährt selbst Dionysos, der später Esel oder Maultiere nimmt, in der Zeit, wo die schwarzfigurigen Vasen entstanden, regelmäßig mit Pferden. Hera fährt auf glänzendem Wagen mit goldgeschirrtem Zweigespann, das von Hebe und den Horen aus- und angespannt wird, und Athene galt als Erfinderin der Dressur und des Viergespanns; beide Göttinnen hatten das Beiwort Hippia. Ganz sonderbar war das Band zwischen Demeter und dem Rosse. In einer Felsengrotte bei dem arkadischen Städtchen Phigaleia im Herzen des Peloponnes stand ein uraltes Schnitzbild der Göttin mit Pferdekopf und -mähne, ein Überrest aus jener vorgriechischen (pelasgischen) Kulturschichte, der auch so viele Inselsteine mit ähnlichen Sujets entstammen. Die griechischen Mythologen erzählten, Poseidon, der Pferdegott kat' exochen, sei der Demeter einst als Hengst genaht, und sie habe alsdann das wunderbare Roß Areion, nach anderen die Persephone-Despoina, geboren. In einem Rappenviergespann entführte Pluto die Persephone, mit Schimmeln fuhr sie wieder herauf zur Oberwelt: Schimmel haben die Götter des Lichtes, schwarze Pferde die des Schattenreiches.

Sämtliche Lichtgötter haben Pferde: Eos, Selene, Helios. Leuchtend und Strahlend, Lampos und Phaethon, hießen die rosenfarbigen Rosse der Morgenröte (Hom. Od. XXIII 244). Auch der Morgenstern reitet oder fährt am Himmel herauf, um den Tag anzukündigen. Die Mondgöttin sehen wir gleichfalls oft reiten, oft auch mit einem oder mehreren Pferden fahren. Ihre Rosse sind gewöhnlich schwarz wie das Viergespann der Nacht. Der griechisch-römische Sonnengott Helios-Sol hat ein Viergespann von herrlichen feuerschnaubenden Schimmeln: sie heißen Pyroeis, Eoos, Aithon und Phlegon, nähren sich von Ambrosia und durcheilen schneller als der Sturmwind ihre Bahn, um abends im atlantischen Ozean unterzutauchen. Auf den Sonnenuntergang geht auch die Sage von Hippolytos, der am Strand des Meeres von seinen scheu gewordenen Rossen zu Tode geschleift wird. Auch der persische Sonnengott Mithra fährt mit Schimmeln. Die Inder fabelten von zwei, sieben oder zehn goldfarbigen Stuten, welche den Sonnenwagen ziehen: man verglich die Strahlen der Sonne mit den Haaren goldgelber Mähnen.

Auch der nordische Sonnengott Freyer reitet auf einem Rosse, genannt Blôdhughôfi. Ebenso hat der Lichtgott Baldr-Phol sein Leibroß Silfintropp. Als schnellstes, was es gibt, gilt das Roß dem Theognis und Pindar, anderen Dichtern heißt es schnellfliegend, sturmfüßig, stürmisch, stürmischlaufend (ὠκυπέτης Hom., ἀελλόπους Quintus Sm. und anth. Pal., ἀελλάς Soph., ἀελλόδρομος lyric.): selbstverständlich gehört es also den Wind- und Sturmesgöttern. Boreas erzeugte mit den Stuten des Erichthonios wunderbare Fohlen; die windschnellen Rosse des Achilleus hatten zum Vater den Zephyros, zur Mutter die Harpyie Schnellfuß, Podarge. Im Norden braust als Sinnbild des heulenden Wintersturms die wilde Jagd über die Länder dahin: der sturmesalte Wodan mit Hut und Mantel auf seinem Wolkenschimmel Sleipnir, der doppelt so viele Füße hat als ein irdisches Roß. Zur Zeit der Zwölfnächte, am Fest der Wintersonnenwende, reitet Wodan auf seinem Schimmel aus den Wolkenbergen heraus, um segenverbreitend durch die Lande hinzuziehen. Aus dem Heidengotte auf dem Schimmel machten die christlichen Glaubensboten ihre Heiligen Nikolas und Ruprecht. Als kopfloser Reiter erscheint Wodan bei der Sommersonnenwende, wo die Sonne ihre Kraft zu verlieren beginnt: verkehrt aufgenagelt sind die Hufe seines Schimmels. Im Herbste läßt man heute noch an manchen Orten Niederdeutschlands für Wodans Roß ein Büschel Korn auf dem geernteten Felde stehen; an anderen Plätzen ists ein Büschel Gras für das Pferd des heiligen Martin, des Schimmelreiters und Schutzpatrons der Reiter und der Pferde. Auch dieser Heilige ist nur aufgepfropft auf den alten heid-

nischen Wodan; ebenso ists mit dem heiligen Georg, der gleichfalls auf einem Schimmel reitet und das alte Maifest Wodans mit seinen Reiterspielen für sich weggenommen hat. Dem Wodan-Martinus und seinem Schimmel entsprechend ist das Oktoberpferd im antiken Rom. Sein Hals wurde mit den Symbolen des Erntesegens, einem Kranz von Broten, geschmückt. Noch heute finden wir in Süddeutschland und Frankreich den Glauben an das dämonische Kornroß, das durchs Getreide läuft, wenn es vom Winde bewegt wird (Mannhardt, myth. Forsch. 167). Auch Wodans Gattin Holda (Frigg, Gode) gilt vielfach als wilde Jägerin und reitet durch die Lüfte auf einem Schimmel. »Ein Pferd fliegt durch die Wolken« sagt man heute noch bei den Masuren von einem Orkane.

Auch der Tod fährt schnell daher wie das schnellste Roß, drum ist dies in Indien, Deutschland und Griechenland zum Todesgott in Beziehung gesetzt worden. In Indien wenigstens zur schrecklichen Göttin Kali, die auf einem dreibeinigen Rosse reitet. Auf einem solchen reitet auch Hel, die germanische Todesgöttin. Hels Diener, der Tod, holt auf einem Rappen reitend die Seelen der Verstorbenen ab. Ganz ebenso der rappenreitende Thanatos der heutigen Griechen. Schon den Alten heißt Aides der Rosseberühmte, κλυτόπωλος. Auch der Tote selbst reitet in die Unterwelt bei Griechen, Etruskern und Deutschen. In der Schlacht brachten die amazonenartigen Dienerinnen Wodans, die Walküren, die Entscheidung. Sie geleiteten auch die gefallenen Helden in ihre himmlische Wohnung. Wenn sich ihre Rosse schüttelten, fiel von ihren Mähnen Tau in die Täler und fruchtbringender Hagel auf die Bäume. Das Pferd als ständiges Attribut der Sturmgötter kann auch den Dioskuren nicht fehlen, die eigentlich nichts sind als Helfer in der Sturmesnot, urindogermanische Zwillingsgötter, in den Veden die beiden Reiter, Açvin, genannt. Sie offenbaren sich im S. Elmsfeuer; da erglänzt ihr elektrischer Stern an Masten und Rahen der sturmgepeitschten Schiffe und zeigt an, daß der Sturm zu Ende geht; so ist er ein Lichtstrahl der Rettung aus dem Schiffbruch: aber sie helfen auch aus anderer Not. Wenn in der Feldschlacht die Menschen am Verzweifeln waren, erschienen plötzlich die Dioskuren auf ihren Schimmeln (λευκόπωλοι) und brachten Sieg und Rettung, so namentlich in der Schlacht am See Regillus 496 v. Chr. und in der am Flusse Sagra — zwischen Lokrern und Krotoniaten (Cic., Justin.). Noch in später Zeit zeigte man die Fußspur von Kastors Pferd am Regillus. Auf dem Kopfe trugen die Dioskuren die Schiffermütze, ein Zeichen ihrer ursprünglichen Bedeutung. In Rom waren die Castores sehr populär. Manche wichtige Siegeskunde sollten sie zuerst nach Rom gebracht haben.

Sehr verbreitet war das Spielen der Phantasie mit Gleichstellung von Wasser und Pferd. In der schäumenden, bäumenden Woge des Meeres, im weißen Gischt der Brandung, in den eigentümlichen weißkämmigen Wellen, die dem Ausbruch des Sturmes vorhergehen, sah der plastische Sinn des Hellenen die heranspringenden, weißmähnigen Rosse Poseidons: wie noch heute der Italiener von cavalloni (großen Pferden), der Engländer von white horses (Schimmeln) redet: während von den Anwohnern des Bodensees die sturmankündenden in weißen Schaum auslaufenden, oft so verhängnisvollen Wellen ursprünglich wohl ironisch »Schäflein« genannt werden. Daher führt Poseidon die Beinamen Hippios, Hippodromios, Hippokurios (Rossebesorger), Klytopolos (Rosseberühmter). Zwei wunderbar rasche Rosse mit goldener Mähne ziehen nach Homer den Wagen des Meergottes leicht schwebend über die Fläche dahin. Blau wie die See ist ihre Farbe nach Quintus Smyrnaeus. Lokalsagen von Thessalien und Attika schrieben Poseidon die Erschaffung des Pferdes zu; die Zügel sollte Athene Chalinitis erfunden haben. Poseidons Kinder, die ihm von Tyro und Alope geboren und ausgesetzt waren, säugte eine Stute wie auch Harpalyke, die schnellfüßige Tochter des Königs Harpalykos, und Camilla, die Tochter des Volskerkönigs Metabus (Hygin. 252). Seine Lieblinge beschenkt der Gott mit Pferden aus seiner Zucht. Solche zogen den Flügelwagen des Idas, als er die Marpessa raubte, mit ihrer Hilfe besiegte Pelops die windschnellen geflügelten Pferde des Oinomaos und gewann dadurch die Hippodameia. Peleus erhält bei seiner Hochzeit von Poseidon das edle Gespann, welches Achill vor Troja benutzte, und unter den Geschenken, die Herakles von den Göttern erhielt, waren auch Rosse vom Meergott. Eine Variante zu Poseidon Hippios ist der Meergott Glaukos, der von seinen eigenen rasend gewordenen Stuten zerrissen wurde. Jeder von beiden wird als Vater Bellerophons erwähnt. Der im Sturm und Braus der Wogen hinfahrende Gott wird von seinen Rossen, den Wogen, selbst verschlungen. Drei Nereiden: Hippothoe, Hipponoe und Menippe, sowie die Okeanide Hippo sind vom Rosse als Symbol der Wellen benannt. Auch Aphrodite, die meerentsprossene hieß ἔφιππος (die reitende) und ἱπποδάμεια, bei den Römern Venus equestris, wie sie auch einen Neptunus equester besaßen. Venus zu Pferd ist auf Kunstwerken nicht selten.

Die ideelle Berührung von Pferd und Woge ist in der Schöpfung des Hippokamps zur plastischen Darstellung gekommen: vorn Pferd, hinten Fisch, bisweilen auch so, daß die Vorderbeine in Flossen verwandelt sind. Besonders Münzen und Gemmen zeigen diese Mischwesen im Dienste der Götter, z. B. Poseidons, Amors und Amphitrites.

Tf. III 17. Taf. III 17: Münze von Tyrus (M. und G. XI 35): ein bärtiger Bogenschütze auf einem geflügelten Hippokamp.

Auch die Schiffe der Phöniker waren solche Hippokampen. Auf assyrischen Reliefs aus dem Ende des ersten Jahrhunderts v. Chr. haben sie am Vorderbug ein Pferdskopfgallion; so auch auf Münzen von Byblus. Später führten die Kauffahrer von Gades das Pferd als Wappenfigur (Assmann, Vorgesch. Kretas 185). Bei Sophokles werden phönikische Schiffe geradezu Rosse genannt (fr. 129). So wird denn auch jenes hölzerne Pferd, dem die griechische Heldensage die Eroberer Trojas entsteigen läßt, nicht ganz der faktischen Grundlage entbehren. Es wird zunächst ein Orakelspruch gedichtet worden sein, in dem der Untergang von Ilios vom Auftreten eines hölzernen Rosses d. i. einer fremden Kriegsflotte abhängig gemacht wurde.

Unendlich häufiger als Hippokampen treffen wir andere Mischwesen, die mit dem Pferde zusammengesetzt sind, nämlich die Kentauren, die nicht nur äußerlich, sondern auch ideell aus zwei Stücken bestehen. Ursprünglich indogermanische Sturmdämonen sind sie identifiziert worden mit den nördlichen Steppenvölkern, die mit dem Pferd gleichsam verwachsen waren. Die sanskritischen Gandharven sind Windgötter, welche die Wolkenkühe rauben. Indogermanische Mythologie, Reisemärchen und Volksetymologie haben bei der Gestaltung der hellenischen Kentauren zusammengewirkt. Die Hellenen dachten an Stierstecher, Stierjäger, Auerochsenjäger, wie sie in Thrakien vorkamen. In der ältesten Kunst wurde an einen vollständigen Menschenleib der mittlere und hintere Teil eines Pferdes angesetzt, so daß das Ungetüm zwei Menschenfüße vorn, zwei Pferdebeine hinten, und die besonderen Teile von Hengst und Mann zugleich aufweist.

Tf. III 16. Taf. III 16: Gemme mit Nessos und Deianeira (M. und G. XXV 34). Ganz entsprechend auf einer archaischen Vase aus Kyrene (arch. Zeit. 1881 Taf. 11, 1).

Später gewann die Roßgestalt das Übergewicht und auf dem vierfüßigen Pferderumpf ruhte statt des Tierhalses ein menschlicher Oberkörper. Diese »Hippokentauren« verdrängten bald gänzlich die ältere ungeschlachte Form. Man fabelte von Kronos, der in Gestalt eines Rosses die Philyra berückt haben sollte, die Mutter des berühmtesten aller Kentauren, des Cheiron. Die anderen Kentauren sollten mütterlicherseits von magnesischen Stuten am Fuße des Peliongebirges stammen.

Zu den Mischwesen mit Pferdebestandteilen gehören auch die Silene, Satyrn und Pane. Sie alle haben Pferdeschwänze, die Pane selten, viel häufiger die Silene und Satyrn: auf älteren Vasen-

bildern treffen wir sogar Satyrn mit Pferdeohren, -schwanz und -beinen.

Ein Mischwesen zwischen Vogel und Pferd war der Pegasos, der aus dem Halse der enthaupteten Medusa an den Quellen des Okeanos entsprungen sein sollte. Sein Vater war Poseidon. Zunächst bedeutete er die Wolken, die im äußersten Westen aus dem Meer aufsteigen. Das Wolkenroß wurde dann zum Gewitterroß, das dem Himmelsgotte Donner und Blitz brachte. Poseidons Sohn Bellerophon war der Reiter und Lenker dieses geflügelten Donnerrosses. Und wie in einer germanischen Sage Baldrs Roß mit seinem Hufe einen Quell aus dem Felsen schlug, so schuf Pegasos die Hippokrene, den Musenquell, weshalb die Göttinnen der musischen Begeisterung Pegasides und Pegasos das Musenpferd genannt wurde. Später übertrug man auf den kastalischen Quell, was von der Hippokrene gedichtet worden war. Bezeichnend für den Pegasos sind die Flügel, die nur auf einigen der ältesten Denkmäler weggelassen sind. Übrigens haben auch sonst die Götterpferde Flügel: Zeus, Poseidon, Thetis und die Nereiden, Athene, Apollo, Helios, Eos, Selene, Nike bedienen sich gelegentlich geflügelter Rosse, mit denen sie rascher ihr Ziel erreichen als mit gemeinen Vierfüßlern. Wegen seiner Seltsamkeit ist das geflügelte Wunderroß auch gerne wie der Greif prophylaktisch verwendet worden, um den bösen Blick oder anderen Zauber und Schaden abzuziehen.

Die eigentliche Pferdegöttin der Römer war ausländischen Ursprungs. Die keltische Epŏna d. h. Pferdegöttin stand bei den römischen Reitern der Kaiserzeit in hohen Ehren. Der erste, der sie erwähnt, ist Juvenal, nach ihm Apuleius, Minucius Felix und Tertullian. Ihre Bildwerke sind in großer Zahl auf uns gekommen: in Gallien, Germanien, den Donauländern und Italien. Sie war die Schutzgöttin der Pferde, Maultiere und Esel, der Ställe und der zugehörigen Personen. Zwischen zwei oder vier solcher Tiere sitzt sie feierlich da wie eine Matrone, auf dem Schoß bisweilen allerlei Früchte haltend. Manches derartige Relief und Gemälde stand wohl im Regimentsstalle oder auch in einer eigenen Kapelle. Bei der Ausbreitung des Christentums wurde aus Epona und der gleichartigen germanischen Holda die heilige Anna gemacht; sie, die Großmutter Christi, übernahm jetzt den Schutz der Stallknechte und was sonst zum Stalle gehörte.

Auch mancher Aberglaube knüpfte sich an das Pferd. An sprechende Pferde wie die des Achilleus und Adrastos waren, ist freilich niemals im Ernste geglaubt worden, so wenig als an den Esel Bileams. Das Motiv begegnet in einer Masse von Gedichten,

die in der Volkssage wurzeln: in der Ilias und Gudrun, in der Edda und in der Legende von Archemoros in Nemea, in den Volksliedern der Schweden und Dänen, der Litauer und der Neugriechen. Wie der naive Mensch mit seinem Pferde spricht, so läßt der naive Dichter das geliebte Tier ihm wieder antworten.

Ahnung der Zukunft und deren Andeutung schrieben schon die alten Indogermanen dem Rosse zu. Achills Rosse weissagten sogar mit Worten, sonst war es die unartikulierte Sprache des Wieherns. Dem Wiehern seines Rosses verdankte Darius den Thron von Persien. Noch heute gilt beim deutschen Volk das Wiehern als ein glückliches Vorzeichen. Einstmals aber machten die germanischen Priester und Häuptlinge aus der Deutung des Wieherns eine imponierende Wissenschaft. In heiligen Hainen hielt man mit großer Sorgfalt besonders schöne großgewachsene Schimmel, die an Schweif und Mähne mit Gold- und Silberfäden und -bändern geschmückt wurden und frei von jeder profanen Arbeit nichts zu tun hatten, als bei festlichen Gelegenheiten den heiligen Wagen des Gottes zu ziehen. Aus ihrem Wiehern und Schnauben schloß man auf das kommende Schicksal.

Auch in Norwegen und Island weideten auf gottgeweihten Wiesen dem Freyer heilige Pferde. Bei Prozessionen ritt auf ihnen das Götterbild. Auch die Slawen hielten heilige weissagende Rosse; weiße Farbe und Größe werden hervorgehoben. Solch ein Roß war z. B. zu Arkona auf Rügen im Heiligtume Swantowits, des Licht- und Sonnengottes der Wenden. Am wichtigsten war das slawische Pferdeorakel in Kriegszeiten, wo man zu dem Zweck das heilige Roß über Lanzen schreiten oder springen ließ, um daraus zu entnehmen, ob die Gottheit, deren Vertrauter das Pferd war, die Unternehmung billige oder nicht. Nachklänge solchen längst verschollenen Glaubens findet man noch in gewissen Volksmärchen, wo ein abgeschlagener Pferdekopf wahrsagt, wie in den Wundergeschichten Phlegons ein abgeschlagenes Menschenhaupt.

Bei der hohen Schätzung des Rosses ist es natürlich, daß ein Pferdeopfer zu den vornehmsten gerechnet wurde. Am gebräuchlichsten war es bei den Skythen, Germanen, ältern Griechen und vielen anderen antiken Völkerschaften, wenn sichs vom feierlichen Begräbnis eines hervorragenden Mannes handelte. Das beweisen aufs schlagendste die vielen Pferdeknochen und -geschirre in den großen Grabhügeln der alten Welt. Daher schreibt sich der Brauch, dem wir in den Reliefs der historischen Zeit so oft begegnen, neben dem Toten ein Pferd oder auch bloß den Kopf eines solchen anzubringen. Es ist ein symbolischer Ersatz für das dem Verstorbenen

einst wirklich mitgegebene auf dem Scheiterhaufen verbrannte Roß (vgl. oben Fig. 45 das Relief von Chrysapha). Man wollte, daß dem Toten im Jenseits das Tier nicht fehle, an dem sein Herz hinieden gehangen hatte.

Übrigens trifft man auf altchristlichen Grabsteinen das Pferd auch mit anderer Symbolik. Es bedeutet da den Beruf des Verstorbenen als Wagenlenkers im Zirkus, als Stallknechts oder dgl.

Aber auch abgesehen von den erwähnten Motiven kommt das Pferd als eigentliches Opfertier, als Weihegabe, die zu Ehren der Gottheit getötet wird, in der Heroenzeit nicht selten vor, später allerdings nur ausnahmsweise, wie es ja auch mit den Menschenopfern gegangen ist, die nach der Anschauung der vedischen Inder nur weniges voraushatten vor einem Roßopfer.

Vor allem waren es wieder die Gottheiten der Sonne und des Wassers, die man mit solchen Gaben gnädig stimmen wollte. Das Reitervolk der Massageten am Araxes, das nur die Sonne verehrte, opferte ihr Pferde; »dem schnellsten der Götter das schnellste aller lebenden Wesen« meint schon Herodot (I 216). Schimmel wurden in Asien und Europa auf Bergeshöhen dem Sonnengotte geopfert: dem Mithra von den Persern, dem Helios von den Arkadern und von den Lakonen auf dem Taygetos. Auch vor Troja opferten die Griechen der aufsteigenden Sonne ein Füllen. Ein Schimmelopfer wurde von den Athenern noch in später Zeit dem skythischen Heros Toxaris gespendet, der bei einer Pest den Athenern Rettung gebracht haben sollte. Ein Viergespann — wohl mit Rücksicht auf den Sonnenwagen — pflegten die Rhodier dem Helios ins Meer zu stürzen. Ebenso wurde an der illyrischen Küste alle acht Jahre ein Viergespann ins Meer versenkt. Mithridates und Sextus Pompeius ließen weiße Rosse ins Meer stürzen, um Neptuns Gunst sich zu erwerben; die Trojaner warfen nach Homer lebende Rosse in den Skamander; die Magier des Xerxes schlachteten am Strymon, um ihn zu versöhnen, weiße Pferde; ähnliches lesen wir von den Parthern im inneren Asien und von den Venetern am Po; an der argivischen Küste wurden gezäumte Rosse in einen Strudel süßen Wassers geworfen. Umgekehrt bestrafte Cyrus angeblich einen Strom, weil er ihm beim Übersetzen einen von seinen kostbaren Schimmeln geraubt hatte (Sen. dial. V 21,2). Im vedischen Indien erhielt der Himmelsgott Indra sein Roßopfer.

In Deutschland fand bei allen großen Volksfesten, namentlich für Wodan und Frô, Opferung von Pferden statt. Unter besonderen Riten wurde das Tier getötet, sein Blut aufgefangen und die edeln Eingeweide, Herz, Lunge und Leber, dem Gotte geweiht. Das Haupt

ward an der heiligen Stätte an einem Baume aufgehängt zu Ehren des Gottes und wohl auch zum Gedächtnis an die fromme Feier. Das übrige Fleisch wurde gesotten und alle Festteilnehmer labten sich an dem gemeinsamen Mahle. Ein vollkommenes Opfer ohne Pferdefleisch gab es nicht. Daher eiferten die schlauen christlichen Missionäre gegen den Genuß dieser Speise. Noch zur Zeit des Bonifatius wurden in Thüringen Verbote erlassen. Aber auch durch Spott und Hohn und frei erfundene Legenden bekämpfte man die festgewurzelte Sitte des Pferdefleischessens.

Auch bei den alten Ungarn war das Pferd das beliebteste Opfertier. Das fetteste Roß wurde geschlachtet, sein Fleisch gegessen und sein Blut getrunken (anonym. notar. regis Belae 16). Mit den Pferdeopfern im Zusammenhang steht der weit verbreitete und uralte Glaube an die zauberwehrende Kraft des Pferdekopfes. In Rom wurde beim Oktoberfest das geopferte Roß geköpft und sein Haupt an der Regia aufgehängt, wo sich der heilige Herd des römischen Staats und Volkes befand. Die Griechen hatten Amulette in Form von Pferdeköpfen. Die Nordländer steckten die Schädel von Pferden auf sogenannte Neidstangen und richteten sie nach der Seite, von wo sie dachten, daß die bösen Geister, die Wichter, heranschleichen könnten. Von diesem Brauche kann man noch in vielen Dörfern Norddeutschlands die Spuren finden, nämlich in den holzgeschnitzten Pferdeköpfen auf den Giebeln der Bauernhäuser. Auch die Wenden glaubten an die prophylaktische Kraft des Pferdeschädels. Sie steckten solche auf die Zäune, die das Gehöft umgaben und dachten so ihr Vieh vor Seuchen und anderer Schädigung durch böse Mächte zu schützen.

Ja sogar heutigentages noch besteht bei den Magyaren der gleiche Brauch, besonders bei den Szeklern, die spottweise deshalb Roßköpfige, lófejü, genannt werden. Auch sie wollen durch Pferdeköpfe auf Zäunen und Gebäuden Seuchen und Hexen verscheuchen (Wlislocki, Volksleben der Magyaren 26); Berge, auf denen die Hexen der Umgegend ihre Versammlungen halten sollen, werden durch hingelegte Pferdeschädel vor ihrem Besuche gefeit (Wlislocki 10). Der Brauch stammt vielleicht aus Innerasien: denn bei den Kalmücken findet man heute noch viele Gerüste mit Pferdehäuten und -köpfen: die Schädel nach Ost und West gerichtet, je nachdem einem guten oder bösen Geiste geopferte wurde.

Daß sich viele alte Künstler das Pferd als Lieblingsvorwurf erkoren, versteht sich fast von selbst. Die frühesten hölzernen Reiterstatuen schrieb man Dipoinos und Skyllis zu. Sonst werden aus der älteren Zeit Ageladas, Onatas, Glaukias, Hegias, Kalamis und Stron-

gylion als Darsteller von Pferden genannt. Alle aber überragte um Turmeshöhe Phidias mit seinen geradezu vollendeten Pferden am athenischen Parthenon (Fig. 80).

In der mazedonischen Zeit waren Lysipps Rosse und Reiter Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Unter den Malern sind Polygnot und Mikon, Pauson, Euphranor und Apelles zu nennen. Des Apelles Stuten sollen so naturgetreu gewesen sein, daß die Hengste sie durch Wiehern begrüßten. Von den antiken Plastikern wurden übrigens Pferde allein selten dargestellt, so eben z. B. von Lysippos. Viel häufiger waren Reiterstatuen. In älterer Zeit setzte das Volk in

Fig. 80. Pferdekopf vom Parthenon.

Griechenland nur Hipparchen und Fürsten Ehrenstatuen zu Roß, späterhin auch anderen verdienten Männern. Dieser Brauch wurde in Rom nachgeahmt. Schon in den Tagen der Republik fehlte es nicht an Reiterstatuen in Rom. Der Eroberer Mazedoniens, Q. Metellus, brachte die berühmten Reiterstatuen, die Lysipp für die am Granikos gefallenen Leibgarden Alexanders geschaffen hatte, an den Tiber und schmückte mit ihnen die Säulenhalle der Octavia. Die Kaiser ließen regelmäßig auf den Plätzen (fora), die ihren Namen trugen, auch ihr vergoldetes Reiterbild aufstellen. So stand auf dem Augustusplatz die Reiterstatue des ersten Kaisers, auf dem Forum Trajanum die von Trajan; auf dem Forum Romanum erhob sich die kolossale Bronzestatue Domitians, dessen Roß den Rheinstrom zwischen den Füßen hatte. Auf uns gekommen ist das allbekannte

Reiterbild von Marc Aurel, dessen Pferd so lebensvoll dargestellt ist, daß Michel Angelo ihm zurief: Cammina! »So geh doch vorwärts!« Auch diese herrliche Bronzestatue wäre dem Schicksal der übrigen, in die Münze zu wandern, unfehlbar verfallen, wenn sie nicht durch die Volkssage geschützt worden wäre: man glaubte nämlich, der Reiter sei der erste christliche Kaiser, Konstantin der Große. Auch die beiden lebensgroßen Reiterbilder der Balbi im Museum von

Fig. 81. Statue des Commodus im Vatikan.

Neapel und im Vatikan die Reiterstatue des jagenden Commodus können ohne Schmeichelei als schön bezeichnet werden (Fig. 81).

Vortrefflich sind auch die Pferde gemacht in der Dariusschlacht, dem berühmten Mosaik aus der Casa del Fauno in Pompeji, desgleichen die Viergespanne auf sizilischen Münzen und auf der berühmten Gemme des Athenion (M. u. G. XXV 52).

Eigennamen von Pferden finden sich in großer Anzahl, weit mehr als von irgend einem anderen Tiere[178]. Während wir S. 134ff., 212—216 Hundenamen zusammengestellt haben, steigt die Summe der erhaltenen Pferdenamen beinahe auf 400. Meistens sind es Zirkus-

renner, die durch Inschriften, oft mit Abbildung ihrer Gestalt, übrigens ohne realistische Treue verewigt wurden. Und eben aus der übermäßigen Vorliebe der Römer und Griechen für Wettrennen erklärt sich die hohe Ziffer der auf uns gekommenen Namen.

Im Unterschied von den Hunden, für welche Zweisilbigkeit gebräuchlich war, hatte man bei den Rossen mit Vorliebe dreisilbige Namen; ja selbst vier- und fünfsilbige wurden keineswegs vermieden, z. B. Luxuriosus (Üppiger), Licentiosus (voller Mutwillen), Fastidiosus (Stolzer), Felicissimus, Iscolasticus (Gutgeschulter), Dicaeosyne (Gerechtigkeit), Palaistiniarches (Herrscher von Palästina). Die Pferdenamen waren eben mehr Luxus und Überfluß, gerade wie bei den Menschen die Zunamen, die daher in Rom auch fünfsilbig sein konnten wie Coriolanus, während für die römischen Vornamen, diese eigentlichen Rufnamen der Kinder, gerade wie für die griechischen und römischen Hundenamen aus sehr praktischen Gründen das Gesetz der Zweisilbigkeit galt: Titus, Marcus, Sextus, Gnaeus, Aulus usw.

Bekanntlich knüpfte sich an die Rennen bei beiden klassischen Völkern allerlei Aberglauben, und da die Römer überhaupt vor jedem ominösen Wort eine fast unbegreifliche Angst hatten, so finden wir unter allen Rennpferdnamen nicht einen einzigen, der als schlimme Vorbedeutung gefaßt werden konnte, wohl aber eine große Zahl solcher, welche Sieg versprachen, z. B. Palmatus, Hederatus, Decoratus, Lauriatos (griechisch), Famosus, Victor, Felix, Faustus, Felicissimus, Gloriosus, Inclutus, Praiklaros, Profikios, Pretiosos, Euthynikos, Hiponikos, Pherenikos, abgekürzt Pheres, Beronica, Nikephoros, Polynicus, Nikopolemos, Nikolaos, Omnipotens, Callidromus, Callinicus, Coryphaeus, Jubilator, Eximios, Eminens, Signifer, Dereisor (Auslacher der Rivalen), Arista (Beste).

Manche Rosse führen Götter- und Heroennamen, ein Beweis wie hoch das Pferd geschätzt wurde, und wieder ein Gegensatz zum Hunde, dem solche Ehren nicht widerfuhren. Wir treffen u. a. die Götternamen: Liber, Amor, Cupido, Eolus, Isis, Glaukos, Silvanos, Romulus, Phoibos, Helius und Sol; von Heroennamen begegnen Achilleus, Aiax, Patroklos (Botrocales geschrieben), Laomedon, Memnon, Orion, Danaus, Pelops (der mit Poseidons Flügelrossen gesiegt hatte), Admetus, geschrieben Atmetus (der sogar Löwen und Eber vor seinen Wagen spannte), Chiron, Centaurus, Tita⟨n⟩s u. v. a.; auch Pegasos und Pegasus ist manches irdische Pferd getauft worden.

Das große Gewicht, das auf edle Abstammung gelegt wurde, erhellt aus den Namen: Eugenes, Nobilis, Gentilis, Ingenuus, Germinator.

Sehr gebräuchlich waren geographische Namen, die gewiß häufig das Geburtsland bezeichnen sollten. Die Beliebtheit der afrikanischen

Rennpferde spiegelt sich in den Eigennamen Maurus, Gaetulus, Libyus, Aithiops, Aigyptos, Haramanticus. Germanischer Herkunft werden sein: Noricus und Saxo (Norddeutscher), spanischer Celtiber und Baeticus, italischer Hirpinus, Latinus, Tuscus und Tyrrhenus, Baianus, Pompeianus, Pullentianus (aus Picenum?), Romanus und Urbanus. Nach Asien weisen Siricus, Indus, Babylonios, Galata und Licius. Kaum vertreten ist Griechenland durch Arcas (geschrieben Argas) und Aetolus.

Nach Winden, Wolken und Strömen benannt sind die folgenden Rennpferde: Aeolus, Circius, Aquilo, Zephyros (Zefurus); Nimbos, Imber, Aura; Tiberis, Padus, Eridanus, Orontes, Euphrates, Oceanus; endlich das kaiserliche Postpferd, Caesareus veredus, Borysthenes. Geographische Nebenbeziehung z. B. bei Orontes auf Syrien, bei Borysthenes auf Skythien, ist um so wahrscheinlicher, als das letztere Roß ausdrücklich als alanisch, Alanus, bezeichnet wird.

Diesen meist symbolisch zu erklärenden Namen steht zur Seite eine Reihe solcher, die von anderen Tieren entlehnt sind, schnellen Vierfüßlern und Vögeln, welchen sich auch der Floh, Psylla, als ausgezeichneter Springer und der pfeilartig dahinschießende Kalmar, Octopeda, volksetymologisch verändert in Oclopecta, zugesellt. Nach raschfüßigen Säugetieren benannt sind Tigris, Leo, Lupus, Lykos, Pardus, Catta, Bubalus (Kuhantilope); nach Vögeln Aquila, Aietos, Acceptor vulgär = Habicht), Palumbus, Perdix, Purpurio, Passer und Volucer, das Leibroß des Kaisers Verus. Perdix und Passer sind übrigens schwerlich wegen der Vergleichung mit dem Vogelflug als Namen gewählt worden, ebensowenig Palumbus und Purpurio; alle diese möchte ich lieber als Schmeichelnamen auffassen; denn auch solche kommen wie bei Tiernamen überhaupt, so auch bei den Pferden vor und zwar am liebsten bei den Stuten. Feminine Pferdenamen mit schmeichelnder Nüance sind Licentia (Mutwille), Melissa (Bienlein), Gemmula (Edelsteinchen), Arete (Tugend), Arista (Beste, nicht Ähre), Kalikome (Schönhaarige), Eripha (Zicklein), Murra (Myrrhe), Parthenia. Wenn man bedenkt, wie selten im Ganzen der Stuten Erwähnung geschieht, ist der Prozentsatz bei den Schmeichelnamen ein auffallend großer. Von Schmeichelnamen für Hengste wären anzuführen Zmaragdus, Aureus, Delicatus (Liebling), Paizon, Hilarus und Hilaros, Floridos, Cirratus (Lockiger), Sanktos, dann die stolzen Namen Anthypatos (Prokonsul) und Pontifex, auch Mysticus (zur Gemeinschaft der Eingeweihten gehörig).

Allerlei mehr oder minder gute Eigenschaften sehen wir ausgedrückt in den Namen Agilis, Alcimus, Altus, Aschetus, Audas = Audax, Callidus, Dinus, Igneus, Lucidus, Nitidus, Pelorios, Pelorus, Petulans,

Pertinax, Pistus, Pyiripinus (feuerschnaubend, πυρίπνους), Rapidus, Superbus, Valentinus usw.

Jetzt sind noch übrig die mancherlei Namen, die von der Färbung der Rosse genommen sind. Da finden wir Korax (häufig, Rabe, Rappe) Candidus (Schimmel), Xanthos und Knakias (hellbraun), Pyrros, Phoinix und Pyrokome (rot, Fuchs), Maculosus und Balios (Schecke), Phalios (weißstirnig), Passarinus (Apfelschimmel), Prunicus (gelb).

Aus der Mythologie zu erwähnen sind Pegasus und Arion und die vier Schimmel des Sonnengottes Pyroeis, Eoos, Aithon und Phlegon.

Esel und Maultier[178b].

Für das ganze Triebwerk der antiken Kultur bei weitem das wichtigere von diesen zwei Tieren war das namentlich in Rom außerordentlich verbreitete Maultier[178c], das aus künstlicher Verbasterung von Eselhengst und Pferdstute entstanden war. In der freien Natur, ohne Kunstgriff der Menschen, ist die merkwürdige Kreuzung nicht entstanden: denn beide Tierarten haben einen physischen Widerwillen gegeneinander. Die Pferdstute muß überlistet werden. Zum Glück besitzen wir Nachricht darüber, wem die Erfindung und erste systematische Einrichtung der Maultierzucht zu danken sei, und innere Gründe sprechen durchaus für die Wahrheit der Tradition. Ich habe daher bereits im J. 1859 gegen den damals allgemein geglaubten Satz A. Wagners in Schrebers Säugethieren VI 185, daß die Geschichte uns den Namen des Volkes nicht aufbewahrt habe, von welchem die Maultierzucht ausgegangen sei, Stellung genommen und im »Ausland« S. 543f.*) ausführlich nachgewiesen, daß schon der Jonier Anakreon (fr. 35 B.) und Homer im zweiten Gesang der Ilias (851f.)[179] ganz ausdrücklich den nichthellenischen Kleinasiaten, den Mysern und den Enetern, die »Erfindung« der Maultierzucht und die Erzeugung besonders trefflicher Maultiere zugeschrieben haben. Also im Innern Kleinasiens, bei den einigermaßen hellenisch übertünchten Hettitern, die uns unter den Volksnamen der Phryger, Myser, Lyder, Paphlagonier, Lykaonier und Kappadokier entgegentreten, ist die Maultierzucht entstanden. »Die reißigen (ἱππόδοροι) Myser haben es erfunden Esel mit Pferden zu vermischen« (Anakr.). Daß Eneter und Myser Nachbarvölker waren, bezeugt der Scholiast zu Homer Il. XXIV 278. Alle angeführten Völker werden wegen ihrer vortrefflichen Esel, Wildesel und Maultiere gerühmt. Auf den Bergen lebten ganze Herden

*) »Die Erfindung der Maulthierzucht« anonym, aber aus meiner Feder; lange vor den gleichartigen, jenen Aufsatz nicht erwähnenden Ausführungen V. Hehns.

von wilden Eseln, die mit zahmen gepaart die beste Rasse Esel, mit Stuten die beste Art Maultiere erzeugten. Der wilde Esel und auch der einheimische zahme Esel des inneren Kleinasiens zeichneten sich aus durch Lustigkeit, Schnelligkeit, Üppigkeit und waren sonach das richtige Tier für den liebestollen rauschliebenden Dionysos und sein Gefolge von Silenen und Satyrn, die ja doch gleich unserem Fastnachtsrummel das untilgbare Bedürfnis des Menschen illustrieren, dann und wann wieder einen vollen Zug aus dem Becher des ungenierten Frohsinns, der Ausgelassenheit, der Sinnenlust zum Munde zu führen. Wiehernd und mit brünstiger Aufregung nimmt auch das Maultier oder der Esel, auf dem der Gott oder Halbgott, bisweilen auch eine Mänade reitet, an dem närrischen Taumel teil. So ists auf gar vielen Vasenbildern zu schauen und siebenhundert Jahre später ziehen noch in gleicher Weise die Gallen, die asiatischen Bettelpriester, durch die hellenischen Lande, auf dem Rücken des gotttragenden Esels (θεοφόρος) die »syrische Göttin«, und das gutmütige abergläubische Volk überschüttet das Grautier mit Weizen und Gerste. Die einheimische, Jahrhunderte lang herrschende Dynastie der Midas und Gordios — man zählt vier Midas und ebensoviele Gordios — rechnete es sich zur hohen Ehre an, von einem Esel abzustammen, vielleicht ursprünglich von einem Wildesel, doch ist das nur Hypothese, und es gibt ja auch Dynastien, die von einem Hunde abstammen wollten. Kurz Midas I, der Stammvater der ältesten Dynastie von Sardis, ward ursprünglich als Gott in Tiergestalt gedacht, als Esel [180], und weil man bei der Goldgewinnung aus dem Flußsand im heroischen Zeitalter immer Felle brauchte und der Paktolus bei Sardis der sprichwörtliche Goldstrom war, so bildete sich der Mythus, daß Midas I. seine Haut im Paktolus gebadet und, da ja alles was er berührte Gold wurde, in diesen Fluß seinen Goldsegen abgestreift habe. Die Eselsohren aber behielt er, wie Zeus Ammon die Widderhörner, nicht als Zeichen von Dummheit — denn der Esel ist an sich und solange er human gepflegt wird und von guter Rasse ist, ein sehr kluges Tier — sondern als Erinnerung an seine ursprüngliche Gottheit. Bei dem poesiereichen und schwänkeliebenden Volke und beim Sinken des Esels in der allgemeinen Geltung entstanden daraus im Laufe der Zeit die späteren Sagen von Midas.

Jener ursprüngliche Gott Midas wird identisch gewesen sein mit dem Weingott, daher konnte die Sage sich bilden, daß Midas einmal sogar den Halbgott Silen in einer Höhle gefangen hielt und zwang, ihm allerlei Weisheit zu künden. Der Hauptinhalt war der uralte pessimistische Spruch, daß es am besten wäre für den Menschen, er würde niemals geboren, am zweitbesten, wenn er sobald als möglich

wieder stürbe. Auch manche der äsopischen Fabeln sind in jenen Landen erfunden worden oder haben doch dort ihre für später giltige feste Form bekommen. Äsop selber soll ja ein Phryger gewesen sein. Eine der äsopischen Fabeln weist unverkennbar auf jene Gegend hin, nämlich die vom Löwen und Wildesel. Denn für den letzteren war das innere Kleinasien die eigentliche Heimat, und der erstere war dort das heilige Tier der obersten Gottheit, die man sich in einem Löwenwagen über die Berge hinfahrend dachte.

Das Volk, von dem wir reden, scheint viel Liebe und Talent zum Fabulieren gehabt zu haben. Es erfand auch allerlei Schwänke, als der Esel schon zum vielmißbrauchten ordinären Lasttier herabgesunken war. Nicht nur daß man vom König mit den Eselsohren und seinem Barbier lächerliche Anekdoten erfand, man schuf auch die Figur eines Sklaven, der sich nicht zu helfen weiß, namens Oknos (lat. ignavia, Faulheit) und des von ihm unzertrennlichen Esels. In der einen völlig märchenhaften Erzählung hatte er mit seinem Esel eine Last Holz zu holen; das Tier stürzte und Oknos sollte nun ein Scheit um das andere wieder zusammenlesen und mit dem lahmen Esel heimschaffen. Damit wurde er nicht fertig und scheint die des Weges Kommenden um Hilfe angebettelt zu haben. Wegen seines unfähigen Wesens wurde er zur Abschreckung fauler Dienstboten als Büßer in die Unterwelt versetzt, neben die Danaiden, die regelmäßig in seiner Nachbarschaft abgebildet werden. In seiner Verzweiflung fleht der arme Tropf stummen Blickes die Besucher der Unterwelt an, ihm zu helfen; allein jedermann, warnt Apulejus, soll sich wohl hüten; wer sich vom Mitleid hinreißen läßt, muß selber als Büßer eintreten und die unaufhörliche Arbeit übernehmen; der andere aber ist dann erlöst: man glaubt ein Grimmsches Kindermärchen vor sich zu haben.

Eine zweite Geschichte erzählte, Oknos, der regelmäßig in phrygischer Gewandung, mit Jakobinermütze und Hosen, erscheint, habe ein Seil aus Hanf flechten sollen, dabei sei er aber so dumm und lässig gewesen, daß sein Langohr allemal hinten soviel abgefressen habe, als er vorn daran flocht, so daß er auch mit dieser Arbeit nie zum Ziel gelangte. Auch dieses Geschäft muß er nun — nach der zweiten Version — in alle Ewigkeit im Hades fortbetreiben, gerade wie nach Senecas Satire auf Kaiser Claudius dieser zur Strafe für seine Spielwut bis ans Ende aller Tage mit einem durchlöcherten Würfelbecher zu würfeln gezwungen ist.

Ein Hügel in Phrygien hieß die Eselsohren (Ὄνου τὰ ὦτα). Was mögen sich an diesen für Sagen geknüpft haben?

Das gemeine griechische Volk sah in der Midasfabel den unersättlichen Geiz, der alles Genießen des Lebens unmöglich machte,

und die Tatsache, daß der Reichtum sehr oft gerade dem dümmsten Esel in den Schoß fällt, und aus den Oknosfabeln zog man die Moral, daß im gewöhnlichen Menschenleben jeden Tag das alte mühselige Schuften und Schanzen wieder von vorn beginnt und daß oft der nächste beste Esel in Gemütsruhe das verzehrt, worum andere sich mit unsäglicher Arbeit abrackern.

Wie hoch das Maultier in seinen feinsten Arten zu Rom geschätzt wurde, sieht man an der Kaiserin Poppaea, die ihren Leibmaultieren goldene Sandalen machen ließ, während ihr Gemahl Nero sich mit silbernen Hufschuhen für seine Maultiere begnügte, der gewöhnliche Sterbliche aber mit eisernen. Diese allerdings werden als unentbehrlich in gebirgigen Gegenden betrachtet und ihre Entziehung galt für inhuman (Lucian, Lucius 29. 43). In Italien besonders war das Maultier ein Mädchen für alles: Zugtier, Reittier, Tragtier. Sicheren Trittes trug es den Reisenden über die gefährlichsten Pässe, brachte die zerbrechlichsten Waren, wie die kristallenen murrinischen Gefäße unversehrt von Brundisium an den Tiber, schleppte den oberitalischen Wein in tausenden von Fässern auf schweren Lastwagen über Berg und Tal von Aquileja ans Adriagestade nach Nauportus (Strab.), zog geduldig den Kahn in den pontinischen Sümpfen, und wieder in geschwindem Lauf den Reisewagen auf den italischen Chausseen. Sein ruhiger und sanfter Schritt verschaffte ihm die Gunst der Damen, die gerne auf ihm ritten, und zugleich auch eine Art traurigen Vorrechts, zum Ziehen des Leichenwagens. Auch der schwerste und prunkvollste aller historischen Leichenwagen, der Alexanders des Großen, ward einst in Babylon mit starken, gold- und edelsteingeschmückten Maultieren bespannt: ihrer vierundsechzig hatten monatelang zu ziehen, um den Leichnam des frühverstorbenen Welteroberers nach Alexandrien zu schaffen.

Besonderen Beifall fand das nützliche Haustier beim römischen Militär. Beim Marsche lud man ihm die schweren Schilde auf und jede Zenturie besaß zur Zeit des Vegetius ihr eigenes Maultier, mulus centuriatus, welches das schwere Geschütz, die carrobollista, ziehen mußte. Drum ward auch in allen Garnisonen die Stallgöttin Epŏna eifrigst verehrt und um ihren Segen für Maultier, Pferd und Esel angefleht. Außerdem besaßen die Gallier noch einen eigenen Maultiergott, den Segomo. Noch wichtiger und wertvoller erwies sich das Tier für den kaiserlichen Postdienst. Solche Postmaultiere hatten ziemliche Größe, schlanke Figur und verhältnismäßig kurze Ohren, verbanden Ausdauer und Schnelligkeit und erinnerten somit lebhaft an die Wildesel, deren Geschwindigkeit berühmt war und deren Blut wohl teilweise in ihren Adern rann. Auf einer Großbronze Nervas

zur Erinnerung an seine Verdienste um die Post in Italien erblicken wir ein Paar solcher Postmaultiere, wie sie gerade weiden (Taf. II 5). Tf II 5.

Auch für die Volksbelustigung konnte man die raschfüßigen Tiere brauchen. Auf Münzen von Messana aus jener Blütezeit selbständiger Stadtstaaten in Sizilien, wo Vieh- und Pferdezucht und Landwirtschaft wunderbar gediehen, sehen wir zwei stattliche Maultiere einen Rennwagen, der von Messana gelenkt wird, ziehen und darüber eine Viktoria schweben mit einem Kranz in den Händen (Taf. II 4). So Tf. II 4. gab es auch zu Rom ein alljährliches Wettrennen der Maultiere am Fest der Consualien.

Wenn man sie gut hielt, konnten sie sehr alt werden. Plinius erzählt von einem solchen inschriftlich beglaubigten Falle zu Athen, da sei ein Maultier 80 Jahre alt geworden. Als es schon vom Alter entkräftet war, ging es immer noch mit den anderen Maultieren zur Arbeit auf die Burg, wo ein Tempel gebaut wurde. Dies gefiel dem Volke, und so wurde der Beschluß gefaßt, daß kein Kornhändler es von seinen zum Verkauf gestellten Vorräten verscheuchen dürfe.

Ganz gewöhnlich schmückte man die Tiere mit Glocken (Phaedr.), wie das noch heute im Süden üblich ist. Einen sehr hübschen gravierten Eselskopf von großer Lebendigkeit mit Glocke am Hals zeigt die Gemme, die in M. u. G. Taf. XVII 5 abgebildet ist. Manche gaben ihren Maultieren auch Wein zu trinken; man sagte, sie schlagen nicht aus, wenn sie betrunken seien (Plin.).

Auch ein paar Maultiereigennamen sind überliefert, so Phalios, hellfarbig, und Mylios, Mühltier, desgleichen ein Eselsname Nikon (auch Nikos), der für Augustus eine Vorbedeutung des Sieges von Actium war.

Das Sprichwort hob hervor, daß sie sich gegenseitig freundschaftlich kratzen*), und daß sie unfruchtbar sind. Wenn ausnahmsweise eine mula Junge warf, galt es als widernatürlich und darum als schlimmes Vorzeichen.

Ein Beweis der großen Bedeutung des Tieres liegt in dem technischen Ausdruck mulomedicina, womit die Römer die ἱππιατρική, Pferdarzneikunde, der Griechen übersetzten.

Wenig im Gebrauch waren die Maulesel, hinni, auch muli genannt, Bastarde von Eselin und Roßhengst. Sie waren störrischer, ungelehriger und unansehnlicher als die Maultiere.

Der griechische Name ὀρεύς, οὐρεύς bezeichnet das Bergtier, daneben kommt auch ἡμίονος »Halbesel« vor. Für das lateinische Lehnwort mulus haben wir die Grundform im äolisch-kleinasiatischen

*) Mutuum muli scabunt.

μύχλος, μύκλος überliefert, was zunächst Bespringer, Befruchter bedeutet und auch nach der Tradition bei den Phokäern Zuchtesel bezeichnet haben soll[181]. Das Wort hat sich weit entfernt von seinem Bedeutungsursprung, bis es beim unfruchtbaren Maultier anlangte, doch ist derartiges in der Entwicklung der Wörter keineswegs unerhört (s. meine grammat. Aufsätze S. 78f.: altus hoch und tief, cedere gehen und kommen, sacer heilig und verflucht u. v. a.). Für

Fig. 82. Rhyton im brit. Museum.

die Kulturgeschichte ergibt sich das Resultat, daß das Maultier durch Vermittlung einer der zahlreichen äolischen Kolonien am tyrrhenischen Meere — Cumae, Puteoli, Neapolis, Massilia usw. — zu den Römern gekommen ist.

So klar hier alles liegt, so schlimm steht es bei dem Namen des Esels, wo zwar zur Not das römische asinus, das armenische esch und das hebräische ātōn Eselin sich vereinigen lassen[182] und hettitischer Ursprung und etruskisch-römischer Zusammenhang denkbar ist,

beim griechischen ὄνος aber wegen der Kürze der ersten Silbe unser etymologisches Wissen bis heute versagt. Das deutsche Esel, got. asilus ist durch die spätlateinische Form asillus hindurchgegangen. Die Papyrusrollen im griechisch-redenden Ägypten haben noch γαιδάριον d. i. Füllen als Wort für den Esel. Im Arabischen bedeutet ǵaiḏar Kälbchen, hauptsächlich von Antilopen[183]. Die Papyri haben auch einen guten Ausdruck für die Farbe des Tieres: mausfarbig, μυόχρους, und weißmausfarbig, λευκομυόχρους (Kenyon). Ein vulgärgriechischer Ausdruck war μέμνων, der Zauderer, Langsame, Störrische, vielleicht auch der Ausdauernde, vgl. Agamemnon.

Im allgemeinen war das weibliche Maultier, mula, höher geschätzt als das männliche, bedeutend niedriger aber als beide ist im Durchschnitt der Esel geachtet worden, wenn wir auch durch Varro vom Viergespanne eines Senators, Q. Axius, hören, welches 40000 fl. (400000 Sest.) gekostet haben soll (Varr. r. r. II 1, 14). Plinius macht die Notiz in seiner eilfertigen Weise noch großartiger, indem er die Summe als Kaufpreis eines einzigen Esels ausgibt. Jedenfalls waren es ganz exquisite und kunstvoll dressierte Tiere bester Rasse. Als trefflichste galten in Griechenland die arkadischen, in Italien die sabinischen von Reate und Rosea. Ein reatinischer soll einmal mit 60000 Sesterzen bezahlt worden sein (Plin.). Ohne Zweifel war er zur Nachzucht bestimmt. Das sind aber gewiß große Ausnahmen gewesen. Der Beiname Asina — ein Cn. Cornelius Scipio Asina war Konsul im J. 260 v. Chr. — wird vom Besitze größerer Ohren herrühren wie Nasica (Scipio Nasica) von dem einer größeren Nase: auf Hochschätzung des Esels im älteren Rom darf man daraus nicht schließen.

Im allgemeinen war er der Prügeljunge unter den Tieren und hatte ein trauriges Dasein. Selbst der Eseltreiber stand noch unter dem Maultiertreiber, mulio, der schon verachtet genug war. In Potentia lesen wir von einer Beerdigungsbruderschaft der Maultier- und Eseltreiber, collegium mulionum et asinariorum (C. I. L. X 143). Schandfleck der Natur, naturae dedecus wird der Esel bei Phaedrus genannt. Bei Ovid heißt es (am. II 6):

> Sieh doch das Unglückskind dort, den Esel! Wie schreitet der Langohr
> Ewig von Schlägen bestürmt, langsam und träge dahin!

Er ist das eigentliche Müller- und Gärtnertier des Altertums, das Tier der zigeunerhaft herumziehenden Bettelpriester, das Tier der Armen, die einen vierbeinigen Helfer brauchen und doch kein ordentliches Futter wie Gerste und Heu (Lucian, Luc. 27) erschwingen, sondern höchstens Kleie (Lucian, Luc. 28). Das gewöhnliche Fressen aber, mit dem das anspruchslose Tier sich vollständig begnügte, war

Stroh und Disteln; kleingehacktes Stroh war ihm eine Delikatesse. Das Leben in der Mühle, wo er mit Scheuklappen oder mit verbundenen Augen, damit ihm nicht schwindlig werde [184], den ganzen Tag im Kreise laufen mußte, war oft sehr traurig. Der zum Esel verwandelte Mensch bei Lucian erzählt (Luc. 42. 43), wie ihn die Müllerburschen so unbarmherzig prügelten, daß er sich schneller als ein Kreisel um die Mühle drehte und ganz mager und kraftlos wurde. Wie wenig wog dagegen die Ehre als Tier der Vesta zu gelten, die man seinem Verdienste um Mehl und Brot zuschreiben will. Noch geplagter wo möglich war der Esel, wenn er im Gebirg Holz holen mußte (Lucian, Luc. 29), vollends wenn ein ruchloser Junge sein Treiber war; kam es doch vor, daß ein solcher ihm spitzige Dornen unter den Schwanz band.

Am allerschlimmsten war sein Schicksal, wenn er den Ausgestoßenen der damaligen Gesellschaft in die Hände fiel, den Briganten, die beim Volk so verhaßt waren, daß, wenn man sie töten konnte, man sie einfach den Vögeln zum Fraß auf der Straße liegen ließ, oder wenn man sie lebendig fing, im Amphitheater den Tigern vorwarf oder zur Unterhaltung des Publikums ans Kreuz schlug. Die thessalischen Räuber bei Lucian behandeln ihre gestohlenen Esel aufs grausamste. Einem, der aus Erschöpfung niederfällt, hacken sie die Beine ab und schleudern ihn noch zappelnd in den Abgrund. Einen anderen wollen sie einfach liegen lassen den Wölfen zum Fraße. Denn das Eselfleisch wurde nicht gegessen, außer von den allerärmsten Personen (Luc. 33. Operarii bei Apuleius). Würste daraus und aus Hundefleisch machte man zu Aristophanes Tagen in Athen (Ri. 1399). Die Eingeweide gab man den Hunden.

Um seines Trotzes und seines Eigensinns willen wird er schon in der Ilias (XI) unsanft behandelt:

> »So wie ein störriger Esel dem Knaben trotzt in der Kornflur —
> Mancher Knittel bereits ward ihm auf dem Leibe zerschlagen,
> Er jedoch drängt in die dichteste Saat und rupft sie; die Buben
> Haun auf ihn ein mit den Stecken; doch schwach nur sind ihre Kräfte;
> Mühsam vertreiben sie ihn, nachdem er satt sich gefressen.«

Später benützte man gegen solche Unarten des Tieres und überhaupt, um das Weiden am Weg zu verhindern, Maulkörbe (Lucian, Luc. 17). Man verhütete damit zugleich, daß sie sich am wilden Lorbeer (ῥοδοδάφνη) vergriffen und den Tod holten.

Hochgeschätzt war die Milch, die nach des Hippokrates Schule gegen alle denkbaren Schäden helfen sollte, gegen Lungen-, Leber-, Gallen-, Nierenleiden usw. Namentlich sollte sie auch ein Mittel sein,

um den Teint schön weiß zu erhalten. Zu diesem Zweck hielt sich Poppaea stets fünfhundert Eselinnen und badete sich in ihrer Milch.

Auch der Eselsmist galt für besonders kräftig und erfreute sich vieler Verwendung in der antiken Schwindelmedizin. Columella und Palladius empfehlen ihn für die Gärten, namentlich zum Düngen der Granaten. Phantastischer griechischer Mythus gab der gespenstischen Empusa einen Fuß von Erz, den andern aus Eselsmist. Gewöhnlich glaubt man, daß sich der Pferdefuß des modernen Teufels daher schreibe.

Auf leichtem Boden wie in Campanien, Baetica und Libyen benutzte man das Tier zum Pflügen.

Der stattliche orientalische Esel fand auch militärische Verwendung, weshalb die Karamanier ihn ihrem Kriegsgott opferten. Auch Darius gebrauchte ihn einmal mit Vorteil im Kriege gegen die Skythen, denen er ganz unbekannt war: denn er war und ist eben kein nördliches Tier, und die Behauptung der Griechen, er sei das Attribut des hyperboreischen Apollo gewesen, ist ganz unbegreiflich[184b]. Um so erklärlicher erscheint die hellenisch-kleinasiatische Zuweisung des Esels an Priapus und Dionysos: hielt man es doch für möglich, daß er in seiner Liebestollheit selbst auf Menschen losgehe (Lucian, Luc. 33)[184c]; daher war auch das Verschneiden nicht unerhört (Apul.): er wurde dadurch fügsamer und nahm an Körperfülle zu. Als Lebensgrenze nahm man dreißig Jahre an; in kalten Regionen lebte er noch kürzer, da er solches Klima nicht ertragen konnte. Im Sprichwort und in der Fabel figuriert er als störrischer Dummkopf; die Unterliegenden im Ballspiel hießen in Athen Esel, die Sieger Könige. Von Leuten, die um Bagatelle stritten, sagte man, sie prozessieren über den Schatten des Esels, und erzählte zur Erklärung eine Geschichte von einem Reisenden, dem der Besitzer des gemieteten Esels verwehrte, sich in der Mittagshitze in seinen Schatten zu setzen. Eine Version davon findet sich auch im Indischen (Benfey, Pantschatantra I 127). Seine Stimme hieß onomatopoetisch ὀγκᾶσθαι, rudĕre (brüllen). Als seltenere Namen sind noch zu erwähnen das griechische κάνθων, κανθήλιος, lateinisch canterius — auch im Sinn von elende Mähre gebraucht — und cillus.

Manche Münzen zeigen den Esel, wie ein rabenartiger Vogel auf ihm sitzt und ihn hackt. Er hackt in die wunden Stellen, aber nicht aus grausamer Lust, wie die äsopischen Fabeln es auffassen[185], sondern um den armen Vierfüßer von den Maden zu erlösen, die in den Geschwüren sich einnisten. Geschnittene Edelsteine zeigen, wie er zum Tanzen dressiert wird (M. und G. XVII 12), was Lucian und Apulejus gleichfalls überliefern.

Besonderes Interesse erweckt auch bei der Geschichte dieses Tieres das originelle Volk der Ägypter, von dem auch das der Hebräer seit Abraham den Esel überkommen hat. Während wir unter den vielen assyrischen Denkmälern keinen Esel finden, fehlt es uns keineswegs an schriftlichen und bildlichen Daten über seine Anwesenheit im Lande des Nil. Der Esel ist viel früher Haustier geworden als das Pferd. Er war ja auch weit leichter zu zähmen.

Noch vor dem Jahre 4000 v. Chr., in der Negadahperiode, vor der ersten ägyptischen Königsdynastie, die im Unterlande zu Abydos residierte, erblicken wir auf der mehrfach zitierten Schieferplatte (Fig. 104) eine Eselherde neben solchen von Rindern und Zackelschafen. Es ist der gewöhnliche Hausesel mit schwarzem Schulterkreuz. Zur Pharaonenzeit war die Eselzucht in hoher Blüte und es fehlt nicht an vortrefflichen bildlichen Darstellungen (Fig. 83). Ein Oberschreiber berichtet von 5023 Stück Vieh, darunter 760 Esel. Man gebrauchte ihn

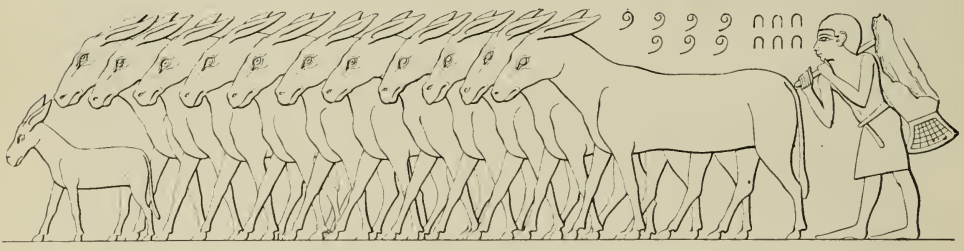


Fig. 83. Ägyptische Eselherde, nach Dümichen.

zum Dreschen, zum Reiten, zum Lasttragen. Seine Störrigkeit, die auch in der Hieroglyphenfigur zum Ausdruck kommt [186], wurde so weit überwunden, daß man sogar einen Reitsessel zwischen zwei Eseln befestigte. Den Transport in der Wüste besorgte noch unter Ramses III nicht das Kamel, sondern der Esel. Doch seit im Neuen Reich das Pferd eingeführt wurde, trat der Esel in den Hintergrund. In gewissen Strichen des Landes ward er überhaupt nicht gern gesehen. Die Einwohner von Busiris und Lykopolis enthielten sich sogar des Gebrauchs der Trompeten, weil sie dadurch an das Brüllen des antipathischen Tieres erinnert wurden, und die Leute von Koptos hatten den Brauch, einen Esel in einen Abgrund zu stürzen: dies hing wohl damit zusammen, daß er ein Attribut des bösen Gottes Typhon war, vielleicht wegen der rötlichen Farbe des Wildesels. Rote, verderbenbringende Staubwolken jagt der schreckliche Wüstenwind (Typhon) vor sich her. Im Westtürkischen und im Hebräischen heißt der Esel »der Rote«. Im Deborahlied reiten die Vornehmsten auf rötlichen Eselinnen [187].

Dem Typhon also gehörte der rote libysche Wildesel. Seine Gottheit fand man hypostasiert in dem Tiere. Daraus wurde der eselsköpfige Typhon-Seth, den griechische und römische Wettfahrer auf ihre Bleitäfelchen zeichneten oder zeichnen ließen, umgeben von allerhand magischen Symbolen, Buchstaben, Worten, um ihre Rivalen auf der Rennbahn zu Fall zu bringen. In diesen Kreis gehört auch das sogenannte Spottkruzifix aus dem dritten christlichen Jahrhundert, gefunden bei den Kaiserpalästen des Palatin, wo Christus am T-förmigen Kreuze hängt und von einem gewissen Alexamenos — man hält ihn für einen kaiserlichen Pagen — mit frommer Geberde verehrt wird. Die Beischrift lautet: »Alexamenos betet Gott an«. Der Gekreuzigte hat Hals und Kopf eines Esels oder Maultiers. Von einer absichtlichen Karrikatur ist keine Rede[188]. Neben dem eselsköpfigen Gotte — dem synkretistischen Typhon-Seth-Christus — ist das mystische Zeichen Y angebracht, das auf den Sethianischen Verfluchungstafeln gewöhnlich ist und auf die Macht des eselsköpfigen Gottes über die Wege der Unterwelt bezogen wird. In der synkretistisch-gnostischen Epoche der christlich-häretischen Glaubensentwicklung sind Christus und Typhon tatsächlich identifiziert worden. Das »hatte für die damalige Zeit ebenso wenig Bedenken als z. B. die Gleichsetzung des Heilands mit dem hundsköpfigen Anubis, die uns öfters begegnet«. Das Bekanntwerden der Lehre der gnostischen Sekte wird es gewesen sein, was den Christen und Juden (Tac. hist. V 3) den Vorwurf des Eselskultus, der Onolatrie, zuzog (Wünsch, Sethianische Verfluchungstafeln 112). In der Erzählung vom Tode des Zacharias (Epiph. haer. 26 p. 94A) wird berichtet, daß dieser im Tempel einen Gott in Menschengestalt mit Eselskopf gesehen habe. Das war eben unser Typhon-Seth (Wünsch S. 108).

Fügen wir gleich ein zweites Curiosum aus der römischen Kaiserzeit an: eine Atellanenszene, die sich auf einem Topfscherben erhalten hat[189]. Statt des stets bekleideten eselsköpfigen Gottes tritt hier ein nackter magerer Bursche auf mit deutlichem Eselskopf und dreht diesen rückwärts nach einem anderen Mann, der mit einer Pritsche sein stark herausragendes Hinterteil bearbeitet, vermutlich um ihm die Lüsternheit auszutreiben, die der Kunsthandwerker auszudrücken nicht versäumt hat[190]. Für seinen allzu kräftigen Liebesdrang wird ja auch bei Apuleius der in einen Esel verwandelte Mensch oft genug durchgeprügelt.

Unerklärt ist bis heute die von Juvenal 11, 96 erwähnte Sitte der Römer, das Ehebett im Atrium mit Eselsköpfen zu verzieren. Vielleicht stammt sie aus Etrurien wie überhaupt das Atrium. In der kleinasiatischen Heimat der Etrusker war das Tier dem Priapus heilig.

Die Symbolik würde dann harmonieren mit jenen roh-obszenen Gebräuchen bei der römischen Hochzeit, die von den Kirchenvätern den Heiden zum Vorwurf gemacht werden.

Maultiere waren in Ägypten nicht gebräuchlich; dafür aber hatte man wunderschöne großgebaute weiße Esel. Diese Rasse wird auf den westasiatischen *Equus onager* zurückgeführt (C. Keller a. a. O. 99). Abgebildet ist ein stattliches weißes Eselsgespann mit ziemlich kurzen Ohren auf dem hier gegebenen altägyptischen Wandgemälde (Fig. 84).

Eine zweite Abbildung nach einem pompejanischen Wandbilde, wo noch andere Glieder der nordafrikanischen Fauna dargestellt sind, erblicken wir auf Fig. 96.

Wie hoch die Ägypter ihre Eselschimmel schätzten, ergibt sich aus der Klage eines Einwohners von Faijūm (Berl. ägypt. Urk. II,

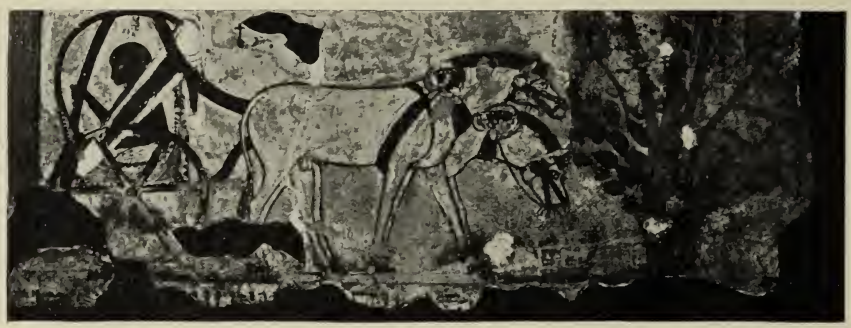


Fig. 84. Wandbild aus Theben (London), unterhalb Fig. 72.

Nr. 46), es seien ihm in der Nacht vom 17.—18. Mai 193 n. Chr. vier Esel gestohlen worden, darunter gerade seine schönsten, zwei weiße. Noch jetzt reiten die Mitglieder der regierenden Familie in Sansibar auf »schneeweißen Mesketeseln«. Übrigens legten auch die Römer Gewicht auf die Farbe. Seneca spricht von wohlgenährten Maultieren einer und derselben Farbe als Luxusgegenstand seiner Zeit (epist. 87, 8).

Die kleineren dunkelfarbigen ägyptischen Esel (Fig. 83) sollen vom ostafrikanischen Steppenesel, *Asinus taeniopus*, stammen, der wahrscheinlich von den Vorfahren der heutigen Galla gezähmt worden ist[191]. Einen Transport von vielen solchen Eseln, höchst lebendig und naturwahr dargestellt, aus einer Pyramide von Gizeh (IV. Dynastie) hat Lepsius Denkmäler III, II 9 gegeben.

Wildesel und Wildpferd.

Unter den verschiedenen »Wildeseln, onagri« des Altertums ragt hervor das heute noch in der Mongolei vorkommende Urwildpferd,

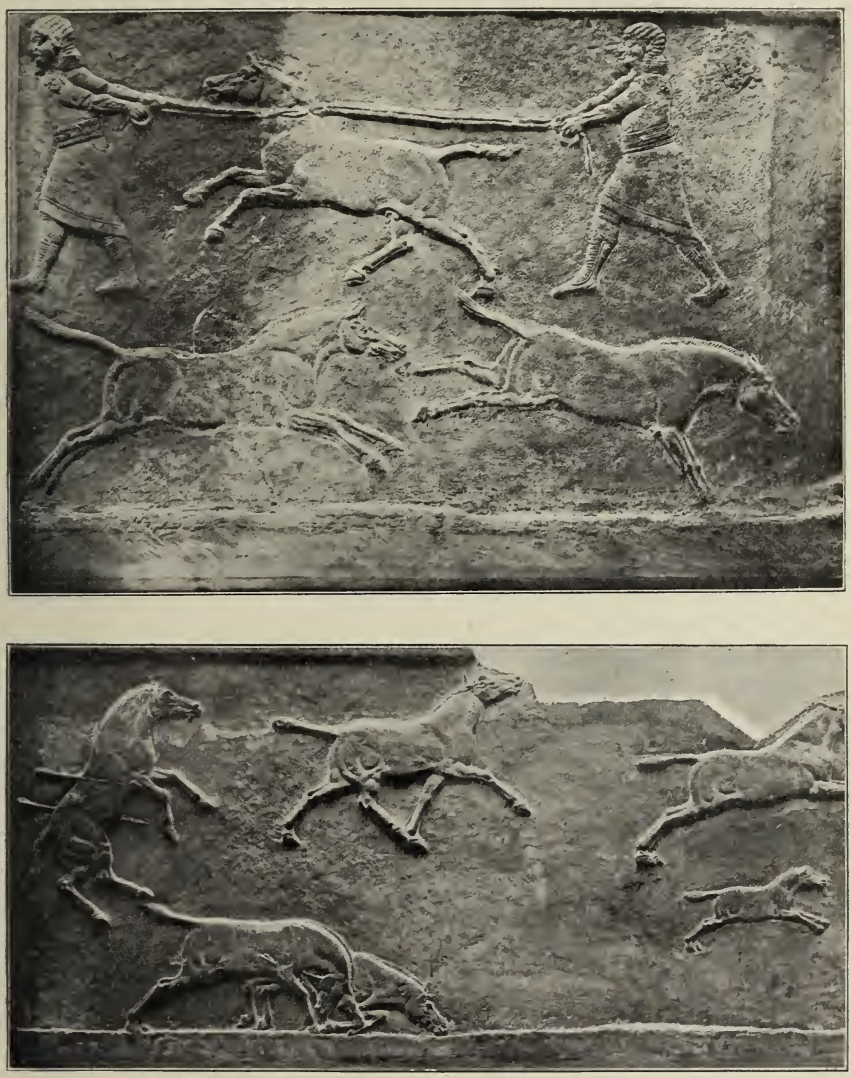


Fig. 85 a und b. Reliefs von Kujundschik: Onagerjagd.

Equus Przewalski, das die Alten fälschlich als onager, ὄνος ἄγριος, asinus agrestis auffaßten. Ein schönes Exemplar des stattlichen Tieres kann man im Berliner zoologischen Garten sehen. Diese fahlgelben

Wildlinge der asiatischen Steppen sind vorzüglich abgebildet in den verschiedensten Altersstufen, Geschlechtern und Stellungen auf assyrischen Reliefs des besten Stils, um 668 v. Chr.[192]. Man fängt sie mit dem Lasso ein (S. 271 Fig. 85a), vermutlich um sie zu zähmen und zur Zucht zu gebrauchen. Oder auch hetzt man sie mit großen schweren Doggen (S. 109 Fig. 42) und schießt sie mit Pfeilen (Fig. 85b). Nicolaus von Damascus erzählt (p. 18) von einer Königsjagd bei Babylon auf viele Wildschweine, Hirsche und einen wilden Esel.

Das Fleisch der Wildesel, wie sie die Alten nun einmal nennen, gab eine ausgezeichnete Mahlzeit, nach Xenophon feiner als Hirschbraten, und es wird in einem antiken Roman höchlich bedauert, daß der nachlässige Koch den delikaten Onagerschlegel außer acht ließ und dieser den hungrigen Hunden zur Beute fiel (Lucian, Luc. 39). Die arabisch-mesopotamischen Wildesel waren so fabelhaft schnell, daß sich die Reiter in weiter Entfernung voneinander aufstellen und im Jagen abwechseln mußten (Xenoph. Cyrop. I 4, 7). Auch Aristoteles, Arrian, Babrius, Timotheus rühmen die außerordentliche Schnelligkeit ihrer Füße. Nach den Physiognomikern (Polem.) sind sie scheu, dumm, unbändig, wollüstig, eifersüchtig und schützen ihre Weibchen. Mit den Gazellen vertrugen sie sich so gut, daß beiderlei Tiere in denselben Herden beisammen waren (Timoth.). Auch Tacitus spricht gelegentlich von einer Herde wilder Esel, asini agrestes, als Bewohner der syrisch-arabischen Wüste, in seinem merkwürdigen Kapitel über Moses. Abgebildet erblicken wir einen Onager auf dem schönen Mosaik der römischen Villa zu Nennig bei Trier (Wildesel von einem Tiger zerfleischt), sodann auf dem großen palästinensischen Grabgemälde, wo eine ganze Tiergeschichte illustriert ist. Hier ist ᾽Ον⟨ος⟩ἄγριος beigeschrieben. Auffallend sind dabei die Streifen und die sehr langen Ohren, welch letztere namentlich die Verwandtschaft des Tieres mit dem langohrigen afrikanischen Wildesel, *Asinus taeniopus*, dokumentieren. Dieser libyschen wilden Esel gedenkt schon Herodot IV 192 und sagt, daß sie niemals zu trinken brauchen, ein Irrtum, der wohl daraus entstanden ist, daß das Tier sich entschieden weigert, nicht ganz reines Wasser zu trinken, was in der Wüste oft große Verlegenheiten bereitet. Die Jungen geben nach Plinius ein sehr schmackhaftes Gericht, wie auch das Fleisch gewöhnlicher junger Esel von Hippokrates empfohlen wird.

Vom indischen Wildesel hatte zwar schon Ktesias, der um 400 in Persien lebte, seinen Landsleuten Kunde gebracht und Älian berichtet, daß man ihn mit gezähmten Löwen d. h. Geparden jage (n. a. XVII 26). Aber wie unklar die abendländischen Kenntnisse von dem Tiere waren, ergibt sich daraus, daß man ihn für einhornig hielt.

Die interessante Beschreibung des Ktesias (Ind. c. 25) lautet also: »In den Gebirgen Indiens findet sich der wilde Esel vor, welcher so groß, ja bisweilen noch größer ist als das Pferd. Sein Körper ist weiß, sein Kopf rot, und auf seiner Stirne trägt er ein ellenlanges Horn, welches am Anfang weiß, in der Mitte schwarz und gegen die Spitze zu rot ist. Er ist eines der stärksten Tiere und so schnell im Laufe, daß ihn weder ein Pferd noch sonst ein Tier einzuholen imstande ist. Er vertheidigt sich mit seinem Horn, mit seinen Zähnen und vermag mehrere Menschen und Pferde zu Boden zu schlagen.« Als Grundlage des ktesianischen Wildesels vermutet man den Gorkhar, der in Kafiristan gefunden wird (Ausland 1862 S. 1164); indes hat sicher auch Verwechslung mit dem nur vom Hörensagen bekannten indischen Nashorn eingewirkt. Vgl. die Abschnitte Nashorn und Einhorn. Sehr merkwürdig ist es, daß Älian n. a. XVI 20 als indischen Namen des Einhorns (μονόκερως) das echte Sanskritwort καρτάζωνος d. h. schneller Esel angibt. Das Horn sei nicht glatt, sondern habe mehrere Windungen, was auf ein Antilopenhorn oder auf das Monstrum von Persepolis (Fig. 143) passen würde. Die Vorliebe zum einsamen Schweifen und die schwarze Farbe dagegen, wovon Älian gleichfalls erzählt, würden am besten auf das wirkliche indische Nashorn zutreffen.

Am bekanntesten war den Alten der Wildesel der kleinasiatischen Hochebenen und Gebirge, Armeniens, Phrygiens und Lykaoniens. Alle drei Landschaften werden ausdrücklich erwähnt. Diese onagri ließen sich leicht zähmen (onagri mansuefacti Plin.) und waren daher zur Maultierzucht und Verbesserung der Esel selbst vorzüglich zu gebrauchen. Vom männlichen onager und einer Eselin erzielte man die trefflichsten Zuchtesel (Col. VI 37), die mißbräuchlich auch muli genannt wurden. Der komische Protz bei Petronius in der Mahlzeit des Trimalchio besitzt nur Mauleselinnen, die von einem Onager erzeugt sind, nämlich (vgl. Pallad. IV 14, 2) mit einer Pferdstute. Selbstverständlich hat sich der Onager, von welchem ja genug gefabelt wurde, auch im Zirkus produzieren müssen. Für die Regierungszeit Domitians erhellt dies aus Martial XIII 100 und auch später lesen wir öfters von ihm. Gordian III (c. 33) besaß 20 onagri und 50 Wildpferde, equi feri. Hier also werden die oft verwechselten Tiere unterschieden. Ebenso tut es Timotheus (anon. Matth.), der dem ἵππαγρος (Wildpferd) und dem ὄναγρος (Wildesel) besondere Kapitel widmet. Vom onager sagt er c. 22, er sei sehr schnell, und fügt allerlei Fabuloses bei, was z. T. auch in den mirabiles auscultationes vom ἵππαγρος zu lesen steht. Vom Wildpferde, ἵππαγρος, erzählt er dagegen (c. 49), es sei durchaus unzähmbar, verweigere in

der Gefangenschaft die Nahrung und hungere sich zu Tode. Jene Wildpferde, von denen der Verfasser der mirabiles auscultationes c. 9 spricht, sollen in Syrien vorgekommen sein. Außerdem hören wir auch von Wildpferden in Europa: Varro erwähnt solche in Spanien, Strabo in den Alpen, Plinius in Germanien. In allen diesen Fällen wird sichs um verwilderte Pferde handeln, wie solche noch im zwölften Jahrhundert in Böhmen, und bis 1542 auf der Ückermünder Heide in Pommern, ja sogar noch a. 1791 nahe bei Kaiserswerth und auf der Sennerheide vorgekommen sind. Auch die onagri der fränkischen Zeit (Venant. Fortun. misc. VII 4, 22) in den Vogesen oder Ardennen wird man so zu interpretieren haben. Das zweihufige Wildpferd Oppians (cyn. III 252) ist wahrscheinlicher ein Gnu als ein Pferd.

Zebra (Equus zebra, Hippotigris antiquorum).

Erst spät ist Europa mit diesem eigentlich südafrikanischen Tiere einigermaßen bekannt geworden. Die erste Erwähnung findet sich bei Dio Cassius LXXVII 6. Danach ist es bei den Spielen des Caracalla zu Rom gesehen und getötet worden. Man taufte es nicht unpassend Tigerpferd, ἱππότιγρις. Im vierten Jahrhundert beschreibt es dann Philostorgios in seiner Kirchengeschichte III 11 als großen Wildesel mit weiß- und schwarzgestreiftem Fell, was an jenes Bild eines gestreiften langohrigen »wilden Esels« in dem palästinensischen Tierbilderzyklus erinnert (s. im vorigen Kapitel). Sodann wird es wieder von Timotheus (anon. Matth. 10) unter seinem richtigen Namen »Tigerpferd« (ἱππ.) geschildert: es sei ähnlich dem Wildesel, aber mit aschgrauem betupftem Fell. Der Schreiber erzählt, daß im Theater zu Rom ein Zebragespann aufgetreten sei, das von Wagenlenkern geleitet wurde; es habe einen wundervollen Anblick gewährt und die Kaiserin selbst sei in festlichem Aufzug mit diesem Zebrawagen gefahren. Eine eigentliche Naturbeschreibung des Tieres aus dem Altertum gibt es nicht. Es war und blieb eine ganz außergewöhnliche Rarität.

Wiederkäuer (Ruminantia).

Kamel.

Griechen und Römer hatten für das Kamel einen semitischen Namen, der das Tier als das höckerige bezeichnete. Goten, Slawen, Skandinavier, Altdeutsche betrachteten es als eine Art Elefant oder verwechselten es geradezu mit diesem und gaben ihm den wenig umgewandelten Namen des größeren Tieres.

Die zweibuckligen Kamele (*Camelus bactrianus*) wurden schon im Altertum baktrische, seltener persische genannt. Diese ausgezeichneten Lastträger waren bei Babyloniern und Assyrern viel im Gebrauch, desgleichen aber auch die einbuckligen arabischen (*Camelus dromedarius*), welche bei Griechen und Römern dromades hießen und das ganze Altertum hindurch eine Spezialität der Araber und später der Sarazenen bildeten. In Puteoli stifteten Araber aus Nabataea zwei goldene Dromedarstatuetten.

Am Nil war das Tier zur Zeit der ersten Dynastie, 4000 v. Chr., wohlbekannt; denn man hat zu Abydos einen sehr natürlich gemachten Kamelskopf aus Ton ausgegraben. Von den Priestern der Pharaonen muß es aber für unrein erklärt worden sein: unter den massenhaften hieroglyphischen Zeichen begegnen wir nicht einem einzigen Kamel, ebensowenig treffen wir es in einem Wandrelief. Erst aus der Epoche der Ptolemäer ist überliefert, daß damals ein schwarzes baktrisches Kamel als Rarität vom Könige im Theater gezeigt worden sei.

In der griechischen Literatur wird des Kamels seit Archilochus (um 700) Erwähnung getan; das baktrische ist in Assyrien für 860 v. Chr. durch zwei Reliefs bezeugt: Kunstwerke sind die Figuren gerade nicht. Auch die griechischen Reliefs sind nichts besonderes; meist späte Sarkophage mit dem Triumphzug des Dionysos. Auf Münzen und Gemmen findet sich Besseres. Lob verdient auch trotz der plumpen Gliedmaßen das Basrelief eines libyschen Künstlers, das man nach Constantine gebracht hat: eine Kamelmutter mit ihren saugenden Jungen (Tissot, prov. Rom. d'Afrique I Fig. 22). Die Szene macht einen sehr natürlichen Eindruck.

Am vollkommensten sehen wir das einhöckerige Kamel dargestellt auf den herrlichen Basreliefs von Niniveh (um 650). Auf ihren raschen Dromedaren streben die Beduinen mit Macht ihren assyrischen Verfolgern zu entgehen (Fig. 86).

Die eigentliche militärgeschichtliche Rolle des Kamels fällt übrigens nicht in die klassische Zeit im engeren Sinne des Wortes. Zweimal hat es allerdings das Schicksal eines Königreichs entschieden,

sofern nämlich die Pferde des Gegners vor den ungewohnten Kamelreitern Reißaus nahmen: das erstemal in der berühmten Schlacht, die den lydischen König Krösus Thron und Freiheit kostete, und dann wieder 1389 in der Schlacht auf dem Amselfelde, wo der große Slawenbund von den Türken zerschmettert wurde. Mazedonier und Römer hatten keine bewaffneten Kamelreiter in ihrer Kavallerie: sie gebrauchten sie nur zum Meldedienst auf orientalischem oder afrikanischem Boden. So lesen wir von 19 dromedarii bei der ersten lusitanischen Reiterkohorte, die im zweiten Jahrhundert n. Chr. zwischen

Fig. 86. Kamelreiter von Assyrern verfolgt.

Theben und Syene stationiert war (Ephem. epigr. VII 457 ff.). In diesen Landschaften ward auch die friedliche kaiserliche Post, die aber nur amtliche Schreiben, keine Privatbriefe beförderte, von Kamelreitern besorgt. Eine große militärische Rolle spielte aber das Kamel in dem Kriege der Vandalen und Mauren, welche beide große Kamelherden besaßen; in der Schlacht bei Mamma bildeten die Mauretanier eine zwölffache Mauer von Kamelen. Den Weg der Kamelkarawanen in Arabien, Syrien, Mesopotamien schildert uns Strabo. Er ist sich merkwürdig gleich geblieben in Jahrhunderten.

In Griechenland und Italien konnte man oft genug Kamele sehen, die um Geld gezeigt wurden zugleich mit anderen exotischen Tieren wie Löwen, Affen, Schakalen; auch lesen wir von Dromedarwett-

rennen im römischen Zirkus. Trotzdem mischen die Naturforscher Aristoteles und Plinius namhafte Fehler unter ihre Beschreibungen.

Eine ausführliche Besprechung mit Abbildungen steht in Th. d. cl. Alt. S. 20—36. 327—333.

Hirsch.

Damhirsch, Edelhirsch und Reh sind in den »Thieren des classischen Altertums« ausführlich (50 S.) besprochen worden. Es dürften daher hier einige Striche genügen.

Den europäischen Edelhirsch vertrat auf asiatischem Boden der kleinere, sanftere, anmutigere Damhirsch mit breiter Geweihschaufel, meist punktiertem Fell und längeren Ohren.

Der Damhirsch heißt *cervus platyceros* (Plinius), *platon* (Apicius), *cervus palmatus*, d. h. Schaufelhirsch, βαλίας, d. h. gefleckter, aber niemals dama oder damma.

Sporadisch hat er zwar unmittelbar vor der Eiszeit in Europa existiert, z. B. in der Mark Brandenburg (Nehring), seine Reste finden sich jedoch weder in den europäischen Höhlenwohnungen, noch in den Pfahlbauten oder im römischen Germanien. Er wurde allerdings während der Kaiserzeit in den römischen Vivarien gehegt, aber im ganzen blieb er ein fremdes Tier, gleich der Gazelle. Das Bild des Damhirschs kam schon in der mykenischen Epoche nach Griechenland; denn in einem und demselben Grabe traf man auf einem ohne Zweifel importierten Edelstein die Gestalt des Damhirschs, auf einem einheimischen rohen Kunstwerk aus Blei und Silber dagegen einen Edelhirsch. In einem anderen Grabe Mykenaes fand man eine asiatische Szene von der Jagd eines Pfeilschützen zu Wagen auf einen gefleckten Schaufelhirsch (Th. d. cl. Alt. Fig. 22). Erst die späteren attischen Vasen setzen in der asiatischen Szene vom Löwen, der den Hirsch zerreißt, den europäischen Edelhirsch ein statt des ursprünglichen Damhirschs. Dieser ist während des gesamten klassischen Altertums ein asiatisches Tier geblieben; hier im Orient war es mit seinen weißen Flecken das Bild des gestirnten Nachthimmels, daher ein passendes Attribut der gewaltigen Mondgöttinnen, die von den Griechen mit ihrer Artemis oder auch Athene identifiziert wurden. Es war auch Symbol für Nacht und Finsternis, für das böse Prinzip, das vom Sonnenleu, dem Vertreter des Lichtes und Segens, überwunden wird. Die Münzen der Diana von Ephesus zeigen den Damhirsch als Typus (T. II 7) und damit zugleich den Weg, wie Tf. II 7.
er den Abendländern bekannt wurde. Erst sehr spät, zu Beginn des Mittelalters, ist er nach Europa als Jagdtier eingeführt worden, zunächst in die eingefriedeten Forste größerer und kleinerer

Dynasten. Vermittler waren entweder die Byzantiner oder die Mauren in Spanien.

Ein hübsches Wandbild Pompejis (mus. Neapol. 9008) zeigt den ausgesetzten Telephos, wie er von einer zierlichen Damhirschkuh gesäugt wird (Fig. 87). Am Originalbild fallen die wunderschönen Augen der Hinde besonders auf, ein Zug, der uns ja auch beim lebendigen Tiere sofort mit Sympathie erfüllt.

Fig. 87. Telephos, pompejanisch.

Der eigentliche europäische Hirsch war stets der viel stärkere, stattlichere Edelhirsch, Ἀχαιΐνης der aus Achaia, im Gegensatz zum kleinasiatisch-griechischen Damhirsch. Seine Jagd war in Griechenland, Italien und Sizilien sehr beliebt, ebenso in den anderen römischen Provinzen. Überall war er zu Hause und seine Jagd zu Pferde mit Pfeil und Wurfspieß sehen wir auf vielen Bildern dargestellt. Skythen und Sarmaten betrieben auch die rohe Parforcehetze; auch vergiftete Pfeile werden erwähnt als Jagdwaffe der Kelten, d. h. Germanen und Gallier. In Italien umstellte man den Jagdplatz gewöhnlich mit Netzen, an denen Federlappen, pinnae, flatterten. Bei den römischen Festspielen bildeten in den Vormittagstunden Hirsch- und Hasenhetzen mit Hunden die gewöhnliche Unterhaltung.

Die auch im modernen Amerika konstatierte Feindschaft zwischen Hirsch und Schlange verführte die Alten zu der komischen Etymologie ἔλαφος = Schlangenzieher, während das Wort vielmehr mit »Elch« zusammenhängt. Das Junge hieß inulus, inuleus; im Griechischen entspricht ἔνελος. Das deutsche Hirsch und das lateinische cervus, eigentlich der gehörnte, sind identisch.

Zahme Hirsche waren in der Kaiserzeit nichts ungewöhnliches. Aurelian fuhr bei seinem großartigen Triumph über Zenobia auf einem herrlichen Viergespann von zahmen Hirschen, die einst einem Könige der Goten gehört hatten. Am Schlusse opferte er die Hirsche auf dem Kapitol dem »größten und besten Juppiter«, wie sonst im Dienst der Jagdgötter Artemis und Apollo Hirschopfer nicht ganz

ungewöhnlich waren. Apoll, dem das Tier auch wegen seiner auffallenden Liebe zur Musik genehm war, bekam zu Delos ein regelmäßiges Hirschopfer.

Eine Abart des Edelhirsches, mit kleinerem Geweih, ist der Berberhirsch, der in Nordafrika noch heute zu Hause ist und schon von den Ägyptern und Kyrenäern gejagt und abgebildet wurde. Er war und ist nicht eben häufig.

Ein interessantes römisches Mosaik aus Utika mit der Lassojagd auf das Tier ist in den »Th. d. cl. Alt.« Fig. 24 zu sehen.

Auf dem hier wiedergegebenen assyrischen Relief (des brit. Mus.) sieht man die Jagd auf mesopotamische Hirsche.

Fig. 88. Hirschjagd, assyrisch.

Bedeutend seltener als der Edelhirsch war das Reh in den klassischen Ländern, wenn es auch in den römischen Tiergärten vielfach gehalten wurde und auch als wild für Italien bezeugt ist. In Griechenland wird es kaum erwähnt; es hieß ursprünglich δορκάς d. i. schönblickend, womit aber auch die Gazelle bezeichnet wurde. Später zog man νεβρός vor, eigentlich Hirschkalb, etymologisch »neugeborenes«. Daß aber δορκάς nicht ausstarb, beweist das neugriechische ζαρκάδι Reh. Das lateinische capreolus, wodurch das Reh eigentlich als eine Art niedlicher Ziege bezeichnet wird, hat sich in den romanischen Sprachen erhalten. Das weibliche Reh hieß caprea und capreola.

Rentier (Cervus tarandus).

Griechisch τάρανδος, bei Plinius tarandrus, woraus Solinus vollends parandrus und Polemius Silvius parander gemacht haben[193].

Während in der Eiszeit wie das ganze Mitteleuropa so auch Italien seine Rentiere hatte — für die Campagna wenigstens sind sie nachgewiesen (Lubbock vorgesch. Zeit II 13) — war es zur Zeit der klassischen Völker wesentlich auf Sarmatien und Skythien also auf das nordöstliche Europa und Nordasien beschränkt; namentlich erwähnt wird der Volksstamm der Gelonen (mirab. ausc.). Doch auch die Germanen kleideten sich in Sallusts (hist.) und Cäsars (b. g.) Tagen in Rentierfelle, renones. Als Rentierzüchter und ebendamit als Nomaden dürfen wir uns nach diesen Stellen die alten Deutschen nicht ausmalen. In den Pfahlbauten hat man keine Spur von Rentierzucht gefunden, ebensowenig in den germanischen Grabhügeln, nur in den Flußkiesniederungen (Lubbock) und in den Höhlen. Südfranzösische Grotten sind sogar zum Teil mit merkwürdig guten Zeichnungen des Rentiers geschmückt, so daß man sie auf den ersten Anblick für Fälschungen halten möchte: sie haben aber der anfechtenden Kritik siegreich Stand gehalten (siehe zwei Abbildungen bei Sophus Müller, Urgesch. Europas 11. 12, Fig. 6. 7) und werden gestützt durch hunderte geschnitzter Rentierknochen aus der gleichen Gegend (Dordogne) und der gleichen Zeit, nämlich der sogenannten Solutréperiode.

Der früheste Gewährsmann ist Theophrast, der echte Aristoteles gedenkt des interessanten Tieres nicht. Die starke, nach Theophrast fingerdicke Haut wurde von den Germanen, außerdem von den Skythen (Hesych.) zu Kleidern, selbst zu Panzern (Theophr., Plin.) verarbeitet. Daß man das Tier zähmte, wird bei den Alten nicht erwähnt, dafür finden wir schon seit Theophrast die Fabel, es könne seine Haarfarbe der Umgebung anpassen wie das Chamäleon, ein Aberglaube, welcher daher kommt, weil das wilde Rentier im Sommer braun, im Winter grau, fast weiß ist, die zahmen aber oft mit diesen Farben bunt gezeichnet sind.

Die Seltenheit des Rentiers wird oft hervorgehoben; nach Rom wird es kaum gebracht worden sein. Auch Eisbären, Walrosse u. dgl. waren ja unbekannt. Der Name tarandus ist skytho-sarmatisch; hingegen wurde das Rentierfell, das im Handel nicht selten zu den Römern kam, mit dem nordisch-germanischen Namen reno bezeichnet als Fell eines gehörnten Tieres: ren ist urverwandt mit Rind.

Zu den südfranzösischen Eiszeitbildern gesellt sich als Pendant eine verzierte Urne der Hallstattperiode, wo ein vierrädriger Wagen mit Frau, Reiter und Rentierherde dargestellt ist. Sie stammt aus einem Tumulus bei Ödenburg und wird von Guido von List dem germanischen Stamme der Bastarnae zugeschrieben; Bastarnae soll Rentierhalter bedeuten. Nach dem vorhergehenden müssen wir wohl

eher an Skytho-Sarmaten oder Finno-Ugrer denken. Ebenso ist im höchsten Grade Skepsis angezeigt, wenn man behauptet, daß in der Höhle von Aurenson Darstellungen von Rentieren oder Ziegen mit deutlichen Marken am Halse gefunden worden seien (vgl. Otto, Gesch. d. ältesten Haustiere 29).

Elch (Cervus alces).

Mit dem Elch oder Elen kamen die Alten mehr in Berührung als mit dem Rentier. Da sich aber beide Tiere ungefähr in den gleichen Gegenden befanden und von oberflächlichen Beobachtern allzuleicht verwechselt werden, so war Konfusion nicht ausgeschlossen, namentlich hinsichtlich des Fells und Leders, und die fingerdicken renones, aus denen man Koller und Panzer machte, stammten gewiß zu einem sehr großen Teile von Elentieren. Im Unterschied vom Ren trug der Elch einen uralt-indogermanischen Namen, dem wir im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Altnordischen, Angelsächsischen und Althochdeutschen begegnen (rças, ἄλκη, ἄλκης, alces, elgr, elch, elaho)*); das altindische rças, das lautlich dem alces gut entspricht, bedeutet zwar am Indus Antilopenbock, und die griechisch-lateinischen Wörter sind wohl wie ibex Steinbock nicht als Originalwörter, sondern als entlehnt aufzufassen: dennoch ist die weite Übereinstimmung des Sprachlichen ein Beweis für die Bekanntschaft der Urindogermanen mit dem Tiere. Es hauste nach Polybius in den Alpen, nach Caesar und Isidor neben Wiesent und Ur in dem riesigen herkynischen Walde, der halb Deutschland bedeckte, nach Plinius in Skandinavien, nach Pausanias im Lande der Kelten. Der erste, von dem griechische Leser etwas über das Tier erfuhren, dürfte Pytheas[194] gewesen sein, jener kühne Seefahrer und Naturforscher aus Massilia, der ums Jahr 340 v. Chr. Britannica und Thule entdeckte und bis in die Nordsee vordrang. Daß er allerlei Fabeln unter seine wahren Nachrichten mischte, haben ihm die Alten selber sehr verargt; aber haben es Caesar und Plinius besser gemacht, die doch unschwer die lächerlichen Angaben über die Natur des Elchs hätten prüfen können? Denn im Dekumatland und vielleicht sogar im linksrheinischen Gallien waren die Elche damals offenbar noch nicht ganz ausgerottet. Gegen das Jahr 100 n. Chr. lesen wir im Testament eines Lingonen, d. i. eines Galliers aus dem oberen Flußgebiet der Seine und Marne unter anderen Gegenständen, an denen sein jagdlustiges Herz besonders hing, auch von Sternen aus Elengeweih (stellas ex cornibus alcinis), die man zugleich mit seinem Körper verbrennen sollte[195].

*) Vgl. auch die Glosse: Tragelaphus, bestia quam elcum vocamus (CgL.).

In der merowingischen Zeit jagte man den Elch noch in Gallien; er scheint da helix genannt worden zu sein (Venant. Fort. c. VII 4; vgl. lat. Volksetymol. S. 48); bei Plinius kommt auch in einer auf Varro zurückgehenden Stelle ein Gallier namens Helico vor (Holder altcelt. Spr. I 1414). Gérard, la Faune historique de l'Alsace 302 ist überzeugt, daß der Elch erst im 10. Jahrhundert aus den Vogesen verschwand. Zur Zeit der deutschen Siedelungen muß das Tier in den oberdeutschen Landen häufig gewesen sein: die Ortsnamen Elchenwang, jetzt Ellwangen, Elchingen bei Ulm, Elchbach bei Schliersee u. a. sprechen dafür. Dieselben werden illustriert durch ein Elchgeweih im Torfmoor bei Ravensburg (Stuttg. Mus.), durch bearbeitete Elchhornstücke aus Moosseedorf (Berner Mus.) und andern Pfahlbauten. Ein prächtiges Elchgeweih fand man auch im wilden Loch in Steiermark (Grazer Mus.). Allbekannt ist die Strophe der Nibelungen, die Siegfrieds des Burgunders Jagd auf Wiesent und Elch erzählt. Im Norden hielt das Tier sich noch länger. Bei Buxtehude fand man eine schöne Doppelaxt aus Elenhorn. Nach der Edda verwandelte sich Siggeirs Mutter in einen Elch. Auch die britannischen Hirsche, welche wenigstens ein einzigesmal die römische Arena betraten, können Elche gewesen sein: denn die Anwesenheit des Tieres zugleich mit den Menschen ist mindestens für Irland außer Zweifel: in dortigen Höhlen fand man nicht bloß viele um des Markes willen gespaltene Knochen, sondern auch Sprungbeine des Elches, die zu Ahlen und Maßstäben (gauges) verarbeitet waren. Zum Teil sollen die Knochen dem ausgestorbenen Riesenelch Megaceros hibernicus angehören (Ausland 1879, 519).

Pytheas oder Hekataeus (vgl. Anm. [194]) werden schuld sein an den sonderbaren Berichten des Plinius über die Achlis, die dem Römer als ein zweites Tier anderer Art neben dem Elch gilt, obgleich auf den ersten Blick klar ist, daß achlis und alces identisch sind. Schon Solinus, der Hauptexzerptor des Plinius, hat dies geahnt, sonst würde er den Namen achlis nicht einfach unterschlagen haben. Plinius VIII 39 schreibt: »Im Norden wohnt der alces, einem Rinde ähnlich, doch sind Ohren und Hals länger. Ferner wohnt die achlis auf der skandinavischen Insel, ein Tier, von dem viele erzählt haben, das aber in Rom noch nie gesehen worden, dem Elche ähnlich, aber jedoch ohne Gelenk an den Beinen, weswegen es sich nicht niederlegt, wenn es schlafen will, sondern nur an einen Baum lehnt. Diesen sägt man an, wenn man es fangen will. Übrigens ist das Tier äußerst schnell. Seine Oberlippe ist sehr lang, und deshalb weidet es rückwärtsgehend; denn die Oberlippe würde sich rückwärts biegen, wenn es vorwärts gehend weidete.«

Die Bemerkung über die Oberlippe ist nicht ganz unrichtig, sofern sie größer ist als bei ähnlichen Tieren; das Rückwärtsweiden aber gilt nur von der Saigaantilope Südrußlands und Vorderasiens, wo eine Verwechslung mit dem gleichfalls dort vorkommenden Elch nicht absolut undenkbar ist. Die Fabel von der Steifheit der Beine und vom Durchsägen des Baumes, an den er sich anlehnt, um zu schlafen, steht auch bei Caesar, der die Unrichtigkeiten noch kumuliert, von Rehgestalt und Geweihlosigkeit erzählt und meint, er sei etwas größer als ein Reh, während der männliche Elch ein kolossales Tier ist, gewöhnlich 2,50 m Länge, bisweilen sogar 2,80 m aufweist, 5—600 Pfund, je und je 1000 Pfund schwer ist und — weit entfernt, kein Geweih zu besitzen — vielmehr ein Geweih von 50—60 Pfund und einem Umfang bis zu 3 m tragen kann: von dem zierlichen Reh sticht er durch seine plumpen, massigen Formen so stark als nur denkbar ist, ab. Viel vernünftiger als die caesarisch-plinianischen Fabeln sind die Worte des Pausanias, daß es dem Hirsch und dem Kamel ähnlich sei und das Land der Kelten, d. h. Keltogermanen, bewohne; Menschen können es nicht aufspüren; um es zu erlegen, müsse man weite Strecken einkreisen und dann immer näher zusammenrücken. Aus den großen Schwierigkeiten der Jagd erklärt sich, warum es so selten in die römische Arena gebracht wurde. Außer zwei Notizen über die Kaiser Gordian und Aurelian haben wir bloß noch eine einzige sichere Kunde vom Auftreten des Elchs (alces) bei einer Venatio. Sie steht bei dem unter Nero schreibenden Calpurnius (7, 59). Hier wird unter allerlei Tieren von höchster Seltenheit auch der Elch erwähnt, den der Redende selber sah, »eine Rarität selbst in den Wäldern, wo er überhaupt vorkommt.«

Kunstdarstellungen sind sehr selten und meist zweifelhaft. Wir haben, wie die Archäologen sagen, einen Elchkopf oben an einer goldenen Haarnadel aus einem Tumulus der Krim, ferner zwei Elchjagdbilder: eines auf einer Silberkasserole der Ermitage in Relief aus der Zeit der Sassaniden, und ein wahrscheinlich viel älteres auf einem Chalcedonzylinder (Chabouillet 951), wo ein König einen fliehenden Elch zu erjagen trachtet. Ein elfenbeinernes Diptychon der Sammlung Fejervary (M. d. I. V 51. Annali XXV 118) mit einer sehr spätrömischen Venatio zeigt mehrere Hirsche, die von Amphitheaterjägern mit Stoßlanzen bekämpft werden. Man hat sie für Elche ausgegeben. Es sind aber roh gemachte, vergröberte Edelhirsche. Auch auf einem Mosaik von Aventicum in der Schweiz hat man fälschlich einen Elch erkennen wollen.

Giraffe (Camelopardalis girafa).

Bei Griechen und Römern hieß sie von ihrer kamelartigen Gestalt und dem pardelähnlich gefleckten Felle Kamelpanther, camelopardalis[1935b]; in ihrem Heimatlande, bei den Äthiopiern, und auch im Altägyptischen dagegen war ihr Name gebildet von »ser« hoch, groß (Hommel); ein dritter Name war, wie Plinius nach Juba berichtet (Münzer), das äthiopische nabus. Im Delta war sie schon 2000 Jahre früher bekannt, ehe die klassischen Völker von ihrer Existenz erfuhren: denn in die damalige Residenzstadt Abydos war sie ungefähr um 2500 v. Chr. unter dem Pharao Sanchkara nebst anderen Merkwürdigkeiten aus Zentralafrika gebracht worden (Brugsch). Seitdem haben die ägyptischen Künstler das Tier oft dargestellt. Es ist im Lande der Troglodyten d. i. Nubier zu Hause — sagt Agatharchides — und hat einen so langen Hals, daß es hoch von den Bäumen seine Nahrung holen kann. Nach anderen ist es von sanftem Temperament und leicht zu zähmen, weshalb es auch oft an einem Stricke geführt und dem Publikum für Geld gezeigt wurde. Dabei hing man ihm auch wohl eine Glocke um den Hals, dem Tier zum Vergnügen und um die Schaulustigen anzulocken. So sehen wir es auf einem Wandgemälde in der Villa Pamfili zu Rom (Fig. 90). Die Beschreibungen der Alten von seinen zwei Hörnlein am Kopfe, dem leuchtenden Glanz seiner Augen, dem quastengezierten Schwanze, dem sonderbaren Gange, seinem sanften Charakter usw. sind auffallend richtig und erklären sich nur aus der Leichtigkeit, ein Exemplar wirklich zu Gesicht zu bekommen, sei es zu Rom (wie Pausanias, Plinius, Horaz), Konstantinopel (anonym. Matthaei), Alexandrien (Varro und Xiphilinus), Antiochien (Caesius Bassus), Gaza (Timotheus) oder sonst. Immer galt es für eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges: ja die erste nach Rom gebrachte Giraffe (a. 46 v. Chr.) erregte solches Aufsehen, daß Varro, Horaz, Dio Cassius und Plinius ihrer gedenken. Sie bildete einen Clou in jenem großartigen Triumphzuge Cäsars, in welchem unter den Ge-

Fig. 89. Hieroglyphe, nach Dümichen.

Fig. 90. Röm. Wandbild der Villa Pamfili (nach O. Jahn).

fangenen der mauretanische Prinz Juba einherschritt (Münzer, Quellenkritik des Plin.). Daß Gordian zehn Stück auf einmal auftreten ließ, wird sehr hervorgehoben. Noch Constantin Monomachos, dessen Regierung im Jahre 1042 begann, erhielt zwei Exemplare als Geschenk, die immer wieder im Theater zu Konstantinopel gezeigt werden mußten und als Naturwunder angestaunt wurden.

Von ihrer eigentlichen Naturgeschichte wußte man so gut wie gar nichts. Dem einzigen vorzüglichen Zoologen des Altertums, Aristoteles, war sie nicht bekannt geworden. So scheute man sich nicht, den »Kamelpanther« für einen wirklichen Bastard aus beiden Tieren zu erklären; und auch in Beziehung auf das Vaterland war man vielfach im Irrtum, indem man wie Pausanias, Bassus, Timotheus, Theophanes Isaurus an Indien, oder wie Artemidor (bei Strabo) an Arabien dachte statt mit Agatharchides (bei Photius) an das Land der Troylodyten oder mit Plinius, Isidor, Heliodor u. a. an Äthiopien.

Die ausführlichste Schilderung hat der zuletzt erwähnte Heliodor seinem Romane eingeflochten; die frühesten griechischen Gewährsmänner, welche die Giraffe erwähnen, sind um das Jahr 100 v. Chr. Agatharchides (Περὶ τῆς ἐρυθρᾶς θαλάσσης), den Diodor benutzte, und der ungefähr gleichzeitige Artemidor, der dem Strabo als Quelle diente, unter den römischen Autoren Ciceros Zeitgenosse Varro. Von Abbildungen sind außer den teilweise vortrefflichen altägyptischen Gemälden hervorzuheben als Pendant und Gegensatz das rohe libysche Basrelief von Moghar-et-Tahtania in der Sahara (bei Tissot, géographie de la province Romaine d'Afrique I 491 Fig. 50). Die Künstler des freien Hellas haben das Tier, das ihnen ja unbekannt geblieben ist, natürlich nicht dargestellt; auch auf Münzen und Gemmen findet sich die Giraffe nicht, ebensowenig in Pompeji. Mäßig getroffen erscheint sie aber auf dem Nilmosaik von Palestrina, mit Beischrift, sowie auf dem griechisch-palästinensischen Grabgemälde zu Marissa, im Grabgemälde Pamfili zu Rom und auf einem Sarkophagrelief des Lateran beim Triumphzug des Bacchus, wobei eine Giraffe, ohne Zweifel weil man sie für ein indisches Tier hielt, gravitätisch vorausmarschiert. Endlich sind die leider verschwundenen Giraffen »aus Stein« zu erwähnen, die einst zu Konstantinopel neben Einhörnern, Tigern und Geiern öffentlich aufgestellt waren (Gyllius, topogr. Const. l. II c. 25).

Antilopen [196].

Unter den antiken Bildwerken fehlt es nicht an den mannigfaltigsten und gelungensten Illustrationen zu einer Naturgeschichte der Antilopen. Am wahrsten und hübschesten sind die assyrischen Jagdreliefs von Kujundschik und die ägyptischen Bilder an den Wänden von Gizeh, Sakkara, Theben, Benihassan und Elkab. Am häufigsten und mit entzückender Anmut ist die niedliche Gazelle, Antilope dorcas, zumal das junge, an seinem noch wenig entwickelten Gehörn kenntliche Tier, von den Ägyptern wiedergegeben worden. Ein paarmal kommen auch die beiden Nebenarten, die aus Kleinasien und der arabischen Wüste stammende Isabellgazelle, Antilope isabellina, und die Schwarznasengazelle, Antilope arabica, sowie die Ledragazelle, Antilope damma, unter den Bildern vor. Sehr häufig begegnen die Säbelantilope, Oryx leucoryx, und die Mendesantilope, Addax nasomaculata. Sodann will man erkennen die Tedalgazelle oder Antilope Soemmeringii, den Wasserbock (Kobus), den Adjel, Adenota leucotis u. a. Ferner war den Alten bekannt die Kuhantilope, bubalis, das Gnu, Catoblepas gnu, die dicknasige asiatisch-europäische Saigaantilope, Colus tataricus, und die tibetanische Goa. Die Gemsen, die streng genommen auch dazu gehören, werden beim Steinbock Erwähnung finden.

Gazelle.

Am öftesten also begegnen wir der gemeinen Gazelle, *Antilope dorcas*, welche im Nilland der großen Göttin Isis geweiht war. Sie ist nicht groß, kurzhornig, kurzschwänzig, schlankhalsig, flink und zierlich und unterscheidet sich durch das Zusammentreffen dieser Merkmale von den sonstigen Antilopen. Der Araber nennt sie die »liebliche«, vergleicht mit ihr die Erkorene seines Herzens und hat in seiner Metrik die Gasehle nach ihr getauft. Im Hohen Liede sind die Brüste der Braut zwei Gazellenjunge, die unter Rosen weiden. Auch Seneca findet die Haut (cutis) der Gazelle schmucker (decentior) als die des Menschen. Dorcas war kein seltener Name für Mädchen, die von der Liebe lebten. Eine Inschrift von Aix-les-Bains auf drei Schwestern, vermutlich Damen der Halbwelt in jenem gallorömischen Modebad, hat uns eine Titia Dorcas (Gazelle) und eine Catinia Moschis (Kälbchen) überliefert. Der größte Zauber lag im wunderschönen, sanften, klaren Auge. Darum hieß sie das Tier mit dem eigentümlichen Blick, von δέρκομαι, δέδορκα, blicken: δορκάς

(Aristot.), ζορκάς (Herod.), δόρκων, δόρκος, δόρξ, dorx (Gratt.), ζόρξ. Nach Plinius glaubte man auch, daß sie und die Ziege bei Tag und Nacht gleich gut sehen. Zierlicher gebaut und anmutiger als alle anderen Antilopen und dabei von mannigfachem Nutzen ward sie neben Säbel- und Mendesantilopen in Altägypten zahm gehalten. So wird in einem Grabe zu Sakkara von einem reichen Manne angegeben, daß er außer 3988 Rindern und Kälbern an Gazellen besessen habe 1135 Stück, dazu 1308 Säbel- und 1244 Mendesantilopen. Auf gravierten Steinen finden wir sie bei Horus, Harpokrates, Hermes-Serapis (Chabouillet nr. 2196. 2203. 2758). In Asien bemerken wir

Fig. 91. Gazellengespann, Wandbild aus dem Hause der Vettier.

neben ihr das Zeichen des Ormuzd (Tölken). Griechisch-römische Maler setzen geflügelte Knaben, Amoretten auf niedliche Gazellenwagen, was aus dem Leben gegriffen sein mag so gut wie die Ziegengespanne: wurden doch in den italischen Vivarien gar nicht selten Gazellen (dammae, Col.) gehalten (Fig. 91). Sie wurden geschlachtet wie andere Tiere und ihr Fleisch an Feinschmecker verkauft (Juven.). So haben wir aus Pompeji das Gemälde eines Fleischerladens, wo neben drei Wildenten zwei geschlachtete Gazellen mit zusammengebundenen Füßen an der Wand hängen. Auch das Leder war hochgeschätzt, es gab das feinste Pergament, und mehrere der ältesten, wichtigsten und schönsten Handschriften des Neuen Testaments sind auf solchem Material geschrieben, während die derberen Antilopen-

arten den Mauren Überzüge für ihre kleinen Schilde, caetrae, lieferten (schol. Juv.). Würfelspieler liebten die libyschen Astragalen, die aus dem Sprungbein der Gazellen hergestellt wurden (Theophr., Pseudolucian). Das Gehörn der Antilopen überhaupt wurde zu Handhaben, Mundspitzen und Verzierung von Tonwerkzeugen verarbeitet. Die Antilopenjagd und vorzüglich die auf Gazellen bildeten ein Hauptvergnügen der Assyrer, Araber, Ägypter und Libyer. In Afrika bestieg man windschnelle Rosse (Arrian, Älian), nahm Jagdwindhunde, auch Hyänenhunde oder Geparde zu Gehilfen und schoß mit Pfeil oder Speer, gebrauchte auch Netze und Lasso. Die Antilopenjagd mit Hunden in der thebaischen Wüste ist abgebildet Fig. 53. Zwischen Gazelle und Steinhuhn sollte ausgesprochene Zuneigung bestehen, was die Jäger wissen und ausnützen, auch sollten Gazellen und Wildesel in vermischten Herden leben (Timoth.).

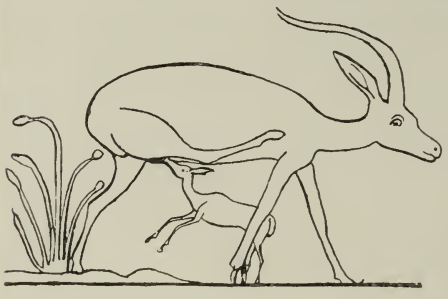


Fig. 92. Gazelle mit Zicklein.

Von künstlerischen Darstellungen ließe sich viel Ägyptisches aufzählen. Besonders ansprechend ist die öfters wiederkehrende Szene, wo das Gazellenzicklein an der Mutter saugt (Fig. 92). Auch die mykenische Dolchklinge, wo Löwen auf Gazellen Jagd machen, und ein Londoner Jagdmosaik aus Utica, wo auch Strauße auftreten, sowie eine hübsche Bronzefigur aus Herculaneum sind hervorzuheben. Auf einem Karikaturpapyrus bläst der Schakal Flöte, der Sumpfluchs treibt die Gänse aus und mit der Gazelle spielt der Löwe Schach. Er, der Leopard und einige seiner Vettern wie Hyänenhund und Karakal sind ihre schlimmsten Feinde im Tierreich. Die Zusammenstellung von Löwe und Gazelle findet sich als archaisches Kunstmotiv gar häufig; manchmal übernimmt die Rolle des Löwen auch der phantastische Greif.

Goa.

Eine gleich anmutige Erscheinung wie die afrikanisch-arabische Gazelle, *Gazella africana* oder *Antilope dorcas*, ist die innerasiatische Gazelle, die tibetanische Goa, deren Freileben und Jagd einige assyrische Reliefs in wunderbarer Naturtreue uns vorzeichnen. Die Jagd geschieht mit langen Pfeilen. Im Unterschied von den eigentlichen Gazellen sind die Goaweibchen ungehörnt und die Hörner

des Männchens sind ein wenig anders und stärker als bei der ostafrikanisch-arabischen Dorcas (Fig. 93a und b).

Fig. 93a. Goa, assyrisches Relief.

In Indien galt die Gazelle vielfach als heilig und als Symbol des Mondes; dies natürlich wegen der Form der Hörner.

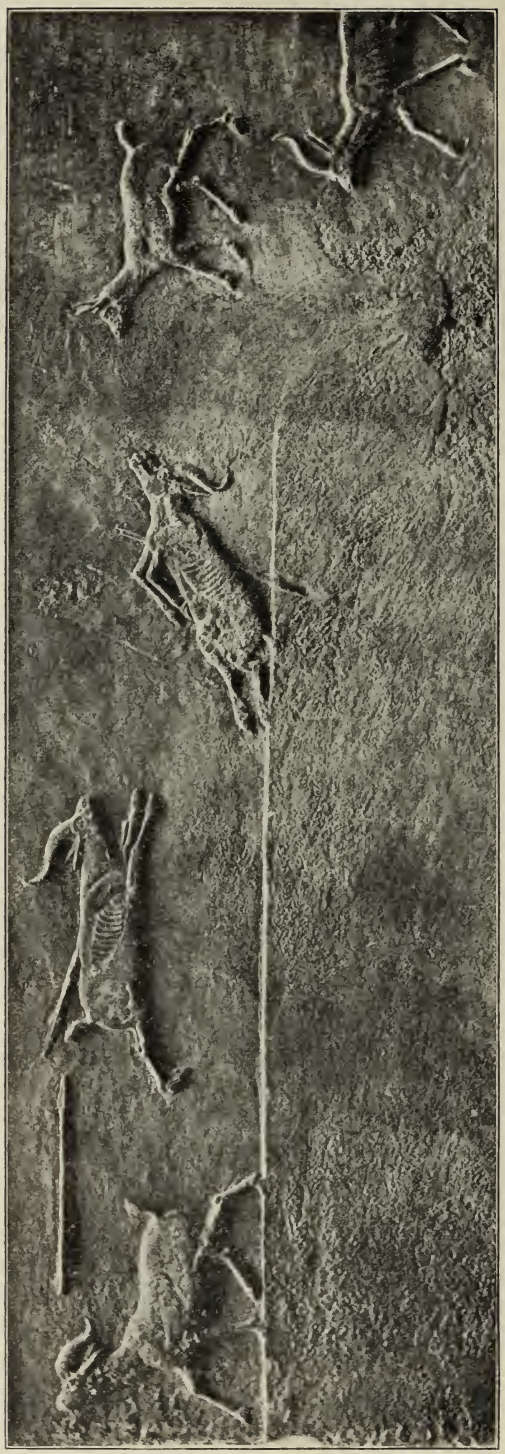


Fig. 93 b. Goa, assyrisches Relief.

Ledra.

Ganz eigenartig ist das Gehörn der Ledragazelle, *Antilope damma*, die ein paarmal mit voller Deutlichkeit auf den Denkmälern des Nillandes erscheint. Die Hörner sind gerade, aber an der Spitze rechteckig einwärts gebogen. Offenbar kam das zierliche Tier nur selten nach Ägypten und schwerlich jemals nach Europa (Fig. 94).

Oryx.

Von den schlanken und ziemlich kleinen Gazellen mit kurzem Schwanze und meist geringelten leierförmigen Hörnern sind durch Form und Größe des Gehörns, längeren Schwanz und verschiedenes andere getrennt die Oryxantilopen. Sie und die Mendesantilope treten nächst den Gazellen für das Altertum am meisten in den Vordergrund. Oryx, bei Herodot orys, ist ein durch Volks-

etymologie an ὀρύσσω grabe angeglichenes, ursprünglich semitisches Wort und bedeutet »Renner« (Lewy). Gewöhnlich ist mit dem Worte die in Nordafrika sehr bekannte Säbelantilope gemeint, doch haben die Alten auch die minder häufige Spießantilope, *Oryx beisa*, oryx benannt, und da die Lebensweise beider Arten im wesentlichen miteinander übereinstimmt (Brehm), so können wir auch nicht immer mit Sicherheit sagen, ob die antiken Schriftsteller im einzelnen Fall die Beisa oder die Säbelantilope im Auge haben. Aber gewiß wird man unter zehn Fällen neunmal an die letztere denken müssen, die in allen möglichen Situationen auf den ägyptischen Grabwänden und auch oft auf Gemmen abgebildet erscheint.

Fig. 94. Ledragazelle, nach Dümichen.

Oryx beisa.

Der Spießbock, *Oryx beisa*, mit seinen meterlangen, fast kerzengeraden Hörnern gehört zu den größten und schwersten Antilopen und lebt gegenwärtig hauptsächlich in Abessinien. Eine sichere Abbildung des Tieres auf ägyptischen oder gar römisch-griechischen Denkmälern ist mir nicht aufgestoßen. Hingegen bezieht sich möglicherweise auf die Beisa, was Älian von der κεμάς genannten Antilope berichtet, der sturmesschnellen, die mit ihren geraden schönen Hörnern auf den Jäger losgeht und gerne Wasserpflanzen frißt. So mag also das seltene und rätselhafte Wort κεμάς vielleicht eben der technische Name für den Beisa gewesen sein und wenn es heißt, daß die Äthiopier aus den Hörnern des Oryx Speere machten, so würde auch dies am besten auf den geradhornigen Beisa passen.

Mit dem Aufspießen des Jägers, vor dem Oppian bei der Schilderung des Oryx warnt, stimmt vollständig überein, was wir von modernen Gewährsmännern hören. »Im Augenblicke großer Gefahr«, sagt Brehm, »stellt sich der Oryx nicht nur den Hunden, sondern auch dem Menschen gegenüber, und es heißt dann vorsichtig zu Werke gehen, wenn man nicht durch und durch gerannt sein will.« Wenn dann im weiteren Oppian berichtet, daß sich der Oryx oft nicht von der Leiche des erlegten Löwen oder sonstigen Feindes losmachen könne und mit ihm den Tod erleide, so hält Lenz das für »Dichterphantasien«. Allein man hat auch in moderner Zeit das Gerippe eines Panthers und eines Oryx nebeneinander gefunden. Der Bock hatte seinen Feind mit einem Hornstoß getötet, war aber selbst den vorher empfangenen Wunden erlegen (Brehm). Nach Martial XIII 95 trat auch einmal ein »wilder Oryx« im Zirkus auf und spießte viele Hunde mit seinem Gehörn.

Säbelantilope.

Die Säbelantilope, *Oryx leucoryx*, unterscheidet sich vom Spießbock durch ihr bogenartig geschwungenes sehr langes Gehörn und den Mangel eines Buckels; auch reicht ihre Verbreitung weiter nach Norden als die des Beisa.

Fig. 95. Säbeloryx, nach Dümichen.
S. außerdem das Jagdwandbild aus Theben Fig. 53.

Die Säbelantilope war dem Typhon heilig, und wir sehen, wie sie an ihren langen Hörnern zum Opfer geführt wird oder auf dem Altar liegt, vom Opfermesser durchbohrt [197]. Man meinte, sie zeige den Aufgang des Sothis oder Sirius durch Niesen an. Nach Älian war sie den Serapisverehrern verhaßt, weil sie bei Aufgang der Sonne alles ausspeie, was sie zu viel gefressen habe. Um solch fabelhafter Gründe willen ward sie in der Hieroglyphik das Sinnbild der Unreinheit, ἀκαθαρσία (Horapollo). Die Römer hielten den Oryx wie die Gazelle in ihren Tiergärten (Col.) und machten sie wohl auch fett: denn es gab Liebhaber für Oryxfleisch in der ewigen Stadt. Heimisch waren die Oryxe in Äthiopien, Ägypten, Gätulien (Juv.) und

offenbar auch in der Provinz Afrika, wenigstens nach einem Kalendermosaik von Karthago, wo der März durch einen kleinen Oryx illustriert wird, den ein Mann auf den Armen trägt (C. I. L. VIII 12588). Eine Oryxjagd zu Pferd und Wagen mit Hilfe von Hunden zeigt ein Sarkophag von Klazomenae (Joubin de sarc. Claz. Paris 1901 nr. 22). Auch Pompeji bietet auf einem sehr naturtreuen Wandgemälde unter sieben hervorragenden Tieren der afrikanischen Fauna mitten an der Hauptstelle einen stattlichen Säbeloryx (Fig. 96).

Fig. 96. Säbeloryx.

Tschiru.

Vom indischen Oryx spricht Älian n. a. XIII 25 und auch Timotheus erwähnt die Oryxe am Hydaspes; man hat die Richtigkeit angezweifelt; tatsächlich jedoch beherbergt heute noch Tibet eine große starke Antilope, den Tschiru, der sehr lange und starke, fast gerade Hörner hat. Wird er im Profil gesehen, so soll er den Eindruck des Wappeneinhorns hervorrufen.

Mendesantilope.

Die Mendesantilope, *Addax nasomaculata*, heute im Sudan, im Altertum auch in Ägypten zahm gehalten, hat nach Plinius aufwärts gerichtete Schraubenhörner, die oben glatt und spitzig sind. Griechen und Römer nannten sie strepsiceros, mit gewundenem Horne, die Libyer aber addax (Plin. XI 124 VIII 214) wie die heutigen Araber abu addas. Das Wort stammt übrigens aus dem Äthiopischen, wo dasken die Mendesantilope bezeichnet (Hommel). Bei

den Amphitheaterspielen wird sie nicht erwähnt, wie man wegen Capitolinus, Pius 10, 9 schon oft behauptet hat: die wahre Lesart ist dort rhinoceros.

Fig. 97. Mendesantilope, nach Dümichen.

Kuhantilope.

Ferner ist aus dem Namen bubalus und bubalis zu schließen, daß die Alten die Kuhantilopen, namentlich die *Bubalis mauretanica*, mit langem Schweif und kürzerem leierförmigen Gehörne wohl gekannt haben. Sie wird von Herodot, Aristoteles, Plinius, Älian, Timotheus, einem Juvenalscholiasten erwähnt und war im Altertum »in der libyschen Wüste« häufig, sollte aber auch nach Älian in Indien vorkommen. Ihr Hauptfeind war der Löwe. An Größe übertraf sie den Oryx (schol. Juv. 11, 140). Zu Polybs Zeiten kam sie massenhaft in Nordafrika vor; der gleiche Autor rühmt auch ihre Schönheit. Auf Gemmen ist sie nicht selten dargestellt, wird aber leicht von Laien mit Rindern verwechselt, obgleich die ganze Körperform, besonders der viel schlankere Hals, die Deutung auf Kühe durchaus unmöglich macht[197b]. Furtwängler erklärt die bubalis und alle langschwänzigen Antilopen der geschnittenen Steine für Kühe. Er meint, es gebe nur ganz kurzschwänzige Antilopen. Ein Blick in Dümichen-Hartmanns »Resultate« hätte ihn eines besseren belehren können. Wir geben hier aus diesem Buche zwei Bilder der Kuhantilope (Fig. 98 u. 99). Hartmann warnt ausdrücklich davor, diese große Antilope mit andern Ägyptologen als wilden Ochsen zu erklären, ein Fehler, in den auch Wilkinson einst verfallen ist.

Der nach späterem Zeugnis in den Alpen und am Rhein lebende bubalus (Timotheus) gehört zu den Wildrindern (Auerochsen). In der klassischen Periode bezeichnet das Wort immer die Kuhantilope.

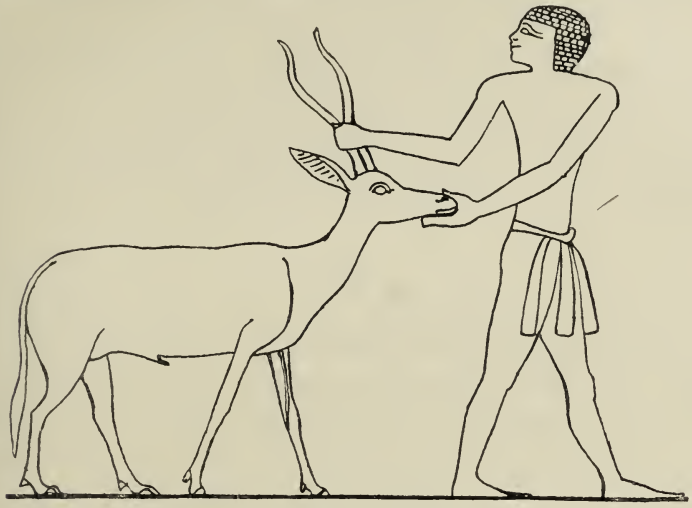


Fig. 98. Bubalis, nach Dümichen.

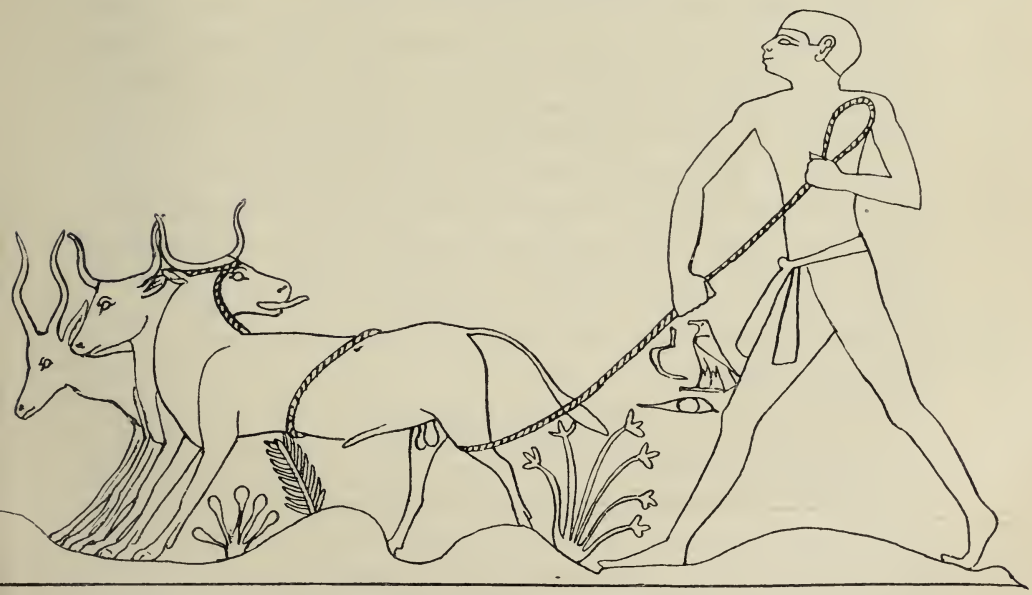


Fig. 99. Kuhantilope mit Lasso gefangen. Nach Dümichen; vgl. auch Fig. 53.

Saiga.

Die krummnasige unschöne Saigaantilope der asiatisch-europäischen Steppen, *Colus tataricus*, treffen wir bei Strabo. Er be-

richtet, daß sie beim Trinken das Wasser nicht bloß durch das Maul, sondern auch durch die Nase einschlürfen, nach Brehm eine pure Erfindung. Der sonst sehr zuverlässige russische Zoologe Pallas sagt, die Saiga weiden nur rückwärts gehend und immer von der Seite, weil ihnen die vorhängende Nase verwehrt, anders zu äsen. Brehm bestreitet auch dies entschieden. Aristoteles behauptet das Rückwärtsweiden von andern Wiederkäuern.

Von den Kirgisen und andern Steppenvölkern wird sie leidenschaftlich zu Pferd und mit Falken gejagt: vielleicht ist die Entstehung der ganzen Falkenjagd hier zu suchen.

Gnu.

Noch großartigere Phantasien als an die Saiga hefteten sich an die wunderlichste Antilopenart Afrikas, das Gnu, *Catoblepas gnu* oder *Bos gnu*. Die Alten nennen es κατώβλεπον (Älian), κατῶβλεψ, catoblepas (Plin.), catoblepa, d. i. das unterwärts blickende. Die früheste Beschreibung verdankt man dem fleißigen, aber unkritischen Sammler Alexander Myndius, einem Zeitgenossen und Begleiter des Crassus. Er sagt, die Tiere heißen γοργάνες (Athen. V, p. 221 b. c), sehen einem Wildschaf oder Kalbe ähnlich, haben einen verderblichen, Krämpfe erregenden Atem und töten durch den gräßlichen Blick ihrer Augen, über die sich von der Stirne her Haare legen. Plinius nennt den catoblepas ein kleines Tier, aber mit unförmlichem und so schwerem Kopfe, daß er stets auf den Boden herabhänge. Das sei ein wahres Glück für die Menschen: denn wer dem Gnu ins Auge sehe, müsse auf der Stelle sterben. Timotheus und Constantinus Manasse fügen noch hinzu, daß aus seinen Nasenlöchern Feuer hervorkomme. Seine Heimat ist nach Plinius das westliche Äthiopien, da wo der Niger seine Quellen hat. Offenbar kannten die Römer das Tier nur vom Hörensagen, Aristoteles und den Griechen der guten Zeit war es ganz unbekannt.

Vierhornantilope.

Endlich sei erwähnt die Vierhornantilope Indiens, *Tetraceros quadricornis*. Älian spricht von ihrer Existenz XV 14, rechnet sie aber ungeschickter Weise zu den Oryx.

Ziege, Steinbock, Gemse [198].

Unsere moderne Ziege stammt ab vom Paseng oder der Bezoarziege, Capra aegagrus, die im Altertum hauptsächlich auf Kreta zu finden war und auch heute auf dem dortigen Hochgebirge noch

nicht ganz ausgerottet ist. Ihre Milch, die süßer sein soll als die der zahmen, labte sogar das Zeuskind selbst, als es in einer Grotte des Diktegebirges vor den Nachstellungen seines eigenen Vaters, der es fressen wollte, Sicherung suchen mußte. Auch von Asklepios sagt die Legende, daß er als ausgesetztes Kind von einem Hirten gefunden wurde, wie ihm eben eine Ziege ihr Euter bot (Paus.). Ebenso war Ägisth von seiner Mutter ausgesetzt, aber von einer Ziege genährt worden (Hygin. Aelian.): ein ätiologischer Mythus, um den Namen zu erklären. Der Name jener tierischen Amme Amaltheia stammt aus dem Semitischen wie so viel Uraltkretisches und bedeutet vermutlich »Erbarmerin«[199]. Auch noch späterhin soll Zeus durch sie Rettung gefunden haben, indem das Fell jener Wildziege, die berühmte Aegis, ihm als undurchdringliche Wehr im Kampf gegen die Titanen zustatten kam. Aus dem Wildziegenfell der Aegis wurde später ein Schild, den der Himmelsgott oder seine Tochter Athene schüttelt, um Sturm zu erregen. Denn das Gestirn der Ziege im Sternbild des Fuhrmanns bringt Sturm und Regen. Auch zu Rom genoß die Zeusziege eine Art mystischer Verehrung: dem Flamen Dialis, d. h. Eigenpriester des Juppiter, einer der obersten Spitzen der römischen Hierarchie, war strengstens verboten eine Ziege zu berühren oder auch nur zu nennen. Das erinnert unwillkürlich an das sonderbare Nennungsverbot des Bären und anderer wilden Tiere bei Völkern mit primitiver Kultur und totemistisch-dämonischem Aberglauben. Mit der Ziege, die der Flamen Dialis nicht nennen darf, ist gewiß ursprünglich die dem Höhengott heilige Wildziege des Gebirges gemeint gewesen, nicht aber unsere ordinäre Hausziege.

Abbildungen der kretischen Wildziege nach Gemmen und Münzen findet man in meinen Thieren des classischen Alt. S. 39. 41. 337 und in den Tier- und Pflanzenbildern auf Münzen und Gemmen Taf. X 38 (Elyros, Kreta). Ein vergrößerter Abdruck der Münze von Hyrtakina auf Kreta steht auf unserer Taf. II 9. Er zeigt Kopf und Hals der Bezoarziege und daneben die Pfeilspitze, wie sie bei der kretischen Pasengjagd im Gebrauch war. Die Jagd eines Persers zu Pferd mit Pfeil und Bogen auf einen Elburspaseng sieht man auf der Th. d. cl. A. S. 47 abgedruckten Gemme. Der kleinasiatische Paseng ist abgebildet Th. d. cl. A. S. 45 (Mosaik von Halikarnaß) nebst dem Hunde, der für seine Jagd benutzt wurde. Tf. II 9.

Der Paseng des kilikisch-lykischen Taurus war auch gemeint mit der Chimaera, die durch volksetymologischen Zusammenhang von χίμαιρα Wildziege und semitischem châmar brausen, rauschen, kochen entstanden ist. Sie bedeutete eigentlich die unheimlichen feurigen Naphthaquellen, die »brennenden Feuer von Janar«. Auch das sizi-

lische Himera hat von seinen kochenden Heilquellen in phönikischer oder punischer Zeit seinen Namen bekommen. Wie man den Springquell von Akrokorinth als Pegasus hypostasierte, so wurde der aus dem lykischen Taurusgebirge herausspringende Feuerquell als Bezoarbock personifiziert und ausgestaltet zu einem das Land verwüstenden Ungeheuer, das aus Löwe, Drache und Wildziegenbock zusammengesetzt aus seinen Nüstern Flammen schnaubte, die schreckliche Chimaera:

»Vornen ein Leu und hinten ein Drach', in der Mitte Chimäre«.

Übrigens werden Bezoarziegen und verwilderte zahme ohne Unterschied von den Griechen χίμαιραι genannt, und es kommt ja eigentlich auch wenig auf eine genaue Unterscheidung an, da doch die Bezoar

Fig. 100. Moderne verwilderte Ziege von der Insel Joura.

als Stammutter unsrer Hausziege gilt. Die Abbildung einer verwilderten Ziege von der Insel Joura geben wir hier. Es existierten im Altertum eine Menge Ziegeninseln bei Griechenland und Italien, Πολύαιγος, Αἴγουσα, Capraria, Aegina, Aegates. Ferner sind Wildziegen konstatiert auf Samothrake, Ithaka, Euboea, Leuke, dann im Binnenlande auf dem Taygeton, auf dem Apennin, besonders auf dem Soracte. Von den Wildziegen des »Sauracte« und des Fiscellus erzählt der alte Cato, daß sie mehr als sechzig Fuß weit von einem Fels zum anderen springen. Und daß es auch in den Bergen bei Latium einst Wildziegen gegeben hat, darf man aus dem Junofeste der Falisker schließen, wo nach einer Ziege geschossen wurde. Auch was wir oben vom Flamen Dialis erwähnten, gehört in diesen Zusammenhang.

Griechenland hatte auf dem Euoras, einem Teil des Taygetongebirges, bei Sparta zahlreiche wilde Ziegen, χίμαιραι, von denen der lazedämonische König vor Beginn eines Treffens eine opferte, im Angesichte des Feindes auf dem Schlachtfeld, zu Ehren der Wildgöttin Artemis Agrotera. Aristoteles hält diese χίμαιρα für eine Varietät der Hausziege, andere Schriftsteller erklären sie als Wildziege. Auch die Athener pflegten seit dem Sieg bei Marathon alljährlich 500, später 300 Chimären der Artemis Agrotera zu opfern: selbstverständlich waren dies keine echten Wildziegen mehr, sondern zahme, denen man den Namen der wilden gab. Solche Unterschiebungen waren bei den alten Griechen nichts ungewöhnliches: in Theben speiste man sogar den Herakles mit einem Opfer von Äpfeln statt von Schafen ab: beides hieß μῆλα und Herakles hatte den Beinamen Μήλων.

In Nordgriechenland gibt es übrigens noch heutzutage Wildziegen und zwar echte Gemsen. Desgleichen findet man sie in den Abruzzen; wahrscheinlich sind also jene Wildziegen Catos Gemsen gewesen. Ihre Hauptheimat aber waren schon im Altertum die Alpen. Die Gemse hieß lateinisch rupicapra und damma. Die Dichter vermeiden rupicapra und ziehen das offenbare Fremdwort damma vor, das aber nach der Hauptstelle bei Plinius eigentlich[200] Antilopen mit vorwärtsgebogenem Gehörn bedeutet hat. Die Glossen erklären damma und dammula mit capra agrestis, Wildziege. Als Fremdwort erweist sich damma, das mit unserem Damhirsch nichts zu tun hat, durch den Umstand, daß es mehrmals maskulin gebraucht wird.

Auch der Steinbock, ibex, griechisch ἴξαλος — beide Wörter sind fremdländisch, jenes nordisch[201], dieses orientalisch[202] — war den Klassikern nicht unbekannt. Vom Paseng mit seinem unregelmäßig gezackten, in eine schneidige Form zusammengedrückten Gehörn unterscheidet sich der eigentliche Steinbock durch ein ziemlich breites, mit regelmäßigen Wülsten wie mit kleinen schmalen Treppenstufen besetztes Gehörn, dessen Oberseite keineswegs als schmale, scharfe Kante erscheint. Man bemerkt dieses schöne regelmäßige Steinbockshorn trotz der weitverbreiteten Sucht zu stilisieren seltener abgebildet als das des Paseng: so auf einem durchbohrten Chalcedonkegel der Pariser Sammlung — vielleicht der sibirische Steinbock von heute — M. u. G. Taf. XVIII 40 und in merkwürdig barbarischer Weise auf zwei Bronzegefäßen aus Südtirol und Krain; letzteres ist publiziert von Ferdinand v. Hochstetter, Bronzesitula aus Watsch; ersteres in Monumenti inediti, X Taf. 6: hier sind die Hörner fast so lang als der Körper, wellenförmig gewunden und mit Knoten

versehen, die durch kleine Kreise angedeutet werden: eine merkwürdige Schöpfung rätischer Kunstfertigkeit. Der Alpensteinbock wird auch Modell gewesen sein für ein Jagdrelief im Dom zu Spalato[203], desgleichen für die in den Alpen und Voralpen, z. B. am Comersee und Lago Maggiore zahlreich vorkommenden römischen und etruskischen Fibeln und Spangen in der Form vom Gehörn des Steinbocks (Daremberg-Saglio Fig. 2985). Der syrisch-arabische Steinbock mit langem und dünnerem Horn, *Capra beden* oder *sinaitica* — gegenwärtig im steinigen Arabien — ist ganz deutlich auf einer Gemme aus Cypern (M. u. G. XVIII 32 und vielleicht auch XVIII 36); er ist auch der Steinbock, dessen Horn vorn am Helm des syrischen Königs Tryphon

Fig. 101. Bedensteinbock, ägyptisch.

trotzig emporragt (Daremberg-Saglio Fig. 1263). Einen echten cyprischen Steinbock oder vielleicht auch zahmen Bock zeigt die Münze
Tf. II 11. des Landes auf Taf. II 11 (M. u. G. III 13), vgl. Th. d. cl. Alt. 337. Einen asiatischen Steinbock mit riesig langen Hörnern zeigt ferner die chimärenartige Mischfigur auf einer sehr altertümlichen Gemme, die wir Th. d. cl. A. S. 337 abgebildet haben. Auch viele Vasen aus Kameiros (Rhodus) bieten den Steinbock mit längerem und schönerem Gehörne. Den altägyptischen Steinbock von der Bedenrasse sehen wir auf dem prächtigen Jagdwandbild aus Theben Fig. 53 sowie hier Fig. 101 nach Dümichen, Resultate IX.

Die Steinböcke der Pyrenäen und des Kaukasus mit gewundenem Horne, *Capra pyrenaica* und *Capra caucasica*, werden heutigentags Ture genannt, von den Alten aber δορκάδες, *capreae*; man zählte

sie zu den Antilopen. Die Pyrenäenture haben leierförmiges Gehörn, die des Kaukasus ein schafartiges. Die metrische Inschrift eines römischen Generals zu Legio (jetzt Leon) in Gallàcien im nördlichen Spanien erzählt von der Jagd auf flüchtige Ture, Hirsche, Eber und wilde Pferde. Auch Strabo erwähnt die Ture (δορκάδες) und Wildpferde Spaniens. Von armenischen Antilopen d. h. ohne Zweifel Kaukasusturen lesen wir bei Älian.

Die innerasiatische Schraubenziege, *Capra Falconeri*, von der die schöne Angorarasse, *Capra hircus angorensis*, abzustammen scheint, sehen wir auf einem Zylinder (Fig. 102), der aus Konstantinopel gebracht wurde (Lajard, Mithra pl. XLI 5). Sie heißt Markhor, lebt

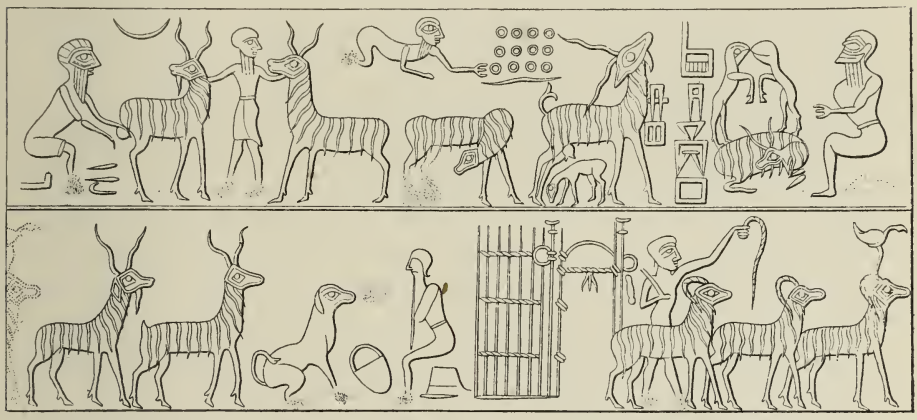


Fig. 102. Innerasiatische Schraubenziege, oben rechts Mutter mit Jungen. Rechts unten drei Argali. Gleichfalls uralt ist der Fig. 134 gegebene Zylinder, auf dessen unterer Hälfte wir zwei rohe, aber deutliche Schraubenziegen erblicken.

auf dem Himalaya und ist eine echte Wildziege, mit schönen geraden Spiralhörnern.

Wieder anderer Abstammung ist die seit den ältesten Zeiten unter den Pyramidenerbauern gezüchtete ägyptische Ziege. Sie gehört nach R. Hartmann zu der äthiopischen Rasse, *Capra hircus aethiopica*, welche der syrischen Mamberziege, *Capra hircus mambrica* verwandt ist. Sie hat gewölbten Nasenrücken, lange Schlappohren, großes, ziemlich langes Haar und langes Hängeeuter. Die Hörner biegen sich mehrmals nach hinten und außen und finden sich bei beiden Geschlechtern, können aber auch bei beiden fehlen. Man unterscheidet zwei Hauptrassen: *Capra hircus thebaica* mit starkgewölbter Nase und *Capra hircus aegyptiaca* mit schwacher Wölbung des Nasenrückens. In Gizeh kann man beide ganz deutlich unterscheiden.

Gehen wir jetzt zur Hausziege über. Für den Menschen einer

primitiven Kulturstufe ist die Ziege ein unschätzbares Gut. Sie fordert keine künstliche Fütterung, gibt ihm Milch, Käse, Kleidung, Fleisch und bleibt auch ohne Hund bei ihm. Kein Wunder, daß sie schon lange, ehe der Mensch sich Häuser baute, sein »Haustier« war. Ihr griechischer Name αἴξ ist auch im Sanskrit und Litauischen vertreten und also urindogermanisch; es hängt mit ἀΐσσω, springen, hüpfen zusammen. Caper Bock, wozu capra Ziege, Deminutiv capellus und capella, caprea, capreolus Reh, altnordisches hafr, angelsächsisches heafor gehören, ist das ausdünstende Tier. Das andere lateinische Wort für Bock hircus, dialektische Form fircus, bezeichnet den struppigen. Haedus Böcklein entspricht lautlich ganz genau unsrem deutschen Gais; die Grundbedeutung ist aber unklar. Das phrygische ἄττηγος, attagus Bock soll nach den einen den hüpfenden, hinkenden bedeuten, nach andern »Väterchen«. Eine hübsche Lautnachahmung bietet das griechische μηκάομαι meckern, litauisch mekenti, dazu sanskrit meka Bock, μηκάς Beiwort der Ziegen, μηκή das Meckern.

Bei den alten Hebräern spielen die Ziegen von Hause aus eine sehr bedeutende Rolle (I. Buch Mosis), bedeutender als das Schaf. Ebenso hatten die Araber vor dem Islam blühende Ziegenzucht; ein Haupthandelsplatz für deren Produkte war Tyrus. In Phrygien und in Südkleinasien, Lykien und Kilikien, wurden lang- und dichthaarige Ziegen gezogen, mit wagrechtem großem schöngewundenem Gehörn und langem dichtem Haare, das regelmäßig geschoren und zur Zeug- und Filzfabrikation verwendet wurde. Besonders geschätzt war die Ziegenwolle freilich nicht, wie schon das Sprichwort de lana caprina rixari um des Kaisers Bart streiten beweist; und in der Liste der angeblichen Prodigien figuriert es als Wunder, daß Ziegen Wolle bekommen haben (Liv. XXII 1). Die keineswegs bloß in Kilikien fabrizierten »cilicischen Teppiche« gehörten zu den ordinären Stoffen. »Cilicische Filzschuhe, udones«, erwähnt Martial. Auch Stricke drehte man aus Ziegenhaar. In Kyzikos finden wir eine eigene Phyle (lat. tribus) der Ziegenhirten, αἰγικορεῖς, gerade wie in Altsparta. Unter den Inseln des ägäischen Meeres war Skyros berühmt durch treffliche, besonders milchreiche Ziegen, deren die Dichter Alkaios, Pindar und Seneca Erwähnung tun. Von hier und Naxos führte einst Polykrates Zuchtböcke in Samos ein; Skyros und Naxos zeigen den Ziegenbock auf ihren Münzen. Auch aus der thrakischen Landschaft Maedia wurden Zuchtböcke exportiert: bei Varro lesen wir, daß sie und die Ziegen aus Epirus in Rom beliebt waren. Die Attiker gedenken der Ziege sehr häufig; gar mancher Bauer hielt zur Zeit des Aristophanes eine Menge dieser Tiere; besonders am Phelleus waren gute Weideplätze.

Fleisch und Milch ward gerne genossen, Ziegenpelze im Winter viel getragen, auch zum Opfern gebrauchten die Athener Ziegen in großer Menge. Die größte nationalökonomische Bedeutung aber besaß der Ziegenkäse, eines der billigsten und allgemeinsten Nährmittel in Athen und Griechenland überhaupt. Importiert wurde namentlich sizilischer und chersonesischer Käse.

Zum Gerinnenlassen gab es allerlei Methoden. Am gewöhnlichsten setzte man »Lab« zu, πυτία; doch auch vegetabilische Mittel, z. B. der Blütenboden der Artischocke, cinara, wurde verwendet[204]. Als Würze nahm man Salz, auch veränderte man den natürlichen Geschmack durch Räuchern (caseus fumosus).

Weitaus der meiste Käse des Altertums war von der Ziege, viel kam allerdings auch vom Schaf, relativ wenig vom Rind, ursprünglich wohl gar keiner, was man daraus schließen kann, daß im Unterschied von τυρός (Käse), was für Ziegen- und Schafkäse im Gebrauch war, der Name Rindskäse, βούτυρον, für Butter aufkam. Die Erfindung des Käses schrieben die Alten den Skythen zu. Das griechische Wort τυρός läßt sich mit dem slawischen syr zusammenstellen; das lateinische caseus, später auch caseum, zeigt durch sein S statt R, daß es schwerlich latinischen Ursprunges ist. Ein benachbartes Bergvolk wird es zuerst besessen und mit seinem Käse nach Rom gebracht haben. Etymologisch verwandt ist das altpreußische kvasu gegohrener Trank, kvašą säuern, netzen (Fick, vgl. Wörterb.[2] 1074).

Man unterschied »trockenen« und »grünen« (Poll.), Ziegen- und Schafkäse; der Käselaib, τροφαλίς, wurde in frischem Zustand exportiert und am schließlichen Verkaufsplatz, wie Rom oder Athen, sorgfältig geräuchert.

Höchsten Ruhmes erfreute sich sizilischer Ziegenkäse, wenn er zu Rom in den ersten Käsegeschäften, casearіae, im Velabrum geräuchert war. In Athen hatte zu Aristophanes Zeit der gemeinste Bürger seine Raspel, τυροκνηστίς, um den Käse zu zerreiben (διακναίειν), der massenhaft verspeist wurde. Doch mußten hier die Käsehändler gleich den unangenehmen Honigverkäufern und Gerbern außerhalb der Stadt wohnen. Als gute Sorten werden erwähnt der von Trebula im Sabinischen, der Vestiner aus dem Sabellischen, der Lunenser aus Etrurien in tausendpfündigen Laiben mit dem Stempel der Luna, der aus Tromileia in Achaia, der »Inselkäse«, νησιωτικός, aus Kythnos, aus Agrigent und Syrakus; Megaris erzeugte die köstlichsten Käschen (τυρίδια, Epicharm.), und der Alpenkäse war so verlockend, daß der Kaiser Pius selbst an dieser Delikatesse angeblich sich zu Tode aß. Ob dies Schaf- oder Ziegenkäse war und ob er aus den dalmatischen Alpen oder aus den centronischen stammte (Plin. XI 240), ist nicht

überliefert. Gallien produzierte den vorzüglichen, aber nicht lange haltbaren Nemausenser (von Nismes). Gebratener Käse, τυρὸς ὀπτός, war eine beliebte Würze der griechischen Tafel.

Ziegenbraten kennt schon die Ilias, nicht eben als geringe Speise und zur Zeit Varros waren junge Böcke aus Ambrakia eine Delikatesse der Römer.

Sehr viele Produkte der Ziegenzucht lieferte den Römern Lusitanien, wo zu Polybios Zeiten ein ausgewachsener Bock bloß 10 Obolen kostete: für die ärmere Bevölkerung Roms bildeten gesottenes Ziegen- und Schaffleisch einen Hauptnahrungszweig.

Fig. 103. Bockskopf aus Spanien.

Aus dem Leder machten die homerischen Griechen Weinschläuche, Mützen und Unterlagen zum Liegen, und noch im Maximaltarif des Diocletian wird eine lange Reihe verschiedener Sorten Ziegenfelle aufgezählt: so viel gebraucht war der Artikel noch in der spätesten Zeit des Altertums. Auch die Hörner waren jederzeit ein beliebter Gegenstand der Industrie.

Einen sehr gelungenen Bockskopf (Fig. 103) aus italischem Marmor enthält das Madrider Museum; Hörner und Ohren sind übrigens neu (Hübner S. 283).

Als Opfertiere wurden Bock, Ziege und Zicklein tausendfach verwendet, wenn auch in vielen besonderen Fällen ein Ziegenopfer förmlich untersagt war: so für Hera bei den Griechen ausgenommen Lacedämon, für Athene Polias in Athen, für die Chariten auf Thasos, für die Isis in Phokis. Athene wollte keine Ziege als Opfergabe erhalten, weil sie dem Tiere gram war, das so gierig an den Knospen ihrer Ölbäume nagte. Doch das waren bloß Ausnahmen, die Ziege war trotzdem eines der regelmäßigsten Opfertiere. Im hellenischen Dreiopfer, τριττύς, τριττύα, vertritt sie das Schaf der römischen Suovetaurilia, wie eben überhaupt Italien und Griechenland sich dadurch unterschieden, daß dort mehr Schafe, hier mehr Ziegen gehalten wurden.

Auch als Ersatz von Menschenopfern kommt die Ziege vor, in der Tempellegende der Artemis Munichia: statt einer Jungfrau wird eine in ihr Gewand (κόσμος) gesteckte Ziege als Sühnopfer dargebracht (K. F. Hermann, gottesdienstl. Altert.[2] 415).

Am bekanntesten in solch religiöser Verwendung ist das bacchische Bocksopfer, von dem die Tragödie ihren Namen herschrieb. Man darf den Alten nicht glauben, daß dieser Brauch daraus erklärt werden müsse, weil der Bock den Weinstock schädige: vielmehr ist der ausgelassen geile Bock das richtige Leibtier des Weingottes. »Sine Cerere et Baccho friget Venus« sagte das Sprichwort, und an den Wänden der pompejanischen Häuser kann man heute noch als Inbegriff der Volksweisheit das Distichon lesen:

Balnea, vina, venus corrumpunt corpora nostra,
Sed vitam faciunt b. v. v.

Griechen wie Römer gaben einem lasziven Liebesjäger den Namen Bock: τράγος (τραγίζειν), hircus, und auch die ägyptischen Hieroglyphen symbolisieren einen üppigen Lebemann durch die Figur eines Bockes. Als Knabe wie als erwachsener Mann reitet Bacchus auf dem Ziegenbock, ebenso die Götter und Halbgötter seines Gefolges. Er kleidet sich als Μελαναῖγις wie ein Gespenst in schwarzes Bocksfell[205], verwandelt sich in der Götterschlacht höchstselbst in einen Bock, heißt Bocksgott, Ἐρίφιος oder geradezu Bock Ἔριφος (Hesych), sein Gefolge, Pan, Satyrn, Silene und weibliche Satyrisken haben teilweise Bocksgestalt. Äschylos sagt noch einfach Bock, τράγος, für Satyr. Die pantomimische Darstellung des bacchischen Thiasos mit Tanz, Musik und Wein ergab von selber eine Art Fastnachtsrummel, bei dem die als Böcke maskierten Dionysosverehrer vor keiner Ausgelassenheit sich scheuten. Aus diesen Anfängen erwuchs das obszene Satyrspiel und die burleske Komödie eines Aristophanes, während die hochanständige Tragödie bloß in ihrem Namen »Bocksgesang« das Eierschalenfragment sich bewahrte, das ihren Ursprung verrät. Der Ziegenpan, Aegipan (Hygin.), galt als Sohn des Zeus von der Ziege Boëtis. Einen stattlichen thrakischen Ziegenbock und daneben ein Trinkhorn sehen wir auf der schönen Münze von Ainos M. u. G. III 8, vergrößert auf unserer Tafel II 7. Auch dem Pan fielen Böcke und Ziegen als Opfer. Mit seinen Bocksfüßen, -hörnern und -profil ist Pan oder Aegipan oft so durchaus tiergestaltig, daß das ovidische Beiwort Halbbock, semicaper met. XIV 515 noch viel zu schwach erscheint und der einstige rohe Tierkultus noch klar hervorleuchtet (Fig. 104). Auch der entsprechende italische Gott Faunus erhielt an den Faunalien Böcke zum Opfer. Er hatte Bocksfüße (Ovid. fast.) und war bekleidet mit einem Bocksfell, und an den

Tf. II 7.

Lupercalien, dem Hirtenfest zu Ehren des Wolfabwehrers, Lupercus d. i. Faunus, liefen die Priester durch die Straßen Roms und schlugen die Frauen, die ihnen begegneten, mit den blutigen Riemen aus der Haut der soeben geschlachteten Opferziegen. Man glaubte, Faunus, der außer als Lupercus auch als Inuus, »Bespringer«, angerufen wurde, teile durch die Schläge der Luperci den Segen ehelicher Fruchtbarkeit aus. Übrigens sollten die gleichen Schläge bei anderem Anlaß zur Reinigung befleckter Menschen dienen. Denn auch als Sühnopfer war die Ziege nicht unbeliebt. Fünfzig auf einmal opferten die Decemvirn auf dem römischen Forum wegen bedenklicher Prodigien (Liv. XLV 16).

Fig. 104. Aegipan. Nach Daremberg-Saglio.

An den Orten, wo der Priapuskultus blühte, wie zu Lampsakos, wurden aus begreiflicher Ideenverwandtschaft Böcke und Widder, Ziegen und Schafe mit Vorliebe zum Altare geführt. Auch Hermes, dem phallischen Hirtengotte Arkadiens, konnten Bock und Ziege nicht fern stehen: daher erscheint Mercur in der römischen Kunst mit Ziegenhörnern am Kopfe. Ebenso selbstverständlich ward der Bock zum Attribut der Venus. In ihrer laszivsten Variation, als Pandemos oder Vulgivaga, reitet sie auf einem Bock und kein geringerer als Skopas hatte das Sujet zu einem Meisterwerk verwendet, zu der bronzenen Aphrodite Pandemos in Elis. Sie hieß Epitragia, Bockreiterin. Hetären und ihre Liebhaber opferten ihr eine schneeweiße Ziege (Sapph. 7), gewiß eine der gefälligsten Weihegaben, die oft erwähnt wird (Livius, Phlegon, Lucian, Inschr.). Wie Venus reitet auch ihr Sohn — besonders in der späteren Kunst — gerne auf einem Ziegenbock (Furtwängler, Eros 66 f. Jahn, Beiträge 167), oder er fährt auf solchem Gespann, wie auch der indische Herdengott Pūshan und der nordische Thorr mit Ziegenböcken fahren (vgl. Fig. 105).

Da die Ziegen überhaupt gar viel dem Fieber und tödlichen Epidemien unterworfen sind, war man beim Ankauf neuer Stücke äußerst vorsichtig und hielt sie nur in kleineren Herden (Varr.). Beim Weiden sah man auf das Vorkommen saftiger Stauden und hartblätteriger Kräuter, die sie besonders liebten. Am häufigsten genannt wird der Cytisus, *Medicago arborea* L.[206]. Viele griechische Städte, welche diese Pflanze kultivierten, übten blühenden Käseexport

(Plin.). Eine lange Reihe anderer Futterpflanzen, darunter auch manche Waldbäume, zählt der attische Komiker Eupolis in seinem Stücke Αἶγες, Ziegen, auf (s. Macrob. sat. VII 5). Von Gärten und Weinbergen hielt man sie fern, weil sie hier großen Schaden angerichtet hätten. Im Winter, wo man sie wegen ihrer Empfindlichkeit gegen Kälte im Stall behalten mußte, versorgte man sie mit Laub. Hirt und Herde schlossen sich in der Regel eng aneinander an, und da der Hirte gewöhnlich ein Sklave war, pflegte man Hirt und Herde miteinander zu verkaufen (Isaeus). Die gegenseitige Zuneigung artete sogar bisweilen ins unerlaubte aus. Die archäologischen Sammlungen bieten mehrfach mythologische und profane Szenen von nicht wiederzugebendem Inhalt[207]. Die lüsternen Hirten sind übrigens entschuldigt

Fig. 105. Wandbild im Hause der Vettier.

durch das Beispiel des Göttervaters selbst, der wie erwähnt mit einer Ziege den Halbgott Aegipan erzeugte. — Hübscher sind die idyllischen Bilder (Reliefs, Wandbilder, Gemmen), wo der Hirtenjunge seine Ziege melkt oder der lauschenden Herde auf der Syrinx Melodien vorbläst. Denn wie den Alten wohl bekannt war, sind die Ziegen gleich den meisten Wiederkäuern gar nicht ohne Liebe zur Musik.

Läßt man Ziegen und Schafe miteinander weiden, so geht eine Ziege voraus und die ganze Schafherde überläßt sich blindlings ihrer Führung (Älian). Das wußten die antiken Hirten so gut wie die modernen. Neugierig und verwegen wie sie ist, will sie immer vorn sein und gefällt sich ausnehmend in der Rolle des Führers. So weist sie dem Gründer der ersten mazedonischen Dynastie Karanos die Stätte, wo er seine Königsburg errichten soll. Karanos heißt eigentlich Hornmann und mit Hörnern am Kopfe wird er dargestellt: man

sieht wieder die Identität des gottmenschlichen Urahns und seines Tieres, des Ziegenbocks.

Auch die Kreuzfahrer des Jahres 1096 ließen eine Ziege und eine Gans vor sich einherwandeln als Wegweiser zum gelobten Lande.

Das frischfröhliche Drauflosgehen der Gais hat auch rituelle Verwertung gefunden. Zu Halikarnassos in Karien wurde dem Zeus Askraios eine Ziegenherde an den Tempel geführt, und die fürwitzigste, die zum Altar emporstieg, fiel unter der Hand des Priesters (Apollon. hist. mir. 13). Ähnlich, aber noch sonderbarer, ging es in Pedasa, gleichfalls einer Stadt in Karien, zu. Man ließ dort allemal eine Ziege frei laufen, die dann angeblich mitten durch alles Volk 70 Stadien (über 3 Stunden) weit geradenwegs dem Heiligtum des Zeus entgegenmarschierte und noch vor dem Priester, der sie dem Gott zu Ehren schlachten sollte, beim Hochaltare ankam (mirab. ausc. 137).

Zur Paarungszeit wurden die Böcke gern stößig, gingen nicht selten auf den Hirten los, und der sonst schon — bei den unverschnittenen Tieren — unangenehme Geruch wurde so garstig, daß man in Athen und Rom den Duft der menschlichen Achselhöhlen geradezu Bock, τράγος, hircus, benannte. Bereits im Alter von sieben Monaten ist der Bock nach der Ansicht der Alten zur Fortpflanzung tauglich und die maßlose, schon in den Augen ersichtliche Wollust (Verg.) nützt ihn so rasch ab, daß er im fünften Lebensjahr seine Kraft verliert und vor Schluß des sechsten dem völligen Greisentum verfällt (Colum.). Auf 50 Ziegen rechnet der Idyllendichter Longus (4, 10) zwei Böcke.

Das Verschneiden wird schon in die mythische Zeit verlegt. Eine echte Hirtengeschichte, die dem rohen und abergläubischen Niveau der wirklichen Hirten besser entspricht, als die reizenden Gebilde theokritischer Phantasie, wußte von Iphiklos zu erzählen, daß ihn einst als Knaben sein jähzorniger Vater beim Verschneiden von Böcken mit dem bloßen Messer bedroht und dasselbe sodann in einen Eichenstamm gestoßen habe, wo es mit der Zeit unter einer Rindenkruste verschwand. Dadurch war der bedauernswerte Sohn magisch gebannt und seiner männlichen Kraft beraubt. Ahnungslos wandte er sich an den berühmtesten Seher der Zeit, Melampus, dem die Sprache der Vögel bekannt war. Dieser befragte sämtliche Vögel, aber keiner wußte Rat. Nur der weiseste unter ihnen, der Geier, ein Tier von fabelhaft scharfem Gesicht und Geruch, wußte den Grund jener Schwäche und ihre Heilung. Man fand den Baum, die Rindennarbe und das verrostete Hirtenmesser, und nachdem Iphiklos zehn Tage lang mit dem Rost des Messers versetzten Wein getrunken, kehrte seine Kraft wieder und er wurde der Vater blühender Kinder.

Dieser Glaube, daß man durch Einschlagen und Rostenlassen eines metallenen Gegenstandes wie Nagel oder Messer in einer Baumrinde jemanden »bannen« könne, ist weit über die Erde verbreitet.

Von künstlerischen Gebilden war berühmt die eherne Ziegenstatue auf dem Marktplatze von Phlius: man glaubte, daß das Votivbild Schutz gewähre gegen die schlimmen Wirkungen des Ziegengestirns (Paus.). Auch zu Himera in Sizilien sah man eine schöne plastische Ziege, welche die Raubgier des Statthalters Verres reizte.

Auch als griechisches Schiffs- und Schildzeichen und als römisches Kohortensignum treffen wir die Ziege, die schon wegen der Hörner als prophylaktisch angesehen wurde.

Eigentümlich ist der Capricorn als Sternbild des Zodiacus, in der klassischen Zeit nach uralt babylonischer Tradition (um 1150 v. Chr. nachweisbar) in einen Fischschwanz auslaufend. Er gehört nach Manilius (B. IV) der Vesta. Also steht unter seiner Einwirkung alles, was des Feuers bedarf: Bergwerke und Verarbeitung von Metallen, auch Bäckerei. Die Kälte des Winters bringt auch das Kleidergeschäft in Schwung; weil aber der untere Teil in die Fischfigur übergeht, bedeutet er nach einer stürmischen Jugend ein kühles Alter. Wegen seiner monströsen Gestalt wirkt der Fischbock in besonderem Grade prophylaktisch, weshalb er als Feldzeichen und Siegeltypus bei den Römern beliebt war. Auch geflügelte Capricorne kommen vor. Die phantastische älteste insulare Kunst schuf dagegen Steinbocksmenschen: wir erblicken sie auf gravierten Steinen von Kreta[208].

Schaf[209].

Schaf und Hund gehören zu den frühest gezähmten Tieren. In den Höhlenwohnungen der älteren Steinzeit fehlen sie natürlich gleich allen übrigen zahmen Tieren. Aber seit der neolithischen Epoche, seit es überhaupt eine Art menschlichen Hausstands gibt, finden wir diese zwei zusammengehörigen Vierfüßer in der Umgebung des Menschen. Bereits die ältesten Schweizer Pfahlbauten, von Moosseedorf, Meilen, Wauwyl, Wangen, Robenhausen, im Bieler See usw., ebenso die italischen in der Poebene, haben Spuren des Schafes uns aufbewahrt, und am Nil zeigt schon die Schieferplatte von Gizeh aus der Negadahzeit, 5—6000 Jahre v. Chr., afrikanische Schafherden.

Das Pfahlbauschaf war von kleinem zierlichem Wuchs und ziegenhörnig oder hornlos; vom ziegenhörnigen »Torfschaf«, *Ovis aries palustris* Rüt. existieren noch heute Reste im bündnerischen Oberland; das hornlose »Bronzeschaf« ist ausgestorben. Das urlibysche Schaf hingegen hatte wagrecht abstehende zackelförmige

Hörner und eine Halsmähne und besaß anfangs zwei stehende, später, zur Zeit der ersten ägyptischen Dynastien hängende Ohren, das untrügliche Zeichen der Knechtung. Dieses Negadahschaf war identisch mit dem heutigen Hausschaf am oberen Niger, von dem C. Keller, Abstammung der ältesten Haustiere 183 eine hübsche Abbildung darbietet. Wir geben hier die Zackelschafe der berühmten Schieferplatte im Museum von Gizeh nach de Morgan, recherches sur les origines de l'Égypte, Paris 1897. (Fig. 106.)

Fig. 106. Negadahplatte, 6—5000 v. Chr.

Mit diesem uraltägyptisch-libyschen Zackelschafe harmoniert das sogenannte »mykenische Schaf« auf Elfenbeinschnitzereien von Menidi (Fig. 107) und auf dem berühmten Amethyst von Vaphio (Fig. 108) nicht im mindesten.

Wie das Material mag auch das Sujet auf afrikanischen Ursprung zurückgehen, und es ist jedenfalls bezeichnend, daß — vgl. S. 323 — die heiligen Sphinxwidder in der Horn- und Gesichtsbildung offenbar die gleiche Rasse uns vorführen, die uns in Mykenae und Vaphio begegnet. Und was die Tradition anlangt, so dürfen wir in der Sage von Herakles, der aus Afrika Schafe nach Griechenland eingeführt

haben soll (Varro r. r. II 1, 6. Palaephat. c. 19) unbedenklich die kulturgeschichtliche Tatsache erkennen, daß einst aus Nordafrika Schafe nach Europa importiert worden sind. Auch hier nämlich ist Herakles (Melkarth) der Repräsentant phönikisch-punischer Handelsleute.

Fig. 107. Mykenisches Schaf von Menidi, nach Perrot-Chipiez

Beide Rassen vereinigt erblicken wir in dem heiligen Widder Fig. 114a, der die wagrechten Hörner des libyschen Zackelschafes mit den abwärtshängenden leierförmigen Hörnern des ägyptischen Sphinxschafes zu einem vierarmigen Gehörn verbunden zeigt.

Der gesegnete Boden am Nil begünstigte die Schafzucht so außerordentlich, daß die Tiere zweimal des Jahres lammten — nach dem Dichter der Odysee sogar dreimal — und daß sie zweimal geschoren werden konnten (Diod. I 87 und 36). In der Fabrikation feinster Wollzeuge hatte zu Martials Zeit (XIV 150) »der ägyptische Kamm sogar den babylonischen Stift besiegt«. Alexandrien war unübertroffen in Prachtgewändern und Teppichen. Die buntgemusterten Stoffe, vestes scutulatae, wurden in die gesamte zivilisierte Welt ausgeführt. In ganz Nordafrika, namentlich auch zu Karthago, gewann man feine Schafwolle durch Tauschhandel mit den Äthiopiern, die größtenteils von Viehzucht lebten und das anspruchslose Steppentier besonders leicht

Fig. 108. Mykenisches Schaf von Vaphio.

in Masse aufziehen konnten. Schon Pindar preist Libyen als an Schafen reich, πολύμηλος.

Der zweite Bildungsherd der heutigen Wildschafe ist Zentralasien. Der Argali ist aus physiologisch-anatomischen Gründen der zweifellose Stammvater der asiatischen Hausschafe. Als eigentliches Steppentier lebt er in größeren Herden und ist vielleicht zuerst in Mesopotamien systematisch gezähmt worden, vgl. S. 318 Fig. 113.

In allen möglichen Ländern des persischen Reiches, vor und nach seinem politischen Bestande, blühten Schafzucht und Wollmanufaktur, am herrlichsten an den Mittelpunkten der vorderasiatischen Kultur, zu Babylon, Sardis und Milet. Aber auch Arabien und Syrien zeichneten sich aus. Arabien besaß einen wahren Überfluß an sehr wollreichen, fettschwänzigen Schafen (*Ovis aries platyura*) und Plinius sagt, daß die arabischen Wollstoffe entschieden den ersten Preis verdienen. Nach Herodot (III 13) pflegte man diesen arabischen Schafen ein Wägelchen unter den Schweif zu binden, damit sie nicht durch das Nachschleifen wunde Schwänze bekämen (Fig. 109). Auch das kurzschwänzige Fettsteißschaf mit halbmondförmigen, nach hinten gerichteten Hörnchen, *Ovis aries steatopyga*, kam nach Herodot in Arabien vor. Die syrischen Schafe sollten nach Plinius ellenlange Schwänze besitzen. Ihre riesige Menge fand in dem Sprichwort Ausdruck: »Wolle nach Damaskus führen«, was soviel war als das klassische »Eulen nach Athen«. Die Purpurtücher von Tyrus und Phönikien überhaupt, vela Tyria, tunicae Phoeniciae, waren in der ganzen Welt berühmt und begehrt. In Samarien hatte Neapolis, das alte Sichem, einen Widder als Münzbild. Die Hebräer sahen schon seit den Tagen der Patriarchen in großen Schafherden ihren vornehmsten Stolz, das Schaf war ihnen geradezu das Sinnbild von Reichtum.

Fig. 109. Assyrisches Fettschwanzschaf, nach C. Keller.

Babylonische, medische, persische, parthische Wollstoffe galten jederzeit als die feinsten und teuersten: bei den feierlichen Sellisternien zu Rom durften nur babylonische Erzeugnisse verwendet werden (Fest. 299 M.).

In Kleinasien[210] ragen besonders hervor Sardis, die Residenz der einst weithin gebietenden Könige der Lydier, und Milet, der Vorort der reichen und üppigen kleinasiatischen Hellenen. Zu Sardis

blühte die Purpurfärberei: nirgends verstand man feurigeres Rot zu erzielen. Die Purpurmuscheln fing man längs der ganzen Westküste Kleinasiens von Kyzikos bis Karien, und an der phönikischen Küste, aber auch aus dem Peloponnes wurde massenhaft Purpur ins persische Reich eingeführt. Nicht weniger als 5000 Talente Purpur, welcher aus Hermione in Argolis bezogen war, erbeuteten die Mazedonier in den königlichen Schatzkammern von Susa. Aus der feinen phrygischen Wolle machte man zu Sardis Teppiche, Decken, Mäntel, Tapeten usw. Prächtige rabenschwarze Wollstoffe exportierten Kolossae und Laodicea; Pergamum glänzte durch seine golddurchwirkten und -gestickten »attalischen Zeuge«. Der einstimmig gepriesene Hauptvorzug der milesischen Wolle bestand in ihrer Weichheit und Feinheit, worin sie ganz mit den Eigenschaften der südphrygischen Wolle harmonierte, dagegen stand der milesische Purpur dem Feuer des sardianischen in der älteren Zeit nach; erst in der Kaiserzeit scheint Milet auch in diesem Stück den Ruhm von Sardis verdunkelt zu haben. Am meisten Absatz fanden die milesischen Wollarbeiten in Jonien, Attika, Unteritalien und Rom. Der Tyrann von Samos, Polykrates, der in seinem Reich die Viehzucht durch Einführung der edelsten Rassen aus allen Ländern zu heben bestrebt war, ließ aus Milet feinwollige Schafe kommen. In Athen und Rom waren die milesischen Teppiche, στρώματα Μιλήσια, gesucht, die Bewohner von Sybaris kleideten sich in milesische Stoffe und den epizephyrischen Lokrern mußte Zaleukos die milesischen Zeuge verbieten. Für Kleinasien sind noch im Nordwesten Perkote und Palaiskepsis und im Süden Kos zu nennen. Durchs Scherbengericht aus Athen verbannt, hatte Themistokles bei Artaxerxes Schutz gesucht und dieser war großmütig genug, dem Erzfeind seines Vaters nicht nur zu verzeihen, sondern ihn sogar mit Ehrenbezeugungen nach Art der orientalischen Despoten zu überhäufen. Er schenkte ihm fünf Städte: Magnesia mit 100000 fl. Einkünften »zum Brod«, Lampsakos »zum Wein«, Myus »zum Braten«, jene beiden troischen Städte aber »zu Teppichen« und »zu Gewändern«. Nun ist aus den anderen Städten zu schließen, was auch an sich schon das wahrscheinlichste ist, daß der König gerade Palaiskepsis deswegen wählte, weil hier die feinsten wollenen Gewänder, Perkote, weil da die prächtigsten Wollteppiche gewoben wurden. Diese Industrie lag auch für beide Städte sehr nahe; denn mit der an Purpurschnecken reichen Küste war der Verkehr ganz leicht: für Perkote, weil seine Entfernung vom Meere gering war, für Skepsis, weil durch das Aisēpostal eine gute Straße bis Kyzikos führte. Anderseits war das mysische Hochland, dessen Hauptstock der Ida bildete und auf dessen Ausläufern beide Städte lagen, sehr

reich an Schafherden, welche die günstigen Weidestrecken bezogen. So sang Äschylos von der Gegend am Idagebirg:

»So mächtig schallt der Schafe Blöken, daß die ganze Flur erdröhnt.«

Daß in Mazedonien sogar des Königs Alexander Schwestern Wolle spannen, erzählt uns Curtius (V 2, 19). In Thessalien werden schon in der frühesten Zeit Iolkos und Iton bei Larisa, später Krannon und Pharsālos und das Othrysgebirge als schafreich gerühmt. Mazedonier und Thessaler liebten wollene Kleidung. In Epirus gab es Schafe mit feiner und mit sehr grober Wolle. Die besonders große Rasse, die hier gezüchtet wurde, führte den Namen pyrrhische

Fig. 110. Opferschafe vom Parthenonfries.

von dem König, dem man sie verdankte. Böotien war gleichfalls reich an Schafen: Orchomenos, der Kithaeron und Helikon werden erwähnt: am Fuße des letzteren weidete Hesiod selber die Schafe (Theog. 23). Viel grobe und feine Wolle erzeugte Attika (Fig. 110). Man eilte in Kriegszeiten die Schafe in Sicherheit zu bringen und hütete sie ängstlich durch Zudecken mit Tüchern vor schlimmer Witterung. Für besonders fein galt die Wolle der Schafe von Dekeleia. Auch das Fleisch der Tiere wurde gerne gegessen. Im benachbarten Euboea weidete eine Masse ausgezeichneter Schafe, aus deren feiner und weicher Wolle beliebte Frauenkleider gewoben wurden.

Auch Megaris, Arkadien, Messenien, Achaia, kurz fast der ganze Peloponnes pflegte Schäferei und Verarbeitung der Wolle. Lakonien verstand sich besonders auf Verfertigung des Filzes. Überhaupt eignete

sich eben Griechenland wegen Klima und Beschaffenheit des Bodens vortrefflich zur Schafzucht.

Italien aber gab seinem östlichen Rivalen in diesem Stücke nichts nach. Fast alle seine Provinzen einschließlich Sizilien wetteiferten in Erzeugung von Schafen und wollenen Stoffen. In Sizilien gab es massenhaft Schafe, von Akragas und der Insel überhaupt hebt es Pindar hervor; am Ätna mußten die Schäfer alle 40—50 Tage ihren Tieren Blut abzapfen, um sie vor Erstickung zu schützen: so übermäßig saftreich war dort das Futter (Strabo). Wie zur Blütezeit der Insel die Widder dort ausgesehen haben, zeigt uns heute noch der herrliche Bronzewidder im Museum zu Palermo, ein Werk der besten Kunstepoche (Fig. 111). Es waren ursprünglich zwei, sie dienten zum Brunnenschmuck. Der eine ist erst a. 1848 im Kriege zerstört worden[211].

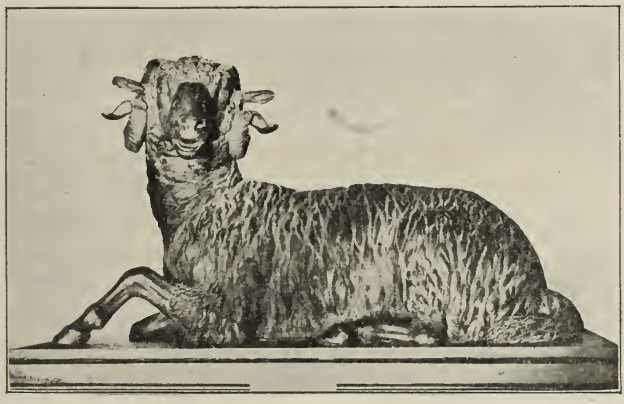


Fig. 111. Bronzewidder aus Syrakus.

Sizilische Gewebe und solche von Malta wurden viel exportiert. In Unteritalien ragen die Landschaften Apulien und Kalabrien, die Städte Luceria, Canusium und ganz besonders Tarent hervor. Zur Zeit der italischen Latifundienwirtschaft, seit dem Ausgange der Republik weideten in Apulien Hunderttausende von Schafen, die bei Sommers Anfang in die kühleren Berge Samniums und Lucaniens getrieben wurden, um bei Beginn des Winters ins wärmere apulische Land zurückzukehren (Varr.). Senatoren und Ritter und später die Kaiser trugen Kleider von der überaus feinen apulischen Wolle. Die von Luceria und Canusium stand bloß der arabischen und milesischen an Feinheit nach (Plin.). Doch waren die tarentinischen Stoffe in den Augen Vieler gleichfalls ersten Ranges und köstlicher als die von Canusium (Plin. Petron. Fest.). Am Galäsusstrom bei Tarent weideten zahlreiche Herden, deren weichwollige Vließe durch auf-

gelegte Tücher oder Pelze vor Staub und Regen geschützt wurden, ein Kunstgriff, der auch in Attika Mode war (Varr.). Die durchsichtigen weiten üppigen Frauengewänder, die man so erzielte, Ταραντίδια genannt, erfreuten sich eines Weltruhms. Auch für medizinische Zwecke empfahl man die Wolle Tarents. In Samnium ist der ursprüngliche Name von Benevent: Maluentum, Μαλόεις »das schafreiche« ein beredtes Zeugnis für das höhere Altertum. Erst die Römer haben in ihrer seltsamen Angst vor ominösen Worten aus dem an malus eventus, schlimmen Ausgang, erinnernden Stadtnamen den »guten Ausgang«, Beneventum gemacht. In Pompeji war vor der schrecklichen Vesuvkatastrophe blühende Walkerei, wie die Ausgrabungen bewiesen haben, und daß viele Schafe in der Gegend von der Lava und dem Aschenregen getötet wurden, erfahren wir zufällig aus Seneca (nat. qu. VI 1). In Latium werden Arpinum, wo heute noch blühende Schafzucht ist, Laurentum und Tibur genannt. Sicher blühte auch in nächster Nähe Roms in der Urzeit die Schäferei und das Wollespinnen war ein Hauptgeschäft der Hausfrauen vom biedern alten Schlage. Auch die Hochzeitsbräuche mit dem vielumstrittenen Ruf Talassio lassen sich darauf deuten. Plutarch in seinen »römischen Untersuchungen« (c. 15) denkt an ταλασία Wollspinnen. In Oberitalien ward Mutina reich durch Wollhandel und Walkerei. Auf den Macri Campi bei Parma und Mutina war großartige Schafzucht. Die dortigen Schafe und die von Altinum waren zu Columellas Zeit am geschätztesten; sie rangierten sogar vor den calabrischen, apulischen und milesischen. Weniger fein, aber für zottiges Tuch geeignet und für Tuniken gebraucht war die Wolle von Patavium und Verona. In letzterer Stadt wurden die lodices verfertigt, grobwollene Decken; Pollentia lieferte dunkelfarbige Wolle; Illyrien exportierte die gepriesenen liburnischen Kaputzen, cuculli Liburnici; Ligurien mit der Hauptstadt Genua die ligustischen Wollmäntel. In Gallien führten die Römer die Wollindustrie ein[212], doch waren die Schafe dort weniger feinhaarig, als in Spanien, das sich in dieser Beziehung sehr auszeichnete. Besonders war es die gesegnete Provinz Baetica (Andalusien) mit den Hauptplätzen Corduba und Gades, deren prachtvolle dunkelfarbige Wolle im Lande selbst und auswärts in hoher Schätzung stand. Vor allem aber die goldgelben Vließe Baeticas waren beliebt und wurden in Masse nach Italien ausgeführt. Auch die spanischen Zuchtwidder waren renommiert; unter Augustus wurde ein Stück mit einem Talent bezahlt. Damals ist auch, wenn nicht alles trügt, der Grundstock zu der späterhin so hochberühmten spanischen Merinozucht gelegt worden. Der Oheim des Columella benutzte nämlich afrikanische Mähnenschafe (miri coloris

silvestres ac feri arietes), die zum Zweck von Tierkampfspielen nach Gades gebracht worden waren, um ihnen einheimische Schafe zu unterlegen, deren Nachkommen er wieder mit tarentinischen Schafen kreuzte (VII 2). Von minderer Güte, doch auch nicht immer zu verachten, waren die Schafe Lusitaniens und Deutschlands.

Vom Wildschaf kannte das Altertum mehrere Arten; man verschmähte auch keineswegs sein Fleisch; wir sehen bei Apicius, daß die oves ferae als Leckerbissen galten. Schon erwähnt ist das marokkanisch-algerische Mähnenschaf, dessen fahlrotbraune Farbe nicht ohne Einfluß auf die zahmen Bastardnachkommen blieb; wenigstens versichert dies Columella ausdrücklich (VII 2). Noch heute lebt dieses Tier, arabisch Arŭi, technisch *Ovis tragelaphus* genannt, auf den höchsten Felsengraten des Atlas. Seine Abbildung haben wir ganz deutlich als Kopf einer goldenen Nadel des vierten Grabes von Mykenae (Schliemann, Myk. S. 288 Fig. 362; vgl. G. Schmid im Bulletin de l'Acad. Imp. des Sciences de St. Pétersbourg 1903, Mai t. XVIII nr. 5 S. 208) Fig. 112.

Fig. 112. Mykenische Goldnadel: Arui.

Das Wildschaf in jeder Gestalt sucht das Gebirge als Aufenthalt: im Sommer wenigstens genügen ihm die schroffsten Felsen und wüstesten Halden, wenn nur hie und da ein Pflänzchen sprießt. Kommt der eisige Winter, so treibt er die Wildschafe in wohnlichere Gelände, weil er ihnen in der Höhe den Tisch verdeckt. Sommers lieben sie frische saftige Alpenkräuter, im Winter stillen sie den Hunger mit Moos und Flechten, dürren Gräsern, selbst Baumrinden. Sie imponieren durch Lebhaftigkeit und Schnelligkeit, gewandtes, behendes Wesen, Kletterkünste, kluges Erkennen und Meiden oder Abwehren der Gefahr, Mut und Kampflust: lauter Züge, die dem ganz versklavten Hausschafe verloren gegangen sind.

Die zweite Art Wildschaf, der europäische Muflon, *Ovis musimo*, wird erwähnt von Cato, Plinius, Pausanias und Polemius Silvius. Cato nennt den musimo zwischen Esel und Widder (bei Nonius 137 M. = 200 L.). Plinius spricht VII 199 vom korsikanischen musmo, dessen Haar mehr dem Ziegenhaare gleiche, als dem der Schafe. Den völlig gleichartigen sardinischen Muflon meint Plinius XXVII 151 (vgl. XXX 146), wenn er von einem bei griechischen Autoren ophion genannten Tiere redet, das nur in Sardinien vorkam und kleiner war als ein Hirsch und in der Behaarung einem solchen ähnlich. Er meint, es sei dort ausgestorben, während heute noch auf dieser Insel der Muflon existiert. Ophion

wird verderbt sein aus ὀϝίων, ovio, d. h. eine eigene Art von Schaf, vgl. αἰγαγρίων (Hesych) = αἴγαγρος Wildziege, gleichsam ein Komparativ dazu. Plinius spricht auch von Muflonen in Spanien, was aber auf Verwechslung mit dem dortigen Steinbock beruhen wird. Der dritte Gewährsmann, Pausanias (X 17, 6. 12), berichtet, daß in Sardinien eine große Menge wilder, außerordentlich flinker Schafe leben, mit zottigem Haar an der Brust und dicht am Rücken anliegenden Hörnern. Polemius Silvius zählt a. 449 n. Chr. unter einer Menge anderer Tiere auch musimus und mufron auf, was beides den Muflon bedeutet (Schuchardt).

Eine dritte Art von Wildschafen meint Varro, wenn er (II 1, 157) sagt, daß sie (oves ferae) herdenweise auf den Bergen Phrygiens vorkommen. Es ist der Argali, *Ovis argali*, der heute noch in Kleinasien, besonders in Armenien und weiter östlich sich herdenweise findet. Er ist ohne Zweifel hauptsächlich gemeint mit dem oviferus, obiferus, ὀβίφερος des diocletianischen Maximaltarifs, dessen Fell, pellis, δέρμα c. 8, 25 erwähnt wird. Eine Abbildung des Tieres liegt vor in der mykenischen Gemme, welche wir hier Fig. 113 geben[212a]. Die eigentümliche Tracht der Frau, die mit dem Argali ringt, entspricht der Mode auf dem berühmten mykenischen Goldsiegelring (bei Schliemann, Mykenae Fig. 530), der gewiß aus Asien stammt. Eine zweite Abbildung des Tieres sehen wir Fig. 102. Ins römische Amphitheater kamen Wildschafe höchst selten. Nur bei den spätesten Kaisern werden sie erwähnt. Gordian (vit. 3) soll 100 Stück zusammengebracht haben, Probus (vit. 19) ließ so viele oder so wenige auftreten, als er eben auftreiben konnte.

Fig. 113. Gemme aus Mykenae. Frau mit Argali.

Darunter mögen auch cyprische Muflone gewesen sein: denn Gordian ließ zugleich auch 100 cyprische Zebu auftreten (Th. d. cl. Alt. 71. 348). Die mit dem cyprischen Muflon so ziemlich identische asiatische *Ovis orientalis* ist auf Taf. II 17 nach einer Gemme gegeben. Der Künstler hat allerdings den Schwanz unnatürlich lang gemacht. Doch braucht uns dieser Fehler in unserer Deutung nicht irre zu machen, da auch sonst falsche lange Schwänze vorkommen, z. B. bei einem Steinbock auf einer Scheibe von ägyptischem Porzellan (Furtwängler, Gemmen III S. 64 Fig. 53). In Wirklichkeit haben alle Arten von Wildschafen sehr kurze Schwänze.

Tf. II 17.

Im Unterschied von der Wildziege erblicken wir beim Wild-

schafe keine Beziehungen zu den hellenisch-römischen Göttern, um so öfter aber begegnen wir in Religion und Kultus dem zahmen Schafe. Der Wohlstand, den die Schafzucht rings um das Mittelmeer verbreitete, ward selbstverständlich zum Anlaß, das wichtige Tier dem besonderen Schutz der Gottheit zu empfehlen: zunächst den Göttern der Landwirtschaft und Mehrung des Viehs, also phallischen Göttern wie Hermes und Priap. Fiel doch der Widder besonders auf durch die Stärke und Schwere des betreffenden Organs[212b], und was der Mythus von Herakles und den fünfzig Töchtern des Thespios fabelte, fand man in der Natur des Widders bestätigt, indem ein einziger guter Widder zur Befruchtung von fünfzig Schafen ausreichte. Einmal verwandelte sich Hermes sogar in einen Widder, um Persephone zu beschleichen, in die er von Liebe entbrannt war, gerade wie es Pan einst tat, um der Selene, Poseidon, um der Theophane beizuwohnen. Man dachte, daß der Gott in Widdergestalt einen weit höheren Grad von Wollust genießen könne als die Natur einem Menschen und somit auch einem Gott in Menschengestalt zu gestatten vermöchte. Sehr häufig lassen die Gemmenkünstler Hermes auf einem Schafbock reiten; oder er fährt gar vierspännig mit Widdern dahin. Bei einem gemeinsamen Feste für Hermes und Apoll zu Pellene in Achaia war der Siegespreis, ἔρμαια genannt, ein wollener Mantel, χλαῖνα.

In der religiösen Kunst hat man den Hirtengott mit Vorliebe als Κριοφόρος, Widderträger, dargestellt und die christlichen Katakombenmaler haben daraus das bekannte Bild vom guten Hirten gemacht. Eine hübsche Bronzestatuette mit diesem Sujet aus der Sammlung des Herzogs von Luynes findet man abgebildet bei Lajard, culte du cyprès Taf. 4, 1. Sie stammt aus einem syrischen Heiligtum, das bei Seyde in einen Berg gehauen war. Der widdertragende Hermes spielte nach Pausanias in den Kybelemysterien eine Rolle, über die aber Pausanias (II 3, 4) nichts verraten darf. Vom Kriobolion beim Attis-Kybelekult wird weiter unten die Rede sein. Bildhauer ersten Ranges wie Onatas und Kalamis hatten sich an der Figur des Kriophoros versucht und sicher existierten noch viel ältere rohere Darstellungen. Der Hermes des Kalamis trug das Tier über der Schulter, der des Onatas auf den Armen. Oft steht der Widder auch ruhig neben dem Gotte; so war es bei der berühmten Bronzestatue zwischen Korinth und Lechaion, die noch Pausanias sah. Vier Widder oder Schöpse treibt Hermes auf einem Vasenbild.

Ein anderer Schirmgott der Schafzucht war der in vielen Landen als Herdenbeschützer verehrte Apoll. Zu Sparta wurde ihm das hohe Fest der Karneia gefeiert: Καρνεῖος, Hörnergott, sollte Widder-

gott bedeuten. An anderen Orten hieß er Μήλιος d. i. Schafgott, Νόμιος d. i. Weidengott, Ἀρνοκόμης Lämmergott, Ποίμνιος Herdengott, und bekam Schafopfer in Masse, wie wir unter anderen durch Homer, Pausanias, Inschriften und besonders durch Pindar erfahren, der es aus Delphi wußte. Da die Schafe für große Freunde der Musik galten und den griechischen und italischen Schäfern nichts über ihre Hirtenpfeife ging, so hatte er auch als Gott der Musik allen Anspruch darauf, von den Schäfern verehrt zu werden. Mit dem uralten Sonnencharakter Apollos als des allgemeinen Segen- und Fruchtbarkeitspenders mag die Dedikation der Schäferei ursprünglich auch zusammenhängen. Das freilich barbarische Illyrien weist heilige Schafe des Helios auf. Der libysche Juppiter-Ammonkultus stand ohne Zweifel im Zusammenhang mit dem des großen Lokalgottes von Kyrene, des Aristaeus, des Schöpfers der großartigen Schaf- und Bienenzucht im heutigen Tripolis. Aristaeus führte gleich Apoll den Beinamen Nomios.

Auch die Nymphen galten vielfach als Spenderinnen ländlichen Segens und Beschützerinnen der Herden: drum waren auch für sie Lämmer ein passendes Opfer. In Megara ehrte man Demeter als die allgemeine Göttin der Landwirtschaft, somit auch als Schirmerin der Schafzucht, während sie sonst meistens bloß dem Ackerbau vorstand. Unweit der Stadt erhob sich ein Tempel der Demeter Malophoros, der Hervorbringerin der Schafe. Ebensogut konnte man natürlich auch das engere Gebiet der Athene, der Schutzgöttin des Gewerbefleißes, so erweitern, daß auch die Grundlage der Wollindustrie darein fiel. So sehen wir denn die Spinn- und Webgöttin gelegentlich auf einem wollstrotzenden Widder dahinreiten. Ein seltsames Gesetz verbot den Athenern, der Göttin Lämmer zu opfern. Vielleicht identifizierte man sie mit der ägyptischen Isis, welcher das Schaf nicht geopfert werden durfte (Sext. Empir. Pyrrh. III 220).

Animalische Fruchtbarkeit und Sinnenlust bedeutete das Widdersymbol auch bei zwei ausländischen Kulten, die aber in den hellenisch-römischen Kulturkreis tief genug eingedrungen sind: bei der uraltcyprischen Aphrodite Pandemos und bei Juppiter Ammon. Der Schafbock, auf welchem Venus vulgivaga reitet, dürfte aus Cypern stammen, wo wir in Amathus, Salamis und Idalion die große dortige Göttin mit dem Widder verbunden sehen. Im britischen Museum ist ein rohes, gewiß uraltes Aphroditeidol aus Idalion mit widderartigem Kopfe, was schließen läßt, daß einst die ganze Göttin in Schafgestalt verehrt wurde. Dies mag auch bei Apollon Karneios der Fall gewesen sein.

Auch bei der ältesten feierlichsten Form der römischen Hoch-

zeit sehen wir Schafopfer, Vließ und Wollgürtel eine bezeichnende Rolle spielen: auf das Vließ des frischgeschlachteten Schafes mußten sich die Brautleute setzen und die Neuvermählte war mit einem wollenen Gürtel umgürtet, den der junge Gatte in der Brautnacht löste. Alles das und noch anderes deutlichere bezog sich auf den sehnlichsten Wunsch des jungen Paares, die eheliche Fruchtbarkeit.

Auch der Widder Juppiter Ammons war ein Symbol der animalischen Fruchtbarkeit. In der libyschen Oase Siwah besaß der widderköpfige Amun-Ra sein weltberühmtes Orakel bei einer heiligen Sonnenquelle mit merkwürdigem Wechsel des kalten und warmen Wassers. Amun, dessen Namen die Griechen an ἄμμος Sand anglichen und in Ammon verwandelten, weil sein berühmtes Orakel in der Sandwüste lag, war ursprünglich ein allwaltender und allzeugender libyscher Naturgott, und zu seiner ithyphallischen Gestalt (Burton, excerpta hierogl. Taf. 27 und 31; vgl. Herod. II 48) paßt das Widdersymbol ausgezeichnet. In Ägypten hatte er als Hauptplatz seines Kultus eine der ersten Städte, das hunderttorige Theben bekommen. Der älteste Ammonstempel daselbst fällt ins vierte Jahrtausend v. Chr. Ammon galt zugleich als Sonnengott, Ra, daher wird er Amun-Ra genannt, und als Schöpfer und Erzeuger der ganzen Welt; man sagte, er habe den Menschen beiderlei Geschlechts das Leben gegeben und erwecke wieder den Geist in den Verstorbenen. Mit Ammon (Amun) ist aber auch quasiidentisch der nubisch-äthiopische widderköpfige Chnum abu Kneph[213], der in der oberen Thebais und bei den Nilkatarakten Verehrung genoß. Sein heiliges Schaf hatte lang ausgestreckte Hörner, nicht rundgewundene, hinter dem Ohr zurückliegende wie das des Amun (Wiedemann 197). In der primitiven nordafrikanischen Kulturschichte, die der ägyptischen Dogmatik zeitlich vorangeht, sehen wir den Ammon-Ra-Kneph als allgewaltigen Naturgott, als Gott der männlichen zeugenden Potenz, wie er, meist mit Sonnenkult verbunden, bei allen Naturvölkern sich wiederfindet, vorzüglich wenn sie im Stadium fast ausschließlicher Viehzucht sich befinden. Der rohe zoomorphe Gott der primitiven Epoche, ein Seitenstück zum goldenen Kalb der Bibel, verfeinerte sich im zivilisierten Nillande zu einem Zwitterwesen abstrusen ägyptischen Geschmacks, es entstand ein Mensch mit Widderkopf. Den ästhetisch so hoch stehenden Hellenen widerstrebte indessen ein solch sphinxartiges Halbtier; sie übernahmen zwar den uraltlibyschen Naturgott, beschränkten aber seinen ursprünglichen Tierkörper auf zwei Widderhörner am Kopfe: so bildete sich der Zeus-Ammon, wie er in Kyrene und auch jenseits des Meeres vielfach populär war. Auch sein angeblicher Sohn Dionysos erhielt Hörnchen, allerdings ausnahmsweise,

wie ja auch der Glaube an seine Abstammung von Zeus-Ammon nicht allgemein gewesen ist. Der idealisierte Ammon mit seinem schönen hellenischen Männerkopfe wird durch die bescheiden großen Widderhörner, mit denen die Ohren umrahmt sind, nicht im mindesten entstellt; noch weniger aber kann man an jenen Bildern Anstoß nehmen, wo der Gott als Zeus in ganzer Gestalt dasteht, und daneben ein Widder, dem die Rassenmerkmale des Mähnenschafes deutlich anhaften. Beide Kombinationen bieten die Münzen von Kyrene (Daremberg und Saglio[2] Fig. 4209. 4210), in dessen Hinterland das Ammonium lag, ein Orakel das selbst den Ruhm Dodonas überstrahlte, seit Alexander der Große in die Oase gezogen war und die Priester ihn zum Sohne des Gottes erklärt hatten. Die ursprüngliche Tiernatur Zeus-Amun-Knephs liegt in einem ägyptischen Ritus und der ihn erklärenden Legende klar zutage. Zeus habe einmal — so lesen wir bei Herodot (II 42) — um sich nicht in seiner wirklichen Gestalt zeigen zu müssen, sich von Kopf bis zu Fuß in ein Widderfell gesteckt. Aus diesem Grunde fand alljährlich zu Theben am Nil ein feierliches Widderopfer statt, bei welchem das Bild des Gottes, des sogenannten Zeus, mit dem Fell des Opfertieres bekleidet, der geschlachtete Widder aber bestattet wurde.

Hierher gehört auch jene bekannte Erzählung der Alten von dem heiligen Bocke zu Mendes, zu dem die ägyptischen Frauen wallfahrteten. Die Ägyptologie hat diese Nachricht Herodots bestätigt (Wiedemann zu Her. II 46), nur daß statt des Bockes vielmehr ein Widder als Gott verehrt wurde, von welchem besprungen zu werden die Ägypterinnen als größte Himmelsgnade ansahen. Der Widder galt neben dem Stier (Apis) als das zeugungskräftigste aller Naturwesen. Unter den Ptolemäern war die Inauguration eines heiligen Widders zu Mendes ein großes Ereignis, das z. B. Philadelphus mit Steuernachlaß feierte. Er nennt sich bei diesem Anlasse selbst den »göttlichen Ausfluß des begattenden Widders und ältesten Sohn des Widders«.

Auch Poseidon erhielt Widder und Lämmer als Opfer: liebt ja doch das Volk die eigentümlichen weißen kräuselnden Wellen, die dem Ausbruch des Sturmes vorangehen, mit den lustig hüpfenden weißen Schafen zu vergleichen. Schäflein nennt man sie heute am Bodensee, die Römer nannten sie Widder, arietes, was zu der stoßenden Bewegung noch besser paßt. Seine Geliebte Theophane verwandelte er in ein wunderschönes Schaf und erzeugte, er selber in Widdergestalt, mit ihr jenen goldvließigen Widder, der den Phrixos und seine Helle entführen sollte. Nach diesem Ritt ward der Hellespont benannt und des Widders goldenes Fell im Lande Kolchis, im

inneren Winkel des Schwarzen Meeres, war das Wahrzeichen des Eldorado der heroischen Epoche. Zur Goldsandwäsche am Phasis

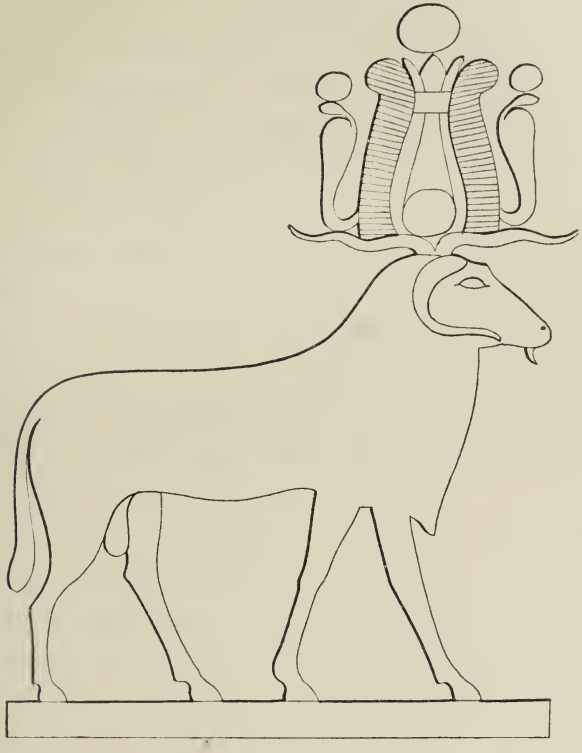


Fig. 114a. Vierhorniger heiliger Widder, nach Lepsius[213b].

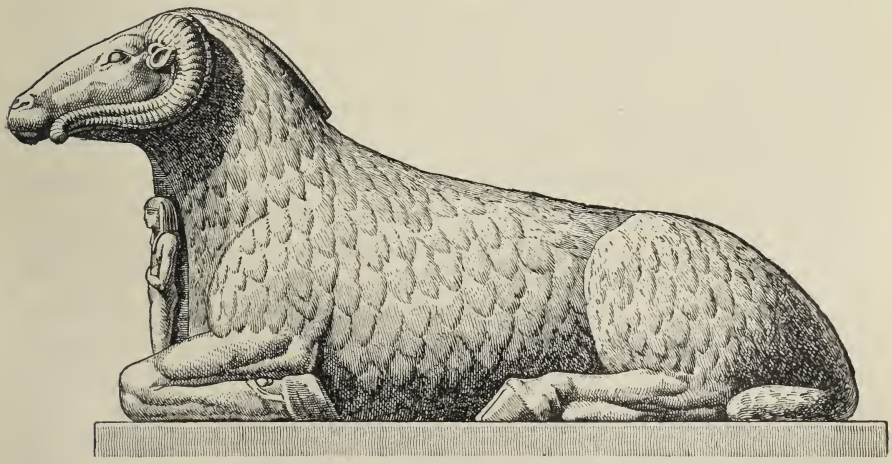


Fig. 114b. Zweihorniger Sphinxwidder, nach Perrot-Chipiez.

gebrauchte man Schaffelle: somit gab es dort wirklich Widdervließe mit Gold, und die feuerschnaubenden Stiere sind nichts als Ausmalung der Auerochsen, die in den Kaukasusländern bis auf unsere Tage hausten. Der ganze Argonautenmythus ist eines der großartigsten griechischen Reisemärchen: die Argonauten selbst waren anfangs nur die Dioskuren, die Helfer der Schiffer (von ἀρήγειν helfen und ναύτης Schiffer), die göttlichen Retter in Sturmesnot, die sich im elektrischen S. Elmsfeuer an den Mast- und Rahenspitzen im Augenblick der höchsten Not beim eingetretenen oder drohenden Schiffbruch manifestieren.

Und noch in einem zweiten hochberühmten Reisemärchen der Heroenzeit dreht sich die Hauptkatastrophe um die Figur eines Widders: ich meine die reizende Erzählung von Odysseus und Polyphemos, wie Odysseus unter dem Schafbock sich anklammernd dem menschenfressenden Scheusal entgeht. Die Kyklopen sind nichts anderes als die ins Groteske karikierten Bergleute; ihr einziges feuriges Auge ist das kreisförmige Grubenlicht mitten auf der Stirn, das sie ganz allgemein im Altertum zu tragen pflegten. Die Strandräuberei, die in Sizilien und Umgegend bei Kyklopen und Lästrygonen im Schwange war, wurde zur Menschenfresserei gesteigert. Die Bergleute machte man zu halbdämonischen höhlenbewohnenden Unholden, wie es ja auch anderwärts und zu anderen Zeiten mit den unterirdisch Arbeitenden geschehen ist. Wir sind schon oben (beim Murmeltier) einer Bergwerkssage begegnet und werden beim Rinde wieder auf eine solche stoßen (Minotaurus, Ariadne).

Auch die Hesperiden sollen nach Einigen goldene Schafherden besessen haben (Diod. IV 26): dies ist nur eine Variation oder Ausschmückung der goldenen Äpfel am Baum der Hesperiden, der Töchter des Abends. Es sind die goldenen Wolken und Wölkchen am Abendhimmel, wenn der Sonnengott (Herakles) im äußersten Westen zum Meere hinabsteigt. Eine Art kleiner leichter Wolken (cirri) heißt auch beim deutschen Volke Schäflein.

Schwarze Schafe schlachtete man zu Ehren finsterer, gefürchteter Mächte wie Pluto, Proserpina und Nox[214]. Furien und Parzen bekamen oft trächtige Schafe. Nach glücklich überstandenen Wochen opferte die römische Matrone ein Schaf. Wem aber Zwillinge geboren wurden, der brachte ein Mutterschaf, dem rechts und links ein Lämmchen angebunden war. Am Schäferfeste der Palilien gabs einen Schäfersprung wie heutzutage noch im württembergischen Städtchen Markgröningen: dreimal sprangen die Hirten mit ihren Schafen über ein Feuer, um Menschen und Vieh durch solche Lustration zu sühnen.

Wie überhaupt im Altertum das Schaf das einfachste, bequemste und gewöhnlichste Opfertier war, so namentlich im römischen Kultus, (es gehörte auch zu dem beliebten feierlichen Dreiopfer, Suovetaurilia, s. Abbild. 141): das Schaf mußte bluten bei den Terminalien, Lupercalien, Robigalien, bei der Weinlese, Vinalia rustica, beim latinischen Bundesfest und vielen anderen Anlässen: war doch Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende hindurch, Schaf- und Rinderzucht die Lebensaufgabe der alten Latiner. Zu den mächtigsten Göttern der vorromulischen Epoche zählte Faunus, ein Schaf- und Schäfergott ersten Ranges. An seinem Hauptfest, den Faunalia, ließ man die Schafe und anderes Vieh frei herumschweifen in Feld und Wald. Er war auch ein Gott der Wahrsagekunst. Zu Tibur besaß er ein renommiertes Orakel, wo jeder Befrager ein Schaf opfern und auf dem frischabgezogenen Felle schlafen mußte, um während des Schlummers von Faunus inspiriert zu werden (Verg. Aen. VII 85 ff.). Wer denkt da nicht an jene modernen Schäfer, die den wirklichen Ärzten so verhaßten Kurpfuscher, die sich oft eines enormen Zulaufs nicht bloß aus ungebildeten Kreisen erfreuen?

Das großartigste Widderopfer der Kaiserzeit war vielleicht das Kriobolion d. h. Widderschlachten. Es wird in mehreren lateinischen Inschriften und in der griechischen Anthologie erwähnt, gehörte zum orgiastisch-mystischen Attisdienst und fand gleich anderen asiatischen und ägyptischen Geheimdiensten Verbreitung in den römischen Provinzen durch das großenteils orientalische Militär. Nächste Parallele sind die Taurobolia, das gleichfalls aus Asien stammende Stierschlachten.

Der symbolische Sinn des Kriobolions ist unbekannt. Ebenso sind wir auf bloße Vermutungen angewiesen, wenn zu Kyrros in Syrien der blitzschleudernde Zeus-Baal, καταιβάτης, d. h. der Niederfahrer, einen springenden Widder zum Attribute hat. Eine Münze zeigt ihn oberhalb des Tempels hinrennend. Wahrscheinlich war der Höhengott gemeint: der Gewittergott pflegt auf Bergeshöhen zu wohnen und das meisterhafte Springen des Muflons von einem Grat zum andern verglich man leicht dem zackigen Niederfahren des Blitzes. Selbst das zahme Schaf liebt die Höhen, noch vielmehr das wilde in allen seinen Arten. Auch in Griechenland selbst fielen dem Höhenzeus Schafe als Opfer, auf dem epirotischen Tmaros, dem thessalischen Pelion, dem böotischen Kithaeron und sonst. Am Zeustempel auf der Spitze des Pelion wurden ohne Zweifel einst Menschen geopfert: denn in historischer Zeit pflegten Jünglinge aus edeln Familien in die Felle frischgeschlachteter Schafe gehüllt den Berg hinauf zu ziehen. In Rom schlachtete der Eigenpriester des Juppiter an jedem

Idustage das Idenschaf zum Opfer. In Syrien war ursprünglich gewiß das Wildschaf des Hochgebirges gemeint, doch auch die zahmen Schafe und Widder sind im Süden, wo sie mehr Freiheit genießen als bei uns, viel lustiger und lebhafter als bei uns. Im Assyrischen und Hebräischen wird das Wort für Schaf von seinem Hüpfen und Springen hergeleitet.

Ganz verschieden war das urindogermanische Wort für Schaf: gräco-italisch ovis, altindisch und litauisch avis, was zu lateinischem +u(v)ĕre, exuere, induere gehört und den Begriff anziehen, bedecken, bekleiden in sich schließt. In ältesten Kulturschichten ist das Schaffell das beliebteste Kleid gegen Kälte und Nässe. Aber auch die Wolle ist bereits etwas urindogermanisches[215]. Der Widder wird von den Griechen als der Gehörnte, κριός bezeichnet. Das lateinische aries, verwandt mit ἄριστος, erster, ist ein passender Name für den Leithammel. Vervex, mit dem griechischen ἔριον, Wolle (Wurzel vr bedecken), verwandt bezeichnet das Wolltier: die alten Etymologen dachten an vermis, Wurm, und fabelten von einem Wurm, den jeder Widder im Kopfe habe (schol. Juv. 3, 294), ein Aberglaube, der sich wohl aus der bei den Schafen häufigen Drehkrankheit erklärt. Agnellus ist ein Liebkosungswort bei Plautus, arietillus dagegen steht in tadelndem Sinne bei Petronius (c. 39). Er sagt vom Widdersternbild: Plurimi hoc signo scholastici nascuntur et arietilli. Vielleicht bedeutet es Dummkopf, Schafskopf, Starrkopf, denn Dummheit und Furchtsamkeit galten als die hervorstechendsten Eigenschaften des Schafes.

Ein sehr gewöhnliches griechisches Wort für Schaf ist πρόβατον d. i. was vorwärts getrieben wird, womit man das deutsche Trift, Schafweide, vergleichen mag. Zunächst wurden in dem Worte πρόβατα beide Arten Kleinvieh, Schafe und Ziegen, ὄϊες und αἶγες, zusammengeworfen, wie sie auch bei den Ägyptern vielfach konfundiert wurden. Auch das Lateinische hat einen allgemeinen Ausdruck (pecus, pecoris Vieh) sehr oft im speziellen Sinn von Schaf, woraus hervorgeht, was auch aus anderen Zügen der Überlieferung erhellt, daß in der Kindheit des römischen Volkes die Schafe den Hauptteil des Viehstandes gebildet haben. Im Zend und Latein bezeichnen paçu und pecus, pecoris Vieh überhaupt und Kleinvieh insbesondere, speziell aber hat pecus, pecoris sehr häufig die Bedeutung Schaf[215b]. Etymologisch gehören pecus und Vieh zur Wurzel pek, pak fangen, zähmen, nicht zu pā weiden. Aus der Opfersprache stammt der Ausdruck bidens, zweizahnig im Sinne von Schaf. Ursprünglich ist es soviel als beide Zahnreihen vollständig habend, ausgewachsen. Seit Augustus verwenden die Dichter das Wort für Schaf: so häufig

war es als Opfertier. Das Blöken des Schafes hieß balare, βληχᾶσθαι, mit deutlicher Onomatopoesie.

Unter den Produkten des Tieres war von Uranbeginn das wichtigste die Wolle, und zwar gewann man sie durch Rupfen, was ihm aber mehr Schmerzen bereitete als das später allgemeine Scheren, das freilich auch oft mit Quälerei verbunden war, wenn der Schäfer das Haar möglichst lang abschneiden wollte. Die Schur fand in den warmen Strichen Italiens im April, in den gemäßigten im Mai, in den kalten im Juni statt; auch zweimaliges Scheren kam vor. Spinnen und Weben war so allgemein Beschäftigung der Frauen, daß bei den Griechen Königinnen, Königstöchter, bei den Römern die edelsten Matronen sich nicht daran schämten und in Attika ein Wollknäuel an der Haustüre die Geburt eines Mädchens verkündete, während der glückliche Vater eines Knäbleins einen Olivenkranz befestigte. Die gewünschte Farbe wurde der Wolle gewöhnlich vor dem Weben beigebracht; nur in Ägypten pflegte man erst die gewobenen Stoffe zu färben. Manche färbten die Schafe bei lebendigem Leibe mit Purpur und Scharlach, weil sie meinten, das Rot werde dann feuriger (Plin.); andere wieder behaupteten steif und fest, daß das Wasser gewisser Bäche und Quellen den trinkenden Schafen eine eigentümliche Farbe verleihen. Besondere Zartheit des Vließes erzielte man da und dort durch Einhüllen der Tiere mit Tüchern. Der Handel mit Wolle stand sehr in Blüte, nicht ohne daß mancher Betrug versucht wurde. Da man nach dem Gewicht verkaufte, suchten schlaue Händler, wie wir bei Aristophanes sehen, durch Nässen ihrer Ware Profit zu machen.

Während barbarische Völkerschaften einfach das Schaffell um den Körper warfen, waren bei Griechen und Römern die Unterkleider durchgängig aus wollenen Stoffen. Daher bei Petronius der komische Ausruf: »Empörend: Schaffleisch essen und mit der Tunika sich bekleiden!«

Das Fleisch war billig und wurde besonders vom Landvolk massenhaft verspeist; selbst unreife Lämmer wurden geschlachtet. Am besten schmeckte es im heißen Sommer. Aus einer Stelle Juvenals sehen wir, daß die bettelhaften Juden Roms »das Maul des gesottenen Hammels« zu essen liebten. Verboten war das Schaffleisch den Pythagoreern, in Anlehnung an ägyptische Sitte, wo das Schaf in gewissen Bezirken des Landes nicht getötet werden durfte, sondern als heilig galt. Leider wurden die armen Tiere beim Schlachten oft unnötig gemartert, worüber das Schaf in der äsopischen Fabel sich beklagt. Zu Kriegszeiten suchte man in Griechenland sich gegenseitig die Schafherden wegzunehmen (Aristot. polit. V 4, 5). Die

Römer der späteren Kaiserzeit versorgten ihre Soldaten regelmäßig mit Hammelfleisch, außerdem mit Speck, Wein, Essig, Zwieback und Brod. Das Lammfleisch erklärten die alten Ärzte für leichter verdaulich als das der Ziegen (Hippokr. de victu II 10).

Als Nahrung des Schafes werden wiederholt auch Fische erwähnt — in Mazedonien, Lydien, Cypern und Arabien — von denen das Tier sogar auffallend fett werden sollte. Für gewöhnlich aber ließ man die Herden in der warmen Jahreszeit das Gras der Wiesen abweiden, im Winter fütterte man sie mit Laub, besonders von Ulmen und Pappeln (Cato); als gutes Schaffutter galten u. a. Melisse, Epheu (Theokr.), Eicheln (Aesop. fab.). Vor Medikaklee warnt Aristoteles, weil sie dann wenig Milch geben; diese aber war wichtig; besonders bei den ärmeren Leuten bildete sie ein beliebtes Nahrungsmittel, wenn auch die Mediziner sie für verstopfend hielten (Hippokr. de victu II 5). Für Kranke empfahl man warme Schafmilch frisch vom Euter (Anthim.), vermutlich mit besserem Erfolg als den Kopf, der wie überhaupt das Schaffleisch die Schwindsucht heilen sollte. Rekonvaleszenten liebten eine Mischung von Schafmilch, Wein und Honig (Cass. Felix).

Ein sehr wichtiges Produkt des Schafes war der Käse, eine allgemein beliebte, meist auch billige Speise. Schafkäse wird zwar weniger erwähnt als Ziegenkäse, aber viel häufiger als der vom Rinde. Namentlich in den Gebirgsstrichen Italiens wurde viel Käse aus Schafmilch gewonnen (vgl. Plin. XI 241). Aus den Därmen machte man Zithersaiten; die von weiblichen Tieren gaben schöneren Klang (Antigon.). Die Haut wurde zu Leder verarbeitet, zwar noch nicht bei Homer, aber um so allgemeiner in der späteren Zeit.

Krankheiten war das Schaf schon im Altertum wie heutzutage vielfach unterworfen, weit mehr als das Rindvieh. Auch kamen Mißgeburten häufig vor, wie das auch heute beim Schafe der Fall ist. Von drei- und vierhörnigen im Tempel des Zeus Polias zu Athen berichtet Älian. Es gibt auch heute noch vierhörnige Schafe. Wir wollen sie also nicht zu den Mißgeburten zählen; ebensowenig die menschenköpfigen Lämmer bei Phaedrus (III 3), die nur einem recht schlechten Witze des Fabeldichters ihr Phantasiedasein verdanken. Dagegen galten die häufig vorkommenden mehrköpfigen oder fünffüßigen Lämmer und dgl. bei den Römern für bedenkliche Prodigien; überhaupt wollte man ja in den Eingeweiden der geopferten Schafe die Zukunft lesen: daher im Vatikan die vortreffliche Skulptur eines geschlachteten Widders, der auf einem Altare liegt: ein Meisterwerk in seiner Art, von wunderbarster Naturtreue.

Noch interessanter ist die Bronzeleber von Piacenza, eine Art Kompendium der Haruspicin aus dem zweiten bis dritten Jahrhundert

v. Chr.; ein Anschauungsmittel, um die schwierige Lehre dieses Teils der etruskisch-römischen Disziplin zu vereinfachen und zu erleichtern [216].

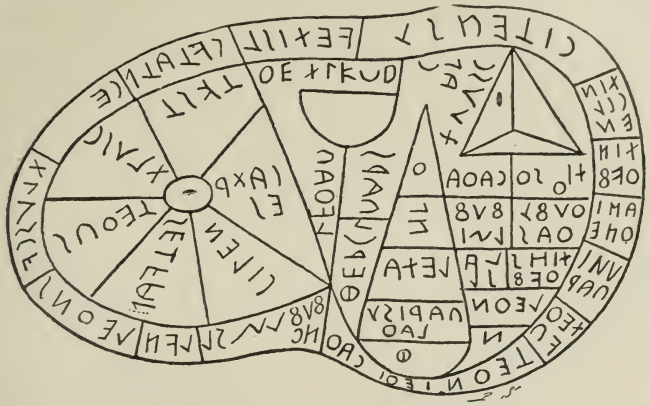


Fig. 115. Bronzeleber von Placentia.

Auch bei den Griechen hielt sich die Mantik mit Vorliebe an das Schaf. Gespensterhafte Schafe, wie sie noch heute im griechischen Volksglauben spuken, treffen wir bereits bei Sophokles (Trach. 695 vgl. Schmidt, Volksleben d. Neugr. I 157. 162). Das Sternbild des Widders bedeutete die Fruchtbarkeit des Frühlings: auf Ringen kann ein Widder mit Stern den besonderen Schutz und Segen Athenes bezeichnen (M. u. G. XVIII 46).

Rind.

Das Rind gehört zu den ältesten und wichtigsten Tieren der Indogermanen [217]. Kein Wunder, daß sich viel Übereinstimmung in den Namen findet, so bei den Wörtern taurus, bos, πόρτις, Stier, Kuh und Kalb. Mehrere dieser Wörter sind ganz sicher lautnachahmend gewesen. Die Kuh, griechisch βοῦς, lateinisch bos treffen wir auch im Sanskrit (gô), Zend, Armenischen, Keltischen: die U- oder O-macherin; dazu mugire, μυκᾶσθαι, brüllen, vom Rinde.

Auch ταῦρος, taurus, altslawisch turu, altnordisch thjorr, keltisch tarvos Stier bedeutet den Brüllenden, fürchterlich Brummenden, wie wahrscheinlich auch das germanische urus Wildstier. Die junge Kuh, Kalb πόρτις, mittelhochdeutsch verse ist verwandt mit »Farre« Stier.

Das lateinische vitulus Kalb bedeutet Jährling, verwandt ἔτος, vetus.

Was die vielumstrittene Frage nach den Rindviehrassen [218] betrifft, so kann es hier nicht unsere Aufgabe sein, in dieser Beziehung feste Stellung zu nehmen oder gar von einem solchen Punkte aus in das Chaos der sporadischen antiken Überlieferungen eine schöne

Ordnung zu bringen. Trennen wir zunächst die zahmen und die wilden Rinder voneinander. Über letztere habe ich in den Thieren des classischen Altertums so ausführlich gehandelt, daß hier nur der Vollständigkeit halber am Schluß eine kurze Skizze und Nachlese zu geben ist. Was die zahmen Rassen anlangt, so springen sofort viererlei in die Augen: langhornige, kurzhornige, hornlose, bucklige.

Das indische zahme Rindvieh gehörte fast ausschließlich zur vierten Kategorie. Es imponierte durch die Größe der Hörner und des Körpers. Zu Alexanders Zeit besaß Indien Rinder im Überfluß. Nach Curtius und Arrian machte der Radscha Taxiles, der den Mazedoniern günstig gesinnt war, dem großem Eroberer 3000 Rinder zum Geschenk. Die Abgaben an die Könige geschahen durch Lieferung von Rindern, und in den Veden finden wir die Milch bereits als hauptsächlichstes Nährmittel.

Der Assyrier züchtete einen schweren kräftigen Schlag mit kleinem Fetthöcker und meist nach vorn gebogenen Hörnern, der durch die bewundernswerten Reliefs der späteren Kunstperiode vortrefflich illustriert wird. Das assyrische Rind ist deswegen von besonderer Bedeutung, weil gerade in den Euphratländern der Gebrauch des Rindes zum Pflügen zuerst aufgekommen sein soll (Hahn, Demeter und Baubo). In der römischen Kaiserzeit waren babylonische Rindshäute ein beliebter Artikel für die Einfuhr ins römische Reich (Digest.). Das Zendavesta erklärte es für Sünde, wenn für die Herde nicht pünktlich gesorgt ward, und eigene Gebetsformeln sollten die Vermehrung des Viehs befördern, wie wir umgekehrt in Griechenland Verfluchungen begegnen, um das Vieh unfruchtbar zu machen.

Das syrische Rind war braungelb, großhörnig, magerte nicht leicht ab und ließ sich als Zugtier gut gebrauchen. Die Landschaft Golan am Hauran war allezeit ein Mittelpunkt der Rinderzucht. Ihren hohen Wert für die ältesten Hebräer ersieht man aus der Genesis, wo bei Schilderung von Wohlstand das Rindvieh stets im Vordergrunde steht; auch daß man den ersten Buchstaben des Alphabets aus dem ursprünglichen ägyptischen Vogel in ein Rind, Aleph, umwandelte [219], sowie daß Gaza und Aradus ein Rind im Wappen führten, mag hervorgehoben werden.

Die Araber züchteten als Nomadenvolk alle Arten von Vieh und insbesondere Rinder in enormer Zahl. Zwanzigtausend Rinder brachte nach einer Keilinschrift eine einzige Beduinenkönigin dem Tiglat-Pileser als Tribut. Auf den glücklichen Inseln, νῆσοι εὐδαίμονες, beim sabäischen Arabien gab es bloß weiße Rinder ohne Hörner (Diod.), also Zebu (Bos indicus). Im Innern Kleinasiens wurden unzählige Rinderherden gehalten; auch hier gab es hornlose

und gehörnte Zebu und Rinder mit beweglichen Hörnern. Aristoteles und Plinius erklären letzteres damit, daß die Hörner mehr an der Haut als an den Knochen hängen. Zebu hielt man auch im Süden Kleinasiens, auch an der Westküste und auf Cypern. Gleich dieser gesegneten Insel konnten sich auch Samos und Chios einer blühenden Viehzucht rühmen.

Ägypten besaß in seiner sozusagen klassischen Zeit zwei Rassen: eine mit langen leierartig gewundenen und eine mit kürzeren halb-

Fig. 116. Schädel des Apis.

mondförmigen Hörnern. Die prächtige hochgebaute Langhornrasse, die Aristoteles einst rühmte, ist leider heute am Nil ausgestorben; aus ihr wurde auch der Apis ausgewählt (Fig. 116). Den urältesten ägyptischen Schlag haben wir vor uns auf der berühmten Negadahplatte (Fig. 106): er ist ganz ähnlich den Wildrindern von Niniveh und Vaphio.

Sonderbarerweise sieht man an den ägyptischen Denkmälern, daß wie noch heute bei manchen afrikanischen Stämmen künst-

liches Verbiegen der Hörner vorkam; auch in Nimrud zeigt der berühmte schwarze Obelisk Salmanassars diese wunderliche Mode: den dabei angewendeten Kunstgriff beschreibt uns Aristoteles. Das Rind wurde am Nil und in der Landschaft Gosen mit größter Sorgfalt gepflegt. Es gab eigene Ochsensiegler, σφραγισταί, welche die Rinder mit eingebrannten Zeichen versahen. Im Talmud lesen wir, daß man den Kühen, die aus Alexandrien ausgeführt wurden, vorher die Plazenta ausschnitt, damit die Rasse nicht anderswo gewonnen werden könne. Rinder-, Schaf- und Ziegenhirten bildeten eine besondere Kaste, was für die Erhaltung einer bewährten Tradition von größtem Werte war. Auch des Königs Interesse war beteiligt; wenigstens erzählt uns die Genesis, daß Pharao viele Aufseher über seine Herden hatte.

Hornlose Rinder kamen wohl aus Äthiopien, wo es auch solche mit lose herabhängenden, also beweglichen Hörnern gegeben hat. Auch leopardenartig gefleckte Buckelochsen kamen aus dem Süden[220]. Diodor berichtet, daß die trefflichsten Viehzüchter von den Äthiopiern zu Königen gemacht worden seien, und auf Bildwerken sehen wir äthiopische Prinzessinnen mit Kuhgespann fahren; auch die israelitischen Erzväter waren ja kaum verschieden von den späteren Scheiks der Beduinen.

In Kyrenaika, besonders an den Syrten, war blühende Rinderzucht; die Häute, δέρματα, bildeten einen bedeutenden Ausfuhrartikel für Kyrene und Karthago.

Thrakien und Mazedonien hatten wilde und zahme Rinder in großer Zahl. Die Viehzucht der Päonier hebt schon Hekataeus hervor, später werden die Mosynöken und der thrakische Chersonnes erwähnt: Byzanz führte eine Kuh im Wappen.

Mösien, Illyrien und Dalmatien, also der ganze Norden des Balkangebietes, waren Weide- und Viehländer ersten Ranges. Seit der Eroberung a. 156 v. Chr. wurde Dalmatien vom römischen Großkapital in dieser Weise ausgenützt; ebenso erging es Illyrien und Epirus. Apollonia und Dyrrachium führen Kuh und Kalb im Wappen. Zur Zeit des Augustus wurden in Aquileja Massen von illyrischem Vieh und illyrischen Rindshäuten gegen italienische Weine und Öl umgetauscht. So wird es bis zum Fall Aquilejas geblieben sein. In der Zeit der Völkerwanderung waren es die Goten, welche im nördlichen Teile des Balkan großartige Rinderzucht betrieben.

Ausgezeichnete Rinder erzeugte während des ganzes Altertums Epirus. Seit Hesiod schon war Hellopia, wie die Gegend um Dodona hieß, durch Viehzucht berühmt. Die molossischen Rinder waren Riesentiere von schwerem, starkem, feistem Schlag, mit kolossalen Hörnern, die man zu Trinkgefäßen verarbeitete. Jede Kuh

lieferte nach Aristoteles täglich eine Amphora Milch, mehr als die beste Holländer oder Schweizer Kuh von heute. Auch die chaonischen und thesprotischen Ochsen waren berühmt. Die edelsten Rinder hießen pyrrhische, mißbräuchlich auch rötliche, πύρριχοι, waren Eigentum des Königs und ihre Zahl belief sich auf ungefähr vierhundert. Die Sage verlegte die riesigen und wunderschönen Rinder des Geryones, welche Herakles stehlen mußte, in epirotisches Gebiet. Auf den herrlichen Weiden schweiften die Tiere frei umher und ihre Zucht wurde sehr methodisch betrieben. Besondere Verdienste schrieb man dem König Pyrrhus zu: er verordnete, daß die Kühe erst im vierten Lebensjahre besprungen werden dürfen (Plin. n. h.), eine sehr vernünftige Maßregel, von welcher freilich zur Römerzeit wieder abgewichen wurde, nicht ohne Schädigung der Rasse. Doch blieb Epirus auch in dieser Periode ein viehreiches Land ersten Ranges, und mancher reiche Römer, wie Atticus, veredelte seinen italienischen Rinderschlag durch Einfuhr epirotischer Bullen oder hielt sich in Epirus selbst seine Herden. Daher nennt auch Cicero Epirus ein wüstes Heideland, deserta. Zu Varros Zeit galten die epirotischen immer noch für die besten Rinder und sogar Plinius erlebte noch Exemplare der alten weltberühmten Rasse. Auch das Nachbarland Thessalien mit seinen üppigen Triften, namentlich am Peneios und bei Pherä erscheint in Sagen, Münzen und historischen Notizen reich an stattlichem Rindvieh. Die Thessaler waren große Freunde von Fleischspeisen, ihre Fürsten, wie Admetos, Hypseus und Iphiklos hielten sich schöne Herden, bisweilen von lauter weißen Rindern und das ganze Volk erlustigte sich an den Stiergefechten. Die reizende Abbildung einer thessalischen Kuh auf der Weide geben wir nach einer Münze auf Taf. II 14. Tf. II 14.

Auch die Akarnanen, Anianen, Magneten und Phokier pflegten die Rinderzucht; mehr noch Böotien und Euböa, die davon den Namen hatten. In Böotien zeichneten sich die Bezirke von Orchomenos, Theben und Thespiae und das Grenzgebirge Arakynthos aus. Auf Euböa, dessen Viehreichtum öfters gepriesen wird, haben die Hauptstädte Karystos und Eretria* das Rind im Wappen[221]. Aus Böotien und Euböa kam viel Vieh auf den Markt von Athen, ebenso aus Sizilien, Vorderasien und den Ländern des Schwarzen Meeres. Denn Attika selbst erzeugte weit weniger, als seine hohe Bevölkerungsziffer erheischte. Das Fleisch mußte durch Einfuhr geliefert werden, die inländischen Rinder konnten nur zur Feldarbeit und sonst zum Ziehen, sowie zur Milch ausreichen. Schon der attische Sprachgebrauch stellt die Rinder als Jochtiere, ὑποζύγια, den Schafen und Ziegen als Weidevieh, πρόβατα, gegenüber.

Im Peloponnes ragte das sprichwörtlich gewordene Arkadien, die hellenische Schweiz, hervor mit den Bergen Mainalos und Lykaios, wo Pan Nomios, der Herdenpan und der phallische Hirtengott Hermes ihren Kultus hatten. Am Epeios in Elis sollte Augeias seinen famosen Rinderstall gehabt haben. Messenien war gleichfalls schon in der Vorzeit Griechenlands durch Vieh und Weiden hochberühmt. Der erste messenische Krieg entstand um eines Rinderraubes willen, und auch im zweiten hören wir von Rinderraub (Paus.). Argolis war gleichfalls in der Dämmerungsperiode der griechischen Geschichte nicht arm an Rindern. In Megaris gab es blühende Gerbereien und der Erfinder dieses Handwerkes soll ein Megarier namens Nikias gewesen sein.

Bei Italien weist der Name »Kälberland« wie bei Böotien und Euböa auf uralte Rinderzucht hin. Im Bundesgenossenkrieg wählten die gegen Rom vereinigten Italiker zu ihrem Münzwappen einen Stier, der die römische Wölfin zu Boden wirft. Nach Varro war das italische Rind im allgemeinen groß mit starkem Nacken, von dunkler oder rötlicher Farbe; durch Vermischung mit dem vorzüglichen epirotischen Schlage suchte man die einheimische Rasse zu verbessern. Columella nennt als besonders ausgeprägte Schläge die vom nördlichen Italien, Apennin, Etrurien, Umbrien, Campanien, Apulien und Bruttium. Noch wichtiger war schon vor der Römerzeit Sizilien, das nach Athen und Rom großartigen Export betrieb. In der früheren Periode stand die Rinderzucht vielfach in Verbindung mit dem Kultus und gleichwie bei den sizilischen Hunden haben die Priester das Hauptverdienst an der Veredlung der Rasse. Dreitausend heilige Rinder weideten beim Städtchen Engyon, einer Kolonie von Kreta (Diod.). Die Syrakusaner opferten jährlich an einem einzigen Festtage 450 Rinder (Diod.). Die weißen Rinder in manchen Städten wie Himera, Agrigent, Tauromenium sind ohne Zweifel auch mit dem Kultus in Verbindung zu bringen. Herrliche Viehherden des Sonnengottes auf Thrinakia erwähnt schon Homer. Ich glaube, daß der elegante Wuchs des sizilischen Rindviehs, seine schöne Färbung, seine stattlichen Hörner auf künstliche Veredlung zurückzuführen sind, daß namentlich auch fremde Zuchtstiere und Zuchtkühe importiert wurden, denen man samt ihren Nachkommen in den Bezirken der zum Teil sehr reichen Tempel treffliche Wartung angedeihen ließ. Auch manchem sizilischen Tyrannen mag für die Hebung der Viehzucht wie für die der Pferdezucht Dank gebühren. Die Einfuhr der ersten langhörnigen Zuchtstiere war vielleicht ein Werk der Phönizier; läßt sich doch z. B. der Weg von Engyon nach Kreta, von Kreta nach Syrien so leicht zurückverfolgen.

Zur Zeit der römischen Plantagenwirtschaft ward Sizilien ein Viehzuchtland ersten Ranges und hatte starken Export in die Hauptstadt des Reiches.

In Bruttium wie überhaupt auf dem ganzen italischen Festlande war ein ziemlich kurzhorniger Rinderschlag, der auf den vielen herrlichen Triften und baumreichen Bergweiden (saltus), wo man die Tiere ganz frei herumschweifen ließ (Liv.), vortrefflich gedieh. Vergil rühmt eine schöne Jungkuh, die im großen Silawalde weidet; Theokrit aber preist die Umgebung von Kroton, die fetten Auen an den Flüssen Aisaros und Neaithos als rinderreich, und die prächtigen Münzen von Kroton und Thurii zeigen uns häufig den Stier als Typus, meist in angriffslustiger Stellung, stoßend oder zum Stoß ausholend: denn halbwild wurde er ja aufgezogen.

Taf. II 13: Münze von Thurii. Tf. II 13.

Die begehrteste Farbe war rotbraun (Theokr.).

Auch Tarent (Strab.), Apulien und Calabrien waren durch ihre Rinder berühmt. Seit der römischen Besitznahme wurden diese Länder mehr und mehr in menschenleere Viehtriften verwandelt, wo man wohlhabende freie Männer mit der Laterne suchen, dafür aber tausende von Sklaven finden konnte, die daselbst im Winter das Vieh der Römer hüten mußten; im Sommer wurde es zu heiß, dann wechselte man die Weideplätze und führte das Vieh nach dem kühleren Lucanien (Hor.).

Von der Masse des römischen Viehs, das auf dem ager publicus in Apulien weidete, auf den gepriesenen Rindertriften des Matinus, des Garganus, des Galäsus und sonst, bekommen wir einen Begriff, wenn ein römischer Prätor bei einem einzigen apulischen Hirtenaufstand gegen 7000 dieser Unglücklichen hinrichten ließ (Liv.), oder wenn Pompejus in der Umgegend von Brundisium ein Korps von 300 berittenen Hirten und Sklaven aus dem Boden stampfte (Caes.). Es waren die gleichen Verhältnisse wie im inneren und westlichen Teil des römischen Sizilien, nur daß die Hirten weniger offen von ihren Besitzern auf das Räuberhandwerk angewiesen wurden.

Der lucanische Schlag war, soviel aus den Münzen erhellt, ziemlich großhörnig; auch war er so hochgewachsen und stark (Lucil.), daß die Römer beim ersten Anblick der Elefanten im Kriege mit Pyrrhus dieselben scherzweise lucanische Ochsen nannten. Die römischen Geldfürsten haben sich denn auch den vorzüglichen Rinderschlag des Landes und seine unübertrefflichen Bergweiden sehr wohl zu Nutzen gemacht. Das lucanische wie das samnitische Rind, was meistens wohl gleichbedeutend ist, wird oft gelobt und hat sicherlich als Modell gedient für die Münzen der Italiker im Bundesgenossenkriege.

Weniger stark und kleiner war das Rindvieh Campaniens, dessen weiße Farbe hervorgehoben wird, ebenso lesen wir von weißen Rindern bei Mevania in Umbrien und bei Falerii in Latium.

Latium besaß einen gedrungenen, arbeitskräftigen Schlag wie das Sabinische. Auf den Wiesen bei Ostia (Plin. ep.), Laurentum (Tib.), Alba Longa (Hor.) weidete genug Hornvieh, und im nächsten Umkreis der Weltstadt war die Milchproduktion sehr lohnend. Die Bedeutung der Rinderzucht für das älteste Rom erhellt aus den Sagen vom Pflegvater der Zwillinge, Faustulus, der als magister regii pecoris erscheint, von Cacus, der die Rinder des Herkules stehlen wollte, und von der sabinischen Kuh, deren Hörner unter Servius Tullius im

Fig. 117. Römischer Kupferbarren, um 350 v. Chr. (Berlin).

Vorhof des Tempels der Diana angeheftet wurden und als ein Palladium der Stadt Rom galten (Liv.). Die nach Latium gezogenen Sabiner waren von Hause aus ein Volk von Viehzüchtern. Strabo erwähnt die Masse der Rinder auf den sabinischen Bergen; vor allem war die Rosenebene, campi Rosei, bei Reate durch ihre Rinder berühmt. Der Nationalgott Mars galt als oberster Schirmer der Herden, und als die ihm geweihten Sabiner bei einem heiligen Frühling ins Land der Opiker zogen, wurden sie von einem Stier geführt, den, wie die Sage ging, Mars selber ihnen geschenkt hatte (Strab.). Columella schildert das Sabinerrind als kräftig, gedrungen, zur Feldarbeit tauglich.

Einen prächtigen feisten römischen Mastochsen schauen wir auf dem Suovetauriliarelief Fig. 140. Ein zweites ungemästetes Exem-

plar des echt römischen Rinderschlags aus der Epoche der punischen Kriege führt uns Fig. 117 (Aes grave der Berliner Sammlung) vor Augen.

Etrurien und Umbrien waren gleichfalls hervorragende Landschaften für Viehzucht. Ersteres ist nach dem jüngeren Plinius voll Klee und Vieh, Livius rühmt die Ebene zwischen Faesulae und Arretium als viehreich. Eben die Gegend von Falerii pflegte die weißen Opferstiere für Juppiter Latiaris am jährlichen latinischen Bundesfeste zu liefern, bis nach einem späteren Senatsbeschluß, welchen Arnobius erwähnt, auch rötliche Stiere gestattet wurden: man sieht, daß die vordem wohl sorgsam erhaltenen und nach-

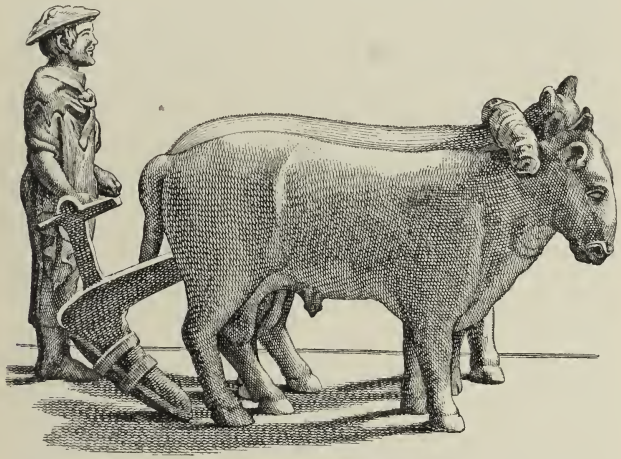


Fig. 118. Etruskische Rinder, nach Gori mus. Etr. II cc.

gezüchteten weißen Exemplare immer schwieriger zu bekommen, vielleicht geradezu ausgestorben waren. Abbildungen des etruskischen Rindes besitzen wir gerade genug, besonders auch Bronzestatuetten und Münzen. Es ist eine stämmige kurzhornige Rasse, womit auch die Schilderung bei Columella (VI 1) nicht im Widerspruch steht (M. u. G. III 43) (Fig. 118).

Das gegen Osten anstoßende Umbrien hatte vortreffliches Hornvieh, eine große schöngebaute Rasse. Die »stierreiche« Ebene (tauriferi campi Lucan.) am Fluß Clitumnus bei Mevania lieferte die schönsten schneeweißen Opferrinder nach Rom; andere Striche wie die Gegend bei Sassina, des Plautus Geburtsort, versorgten die Weltstadt mit trefflichem Käse (Mart. Sil.). Dreimal im Jahre, behauptete man (mirab. ausc.), bringe das Vieh in Umbrien Junge zur Welt, woraus wir wenigstens das ersehen, daß Überfluß an Vieh dort geherrscht haben muß.

Zu Mittelitalien ziehen wir noch Sardinien, in dessen Bergen die Viehzucht den meisten Unterhalt des Lebens lieferte (Diod.) und dessen Hafenplätze mit Pökelfleisch Handel trieben (Poll.).

In dem sehr viehreichen Oberitalien gab es im ganzen Altertum drei verschiedene Rassen nebeneinander: die ligurische, die gallische und die von Altinum. Die ligurische im Westen war die kleinste in ganz Italien und glich in diesem Stück dem Alpenrind. Varro findet sie spaßhaft klein (nugatorium). Dafür war sie aber um so fruchtbarer und der Handel mit diesem Vieh ins eigentliche Italien daher doch äußerst lebhaft (Strab.). Hier im Westen war Genua das Zentrum des Handels und außerdem hören wir vom Grenzfluß gegen Etrurien Macra, daß dort die römischen Viehhändler zu Varros Zeit einzukaufen pflegten.

Im östlichen Teile Norditaliens war das gallische Rindvieh verbreitet, eine schöne stark gebaute Rasse, trefflich zur Arbeit, mit der nach Aquileja ein schwunghafter Handel getrieben wurde (Strab.).

Eine dritte kleinere Rasse erkennen wir in den hochgeschätzten Kühen von Altinum am Silis: ihr venetischer Name cevae oder cenae erinnert an unser deutsches Kuh. Diese Kühe waren äußerst milchreich, die Kälber ließ man lange an den Müttern saugen und fütterte sie u. a. mit geschrotenen Bohnen (Mart. Col.).

Das transalpinische Gallien war reich an trefflichen Rindern, besonders in der heutigen Provence am Rhodanus und bei Massilia. Unter den keltischen Stämmen hebt Cäsar die Mandubier hervor. Als Viehfutter im Winter dienten die Rüben.

Das Alpenrind der Helvetier war — entsprechend der Torfkuh der Pfahlbauten — nicht groß, doch gab es die meiste Milch. Als die Helvetier zur Zeit Ariovists aus ihrer Heimat auszogen, spannten sie eine Masse Vieh vor ihre Karren und Lastwägen. Heute noch nehmen die Nachkommen dieser Rinderart fast den ganzen gebirgigen Teil der Schweiz ausschließlich ein; dies sogenannte Braunvieh hat in vielen wilden Bergtälern die Größe seiner kleinen Stammart nicht überschritten (Rütimeyer).

Auch Britannien war reich an Rindern. Nach Cäsar kleideten sich die Stämme des Binnenlandes in Rinderfelle und Fleisch und Milch der Rinder bildeten ihre hauptsächliche Nahrung. Zur Zeit des Augustus hatte sich daher schon ein lebhafter Handel mit britannischen Häuten entwickelt.

Ungleich wichtiger aber war Spanien. Schon die mythischen Herden des Geryones und ihren Raub durch Herakles verlegten die Meisten nach Spanien. Von Viehdieben lesen wir in einem Reskripte Hadrians an den Statthalter von Tarraconensis. In Lusitanien konnte

man zu Polybius Zeiten um wahre Spottpreise Rinder kaufen. Ein Kalb kostete 5 Drachmen, ein erwachsenes Rind zum Ziehen 10. Wir fügen hier noch die Abbildung bronzener Rindsköpfe — iberischer Kurzkopfrasse — ein, aus dem Museo arqueológico zu Madrid. Sie wurden auf Mallorca ausgegraben (Fig. 119a. b. c).

Auch Germanien war, als es zum erstenmal mit den Römern in Berührung kam, reich an Rindern; aber sie waren klein, unscheinbar und entbehrten des Hörnerschmuckes. So schildern sie Cäsar und Tacitus. Sie gehörten somit zu der dem nördlichen Europa

Fig. 119a. Bronzener Rindskopf von Mallorca, nach Bruckmann.

eigentümlichen kleinen, völlig hornlosen Akeratosrasse (vgl. C. Keller a. a. O. 118). In den römisch-deutschen Kriegen der Kaiserzeit ist das germanische Rind der gewöhnliche Gegenstand von Beute und Tribut. Geißeln, Getreide, Kühe und Schafe mußten die neun reguli der Alamannen an Probus liefern. Claudius II. nahm den Goten, die vorzügliche Rinderzüchter waren, eine große Masse ihres Viehes ab. Natürlich verbesserte sich bei dieser großen Sorgfalt der junggermanischen Stämme die Güte des Rinderschlages, und das alte kleine hornlose Vieh kam aus der Mode. Vielmehr begegnen wir zu Anfang des sechsten Jahrhunderts einem wichtigen Reskripte des ostgotischen Königs Theodorich, in welchem die Bewohner Norikums aufgefordert

werden, ihr Vieh auf den Markt zu bringen wegen seiner stattlichen Körpergröße: das wird gallische Rasse gewesen sein.

Es ist oben berührt worden, daß die Athener eine Masse Vieh, Fleisch und Häute aus den Pontusländern bezogen; so war es in der perikleischen Epoche und lange nachher. Später ist gewiß Konstantinopel in diesem Stück an Athens Stelle getreten. Die skythisch-sarmatischen Nomadenvölker am Nord- und Ostgestade des Schwarzen Meeres lebten von Viehzucht (Arrian. periph.); Haupthandelsplätze waren die Mündungen der Flüsse Tyras und Borysthenes (Scymn.) und die Stadt Tanais (Strab.). Die Münzen der hellenischen Städte zeigen das Rind als Wappen. Nach Herodot und Hippokrates war die Rasse von Natur hornlos; nach andern feilten die Skythen die Hörner ab, um die Mastung zu befördern.

Fig. 119b. Bronzener Rindskopf von Mallorca, nach Bruckmann.

Im ganzen haben wir also das hornlose Rind im alten Südrußland, Germanien, Phrygien und Äthiopien gefunden. Die zwei oder drei erstgenannten Verbreitungsbezirke standen sicher in historischem Zusammenhang. Rinder mit beweglichen, lose hängenden Hörnern gab es in Äthiopien und Kleinasien. Eine eigentümliche sehr schöne Langhornrasse treffen wir in Ägypten (Fig. 124). Die größte, fetteste, milchreichste Rasse Griechenlands war die molossische mit kolossalen Hörnern, offenbar ein sorgsam verbesserter Nachwuchs des riesigen Urochsen, der noch zu Herodots Zeit am mazedonischen Flusse Axios hauste. In Italien war der lucanische Schlag von ähnlicher Art, doch reichte seine Qualität nicht ganz an die des epirotischen. Durch Schönheit des Körperbaues und elegantes hohes Gehörn ragte das sizilische Rind hervor. Im allgemeinen war sowohl das griechische wie das italische Rind von guter Qualität, mittlerer Größe, mit kleinen, höchstens mittelgroßen Hörnern und langem Schwanze. Auffallend klein war das ligurische Rind wie das der benachbarten Alpen.

In manchen Landschaften Asiens und Afrikas verwendete man Buckelochsen; von ihnen sowie von den Wildochsen des klassischen Altertums ist in den »Th. d. cl. A.« ausführlich gehandelt worden (S. 53—72, 342—348 = 27 S.).

Europa besaß in seinen Urwäldern zur Zeit der Alten sowohl den wilden bärtigen Wiesent, βόνασος, vison als den Urus. Der letztere, wesentlich gleich dem Bos primigenius oder Urochsen, dessen

Fig. 119c. Bronze von Mallorca.

fossile Reste man u. a. auch im Peloponnes und in Algier gefunden hat[222], unterschied sich besonders durch die Größe der Hörner. Der Wiesent, von dem es heute noch in Rußland Exemplare gibt, hat kurze Hörner, eine starke zottige Mähne und einen erhöhten Rücken. Seine Heimat waren Germanien[223], Pannonien und Thrakien. Auch ist es nicht unmöglich, daß sich die Sage vom marathonischen Stier des Theseus an ein faktisches gelegentliches Vordringen der Auerochsen bis zur Nordgrenze von Attika anschloß und daß der Mythus

von den feuerschnaubenden Stieren Jasons auf die notorisch im Kaukasus vorkommenden Wildstiere sich bezog. Die Urusstiere hausten in ziemlicher Anzahl im westlichen und mittleren Europa. Sie hatten, wie gesagt, oft kolossale Hörner und wurden überhaupt sehr groß. Beide Tiere nebeneinander sollen noch im 11. Jahrhundert in Oberdeutschland gelebt haben. Später war der Urus nach Schweden, Polen und Litauen gedrängt. Die letzte Uruskuh starb a. 1627 in der polnischen Provinz Masowien. Wir bieten hier die berühmte Abbildung des ausgestorbenen Tieres nach Graf Herberstein (Fig. 120).

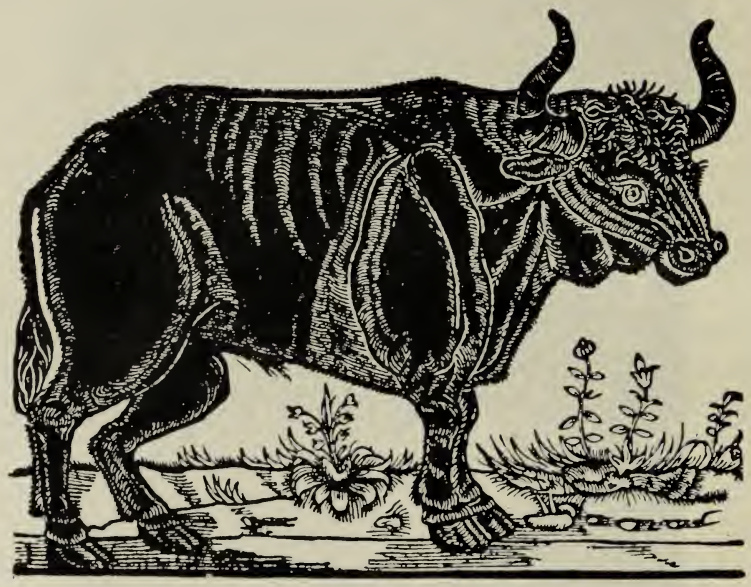


Fig. 120. Urus nach Herberstein.

Wenn man nun auch auf die einzelnen Notizen nicht allzuviel geben darf, sondern damit zu rechnen hat, daß die Gewährsmänner zum Teil die Bezeichnungen beider Arten konfundierten, so darf doch festgehalten werden, daß Seneca, Plinius, Timotheus, die Nibelungen und die Carmina Burana ausdrücklich die zwei Arten unterschieden, daß offenbar mit den buckligen und unzähmbaren Tieren die Wiesente, mit den riesenhornigen, sehr großen und zähmbaren Wildrindern aber die uri gemeint sind, daß beide Arten zu gleicher Zeit die Waldgebirge Mitteleuropas bewohnten und daß sie in der Epoche der germanischen und keltischen Siedlungen noch sehr häufig vorgekommen sein müssen.

Tf. II 12. Auf der Münze der Orreskier in Mazedonien Taf. II 12 ist ein Jäger mit zwei Jagdspeeren zu sehen, der zwei wilde Stiere neben sich hat.

Wegen des Mangels einer Mähne und eines Buckels und wegen der Form der Hörner müssen wir sie trotz der unbedeutenden Länge des Gehörnes für uri, Abkömmlinge des Bos primigenius, erklären.

Das Einfangen halbwinder Rinder wird noch in der gebildetsten Zeit oft erwähnt. Man ließ sie Jahre lang frei auf der Weide laufen, bis man sie einfing, um sie als Zug- oder Opfertiere zu gebrauchen. Wie viele solcher Rinder mögen gelegentlich ausgebrochen und in den Wäldern verwildert sein! Denn das Hausrind verwildert sehr leicht und bildet dann oft überaus schöne Rassen.

In der klassischen Kunst zeigen uns Vasen, Gemmen und Reliefs zum Teil in vollendeter Weise, wie Herakles den wilden kretischen Stier lebendig fängt, wie er einen Vorder- und einen Hinterfuß und die Schnauze mit einem Strick umschlungen hat und das widerstrebende gewaltige Tier mit Knie und Ellenbogen zur Erde niederdrückt.

Von den berühmten beiden Goldbechern der mykenischen Periode aus Vaphio (bei Amyklä) zeigt der eine behaglich weidende Stiere, der andere eine wildbewegte Jagd, die aber nicht als europäisch gedeutet werden kann, sondern wegen der offenbaren Dattelpalmen auf syrophönikischen Import hinweist. Die Stiere stimmen hinsichtlich des Gehörns und der Statur auffallend überein mit dem assyrischen Jagdrelief von Assurnazirpal, welches »Th. d. cl. Alt. S. 62« wiedergegeben ist. Tiglat-Pileser I jagte, wie die Keilschriften erzählen, viele wilde Stiere im Libanon, und Antipater von Sidon besingt (epigr. 18) die Erlegung eines Wildstieres. Die Tiere der Goldbecher werden offenbar mit Schonung behandelt, weder verwundet noch getötet, nicht einmal mit Hunden gehetzt. Vielleicht hatte man die Absicht, sie in einen der vielen riesengroßen Parke, παράδεισοι, zu setzen, damit sie der König nach Belieben dort jagen konnte. Unbewaffnete Sklaven scheuchten zu diesem Zweck, nicht ohne Lebensgefahr, die Stiere in die ausgespannten sehr derben Netze, wo sie sich verfingen, niederstürzten und an den Füßen gefesselt werden konnten[224]. Den Zustand vor und nach dem Einfangen schildert Fig. 122, während der Fang selbst auf dem anderen Goldbecher (Fig. 121) dargestellt ist. Kühe bemerkt man nicht. Sie würde man auch schwerlich als Gegenstände der Jagd in den Paradeisos eingesetzt haben. Übrigens bleibt der Endzweck der ganzen Prozedur eine mehr oder weniger offene Frage; als Heimat des Motivs aber — die Goldbecher mögen nun in Europa oder Asien gearbeitet sein — ist jedenfalls ein Palmenland anzunehmen[225]. Der Stil entspricht den berühmten mykenischen Dolchklingen mit Löwen und Ginsterkatzen (Fig. 8 und 55).

Von den außereuropäischen Wildrindern besitzen wir allerlei Nachrichten, wenn sie auch teilweise ins Abenteuerliche aufgeputzt sind.

Fig. 121. Wildrinder, I. Goldbecher von Vaphio.

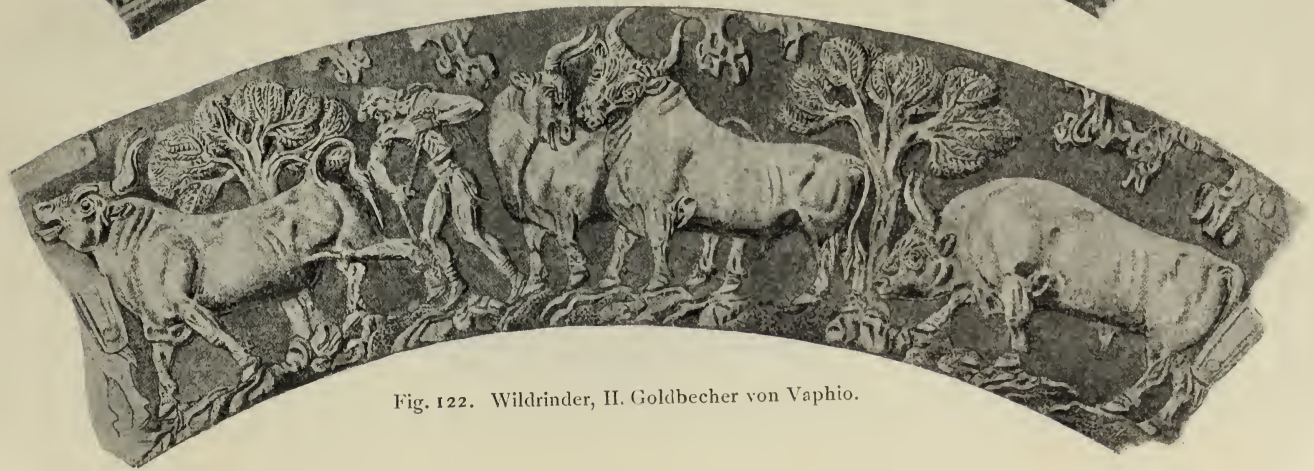


Fig. 122. Wildrinder, II. Goldbecher von Vaphio.

Der indische Arnibüffel mit seinen kolossalen Hörnern, der tibetanische Yak mit seinem prächtigen Schweife lassen sich erkennen, ebenso die Büffel oder Stierelefanten von Arachosien und Mesopotamien. Arnibüffel, die zur Tränke gebracht werden, findet man schon auf uralten chaldäischen Zylindern (Fig. 123).

Was den Yak betrifft, so können wir die Liebhaberei der Türken für seinen seidenartigen Schweif schon bei den Neupersern nachweisen, wo Sapor I auf einem Pferde dargestellt wird, das an Hals, Brust und Schenkeln mit langen Yakschwänzen behangen ist, zugleich zum Schmuck und zur Abwehr der Mücken[226].

Völlig fabelhaft sind die äthiopischen Wildstiere griechischer Autoren, die angeblich feuerrot waren und Fleisch fraßen.

In den Tagen der biblischen Geschichtsdämmerung, wo die Menge des Viehs den einzigen Maßstab des Reichtums bildete, schämten sich Laban und Moses nicht, selber die Tiere zu weiden, und noch

Fig. 123. Zylinder von Sargon I, viertes Jahrtausend v. Chr. (vgl. Fig. 134).

im Neuen Testament führt Christus den Ehrentitel des guten Hirten. Nicht anders ist es auch in der griechischen Mythologie. Der leibhaftige Gott Hermes schämt sich nicht, seine eigene Herde durch Rinderdiebstahl zu vermehren, und die schönsten Prinzen und Götterlieblinge treten als Hirten auf: ein Paris, Endymion, Adonis und Attis. Auch der typisch gewordene Daphnis, um dessen frühen Hingang alles Weidevieh Siziliens trauert, war der Sohn des großen Herdengottes Hermes und einer Nymphe gewesen. Ein sizilischer Hirte galt als Erfinder der Hirtenlieder: blühte doch auf dieser Insel zumeist die Bukolik, von der in den theokritischen Idyllen und in den Eklogen Vergils so reizende Beispiele erhalten sind. Gern denkt sich der Dichter selbst als syrinxblasenden Daphnis, vor dessen Melodien und Körperschönheit die ganze Natur, Nymphen, Mädchen, Knaben und das Vieh, dem man allgemeine Musikliebe zuschrieb, in Bewunderung zerflossen. Auch in Latium war zur Zeit der Gründung Roms der Hirtenstand nichts weniger als verachtet. War doch der Pflegvater

der halbgöttlichen Zwillinge Faustulus ein Oberhirte des königlichen Viehs, magister regii pecoris, und wo später der Circus maximus eingebettet ward, in der Mulde zwischen Aventin und Palatin, weidete einst Herakles seine Rinder. Ja die Zeiten kehrten einigermaßen wieder, als die alte römische Aristokratie durch Marius umgestürzt wurde. Seneca erzählt uns von manchem Senatorensohn, der dazumal Viehhirt geworden sei. Übrigens konnten die Oberhirten unter Umständen angesehene Personen werden: zu Pergamum hatten die Hirten, βουκόλοι, ihrem Erzhirten, ἀρχιβουκόλος, ein Denkmal errichtet, dessen Inschrift noch auf uns gekommen ist. Im allgemeinen aber waren in der historischen Zeit die Hirten nicht eben in beneidenswerter Lage: war doch auch in Ägypten keine Kaste so verachtet wie die der Hirten, und was die Griechen anlangt, so lesen wir in der Odyssee von der Sitte, noch ganz kleine Sklavenbuben zum Rinderhüten anzustellen. Von den zwei Haupthirtenländern des Altertums können wir uns Arkadien nicht mehr genügend ausmalen, aber von Sizilien haben wir Nachrichten genug, um uns das dortige Hirtenleben vorzustellen, freilich erst seit der römischen Latifundienwirtschaft. Damals wurde der Weiden- und Rinderreichtum des Landes durch den rücksichtslosen Egoismus der Eroberer zum Fluch für die Insel. Alles wurde jetzt nur im Interesse des Großkapitals ausgebeutet. Der Getreidebau zog sich immer mehr auf die zu einer intensiven Bewirtschaftung besonders geeigneten Küstengebiete, namentlich im Osten der Insel, zurück; die nutzbringende Weidewirtschaft fand dagegen die günstigsten Naturbedingungen. Die meist mit niederem Gestrüpp bestandenen, von engen Talfurchen durchschnittenen Gebirgszüge, welche als Fortsetzung des calabrischen Kalkapennin längs der Nordküste streichen und nach Süden leise zu den Plateaulandschaften des Inneren abfallen, boten die Sommer-, die südlichen Küstenstriche die Winterweiden. Viele altberühmte Städte waren infolge der verheerenden Kriegsstürme öde und verlassen; auf den Stätten phönikischer und hellenischer Kultur weideten die großen Rinder-, Schaf- und Pferdeherden reicher Römer (Strab. Cic.). Die waldlosen Bergflächen des Binnenlandes erscheinen ebenso als Weideland.

Für den unfreien Hirtenstand suchte man starkgebaute und gewandte junge Burschen aus, die der Anstrengung des ruhelosen Wanderns auf steilen Triftpfaden gewachsen waren. Sie sollten laufen, Lasten heben, mit den Waffen umgehen können, damit sie das Vieh vor Räubern und Wölfen zu schützen vermöchten. Nahrung wurde ihnen in Sizilien von den Herren nicht besonders geliefert, wie das doch von Varro als Regel für italische Verhältnisse angenommen wird: vielmehr waren sie auf Jagd und gelegentlichen Raub angewiesen;

die Herde bot an Milch und Käse das Fehlende. Es waren rauhe, trotzige Gestalten, die sich hier in ungestörter Freiheit bewegten, wo oft wenige Stunden entfernt in den Städten alle Reizmittel einer überfeinerten Kultur die erschlafften Nerven eines gesunkenen Geschlechtes nicht mehr zu erregen vermochten. Jahraus jahrein kamen sie unter kein gastliches Dach; höchstens wurde gegen die größten Unbilden der Witterung eine Nothütte aufgeschlagen. Aus zottigen Tierfellen, die sie vom Kopf bis zu den Füßen bedeckten, schauten verwegene wettergebräunte Gesichter, denen nicht zu trauen war (ἄπιστον γένος nach Theokrit). Kriegerische Bewaffnung, bestehend in dem derben Hirtenstabe, der furchtbaren Keule oder Lanze, eine Schar starker Hirtenhunde vollendeten das Bild. Und so wenig solch ein Daphnis den Idealfiguren entsprach, welche die gleichzeitigen Idyllendichter uns vor Augen stellen, gerade so vergeblich suchen wir an der Seite jener sizilischen Hirten nach einer wesenhaften Amaryllis: die Weiber, die in Sklavenehe oder nicht einmal so mit ihnen verbunden lebten, waren keine süßlich-weichen empfindsamen »Schäferinnen«, sondern kräftige abgehärtete Personen, welche sie in der Hütung unterstützten, Holz herbeitrugen, die Speisen kochten, die Geräte bewahrten[227]. Der eigentliche Name solcher Hirten, wenn sie das Rindvieh zu hüten hatten, war armentarii; ihr Oberaufseher hieß magister pecoris.

Hübsche Gemmen und Reliefs zeigen uns, wie das Rind neben seinem Hirten auf der Weide sich vergnügt und wieder wie es von einem Bauern auf den Markt getrieben wird (Bötticher, Baumkultus nr. 56).

Allgemein wurde das Rind zu den nützlichsten Dingen gezählt, die ein Mensch besitzen konnte, und so notwendig geachtet für den Ackerbau, daß es im ältesten Rom zu den res mancipi gehörte und noch in den spätesten Tagen Roms Constantin verbot, die Ackerochsen als Pfand für Schulden mit Beschlag zu belegen. Xenophon in seiner reizenden Idylle Oeconomicus erklärt es für besser als jedes Besitztum, ausgenommen einen guten Freund.

Sehr primitiv mutet uns der weitverbreitete Brauch an, das abgeschnittene Getreide durch Rinder austreten zu lassen, was noch zu Vergils Zeit in Italien im Schwange war. Schon die alten Hebräer hatten es von den Ägyptern gelernt, die übrigens »den Ochsen dabei das Maul verbanden«. Auch durch Bestreichen des Maules mit Mist suchten manche das dreschende Vieh vom Fressen abzuhalten.

Weitaus die wichtigste Verwendung im ganzen Orient und Occident war natürlich die zum Pflügen. In Indien kastrierte man den Stier, um ihn zum Pflugziehen gefügiger zu machen: auch im Abendland war das Verschneiden der Stiere sehr im Schwange. Die Griechen lenkten den Stier mit einer Schnur, die durch eines der Nasenlöcher

gezogen war; denn oft genug wehrte er sich gegen das Joch und »löckte gegen den Stachel«, κέντρον, Ochsenstachel, der aus dem Orient seinen Weg westwärts gefunden hatte[228]; doch warnt der besonnene Columella vor diesem Instrument, das die Ochsen nur zum Ausschlagen reize. Mehr im Gebrauch war die rindslederne Peitsche: daher das Sprichwort: »Aus dem Rinde macht man Peitschen« ἐκ τοῦ βοὸς τοὺς ἱμάντας, ungefähr unser: Undank ist der Welt Lohn. Das Jochen des Ackerstiers sollte Triptolemos, der Sohn der Getreidegöttin Demeter, oder auch »die Einspannerin« Demeter Damia selbst erfunden haben. Das Fahren mit Ochsen wurde erst später Sitte: Demeter und Triptolemos fahren mit einem Drachengespann, dem Sinnbilde des Gewitters — wegen der oft phantastischen Formen der Wetterwolken.

Nach den landwirtschaftlichen Schriftstellern Varro, Columella, Palladius sollte ein idealer Ackerstier folgende Eigenschaften besitzen: untersetzte Gestalt, starke Knochen, weit auseinanderstehende starke schwarze Hörner, breite behaarte Stirn, rauhe Ohren, schwarze Augen und Lippen, große Hufe und einen langen zottigen Schwanz. Die gewöhnliche Farbe war rötlich (Varr.) oder schwarz, bei den heiligen Opferrindern weiß. Von größter Wichtigkeit war die Abstammung, auf welche viel mehr ankomme, als auf den äußeren Eindruck (Plin.). Als bestes Alter für den Pflugstier, ἐρτάτης, ἐρτατίνης, gilt Hesiod das neunte Jahr, der Pflüger aber soll das vierzigste Lebensjahr überschritten haben.

Das Joch wurde in einigen Gegenden Italiens an den Hörnern befestigt, gemeiniglich aber am Halse; auf steinigem Boden kam es vor, daß vier Paar Ochsen an einen einzigen Pflug gespannt wurden (Plin.). Bisweilen jochte man auch Rind und Maultier oder Rind und Pferd zusammen; doch galt ein solches Gespann für armselig. Ja es wird geradezu von Odysseus erzählt, daß er, um wahnsinnig zu erscheinen, Stier und Roß zusammengespannt habe. Zu Athen gab es Ärgernis, wenn ein wohlhabender Bürger so etwas tat.

Im mittleren Vorderasien, wo das Pflügen mit Rindern vielleicht zuerst aufgekommen ist, war der Ackerstier offenbar einst durch weise priesterliche Satzung geheiligt. Seine Tötung galt als Todsünde bei den Phrygern; die parsischen Feueranbeter scheuen noch heute den Genuß des Rindfleischs. Auch Inder und Ägypter schlachteten nur in Ausnahmsfällen ein Rind; der Genuß des Kalbfleisches war nur den ägyptischen Königen gestattet (Diod.). Von einem allgemeinen Verbot des Kalbfleisches im östlichen Römerreiche hören wir unter Kaiser Valens. Bei den Griechen war es den Pythagoreern verpönt, Fleisch vom Pflugochsen zu genießen; Pythagoras wird die Bestimmung

wie so vieles andere den Ägyptern entlehnt haben, aber im ältesten Griechenland hat man es gleichfalls für Sünde angesehen: denn wir hören von Spezialverfluchung des Töters eines Ackerstiers, βουζύγειοι ἀραί. Gleich anderen Schlechtigkeiten, die sich mit fortschreitender Kultur einstellten, schrieben die Griechen auch den Rindermord ihrem »ehernen Zeitalter« zu. Übrigens ist es eine Ironie des Schicksals, daß dem gleichen Kreise, dem man die ursprüngliche Schonung des Rindes verdankte, auch die Einführung der Schlachtung zugeschrieben werden muß, nämlich dem religiösen Kultus. Mit der Opferung des Ackerstiers zu Ehren des Herakles in Lindos, zu Ehren des Apoll in Theben soll die Sitte in Griechenland begonnen haben. Zu Athen an dem großen Zeusfeste der Diipolien wurde alljährlich noch dramatisch gezeigt, wie die Tötung des Stieres selbst zu Opferzwecken anfangs doch noch als eine schwere Versündigung angesehen wurde: denn dem Schlächterburschen und seinem blutigen Beile wurde förmlich der Prozeß gemacht. Aber allmählich drang die Sitte immer weiter, nicht bloß ausdrücklich zum Opfern bestimmte, durch kein Joch entweihte Rinder den Göttern zu opfern und am Opferschmause sich zu erlaben, sondern man gewöhnte sich überhaupt an das Schlachten des Rindes und fand sein Vergnügen an einem schönen saftigen Rinderbraten: in Athen kostete später ein auserlesener feister Mastochse 300 attische Drachmen; unter Solon hatte man für einen Stier bloß 5 bezahlt. Die Perser brieten am Geburtstag eines Reichen oft ein ganzes Rind auf einmal. Gemästete Kälber liebten die Hebräer ihren Gästen aufzutischen. Auch bei den Arabern schlachtete man gerne für den Gastfreund ein Rind, ebenso bei den alten Germanen.

Aus dem ältesten Rom wird berichtet, daß man die Tötung des Ackerstieres so hart bestrafte wie die eines halbleibeigenen colonus (Bauern): nämlich mit Verbannung (Plin.). Doch enthielten schon die apokryphen Gesetze Numas einen Paragraphen, der unter Umständen sogar die Tötung des Ackerstieres gebot: wenn nämlich jemand einen Grenzstein umpflügte, so sollten auch die Ochsen seines Pfluges verflucht sein.

Falls bei Hungersnot das eigene Vieh zur Nahrung gebraucht wurde, kamen nach einer griechischen Fabel zuerst die Schafe, dann die Ziegen, dann die pflügenden Rinder an die Reihe. Als es so weit ist, fürchten nach Äsop auch die Hunde für ihr Leben und machen sich aus dem Staube. Aber auch die Zugochsen wurden nur in der äußersten Not in Griechenland geopfert, wenn durchaus keine anderen Tiere aufzutreiben waren (Xenoph.). Die Frachtwagen der Landleute (ἅμαξαι, plostra) waren in Italien und Griechenland regelmäßig mit Rindern bespannt, daher auch der Wagen der helle-

nischen Braut (Paus.) und die Munitionskarren der Soldaten. Auch zum Schleppen der Tiberboote aus Ostia nach Rom verwendete man Rinder (Prokop.). In sämtlichen Städten Italiens gab es Vermieter von Zugvieh, iumentarii genannt. Das Wort iouxmentum erscheint bereits auf der ältesten römischen Foruminschrift und beweist die Richtigkeit der Ableitung von jug Joch.

Anfangs also war das Rind nur unter religiösem Vorwand geschlachtet worden, bisweilen allerdings massenhaft, zu riesigen Opferschmäusen; später wurde die Sache profaniert, aber der Name »Opfertiere«, ἱερεῖα, auch für das profane Schlachtvieh hat sich erhalten.

Als beste Portionen gelten bei Homer die Rückenstücke. Sonst wird Gewicht gelegt auf Mastfleisch (βοῦς πιανθείς Ananios 5). In Athen betrieben die Mehlhändler gerne diese Kunst: außer erwachsenen Rindern wurden namentlich auch Kälber feist gemacht.

Auch von verwerflichen Mitteln erhalten wir Kunde: man machte Einschnitte in die Haut und blies Luft hinein. Die Hippokratische Schule erklärte das Rindfleisch zwar für kräftig, aber zugleich für verstopfend und schwerverdaulich (de diaeta). Neben Schweinefleisch diente es zur Stärkung der Athleten (Diog. La.).

Für besondere Delikatessen achtete man zartes Kalbfleisch und Euter, vulva und Leber von noch ganz jungen Kühen. In Rom war der Preis des Rindfleischs, bubla, sehr schwankend. Manchmal mußte der Staat eingreifen, um allzu hohe Preise zu verhindern. Der Staat kaufte dann von Privatpersonen Schlachtvieh und gab das Fleisch zu mäßigem Preise dem Volke (Cic.). Wie billig es früher war, sieht man an den Straftaxen, wo 100 As für ein Stück Rindvieh gerechnet wurde. Zur Zeit Diocletians kostete 1 Kilo Rindfleisch 1 $^1/_2$ Kronen. Gutes Pöckelfleisch kam massenhaft nach Rom aus Lusitanien, nach Athen aus den Pontusländern. Starke Einfuhr war um so notwendiger, als oft genug Seuchen ausbrachen, die den heimischen Viehstand arg dezimierten und außerdem noch deswegen Schrecken einflößten, weil man beobachtet hatte, daß eine Viehseuche sehr häufig eine Menschenpest im Gefolge habe.

Manche Mediziner wie Cassius Felix verbieten das Rindfleisch bei Epilepsie; andere wie Celsus warnen vor dem Schweinefleisch.

Rinderfelle dienten den Freiern der Penelope zum Sitzen, und auch Theokrit erwähnt weiße Kalbfelle, die statt Teppichen benutzt wurden. Die Zelte Alexanders und die im Hannibalischen Kriege waren aus Ochsenfell. Einen gräßlichen Gebrauch machten gewisse Barbaren von den Rindshäuten: sie nähten zum Tod verdammte Menschen hinein, so daß nur der Kopf heraussah. Die Unglücklichen gingen dann durch die Verwesung des Tieres langsam zugrunde (Val. Max. IX 2).

Aus dem Leder machte man Schuhe, Schilde, Beinschienen, Schläuche für Wein, Mehl usw. Doch tritt in der historischen Zeit das Rindsleder gegen das Schafleder zurück.

Die harte sehnige Haut am Halse verkochte man zu gutem Leim, ταυροκόλλα genannt.

Die Hörner benutzten Germanen und andere barbarische Völker zum Schmuck der Kopfbedeckung, auch die Kentauren stattete man mit gehörnten Stierkopfhelmen aus (Ovid.). In Rom finden wir Hornscheiben statt unserer Laternengläser (Plaut. Priap. Plin. Mart.).

Vom lebenden Rind waren die Hauptprodukte wie heutzutage Milch und Mist. Letzteren, die Seele der Landwirtschaft auch im zivilisierten Altertum, treffen wir schon im Hofe des Odysseus zu Ithaka in großen Haufen aufgetürmt, sowohl von Maultieren als von Rindern. In Ägypten war dieses Düngmittel überflüssig und ungebräuchlich: der Schlamm des Nil war ein besserer Dung als aller Kuhmist, auf welchen übrigens die Griechen, wie wir bei Theophrast lesen, große Sorgfalt verwandten. Auch Ziegen- und Schafmist war hochgeschätzt, etwas weniger der vom Esel. Das Stehlen des Mistes hatte schon Solon mit ernstlicher Buße belegt, woraus das Sprichwort entstand »um Rindermistes willen«, βολίτου δίκην, von jemand, der wegen einer Bagatelle Strafe erlitt.

Die alten Latiner gaben ihrem großen Landwirtschaftsgotte Saturnus, dem Regenten des paradiesischen goldenen Zeitalters, den Beinamen Stercutus von stercus Mist, und den mythischen Gottkönig Picumnus sollte kein geringerer als der Bauernleibgott Hercules selber das Düngen gelehrt haben (Plin.). Nutzung des Rindermistes statt Brennholzes wird von den Galatern berichtet.

Noch viel wichtiger war natürlich die Milch. Bei den ältesten Indern und Juden, Griechen und Römern war sie ein beliebtes Genußmittel. Die Ägypter dagegen verwendeten sie angeblich bloß zur Opferspende, nicht zur Nahrung, wie ja auch heutzutage Millionen von Menschen in Hindostan und China keine Milch genießen. Die Szene des Melkens ist sehr hübsch dargestellt in den ägyptischen Wandbildern: man pflegte dabei die Kuh an den Füßen zu fesseln (Fig. 124).

In Rom gehörte die Milch zum ständigen ersten Frühstück, ientaculum (= ieiuntaculum), das man nüchtern einnahm. In homerischer Zeit wurde das Rind zur Milchgewinnung noch nicht verwendet; nur Ziegen- und Schafmilch benutzte man für den menschlichen Gebrauch, und zwar nur im Frühjahr, der Wurfzeit dieser Tiere. Die Griechen der eigentlich klassischen Periode dagegen scheuten sich nicht, die Kühe soviel als möglich für Milchgewinnung auszunützen. Nach

Eustathios wurde zweimal gemolken, zeitlich früh und spät am Abend. Den gewonnenen Trank genoß man gekocht und ungekocht, mit Muscheln, Obst und Gebäck als Nachtisch. Auch gestandene Milch, γάλα σύμπηκτον, lactis massa coacti (Ovid.), war bei beiden klassischen Völkern beliebt, gleichfalls besonders als Nachtisch; statt des Zuckers nahm man Honig dazu. Nach Tacitus, der sie lac concretum nennt, war sie eine Liebhaberei der Germanen (Germ. 23), wie wir das auch von den turkotatarischen Völkern wissen. Das Gerinnen förderte man vielfach durch einen Essigzusatz, was dann griechisch oxygala, Sauermilch, genannt wurde, lateinisch mit dem germanischen, wenn nicht keltischen Worte melca, auch melca acidonia. Die melca, so lautet das Rezept bei Columella, wird am besten, wenn man in neue irdene Gefäße scharfen Essig gießt und die Töpfe dann in glühende Kohlen oder warme Asche legt. »Sobald der Essig kocht, setze man die Töpfe von der Asche weg, schütte Milch hinein und verwahre jetzt die Gefäße in einer kleinen Truhe (arcula oder cista); am folgenden Tage ist die melca fertig und vorzüglich; aber man darf dieselben Töpfe nur ein- bis zweimal zur Bereitung verwenden.« Etymologisch gehört melca zu ἀμέλγω, mulgeo, melken, urverwandt mit indogermanisch merg, semitisch mārag, streichen, streifen. Die Identität von merg streichen und melg melken wird durch das litauische melžu bewiesen, das beide Bedeutungen besitzt[229].

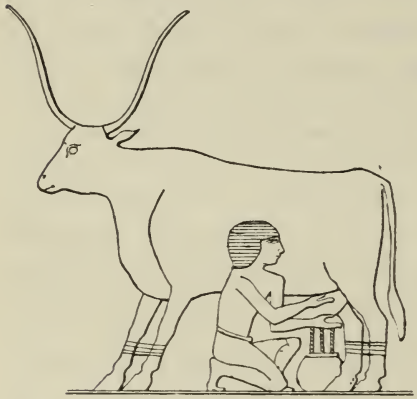


Fig. 124. Ägyptische Kuh, Langhornrasse, gemolken. Nach Lepsius Denkm. II 66, Pyramide von Sakkara V. Dynastie.

Eine große Delikatesse war die Fettmilch einer Kuh, die eben gekalbt hatte, πῦος, πυριάτη, Briesmilch. Auch die Schlagsahne ist keine moderne Erfindung: sie hieß antik aphrogala oder Schaummilch. Die Molke kannte man gleichfalls: ihr Name ὀρός, sĕrum, ist verwandt mit »sauer«.

Der religiöse Gebrauch der Milch war beschränkt. Wie die ägyptischen Priester täglich am Grabe des Osiris 360 Gefäße mit Milch füllten, so brachten die Griechen Milchspenden dar an den Gräbern ihrer Lieben, deren Schatten durch Blut und Milch Nahrung und Kraft gewinnen sollten. Beim jährlichen feierlichen Umzug in Plataeae zum Andenken an die große Perserschlacht wurden für die gefallenen

Freiheitskämpfer milchgefüllte Kannen durch die Stadt getragen. Noch heute versammelt sich in der Bretagne am Allerseelentag das Volk auf den Kirchhöfen und füllt die Höhlungen in den Grabsteinen mit Weihwasser oder auch mit Milch. Sonst lesen wir von Milchopfern für die Landwirtschaftsgötter Pan, die Nymphen und die römische Pales. Im letzteren Falle, an den Palilien, ward allerdings Schafmilch gespendet. Ein sonderbares Milchfest, Galaxia, feierte das attische Volk im Piraeus der großen aus Asien importierten Göttermutter zu Ehren; dabei wurden Milchkuchen geopfert. Auch medizinisch wurde die Milch sehr viel gebraucht, namentlich gegen Schwindsucht, bei Wöchnerinnen und als Purgiermittel im Frühjahr. Manche zogen, wie wir bei Plinius lesen, wenn es wärmer wurde, zu einer Kur in Alpengegenden, um die würzigste Milch an der Quelle zu genießen. Sostratos nährte sich nach Plutarch sein ganzes Leben lang bloß von Milch. In den Städten bekam man auch schon im Altertum oft genug mit Wasser gepantschte Milch; es werden ausdrücklich Mittel überliefert, wie man diesem Betrug auf die Spur kommen könne. Als Curiosa erwähne ich, daß die Milch auch bereits zu sympathetischer Schrift gebraucht wurde und daß unter den Prodigien der Römer auffallend häufig von Milchregen die Rede ist. Einer soll sogar drei Tage lang gedauert haben. Auf die Zuverlässigkeit der alten römischen Geschichte werfen solche Notizen, wobei Jahr und Ort immer genau angegeben werden, kein erfreuliches Licht.

Butter in unserem Sinne war den klassischen Völkern fremd; sie verstanden nicht die Butter fest zu bereiten, sondern ließen sie in einem fast öligen Zustand, sprechen drum stets von ihr als etwas flüssigem. In der Küche wurde sie durch das Öl ersetzt. Unter den Entbehrungen der römischen Soldaten bei einem arabischen Feldzug wird auch geklagt, daß sie Butter statt Öls nehmen mußten (Strab.). Plinius sagt, die Butter, βούτυρον, eigentlich »Rinderkäse«, — vgl. altsächsisch kuosmer eigentlich Kuhfett, Butter — sei eine Speise der Barbaren. Speziell die Thraker wurden »Butteresser«, βουτυροφάγοι, genannt. Daß die alten Inder gleichfalls große Butteresser waren, ist den Alten nicht bekannt gewesen. Sie selber gebrauchten die Butter hauptsächlich eben in der Medizin, zum Pflasterschmieren. Der wirkliche Rinderkäse, aus Kuhmilch, spielte eine kleine Rolle gegenüber von Ziegenkäse, über welchen bei diesem Tiere gehandelt worden ist.

Auch von fabelhaften und fabelhaft wirkenden Produkten des Rindes müssen wir sprechen. Erst nach Aristoteles, in der alexandrinischen Epoche, wo so mancher Aberglaube in die europäische

Kulturwelt eindrang, findet sich bei griechischen Autoren die Behauptung, daß aus verwesenden Stierleibern Bienen entstehen. Der Aberglaube scheint seinen Weg aus Ägypten über Kyrene genommen zu haben. Der Göttersohn und Landesheros von Kyrene, Aristaeus, sollte diese Entdeckung gemacht haben. Eine Masse Schriftsteller, von den Alexandrinern und Mago bis Origenes und Augustinus, ja bis Melanchthon, erwähnen sie gläubig, namentlich der einflußreiche Vergil. Vernünftiger verhielten sich bereits im ersten christlichen Jahrhundert Celsus, Columella und Plinius, welche die Richtigkeit des Geschwätzes bestreiten. Die Prozedur, wie der Ochse durch Totprügeln zu der angeblichen Bienenerzeugung präpariert werden mußte, war umständlich und grausam und wird kaum jemals ganz vorschriftsmäßig ausgeführt worden sein. Daraus erklärt sich einigermaßen, daß der Irrtum sich so lang erhielt. Plinius führt übrigens noch eine zweite Art viel leichterer und humanerer Bienenerzeugung an, wenn man nämlich einen Ochsenmagen in Mist vergrabe. Schmeißfliegen, namentlich deren Maden, haben zu dem sonderbaren Glauben die Anregung gegeben[230].

Eine zweite Fabel, die gleichfalls fast das ganze Altertum hindurch geglaubt wurde — vom Komiker Aristophanes bis zum Zoologen Timotheus —, sich aber gleichfalls nicht bei Aristoteles findet, ist die von der tötlichen Wirkung des frischen Stierblutes. Aristoteles sagt nur, der Stier habe das dickste und schwärzeste Blut unter den lebendiggebärenden Tieren (h. a. III 19). Am berühmtesten war die Sage vom Tode des Themistokles, deren hochtheatralische Form bei Plutarch und den Scholiasten des Aristophanes zu lesen steht. Danach hätte der große Grieche, da er aus dem Widerstreit zwischen seinem Patriotismus und den Versprechungen, die er dem Perserkönig gegeben hatte, keinen Ausweg mehr sah, bei einem feierlichen Opfer für Artemis Leukophrys zu Magnesia am Mäander vor allem Volk das Blut des geopferten Stieres getrunken und sei sofort tot zusammengestürzt. Das älteste Prosazeugnis bei Thukydides spricht nur von zweierlei Traditionen. Die erste stellt er als Tatsache hin: »er starb an einer Krankheit«. Von der zweiten, »daß er durch Gift gestorben sei«, sagt der Vater kritischer Geschichtschreibung bloß, daß Einige dies behaupten. Aristophanes allerdings in den Rittern spricht vom Stierblut in einer Weise, daß man annehmen muß, in Athen habe das Volk allgemein daran geglaubt. Offenbar handelt es sich wieder um eine vom Osten oder Südosten her importierte Fabel. Psammenit soll an Stierblut gestorben sein (Herod.), ebenso des Kambyses Bruder Tanyoxarkes (Ktesias), auch Midas (Strab.) und Äson, der Vater des mythischen Jason (Diod.). Auch Hannibal soll

nach gewissen Schriftstellern durch Stierblut sich getötet haben. Für Themistokles wird die Sache um so unwahrscheinlicher durch eine zweite Sage, wonach gerade am Geburtstage des großen Hellenen sein Vater ein Stieropfer dargebracht haben soll. Die Griechen besaßen überhaupt ein merkwürdig weites Gewissen in Erfindung angeblicher historischer Tatsachen und hatten eine geradezu krankhafte Sucht den Tod ihrer bedeutenden Männer in möglichst pikanter Weise aufzuputzen. Es ist sehr möglich, daß Moschion, ein etwas jüngerer Kollege des Euripides, in seiner Tragödie Themistokles die Sage aufgriff und als dramatischen Trumpf benützte. Seit dieser Zeit mag der Glaube unausrottbare Wurzeln gefaßt haben. Der kritiklose Plinius spricht natürlich (n. h. XXVIII 147) vom frischen Stierblut als einem Gift; bei Dioskurides aber werden nur untergeordnete krankhafte Erscheinungen, z. B. Versagen der Stimme als Folgen jenes Bluttrinkens aufgefaßt (de cur. morb. c. 167), und hiegegen wird vielleicht die exakte Wissenschaft nicht viel einzuwenden haben[231].

Der Fall Themistokles ist uns von selber die Brücke zu einem neuen Kapitel über eine sehr häufige und wichtige Verwendung des Rindes, nämlich als Opfertier. Kein Geruch erfreute die Olympier in höherem Grade als der von feisten Ochsenschenkeln, und selbst in der Zeit des gesunkenen Götterglaubens umwickelte man noch die Schenkelknochen mit Fetthaut, damit der köstliche Bratendampf die Himmlischen erfreue. In der Frühzeit des Altertums war ein großartigeres Opfer gar nicht denkbar als der majestätische König der Herde. Darum heißt es bei Ovid von Perseus, daß er nach der Erlegung des Untiers, von dem Andromeda bedroht war, der Athene eine Kuh, dem Hermes ein Kalb, dem Zeus einen Stier dargebracht habe:

Mactatur vacca Minervae,
Alipedi vitulus, taurus tibi, summe deorum.

Dem höchsten Zeus gebührt das Stieropfer (Διὶ τῷ μεγίστῳ C. I. G.), und die schönsten Exemplare sind gerade schön genug. Weiße fielen in Tomaron dem Zeus Ktesios (Dem.). In Attika wurde dem Zeus als Schützer der Burg in jedem Hochsommer das sonderbare Diipolienfest gefeiert. Es wurde ein Stier zwar geschlachtet, aber weil es im grauen Altertum als größte Ruchlosigkeit galt, den Ackerstier zu töten und zu essen statt ihn pietätvoll zu respektieren, so mußte dem Opferschlächter, der den Stier schlug oder mordete, βουτύπος oder βουφόνος, der Prozeß gemacht werden. Er ergriff daher sofort nach dem Akte die Flucht und man veranstaltete eine förmliche Gerichtsverhandlung gegen die Beteiligten, namentlich aber

— gegen das Opferbeil, das schließlich feierlich im Meere versenkt wurde.

In Epirus erhielt auch die Gemahlin des Zeus, Dione, Stiere als Opfer (Dem.). Außerdem wurden alle möglichen Götter mit Stieropfern geehrt, so Apollo, dem schon Theseus den marathonischen Stier dargebracht haben sollte; noch mehr aber Poseidon, welchem man eine ganz besondere Vorliebe für Stieropfer zugeschrieben haben muß. Schon in der Odyssee begibt sich der Gott zu den Äthiopen, um an einer Stierhekatombe teilzunehmen. Ephesus feierte das Poseidonfest Ταύρια, wo die weinschenkenden Jünglinge Ταῦροι hießen, was auf eine ursprüngliche Maskerade schließen läßt, wie sie bei den Dionysosfesten üblich war. In Kyzikos hieß ein Monat Ταυρεών. Rote, schwarze und weiße Stiere werden, je nach Umständen, als Poseidonopfer erwähnt. Dionysos-Iakchos bekam Stiere an den Eleusinien; ein besonderes Schauspiel bot dabei die Bändigung und Vorführung der Opfertiere durch auserlesene Epheben.

Demeter als Hauptgöttin der Landwirtschaft erhielt männliche und weibliche Opferrinder. Im Festzug der Demeter Chthonia zu Hermione wurde ein halbwilder Stier aufgeführt (Paus. II 35, 4), der dann von alten Weibern mit Sicheln oder krummen Messern (δρεπάνοις) getötet wurde.

Auch die Göttermutter in Lydien bekam Stiere als Opfer, und die großartigen Taurobolien zu ihren Ehren verbreiteten sich selbst nach Athen und später durch die Soldaten im ganzen römischen Reich. Die älteste Nachricht von römischen Taurobolien gibt eine Inschrift von Lyon aus dem Jahre 160 n. Chr. Es war ein orgiastischer Kultus im vorderasiatischen Geschmack. Die Hoden des Opferstiers vergrub man bei oder unter dem Altare. Ursprünglich galten[232] die Taurobolien und Kriobolien mit ihrer starken Betonung des männlichen Prinzips dem Baal, dessen Name volksetymologisch abgeändert im zweiten Teil der beiden Wörter verborgen ist.

Pluto und Proserpina liebten schwarze Stiere und Kühe als Opfer. Zu Nysa in Karien, wo Pluto die Proserpina geraubt haben sollte, fand im Tempel des Hades alljährlich ein seltsames Stieropfer statt. Am Festtage versammelten sich zur Mittagszeit die Jünglinge; splitternackt machten sie sich an den Opferstier und schleppten ihn in die Charonshöhle nahe beim Heiligtum; hier ward er losgelassen, soll aber sofort allemal tot zusammengestürzt sein. Wie sichs in Wirklichkeit mit dieser Geschichte verhielt, die auf Strabos sonst zuverlässigem Zeugnisse beruht, kann ich nicht sagen. Das Schleppen des Opferstieres durch Jünglinge kam auch sonst vor: schon in der Ilias (XX 403) wird es erwähnt. Selbstverständlich suchte man zu

Nysa schwarze Stiere aus wie überhaupt für die unterirdischen Götter. Auch die heroisierten Verstorbenen bekamen regelmäßig schwarze Stiere, so Achill in Troja und Aristomenes in Messenien; in Plataeae zog zur Erinnerung an die blutige Schlacht alljährlich eine Prozession mit einem schwarzen Stiere durch die Straßen, der dann dem Zeus und Hermes Chthonios geopfert wurde. Auch in Rom erhielten die Unterirdischen schwarze Stiere und Kühe als Opfer. Juppiter dagegen bekam zu Rom mit Vorliebe weiße Stiere[233]. Ein solcher ward von den Konsuln am 1. Januar, dem Tage ihres Amtsantrittes, auf dem Kapitol geschlachtet: die Konsuln selbst saßen dabei auf weißen Pferden. Ähnlich war es nach jedem Triumphzug. Hundert Rinder auf einmal opferte der siegreiche Publius Scipio (Liv. XXVIII 38) infolge eines Gelübdes im spanischen Kriege. Auch dem Bundesjuppiter von Latium, Juppiter Latiaris, wurden vom römischen Konsul und den Abgeordneten der dreißig albanischen Bundesstädte weiße Stiere dargebracht. Ebenso sind für den zweiten römischen Hauptgott Mars Stieropfer bezeugt.

Die weiblichen Götter ziehen die Kühe den Stieropfern vor. So wurden in Argos der Hauptgöttin Hera ganze Hekatomben geschlachtet und die Heräen hießen geradezu Hekatombenfest, Ἑκατόμβαια. Eine weiße Kuh als Sühnopfer für Hera wird wegen der Geburt eines Zwitters verlangt vom sibyllinischen Orakel bei Phlegon. Desgleichen opferte man zur Einleitung des ver sacrum stets weiße Kühe. Eine weiße Kuh für Aphrodite erwähnt Strabo (p. 809).

Die Hörner wurden sehr häufig vergoldet, schon in der Ilias, aber ebenso bei den Römern. Die Rinder mußten natürlich ohne Fehl sein, für jungfräuliche Göttinnen wie Athene wo möglich jungfräulich.

Trächtige Kühe dagegen opferte man der mütterlich fruchtbaren Erdgöttin Tellus an den Fordicidia, für jede Kurie ein Stück. Die Kälber wurden herausgenommen, von den Vestalinnen zu Asche verbrannt und diese im Vestatempel an einem geheimen Orte aufbewahrt, um an den Palilien als Räucherung zu dienen. Auch an den Robigalia, durch die der Rost am Getreide und Unfruchtbarkeit und Seuchen des Viehs beschworen werden sollten, opferte man eine trächtige Kuh und zwar von roter Farbe.

Eine junge Kuh, iuvenca, opferte jedes Jahr am 3. April der Praetor urbanus dem Hercules Victor vor seinem Tempel: war dies doch der Idealheros der Juventus, der Gesamtheit der jungen Männer, denen der Staat seine Siege verdankte.

Für mindere Opfer genügte ein Kalb, so für den Landwirtschafts- und Gartengott Priapus (Catull.). Neugeborene Kälber bekam Bacchus auf Tenedos.

In manchen Fällen wurde auch statt wirklicher Rinder aus Fleisch und Blut wohlfeiles Gebäck dargebracht, das die Form von Kuhhörnern oder der Mondsichel hatte, aber Rind genannt wurde[234]: ein Vorgänger unserer heutigen Kipfel. Auch Gurken mit vier hölzernen Füßchen wurden geopfert.

Unfruchtbare Kühe opferte man seit den Tagen der Odyssee den unterirdischen Gottheiten, bei den Sabinern und Römern am Fest der ludi Taurii.

Zum Schlachten des Opfertieres gehörten normal mindestens vier Personen: der Opferpriester, der das Trankopfer ausgoß, sein Opferdiener, camillus, mit der Weihrauchbüchse, acerra, dann der popa victimarius, der Schlächter, βουτύπος, der mit einem Hammer das Tier zu Fall bringt, endlich der Flötenbläser, dessen Spiel notwendig war, damit nicht ominöse Klagelaute des Opfertiers die heilige Handlung stören. Auf die Schlachtung folgte unter bestimmten Zeremonien das Zerlegen des Tieres und das Verbrennen der zu opfernden Teile: zum Schlusse kam das Opfermahl.

Die Zahl der Opferrinder war natürlich sehr verschieden; auffallend häufig aber begegnen wir den Ziffern 10 und 100. Von letzterer hatte die schon bei Homer vorkommende Hekatombe ihren Namen, der freilich auch bei weniger als 100 in Anwendung kam. Anderseits lesen wir auch von höheren Zahlen. 300 waren in Athen nichts unerhörtes (Isokr. Areop. 29).

Aus dem Blut und der Asche baute man bisweilen Altäre, die sich dann besonderen Heiligkeitsgeruches erfreuten, wie der Zeusaltar zu Olympia, der für Hera auf Samos, der des Apollo bei Milet.

Mit den Schädeln der geopferten Rinder schmückte man roherweise Altäre und Tempel, und zwar so gewöhnlich, daß das Bukranion aus Stein ein stehendes Ornament der Tempel geworden ist. Vermutlich galt der Schädel mit den oft gewaltigen Hörnern als Abwehr schädlichen Zaubers.

Für ein sehr schlimmes Vorzeichen galt es, wenn das Opfertier am Altar sich loßriß, fortstürzte und vielleicht, vom Beile verwundet, die Anwesenden mit seinem Blute bespritzte. Das entsprungene Tier mußte dann unter allen Umständen eingefangen und getötet werden (Ammian. Marcellin.). Mehrfach werden solche Fälle erzählt — von Tacitus, Sueton, Valerius Maximus, Lucan, Silius Italicus — namentlich soll der Untergang des Pompeius auf diese Art prophezeit worden sein. Ja unmittelbar vor der Schlacht von Pharsalus und ebenso vor Cäsars Ermordung sollte sogar ein Rind gesprochen haben. Überhaupt werden eine Unzahl Kühe und Stiere erwähnt, welche lateinisch gesprochen haben sollten und als Prodigien

behandelt wurden. Auch die verba ipsissima sind teilweise erhalten, so die Worte: Roma cave tibi! Nimm dich in Acht, Rom! Livius berichtet einen Fall aus dem J. 461 v. Chr. (III 10, 6), Tacitus einen aus 70 n. Chr. (hist. I 86). Viel vernünftiger war in diesem Stück das volkstümliche griechische Sprichwort, dem ein sprechender Ochse soviel gilt als uns eine fliegende Kuh. Zahllose Rinderprodigien aller Art, Mißgeburten u. dgl. sollen vorgekommen sein. Dieselben wurden amtlich von den Pontifices aufgezeichnet, und so oft etwas derart gemeldet wurde, war der »heilige« weltregierende Senat genötigt, unter freiem Himmel seine Sitzung abzuhalten: denn immer glaubte man, es beziehe sich auf das Schicksal des römischen Staates. Nebenher ging die systematisch ausgebildete Eingeweideschau, das Deuten der zuckenden Eingeweide des Stieres (salientia viscera tauri, Val. Flacc.), vorzüglich der Leber. Der früheste Fall eines solchen Extispiciums zu Rom ist aus dem J. 483 v. Chr. (Liv. II 42). In Griechenland war für diesen aus Etrurien stammenden Aberglauben kein Boden. Demokrit, der die Eingeweide der Tiere studierte, galt deswegen für einen Narren (epistol. Gr. p. 299 H.).

An die primitiven Zeiten des Raubens und Faustrechts, wo einst Herakles und die Dioskuren Rinderherden heimführten als gute Siegesbeute, ist es wohl eine Reminiszenz, wenn bei den hellenischen Wettkampffesten (Agonen) ein gewöhnlicher Siegespreis, νικητήριον, in einem Rinde bestand. Münzen von Samos zeigen uns die Vorderhälfte eines solchen Preisstiers (M. u. G. III 34). Zu Olympia bekamen die im Wettlauf siegenden Jungfrauen einen Teil des der Hera geopferten Rindes. Stehend war der Stier als Preis beim olympischen Wettstreit der Dithyrambiker, während der siegende Kitharöde bloß ein Kalb bekam. Auch bei den pythischen Spielen zu Delphi waren die Preisochsen von großer Wichtigkeit. Sie wurden von den griechischen Städten freiwillig beigesteuert und jede wetteiferte den allerbesten zu liefern, den βοῦς ἡγεμών oder gar ἥρως, dessen dritter Teil den Priestern gehörte. Jason, der Dynast von Pherae, spendete der Stadt, die den besten Stier für die pythischen Spiele lieferte, einen goldenen Ehrenkranz, und eine Inschrift aus Delphi verrät uns den ziemlich hohen Preis von 300 attischen Drachmen, den ein solches Tier kostete. Sicher haben solche Einrichtungen viel dazu beigetragen, die Mastviehzucht in Griechenland auf ihre hohe Blüte zu bringen. Unwillkürlich denkt man an den Umzug des boeuf gras zur Fastnachtszeit durch die Straßen von Paris: Newton (griech. Inschr. 68) erblickt darin eine Reminiszenz des althellenischen βοῦς ἡγεμών. Mit größerer Sicherheit kann behauptet werden, daß die Stiergefechte des heutigen Spanien auf das klassische Altertum

zurückgehen. Die Anfänge waren ziemlich harmlos: in Ägypten ließ man zwei Stiere gegeneinander los, wie dies in der freien Natur tausendfach vorkommt, und hetzte sie mehr oder weniger gegeneinander, wenn sie keine Lust hatten, das Schauspiel aufzuführen (Fig. 125). Dies scheint aber in Hellas und Rom keine Nachahmung gefunden zu haben. Als Hauptstätte der ägyptischen Stierspiele wird Memphis angegeben (Strab.). Zwar Kreta scheint nach dort gefundenen Bildwerken schon in der kretisch-mykenischen Epoche derartige Spiele gepflegt zu haben, wobei Menschen auf Stiere hinaufsprangen und gelegentlich mit den Hörnern gespießt wurden. In der guten klassischen Zeit Griechenlands aber war bloß Thessalien durch Stierkämpfe berühmt. Edelgeborene Jünglinge betraten — ursprünglich wohl am Feste des Poseidon Taureos — nackt die Arena, hetzten den Stier herum, bis er ermattete, packten ihn an den Hörnern und

Fig. 125. Stierkampf, ägyptisch, nach Wilkinson.

zogen ihn auf den Boden nieder, worauf sie ihn erstachen. Durch diesen Abschluß unterschied sich die thessalische Sitte von dem humaneren Brauche der Athener, wo einfach nackte Jünglinge den Opferstier einfingen und möglichst ruhig zum Altare führten. Jene thessalischen Feste, Taurokathapsia »Stieranfassung« genannt, werden vielfach erwähnt (vgl. Th. d. cl. Alt. 69) und der Stierkämpfer heißt daher taurocathapta (ταυροκαθάπτης), in der lateinischen Volkssprache taurocapta. Die römischen Zirkusspiele nahmen selbstverständlich die Taurokathapsien sehr bald in ihr Programm auf: dem Diktator Cäsar gebührt dieses zweifelhafte Verdienst. Man reizte durch rote Tücher den Stier zur Raserei, freute sich, wenn er wütend den Sand aufwarf und Roß und Reiter mit den Hörnern spießte oder den Fußkämpfer hoch in die Luft schleuderte. Die regelmäßige Waffe war die Stoßlanze. In der Kaiserzeit breitete sich diese verrohende Lustbarkeit gleich den noch mehr demoralisierenden Gladiatorenschlächtereien über die ganze römische sogenannte Kultursphäre aus. Wir erhalten

Kunde von Stierkämpfen bei den Eleusinien, bei den olympischen Spielen, in den unbedeutenden italischen Städtchen wie Centumcellae, auf kleinen griechischen Inseln wie Naxos. Bei großartigen Festen bildete ein Stiergefecht zu Pferd eine beliebte Attraktion (vita Gallieni, c. 12), und die phantastische Alexandersage wußte schon von diesem Imperator zu erzählen, daß ihm die Königin Kandake von Meroe 300 Kampfstiere (ταύρους μαχίμους) zum Geschenk gemacht habe. Harmlosere Sprungspiele mit Stieren erwähnt Seneca (de ira 2, 31), wo von Frauen und Kindern die Rede ist, die den Stieren auf den Rücken springen, ohne Schaden zu nehmen.

Einen Stierkampf in Naxos zu Fuß mit Stoßlanze zeigt ein Relief des britischen Museums (Nr. 864). Das Ergreifen des Stieres und vielleicht die Andeutung eines Reiterkampfes sehen wir auf Münzen aus Larisa in Thessalien (M. u. G. III 36) und sehr unsicher auf solchen von Magnesia am Maeander (Brandis, Münzwesen in Vorderasien 327 vgl. M. u. G. III 34), nach Strabo einer Kolonie der gleichnamigen Stadt in Thessalien.

Alle hier erwähnten Opfer und anderen Religionsgebräuche hängen aufs engste zusammen mit der Symbolik, welche in der mannigfaltigsten Weise gerade die Figur des Rindes verwertete. Stier und Kuh gehören zu den wichtigsten Tieren in jeder Religion, die überhaupt animalische Attribute der Gottheit kennt: bei Hirten- und Bauernvölkern in allen Zonen, wo überhaupt das Rindvieh vorkommt, wird der Stier ganz von selbst zum Sinnbild des männlichen, die Kuh zu dem des weiblichen Prinzips, jener zum Symbol der Sonne, diese zu dem des Mondes. Die Hörner der Kuh sind meistens länger als die des Stieres, drum drängt sich in sehr natürlicher Weise die Gleichung mit der Mondessichel auf, während die Sonne als das fruchtbarste und segenbringendste aller sinnlichen Wesen sich ebenso natürlich dem Stier, dem Befruchter, Anführer und heldenhaften Vertheidiger der Herde, vergleicht.

In Assyrien und soweit die Assyrer vordrangen, genoß der sogenannte assyrische Herakles, der seinem Urwesen nach ohne Frage ein Sonnengott gewesen ist, allgemeine Verehrung. Der mit Flügeln und Menschenhaupt versehene Stier, der bekannte kolossale Man-bull Ninivehs war sein Symbol[235].

Daß der stiernackige Herakles und der Stier identifiziert wurden, ist sehr natürlich. Auch die römischen Dichter ziehen diesen Vergleich (Val. Fl. II 546—549):

> Hercules schreitet dahin einem stolzen Stiere vergleichbar,
> Der mit geschwollenem Hals und hocherhobenen Schultern
> Jetzt nach dem Sieg heimkehrt zum ragenden Stall seiner Herde,
> Zu dem gewohnten Gehölz und den Lieben, für die er gekämpft hat.

Soweit die Phöniker reichten, war der Baalsdienst verbreitet, dessen Hauptsymbol der Stier gewesen ist. Daß der Gott geradezu in Stiergestalt gedacht und so angebetet wurde, ist aus der Bibel genugsam bekannt: im Reich der zehn Stämme, dem größeren Teil Palästinas, blühte dieser Tierdienst lange Zeit. Wir finden seine Spuren auch auf Rhodus und Sizilien. Der eherne Stier des Phalaris zu Agrigent, in den der Tyrann zuerst den Künstler selbst und dann Gefangene steckte, um sie lebendig zu rösten und an ihrem Brüllen sich zu weiden, war nichts als eine Darstellung des Baal-Moloch, dem, wo er menschliche Gestalt hatte, lebendige Kinder auf seine glühenden Arme gelegt wurden. Nach dem Sturze des Tyrannen wurde die grausige Erfindung vom wütenden Volke ins Meer geworfen. Agrigent war eine Enkelstadt von Lindos auf Rhodus, wo Baal-Moloch gleichfalls brüllende Erzstiere besaß. Die Griechen nannten diesen schrecklichen Gott Zeus Atabyrios, welcher Name stark an ταῦρος Stier anklingt.

In Kleinasien und Syrien waren Stier, Stierkopf, Stierhörner das gewöhnlichste Sinnbild höchster Macht und Kraft. Seleucus I Nikanor ließ auf den Münzen sein Bildnis mit diesen Symbolen ausstatten, auch Demetrius Poliorketes hat Münzen mit kurzen Hörnern am Kopfe schlagen lassen, Attalus I wurde von der Pythia mit dem Titel Stierhörniger, Ταυρόκερως, geehrt, ja er ließ sich sogar Sohn des Stieres, παῖς ταύρου, benennen, wobei freilich ohne Zweifel kein wirkliches Tier, sondern der auch sonst Ταῦρος genannte Poseidon gemeint war. Das Symbol der Stierhörner stammt aber ohne Frage aus dem babylonisch-assyrischen Religionskreise, wo Bel(?) mit vier Stierhörnern, und namentlich Assur, der spezifische Schutzgott der Großkönige, mit gehörntem Helme dargestellt wurde[236], und gleicherweise die Könige selbst, z. B. der babylonische König Narâm-Sin auf seiner Siegesstele zu Susa[237]. Auch der Gott Dionysos ward mit kleinen Stierhörnern vorgestellt. Die Mythologen versicherten, er habe das Rind aus Indien mitgebracht. Jener syrische Baal kommt auch stehend auf einem Stiere vor; wir erblicken ihn so auf römischen Soldatenreliefs in Germanien als Juppiter Dolichenus, von der syrischen Stadt Doliche nahe am Euphrat. Oft ist ein zweischneidiges Beil in seinen Händen. Umgekehrt sehen wir Baal-Zeus selbst als Stier geritten von Europa: ein beliebter und oft reizend behandelter Stoff für Maler und Mosaikkünstler (Fig. 126).

Die Sage erweist den innigen Zusammenhang zwischen Kreta und dem Lande der Phöniker. Dieser Stierzeus mit seiner entführten phönikischen Königstochter spielt aber dann ins Ägyptische hinüber, wie ja auch tatsächlich die kretischen Kulturanfänge von Syrien und

vom Nil her beeinflußt worden sind. Europa gebar von Zeus drei Halbgötter: Minos, Sarpedon und Rhadamanthys. Setzen wir statt Sarpedons den Aeacus ein, so erhalten wir die bekannten drei Totenrichter. Nun aber geht die ganze Idee vom Totengericht, welche sich beim echten Homer noch nicht findet, offenbar auf ägyptische Erfindung zurück: denn wir wissen ja, daß in Ägypten faktisch solche

Fig. 126. Europa auf dem Stier, pompejanisches Wandbild.

Totengerichte abgehalten wurden. Sollte nun nicht vielleicht auch in der Figur des Minos etwas Ägyptisches stecken? Man kann sich des Gedankens kaum erwehren, es möchte dieser Sonnenstiervater und Sonnenstiersohn Minos, diese imponierendste Gestalt der kretischen Lokalsage, der Gesetzgeber des Landes, der Ausbreiter seiner Herrschaft, seinen Namen dem ägyptischen Sonnenstiere Mna oder Mneuis verdanken. Ein Zusammenhang zwischen dem ägyptischen und syrischen Sonnenkultus ist ja an sich wahrscheinlich.

Eine Parallele zu der Europa und ohne Zweifel deren Vorbild erblicken wir auf syrophönikischen Münzen, wo die Aschera-Astarte auf einem rennenden Stiere sitzt. Diese gleiche Figur begegnet uns dann völlig hellenisiert in Kleinasien und Hellas als Artemis Tauropolos, zunächst eine Mondgöttin der syrisch-phönikischen Bevölkerung Süd-Kleinasiens, welches Land ja seiner ganzen Länge nach von dem riesigen Taurus- oder Tauerngebirge durchzogen wird. Diesem Gebirge verdankt die Göttin ursprünglich ihren Namen.

Der einst in Kreta herrschende Baal-Molochdienst ergibt sich auch aus der Sage von Theseus, in der ja von Menschenopfern die Rede ist, die ins Labyrinth geliefert werden mußten. Offenbar war der angebliche Minotaurus, jenes menschenfressende Ungeheuer mit Ochsenkopf und Stierleib, das im Labyrinth d. i. in einem alten Steinbruch oder Bergwerk bei Knossos hauste, nichts anderes als der dem Baal beigegebene, auch wohl mit ihm identifizierte Sonnenstier. Menschentribut von unterjochten Völkern oder Kriegsgefangene, die man im Labyrinth einsperrte, wie es die Syrakusaner mit den Athenern später machten, wurden dem Stiergott geschlachtet, der als Moloch seine Menschenopfer heischte. Ein Entkommen aus dem katakombenartigen Labyrinthe gab es nicht. Da brauchte man schon einen Ariadnefaden, um den Ausgang zu finden: wie in den Bergwerken allgemein an den Wänden Seile gespannt waren, damit man den Weg nicht verliere. Der Mythus benutzte den Umstand, um das Schauerliche der ganzen Szene noch zu steigern: kein Mensch, der die Schwelle des schrecklichen Gefängnisses überschritt, sah jemals das Licht des Tages wieder. Ich glaube, daß es sich um fremde Menschen handelte, die für den Baalkult notwendig waren. Sie wurden in dem alten verlassenen Bergwerk eingesperrt, bis man sie zur Schlachtbank führte. Abhängige Landschaften wie Megaris und Attika mußten die Opfer liefern, bis endlich — der Sage nach durch Theseus — der schmachvolle Tribut abgeschafft wurde. Die Benutzung des Labyrinths erinnert an die gräßliche Verwendung der Syrakuser Steinbrüche im peloponnesischen Bruderkrieg, vgl. Anm. [174].

Plutarch überliefert, daß an der Wand des Labyrinths ein Bild des Minotaurus eingehauen war, vor welchem die Jünglinge und Jungfrauen, die Attika und Megaris liefern mußten, geopfert wurden [238]. Die Baalsnatur des Minotaurus ergibt sich aus derjenigen Sage, die in dem Stiere, seinem Erzeuger, den Zeus erblickt: denn daß seine Mutter Pasiphae »die Allen Leuchtende« eine dominierende Lichterscheinung am Himmel — vielleicht den Mond — repräsentiert, erhellt aus ihrem Namen. Der sonderbare Mythus von ihrem unnatürlichen Gelüste nach einem Stiere kehrt wieder in den Sagen

von Semiramis, der großen babylonischen Königin und Göttin, nur daß hier statt des Stiers ein Pferd auftritt. Daß das Beilager der Pasiphae mit dem Stier auch künstlerisch dargestellt wurde, lesen wir bei Ennodius: es ist nicht verwunderlich, haben doch sogar die größten alten Künstler kein Bedenken getragen, sehr gewagte Szenen mit ihrem Pinsel wiederzugeben.

Außer dem Minotaur, den wir als Sonnensymbol interpretieren müssen, wurde dem Könige Minos noch ein zweites Wunderwesen geboren: ein Kalb, das dreimal am Tage, alle vier Stunden, die Farbe wechselte: zuerst war es weiß, dann rot, dann schwarz. Man pflegt es als ein Symbol des Mondes und seiner verschiedenen Phasen auszulegen.

Im eigentlichen selbständig dichtenden Griechenland bekommen alle Götter des himmlischen Lichts, der Sonne, des Tages, Zeus, Helios und Apollo den Stier als Sinnbild des befruchtenden und alles durchdringenden, alles überwindenden animalischen Segens. Bei den Römern sind Juppiter und Mars, der italische Gott des Frühlings und der Viehzucht, berechtigt von den Menschen Stieropfer zu heischen. Zeus verwandelt sich in einen schneeweißen Stier, um Europa zu betrügen, gerade wie Hera bei der Götterflucht die Gestalt einer weißen Kuh annimmt. Auch Dionysos und der ganze bacchische Reigen, Pan, als Gott des Feierabends Λυτήριος der vom Joche lösende genannt, die Satyrn, die Silene haben mit dem phallischen Tiere zu schaffen, dessen Name im Griechischen (ταῦρος) geradezu für membrum virile gesetzt wird. Priapus und die spezifische Rindergöttin Bubona, ein Seitenstück der bekannten Pferdegöttin Epona, wachen über die Rinder und Ställe des italischen Landwirts. Im Zeusstier, der die Europa als süße Beute nach Kreta trägt, sieht der Grieche das befruchtende Frühlingssymbol. Ägypten, wo der oberste Gott selbst als Stier gedacht und als Apisfetisch verehrt ward, werden wir gesondert betrachten.

In manchen Mythen hat der allkräftige Stiergott auch seine Kühe. Der Inder sieht in den Wolken die Wolkenkühe, in den roten Wolken die Herde der Morgenröte (Ushas = Aurora). Finnen und Germanen erblicken in den Gewitterwolken brüllende himmlische Kühe, und manche Heroensagen von geraubten Herden gehen ursprünglich weniger auf das kulturhistorische Faktum des Rinderraubs in der roheren Urzeit, als vielmehr auf den mythisch-poetischen Raub der Wolkenkühe durch einen dem Himmelsgott feindlichen Rivalen. Aus Homer kennen wir die heilige Rinderherde des Helios auf der sagenumsponnenen Insel Thrinakia oder Sizilien: hier spielt wieder etwas Asiatisches, die Astronomie herein, die seit mehr als 10 000 Jahren

am Euphrat und Tigris gepflegt wurde: sieben Herden waren es zu je 50 Stück; schon die Alten — Aristoteles, Älian, Lucian — erkannten darin die Tage des Mondjahrs.

Neben der Hauptbedeutung des Stiers als Sinnbilds der Sonne und der unerschöpflichen Manneskraft tritt die Kuh hervor als natürlichstes Attribut der Gottheiten des Mondes und zugleich des empfangenden und gebärenden weiblichen Prinzips. Auch ein phantasiearmer Mensch kann von selber die schmale Sichel des Neumonds mit den Hörnern einer Kuh vergleichen, natürlich einer mit halbkreisrundem Gehörne. So wurde die Kuh das Tier der Hera boopis[239], deren kuhköpfige Idole Schliemann zu seiner großen Freude einst in Argolis ausgraben konnte, ebenso das Tier der kuhköpfigen Isis, der Io, der Geburtsgöttin Eileithyia, der Selene, der Artemis; Selene-Luna fährt mit Rindergespann oder reitet auf einem Rinde, desgleichen Artemis, der zu Hyampolis in Phokis heilige Rinderherden gehalten wurden. Auch die Vergoldung der Hörner bei den Opferrindern wird von der Mondsymbolik ausgegangen sein.

Nicht bloß den Wolken und dem Mond verglich man das Rind: der wütende Anprall der sturmgepeitschten brandenden Wogen und ihr oft fürchterliches Tosen erinnerte an das Brüllen und Toben eines rasenden Stieres: so gab man dem Erderschütterer Poseidon das Tier zum Attribut, hielt ihm geweihte Stierherden und feierte Ταύρια d. h. ein Stierfest ihm zu Ehren. Auch verschiedene Monatsnamen in hellenischen Landen sind nach poseidonischen Stierfesten benannt. Den kretischen Stier, der später von Herakles gebändigt wurde, hatte Poseidon gesendet, um die Inselbewohner zu strafen. Desgleichen stürzte auf Poseidons Geheiß, den der verblendete Theseus um Rache angefleht hatte, ein riesiger Stier aus den Fluten und brachte durch sein Brüllen das Gespann des Hippolytos zum Scheuen, so daß der schuldlose Jüngling an der Felswand zerschmettert wurde. Das tat der erderschütternde Stiergott, Ταύρεος Ἐννοσίγαιος, wie ihn Hesiod im Schilde des Herakles (V. 104) nennt. Auch die Nereiden lieben es auf dem Stiere zu reiten, bisweilen auf halbfischartigen Meerstieren.

Die Stromgötter wurden gleichfalls als halbe Stiere gedacht und künstlerisch entweder aus Menschenleib und Stierkopf zusammengesetzt oder, wie besonders in Sizilien, aus einem Stierleib mit großem bärtigem Menschenhaupte, als »bucentauro«. Bisweilen wird das Ungestüm des Stromgotts auch nur angedeutet durch zwei Stierhörner, die über dem menschlichen Antlitz hervorragen.

Im eigentlichen Hellas gab es keinen größeren Fluß als den Achelous. Beim Streit um Deianeira riß ihm Herakles eines seiner Riesenhörner aus und schenkte es den Hesperiden oder den Najaden,

die es mit Früchten und Blumen füllten und so zum Füllhorn machten: denn vom wilden Stromgott kam ja doch Fruchtbarkeit und Segen in Fülle.

Auch der Iris hat man einen Rindskopf angedichtet, angeblich weil der Regenbogen die Flüsse austrinke (Plut. de plac. philos. III 5). Vielleicht war es nichts als eine Verwechslung mit Isis, was zu der wunderlichen Fiktion Anlaß gegeben hat.

Weiterhin sind Stier und Kuh die selbstverständlichen Symbole für Ackerbau und Zivilisation überhaupt. Mit dem vom Rind gezogenen Pflug beginnt erst die wahre Kultur. Dieser Fortschritt, den man in Wirklichkeit den Mesopotamiern im Zusammenhang mit ihrer Götterverehrung verdankt, wird bei den Griechen geradezu den Göttern zugeschrieben, und zwar von den einen (vgl. Hygin) der Demeter, von andern (Diod.) dem Dionysos; letzterer sollte daher gehörnt, κερατίας, ταυρόκερως, dargestellt werden. Ja Dionysos erscheint sogar geradezu in Stiergestalt, und der feurige Rebensaft wird dem nicht weniger aufregenden animalischen Samen verglichen. Die Jungfrauen rufen den Weingott an, er möge sie vor ehelosem Leben bewahren, daß sie nicht ἀταύρωτοι, innuptae bleiben. Auch Athene, die gleichfalls kulturfreundliche Göttin, sollte für Rindsopfer eine Vorliebe haben, und Athene Nike oder Nike-Victoria allein wird gar häufig als stieropfernd dargestellt.

Mit der kulturfördernden Bedeutung des Rindes hängt es zusammen, daß in vielen örtlichen Legenden Stier und Kuh es sind, die den suchenden Menschen den Platz einer Niederlassung anzeigen. Eine Kuh lehrte Kadmos, wo er die Hauptstadt des »Rinderlandes« Theben zu erbauen habe; und auf Kreta wies Helios in Gestalt eines Stieres den Platz einer Stadtgründung, gerade wie eine Menge mittelalterlicher Alpensagen davon Meldung tun, daß eine Kuh durch auffälliges Stehenbleiben den Ort für einen Kirchenbau bezeichnet habe. Der unbegreifliche tierische Instinkt wird als göttliche Eingebung aufgefaßt. Wenn Dido für den Bau von Karthago soviel Land bekam, als sie mit einer Kuhhaut zu umspannen vermochte, und diese Haut dann mit Bauernschlauheit in ganz feine Streifen zerschnitt, so ist natürlich auch hier der Kern der Symbolik nichts anderes als der Gedanke, daß die Phönizier in dem barbarischen Lande durch Gründung Karthagos erst eine höhere Kultur verbreiteten. Zugleich ist es freilich auch ein ätiologischer Mythus, der auf das Wortspiel zwischen punischem birthā Burg und griechischem βύρσα Fell hinausläuft; Birthā hieß ein Stadtteil von Karthago.

Und noch einmal spielt die Kuhhaut eine mythische Rolle. Wie das Siebengestirn, Septentrio, je nach dem Standpunkte des Be-

trachters, dem Jäger als Bär, dem Nomaden als Fuhrwerk erschien, so ist auch der Orion nicht überall als Mensch oder riesiger Jäger aufgefaßt worden; für Leute, denen Gerberei und Häutehandel geläufig waren, galt das auffallende Sternbild als ausgespannte Rindshaut. Der derbe Handwerkerschwank, der als Erläuterung dazu erfunden ward, lautete so: Zeus, Hermes und Poseidon versprachen dem Hyrieus, der sie gastfreundlich bewirtet hatte, die Erfüllung eines beliebigen Wunsches. Er bat um einen Sohn. Sie sagten, er solle eine mit ihrem allerhöchsteigenen Urin gefüllte Ochsenhaut vergraben und nach neun Monaten öffnen. Als diese Zeit um war, fand er dann ein Knäblein. Die ganze Geschichte geht ohne Zweifel auf einen Vorgang bei der Gerberei.

Auch im Tierkreis hat der Stier seine uralte Stelle. Als zweites Zeichen desselben hat das Rind die Grundlage zu Heraklesmythen gegeben. die Erlegung dieses Stiers ist eine der zwölf Arbeiten des verkappten Sonnengottes. Im April tritt die Sonne in dieses Zeichen (Verg.) und sein Aufgang bedeutet Sturm (Alkiphr.). Wir kehren wieder zurück zum Frühlingsstier, dem Symbol des im Gewittersturm befruchtenden Lenzes, und geben hier nach Köhler, zur Gemmenkunde II Taf. 3 eine reizende Kamee aus dem Kabinett des Zaren wieder, in der wir den Stier als Symbol des Frühlings erkennen (vgl. S. 357): dazu passen vortrefflich sowohl die Grazien in ihrer ursprünglichen Eigenschaft als Naturgöttinnen wie auch die Plejaden[240], deren Aufgang in den Mai fällt (Fig. 127).

Fig. 127. Kamee des kaiserl. Kabinetts zu Petersburg.

Die weitaus größte Verehrung genoß das Rind am Nil. Eine Reihe von Motiven wirkten da zusammen. Jedermann kennt den Apis, vor dem sich die Ägypterinnen entblößten, um durch den segensvollen Blick des Gotttiers Fruchtbarkeit zu erlangen: eine gemilderte Variante zum Kultus des heiligen Widders in Mendes. Beide Tiere waren Sinnbilder der ewig zeugenden Allkraft der Natur.

In einem eigenen Palaste mit Parkanlagen zu Memphis erfreute sich der Stier eines neidenswerten Daseins. Die besten Leibspeisen, warme Bäder, Wohlgerüche, gutes Tafelwasser — beileibe keins aus dem Nil — wurden ihm täglich zuteil, auch ein Harem der schönsten Kühe fehlte nicht (Älian XI 10). Aber, wenn er nicht vorher eines natürlichen Todes starb, ward er nach 25 Lebensjahren an einem

geheimen Orte von den Priestern ertränkt und seine Mumie unter pompösen und höchst kostspieligen Zeremonien im Serapeum zu Memphis beigesetzt. Jene 25 Jahre hatten ihren guten astronomisch-kalendarischen Sinn: 309 mittlere synodische Monate deckten sich nämlich bis auf eine Stunde mit 25 ägyptischen Jahren: in diesem Zeitraum fand somit eine Ausgleichung zwischen Sonnen- und Mondkalender statt. Astronomisch bestimmt wurde der Beginn des Zyklus dadurch, daß ein Sonnenstrahl, der nur durch eine ganz kleine Öffnung eindringen konnte, die Serapisstatue im Serapeum auf den Mund traf (Lepsius, Chronol. d. Ägypt.). Serapis und Serapeum zeigen uns eine dritte mit dem Apis verknüpfte Idee, sein Zusammenfallen mit Osiris. Hapi (Apis) heißt »verborgen«, Osirihapi (Serapis) d. i. der im Körper des heiligen Stieres verborgene Osiris; daher heißt der Tempel des Apis bei Strabo auch Tempel des Osiris. Apis ist das Bild der Sonne während ihrer nächtlichen Fahrt. Zur Zeit der Sonnenwende, wann der Nil zu steigen beginnt, wurde der Geburtstag des Apis feierlich begangen. Man nannte ihn auch das lebende Grab des Osiris. Serapis hat zur Zeit der Ptolemäer auch bei Griechen und weiterhin bei den Römern Verehrung genossen. Nach seinem Bilde ist das traditionelle Porträt Christi geformt worden und es ist sehr merkwürdig, daß man auch von dem im Serapis steckenden Apis behauptete, daß er einem Strahl vom Himmel, nicht physischer Zeugung, sein Dasein verdanke.

Ein viertes Motiv des Apiskultus war selbstverständlich die hohe Bedeutung des Rindes für Ackerbau und Landwirtschaft. Auch Diodor (I 21. 88) führt diesen Grund für die Apisverehrung an. So oft ein König eingeweiht wurde, legte man dem Apisstier ein Joch auf und der König führte ihn über ein Stück Ackerland. Man mag damit die Angabe des Macrobius zusammenhalten, daß man in den Hieroglyphen für Erde eine Kuh gezeichnet habe.

So hatten die Ägypter im Laufe der Jahrtausende eine Menge Motive zusammenbekommen, aus denen die wunderliche Apisverehrung erwuchs. Auch die Ausländer übernahmen zum Teil den Kult; mindestens ist der syrische Molochdienst stark dadurch beeinflußt worden. Es ist nicht unmöglich, daß das Heerzeichen der Cimbern, ein heiliger eherner Stier, mit diesen Kulten zusammenhing: denn bis nach Mähren herauf ist durch die römischen Soldaten die Apisverehrung gedrungen: in der Byčiskalahöhle fand sich die barbarische Nachahmung eines römischen Feldzeichens von der Figur des Apis mit dem Dreieck mitten auf der Stirn[241].

Ein weißes Dreieck auf der Stirn und ein sonst schwarzer Körper waren die Hauptbedingungen, an denen man die Bestimmung zum

Apis erkannte. Freilich sollte er außerdem noch eine Menge Kennzeichen besitzen (Älian spricht von neunundzwanzig), aber sie scheinen keineswegs unumgänglich gewesen zu sein: jedenfalls war er immer schwarz mit mehr oder weniger weißen Flecken oder Extremitäten. Unter der Zunge hatte er angeblich einen käferförmigen Auswuchs, wodurch bei der Heiligkeit des Scarabäus auch die heilige Natur des ausgesuchten Stieres bekräftigt werden sollte. Die Notiz steht bei Plinius, der aber keine der besten Quellen benützt zu haben scheint.

Natürlich verstanden die Priester wie beim Ammonium so auch beim Apis in Memphis von der Orakelsucht der gebildeten und ungebildeten Besucher Vorteil zu ziehen. Eine Menge Autoren erwähnen das Apisorakel; am klarsten ist Xenophon Ephesius (Erot. script. Gr. ed. H. I 385). Danach trägt der Fragende sein Anliegen selbst dem Stiere vor, entfernt sich dann und ägyptische Knaben verkünden in Prosa oder Versen den Bescheid des Apis. Viel einfacher war z. B. das Orakel, das dem Germanicus a. 19 n. Chr. zuteil wurde. Der Stier weigerte sich aus seiner Hand Speise anzunehmen, was der kaiserliche Prinz auf sein baldiges Ende deutete (Ammian. Marc.).

Fig. 128. Kopf des jungen Apis, nach Lortet-Gaillard.

Der ägyptische Apis war sacrosanct im extremsten Sinne des Wortes. Wer ihn verletzte oder gar tötete, wurde unter den grausamsten Martern gelyncht. Nur zwei Perserkönige konnten sich solche Kränkung der heiligsten Gefühle des Volkes erlauben, ohne der menschlichen Strafe zu verfallen. Aber beide, Kambyses und Artaxerxes Ochus, büßten doch ihren Frevel durch einen frühzeitigen Tod. Die römischen Bezwinger Ägyptens benahmen sich rücksichtsvoller. Augustus allerdings ließ sich den heiligen Stier nicht vorstellen, sondern sagte: »Ich pflege Götter anzubeten, aber keine Ochsen«. Anders Titus: mit dem Diadem geschmückt, was die heutige Kaiserkrone vertrat, wohnte er zu Memphis der Einführung eines neuen Apisstieres bei (Suet.).

Außer dem Apis werden als heilige Stiere der Ägypter noch der Mneuis, der Onuphis und der Epaphos erwähnt. Mneuis (hierogl.

mna) ist das Bild der Sonne am Tag, der Tageshelle, und ergänzt somit den Apis, die Sonne in der Nacht. Der Kult des Mneuis zu Heliopolis trat im Laufe der Zeit ganz hinter den des Apis zurück: zwei Sonnenstiere, einen des Tags und einen der Nacht, nebeneinander zu verehren war doch auch gar zu überflüssig. Manche erklärten den Mneuis für den Vater des Apis. Beide Stiere mußten sich durch Größe und schwarze Farbe auszeichnen.

Noch weniger hören wir von einem dritten heiligen Stier, Onuphis, der zu Hermunthis verehrt wurde: er besaß angeblich die Eigenheit, jede Stunde seine Farbe zu wechseln und hatte struppige Haare.

Epaphos war nach Herodot der griechische Name für Apis: indes scheint dies eine Verwechslung, und es werden diejenigen recht haben, die an ägyptisches epiphi Steinbock, arabisch hebheb, koptisch epep erinnern. Der Steinbock bedeutete das Steigen des Nil und der Geburtstag des Apis fiel mit diesem Ereignis zusammen. Die Mythen von Epaphus (Apollod. Hygin.) sind ganz verschieden von denen, die den Apis betreffen.

Epaphos war nach den späteren griechisch-römischen Mythographen ein Sohn der Io, den sie auf ihrer Flucht am Nil geboren haben sollte. Eigentlich gehörte diese Funktion der Isis, allein in der Epoche des Synkretismus fielen die beiden Mondgöttinnen, die ja auch das Kuhsymbol und den Anlaut der Namen gleich hatten, unbedenklich zusammen. Isis hatte die Kuh als heiliges Tier und wird selbst immer mit dem Kopf oder doch mit den Hörnern einer Kuh dargestellt, ja auch unzählige Male als ahe »Kuh« angerufen. Ebenso hat die ihr verwandte Hathor, die Göttin der Liebe, des Gebärens, des weiblichen Prinzips, eine weiße Kuh als Leibtier und sie selber tritt gewöhnlich auf als Frau mit dem Kopfe oder wenigstens den Hörnern einer Kuh. Eine Höhlenkapelle der Hathor aus der XI. Dynastie enthielt in der Mitte eine bemalte und vergoldete Kuh in Lebensgröße.

In der antiken Kunst sehen wir das Rind unzählige Male dargestellt: unter den Münztypen ist es vielleicht der häufigste[242]. Schon im zweiten Jahrtausend v. Chr. war die Figur des Stiers als Gewichtzeichen aus Ägypten nach Kreta und den kontinentalen Ländern mykenischer Kultur gelangt. Älteste Inselsteine, hocharchaische Tonfiguren, silberne und goldene Kuhköpfe aus Mykenae bezeugen uns, daß die Rinderfiguren schon zu den Inkunabeln der griechischen Kunst zu zählen sind.

In der klassischen Periode finden wir Sterne ersten Ranges unter den Bildhauern und Malern mit dem Gegenstand beschäftigt. Weitaus am berühmtesten waren die verschiedenen bronzenen Kühe Myrons,

deren viere Properz (II 31, 7) gepriesen hat. Auch zwei Epigramme in den Anakreonteen (nr. 115. 116) behandeln dieses Thema. Neben Myron werden noch zwei andere Erzgießer genannt: Strongylion und Phradmon. Letzterer schuf zwölf berühmte eherne Kühe für das Atheneheiligtum zu Iton. Marmorne Rinderfiguren haben sich von Phidias (am Parthenon) und wie man behauptet von Skopas (Stierkopf im Museum von Tegea) erhalten. Unter den Malern ragt Pausias hervor mit seinem schwarzen Stier, einem Meisterstück von Kürzung und Schattierung (Plin.); dann Pytheas mit einem gemalten Rind zu Pergamum (Steph. Byz. 183). Reizende Rinderstatuetten aus Ton hat der Boden Tanagras aufbewahrt. Von großen plastischen Werken erwähnen wir den herrlichen farnesischen Stier der Dirkegruppe. Schade, daß jener andere marmorne Stier nicht mehr existiert, mit dem Antoninus Pius sein viridarium, einen zum Palast gehörigen kleinen Garten, schmückte. Auch einige der reizendsten Gemmen, die auf uns gekommen sind, haben Rinder zum Vorwurf (M. u. G. Taf. XIX).

Als Schild- und Feldzeichen wurden Stier und Stierkopf viel verwendet[243]. Der Stierschädel begegnet äußerst häufig am Fries eines Tempels, was natürlich davon herkommt, daß einstmals zur Erinnerung an die geleisteten Opfer die Stierschädel wie Trophäen an Altären und Tempelwänden aufgehängt wurden. Zugleich dienten solche hautlose bleichende Schädel wie so viele andere dem natürlichen Gefühl anstößige Objekte als prophylaktisch d. h. zur Abwehr von bösem Blick und dämonischen Anfechtungen.

Vielhufer (Multungula).

Elefant.

Schon die Alten haben sich mit dem Studium dieses vielleicht intelligentesten und imponierendsten aller Tiere beschäftigt. In der Antoninischen Zeit schrieb Amyntianos sein mehrfach erwähntes Werk περὶ ἐλεφάντων, das aber leider verloren gegangen ist. Aus unsern Tagen ist besonders hervorzuheben das Buch des französischen Artillerieobersten P. Armandi, histoire militaire des éléphants, Paris 1843, 570 S.

Während sich jetzt die Heimat des gewaltigsten unserer Säugetiere auf heiße Gegenden Asiens und Afrikas beschränkt, lebten seine prähistorischen Vorfahren auf einem viel ausgedehnteren Gebiete. Das

Mammut, *Elephas primigenius*, dessen Reste noch jetzt besonders im nördlichen Sibirien erhalten sind, durchstreifte einst sämtliche Länder der alten Welt, vom äußersten Norden bis zum äußersten Westen. Auch in Italien und Griechenland hat man seine Stoßzähne gefunden, ja auch in Nordamerika. Von ihm stammt das fossile Elfenbein, das bei Theophrast und Plinius erwähnt wird. Eine uralte sehr charakteristische Zeichnung des Mammut aus der Combarelleshöhle in Frankreich geben wir hier in achzehnfacher Verkleinerung (nach S. Müller, Urgesch. Eur. S. 12) (Fig. 129).

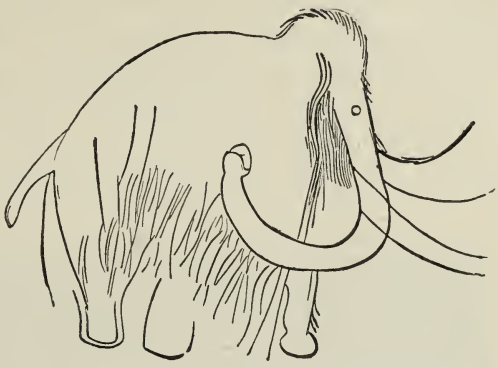


Fig. 129. Höhlenzeichnung des Mammut.

Bei vielen Kulturvölkern des Altertums hat der Elefant im Krieg und Frieden eine bedeutende Rolle gespielt. Die Inder besaßen eine Masse Elefanten, die großenteils als Last- und Zugtiere, bei den Königen und Großen des Landes auch zum Reiten dienten. Der Lenker, der auf dem Nacken saß, führte einen Stachelstab, um im äußersten Notfall das Tier augenblicklich töten zu können, wenn es etwa in der Wut der Brunst oder im Gefecht Miene machte, die eigenen Leute zu zertreten. Für den Krieg setzte man ihnen Türme auf, in denen sich drei bis vier Bewaffnete befanden. Um sie zum Kampf anzufeuern, ließ man sie in Indien Arak oder Rum[244], anderwärts Wein trinken. Die von Ceylon überragten die des Festlandes an Gelehrigkeit und Tüchtigkeit. Man züchtete die Tiere nicht in Gestüten, sondern sie wurden immer nur wild eingefangen und gezähmt. Lieblingsfutter, Schmeichelworte, Pauken und Gesang halfen zur Zähmung. In Hinterindien standen schon im Altertum die weißen in besonderer Gunst und Ehre (Älian). Die Buddhisten betrachteten sie als Verkörperung der Gottheit.

Von Indien aus verbreitet sich die Kenntnis des Tiers gegen Westen, und zwar durch semitische Vermittlung: daher wahrscheinlich ἐλέφας, elephas aus el-ibha, was zusammengesetzt ist aus dem Sanskritwort ibha Elefant mit dem semitischen Artikel[245]. Das gewöhnlichste Wort im Altindischen war übrigens hastin, d. h. das Tier mit der Hand, wegen der handartigen Geschicklichkeit seines Rüssels[246].

Das älteste Bild eines indischen Elefanten ist auf dem berühmten Obelisken Salmanassars II, wo er neben Affen, Nashorn, Yak und andern indisch-afghanischen Tieren als Tribut gebracht wird (Fig. 130).

In Babylon sah und beschrieb ihn als erster Grieche ums J. 416 v. Ch. Ktesias, der Leibarzt des Perserkönigs Artaxerxes Mnemon; doch war seine Schilderung ungenau wie überhaupt die Mehrzahl seiner Angaben.

Mit den Kriegselefanten der Perser — oder eigentlich der Inder; denn sie gehörten den indischen Hilfstruppen (Arrian) — machten die Europäer die erste Bekanntschaft bei Arbela, in dem letzten Verzweiflungskampf Darius III gegen die Mazedonier. Da diese sämtlich in die Hände Alexanders fielen, bekam, wie man glaubt, Aristoteles Gelegenheit, das Tier genau zu studieren und zu beschreiben. Doch waren es nur fünfzehn Stück. Aus dem indischen Feldzug aber brachte Alexander eine große Zahl Elefanten mit;

Fig. 130. Vom Obelisk Salmanassars II.

denn die dortigen Könige besaßen riesige Elefantenherden: 9000 Stück Kriegselefanten gehörten allein dem Könige der Perser. So beginnt denn nach Alexanders Tod auch für das Abendland einschließlich das vordere Asien eine fast dreihundertjährige Periode der Kriegselefanten. Die von Alexander hinterlassenen erbte zunächst Perdikkas, der Verweser des Reiches. Er unterdrückte mit ihrer Hilfe eine Meuterei seiner Truppen und verwendete sie gegen Ptolemaeus von Ägypten. Bei der Belagerung von Pydna durch Kassander starben alle Elefanten, die noch in Mazedonien existierten, infolge der Hungersnot (Diod.), und seit Philipp nach seinem unglücklichen Krieg mit den Römern die neuerworbenen hatte ausliefern müssen, besaßen die letzten Könige dieses Landes keine Elefanten mehr.

Um so eifriger verlegten sich die Seleukiden auf die Pflege dieser militärisch so wichtigen Tiere. Bei Apamea in Syrien war das Hauptgestüt. Antiochus der Große zog selber nach Indien und brachte hauptsächlich durch seine Beziehungen zu dem indischen Fürsten Sophagasenos über 150 Elefanten zusammen. 102 davon standen in

der Schlacht bei Raphia a. 217 den 73 afrikanischen des Ptolemaeus Philopator gegenüber; nach der Niederlage bei Magnesia mußte er jedoch alle an die Römer ausliefern (Liv.)[247]. Sein Sohn Antiochus Epiphanes erwarb sich wieder neue, mit denen er zwar nicht gegen die Römer, aber gegen Ägypter und Juden zu Felde zog.

In der späteren Zeit sehen wir noch bei den baktrischen Griechen, den Indoskythen, den weißen Hunnen, den Neupersern die indischen Elefanten, zum Teil in sehr bedeutender Zahl als Kriegstiere verwendet. So hatte der König der Hunnen 2000 Stück in seinem Heere (Kosmas top. Chr.).

Die europäischen und afrikanischen Völker, die keine Verbindung mit Indien hatten, verschafften sich die Elefanten aus Afrika. Schon Plato wußte, daß in Atlantis d. i. im westlichen Afrika eine Unmasse

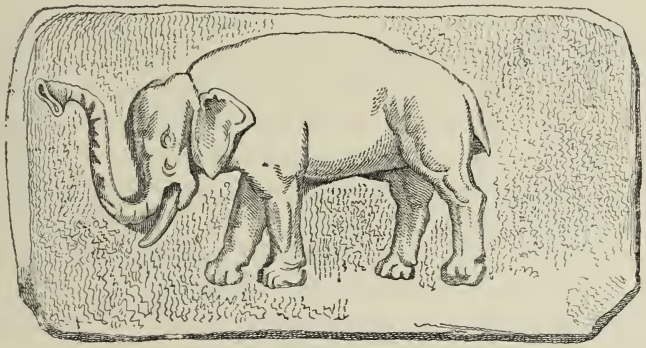


Fig. 131. Römische Münze: Elefant des Pyrrhus.

Elefanten existieren (Kritias p. 1104). Der *Elephas africanus* steht seinem indischen Vetter an Schönheit und Stärke nach, hat einen flacheren Kopf und größere Ohren. Er war zahlreich in Libyen und Äthiopien und bis zur römischen Eroberung auch in Mauretanien, besonders im waldreichen Atlas. Münzen von Juba und Bocchus geben uns sein deutliches Bild, ebenso das pompejanische Fresko Fig. 81. Die Ohren, das Hauptmerkmal, sind völlig verschieden von denen der Elefanten des Pyrrhus, jenen aus Indien stammenden lucanischen Ochsen, wie sie von den Römern spöttisch genannt wurden. Ihrer 20 hatte der königliche Abenteurer nach Italien mitgebracht und bei Heraclea, Asculum und Benevent in die Schlacht geführt. Vier von ihnen fielen lebend in die Hände der Römer und wurden vom Konsul Curius Dentatus in seinem Triumphe aufgeführt. Zum Andenken ward ein quincussis geschlagen mit dem deutlichen Typus eines indischen Elefanten; abgebildet bei Daremberg-Saglio I S. 455 Fig. 548 und danach hier Fig. 131. Dies war vielleicht das erste-

und letztemal, daß Italien indische Kriegselefanten zu Gesicht bekam; denn die Beute von Magnesia hatte man dem Eumenes geschenkt.

In Ägypten wollte man bis zur hellenistischen Periode vom Elefanten nichts wissen, nur daß er unter den Hieroglyphen der fünften Dynastie erscheint. Erst die Ptolemäer hielten sich Kriegselefanten, die sie in Äthiopien, wo es eine Unmasse dieser Thiere gab, einfangen und dressieren ließen. Bereits Ptolemaeus Philadelphus (285—247 v. Chr.) gründete für die Elefantenjagd eine Stadt namens »Jagdptolemais«, Ptolemais θηρῶν oder ἐπὶ ὕήρας; sie lag auf einer kleinen Halbinsel an der Westküste des arabischen Meerbusens. Südlich davon entstand dann eine zweite solche Niederlassung, neben dem Hafen Saba, bei den sogenannten Elefantenessern, Ἐλεφαντοφάγοι. Auf besonders konstruierten Elefantenbooten, ἐλεφαντηγοί, wurden die gewöhnlich in Fallgruben (anon. Matth. 25) gefangenen Tiere nach Ägypten verführt. Am meisten scheint Ptolemäus III Euergetes für die neue Waffengattung geschwärmt zu haben (vgl. Diod. III 18. 41). Ganze Armeekorps hatten die Aufgabe Elefanten einzufangen. Die historisch bedeutendste Rolle des afrikanischen Elefanten aber war die in den punischen Kriegen. Trotz der Zweischneidigkeit der neuen Waffe, die oft genug gegen den eigenen Herrn sich kehrte, wenn der Gegner es verstand, die Tiere scheu zu machen, wurden sie von den Karthagern ganz systematisch und bisweilen mit großem Erfolg als Helfer im Krieg verwendet. Geniale Feldherrn vom Schlage der Barkiden konnten ein so wichtiges Mittel zur Kriegführung nicht ungenützt lassen; schon um des psychischen Eindrucks willen, der so viel zum Sieg oder zum Gegenteil beiträgt. Gegen das Niederstampfen der eigenen Leute half der Reiter auf dem Genick, der durch einen Stoß seines eisernen Stachels den wildesten Elefanten augenblicklich unschädlich machte. Hasdrubal hatte in dieser Beziehung ausdrückliche Befehle gegeben. Anderseits war der Ansturm einer Kolonne der schwarzgrauen Ungetüme oft genug unwiderstehlich, wenn Neulinge oder Kavallerie gegenüber standen; aber auch erprobte Veteranen faßte ein Gefühl des Bangens, wenn eine Linie Elefanten mit besetzten Türmen auf dem Rücken Anstalt machte, sie mit ihren säulendicken Füßen zu zerstampfen, mit dem Rüssel in die Luft zu schleudern und mit den gewaltigen Zähnen zu zerfleischen[247b]. Als im ersten punischen Kriege die Römer im erstürmten karthagischen Lager 120 Stück Elefanten erbeuteten, schaffte man sie nach Rom und wollte den Bürgern die Angst vor dem Tiere durch ein komisches Mittel austreiben. Man ließ nämlich etliche im Zirkus laufen und jagte sie mit stumpfen Spießen hin und her, um zu beweisen, daß sie keineswegs besonders grimmig und

gefährlich seien (Plin.[248] Senec.). Dennoch wurden im afrikanischen Kriege Cäsars Soldaten von Zittern und Zagen ergriffen, als man ihnen mitteilte, daß ihre Gegner, Scipio und Juba, über 90 Elefanten verfügen; und weil dann die fünfte Legion zuerst wieder Mut faßte und den Elefanten gegenübergestellt werden wollte, erhielt sie als Belohnung den Elefanten zum Feldzeichen (Appian).

Eine Schlacht, in der die Elefanten ganz entschieden den Ausschlag gaben (a. 275 v. Chr.), erzählt Lucian (Zeuxis und Antiochus 9. 10): »Antiochus I Soter hatte 16 Elefanten bei sich. Theodotas aus Rhodus riet ihm, sie anfangs so viel als möglich verborgen zu halten, damit sie nicht über die Schlachtreihe hervorragten; sobald aber die Reiterei der Galater angesprengt käme und die Feinde ihre Sichelwagen aus der geöffneten Phalanx hervorbrechen ließen, dann sollten je vier Elefanten der Reiterei auf beiden Flügeln, die acht übrigen den Sichel- und Streitwagen entgegengetrieben werden. Und so geschah es auch. Weder die Galater noch ihre Pferde hatten je zuvor einen Elefanten gesehen, und der unerwartete Anblick brachte sie so aus der Fassung, daß sie schon in der Ferne, sobald sie nur das Brummen der Tiere vernahmen und die weißen, aus der schwarzen Körpermasse desto glänzender hervorragenden Zähne und die emporgereckten Rüssel sahen, die sie zu umschlingen drohten, in größter Verwirrung die Flucht ergriffen, noch ehe man in Schußweite gekommen war. Das Fußvolk rannte im Gewühl in die eigenen Lanzen oder ward von den Reitern des Antiochus zu Boden geworfen und zertreten. Die Streit- und Sichelwagen kehrten gleichfalls um und richteten unter den eigenen Leuten ein Blutbad an, und mit Homer zu reden:

»unter die Räder
Stürzten die Männer in Staub, und zertrümmerte Wagen erkrachten «

Denn die Pferde, einmal scheu geworden aus Angst vor den Elefanten, waren nicht mehr zu halten, warfen die Wagenlenker ab, »rasselten, leer die Geschirre dahin« und zerschnitten und zerfetzten ihre eigenen Leute, die bei dem heillosen Tumulte natürlich massenhaft zu Boden gestürzt waren. Hintennach kamen nun noch die Elefanten und zertraten viele Feinde oder ergriffen sie mit dem Rüssel und schleuderten sie in die Luft oder durchbohrten sie mit den Zähnen. Kurz diese Elefanten waren es, deren gewaltiger Andrang dem Antiochus den vollständigsten Sieg verschaffte« . . . Auf dem Siegesdenkmal ließ er nach Lucian nichts als das Bild eines Elefanten anbringen (c. 11), vielleicht die gleiche Darstellung, die wir auf seinen Münzen haben.

Taf. II 16: indischer Elefant des Antiochus I. Tf. II 16.

Übrigens ist auch ein Relief auf uns gekommen, wo ein turmbewehrter Kriegselefant den Galater zermalmt, der vor seinen Füßen liegt: abgebildet bei Daremberg-Saglio III Fig. 2623 und danach hier Fig. 132.

Die Karthager hatten in der Nähe ihrer Hauptstadt Ställe für 300 Elefanten und wußten ihren Bestand durch offizielle Elefantenjagden, zu denen Offiziere mit Soldaten nach Libyen kommandiert wurden (Appian), immer wieder zu ergänzen. Auch Mauretanien lieferte ihnen viel Material.

Tf. II 18. Taf. II 18: Numidischer Elefant mit Kornak.

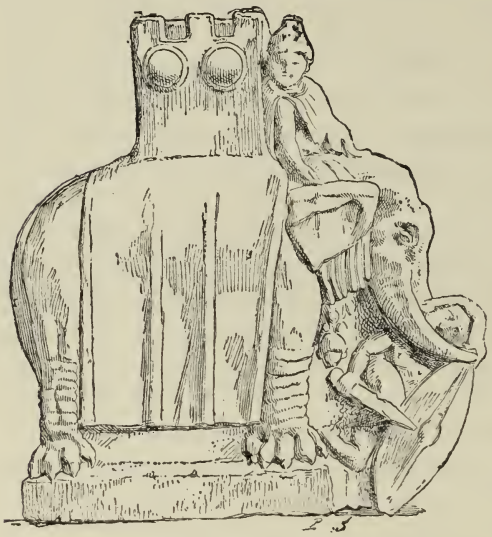


Fig. 132. Elefant des Antiochus, einen Galater zermalmend.

Beim Beginn des ersten punischen Kriegs setzte Hanno mit 60 Stück nach Sizilien über (Diod.). In Afrika selbst stellten sie dem Regulus 100 Elefanten entgegen, die durch die gräßliche Verwüstung, die sie unter dem römischen Fußvolk anrichteten, seine Niederlage entschieden. Hasdrubal, Hannos Sohn, hatte 140 Elefanten in Sizilien; aus Furcht vor ihnen wagten die Römer lange Zeit keine Angriffe zu unternehmen, bis es a. 251 dem Metellus gelang, 120 davon in seine Gewalt zu bekommen. Wie hoch die Römer die Sache anschlugen, zeigt der Umstand, daß die Münzen der gens Caecilia einen Elefanten aufweisen (Cohen, monn. de la républ. Rom. Taf. I 6. 7. VIII 5). Bei seinem Zug nach Italien führte Hannibal 50 Elefanten mit, verlor aber die meisten schon durch den Übergang über die Alpen. Doch trugen sie noch an der Trebia viel zu seinem Siege bei. Schließlich hatte er nur noch einen einzigen. Am Metaurus, der wahren Entscheidungsschlacht des ganzen zweiten punischen Kriegs, brachten sie Verwirrung in die Reihen der Karthager und auch im Schlußakte des großen Dramas bei Zama konnten sie den Puniern nichts helfen. Allmählich war man eben auch auf allerlei Mittel gekommen, sich der feindlichen Bestien zu erwehren. Am wirksamsten waren Feuerbrände: auch Schweine wurden losgelassen; denn man

wußte oder glaubte, daß der Elefant das Geschrei des Schweines nicht hören könne (Älian, Plin., Sen.). Mitunter wurden sogar Schweine mit Pech bestrichen und brennend auf die Elefanten losgetrieben. Dies taten die verzweifelten Megareer, als sie von Antipater belagert wurden (Älian n. a. XVI 36). Die Römer selbst benutzten noch im zweiten Jahrhundert v. Chr. je und je Kriegselefanten, die sie teils von besiegten Feinden ausgeliefert, teils von befreundeten nordafrikanischen Königen als Geschenk erhielten: so von Masinissa und seinen Söhnen Gulussa und Micipsa. Gegen Philipp von Mazedonien, Perseus, Antiochus und die Numantiner wurden römischerseits Elefanten verwendet. In der Kaiserzeit gab es in der römischen Armee keine Elefanten: nur Didius Julianus machte den Versuch, die für Festaufführungen bestimmten Tiere zu Kriegszwecken abzurichten (Herodian). Es scheint aber nichts dabei herausgekommen zu sein; nach dem Verfasser des afrikanischen Krieges brauchte der Kriegselefant jahrelange Dressur, ehe er recht brauchbar wurde. — Auch soll Cäsar beim Übergang über die Themse einen Elefanten gebraucht haben, um den Britannen Schrecken einzuflößen (Polyaen.). Gegen die Hauptfeinde Roms in der Kaiserzeit, Germanen und Parther, konnte der Kriegselefant nicht nutzbar gemacht werden.

Im Zirkus wurde das Tier in der späteren Periode Roms um so häufiger gesehen, weniger bei eigentlichen Tierkämpfen; denn das Beispiel des Pompejus, der bei der Einweihung des Venustempels Elefanten mit Gätulern kämpfen und erstere dabei mit Spießen erstechen ließ, obgleich die Tiere um Barmherzigkeit zu flehen schienen, konnte nicht zur Nachahmung einladen. Das Publikum war empört über die Grausamkeit des Spielgebers, alles weinte, sagt Plinius, und überschüttete ihn mit den ärgsten Verwünschungen. Damit war die Absicht des Spielgebers sich populär zu machen schnöde vereitelt und ein Riesengeld zum Fenster hinausgeworfen. Auch Seneca stimmt hundert Jahre später dem Urteil des Volkes bei. Den Kampf eines Elefanten mit einem Stier zeigt uns ein Mosaik des Museum Gregorianum und ein solches Kampfspiel ereignete sich tatsächlich im Jahre 79 v. Chr. unter der Ädilität von Lucius und Marcus Lucullus (Plin.). Ungleich beliebter und häufiger war seine Verwendung bei feierlichen Pompen, wie sie so oft im Zirkus abgehalten wurden, natürlich auch bei Triumphen: so fuhr Antonius auf einem Elefantenwagen und vor ihm bereits Pompejus. Julius Cäsar ließ sich bei seinem Triumph über Gallien von vierzig fackeltragenden Elefanten geleiten. Eine unter Tiberius geprägte Ehrenmedaille auf Augustus, der mit einer Elefantenquadriga einherfährt, ist abgebildet in M. u. G. IV 5. Dem Volk in den Straßen Roms und auf dem Lande gewährten

wandernde Elefanten, die von winzig scheinenden Äthiopiern, d. h. wohl meistens Indiern, herumgeführt wurden, vielfache Belustigung: verstanden sich doch die gelehrigen Tiere auf Kniebeugen, Seiltanzen und andere kaum glaubliche Kunststücke; ja es kam vor, daß einer sich heimlich die ganze Nacht durch übte, um am Tag sein Pensum gut zu können. Die Elefanten des Germanicus, der in Latium selber Elefanten züchtete (zwölf Junge werden erwähnt), konnten kunstvoll tanzen und paarweise mit Männer- und Frauenkleidern geschmückt auf Polstern und Teppichen ruhend aus kostbaren Pokalen und Schüsseln wie die anständigsten Menschen speisen. Ein anderer, den Älian selber sah, verstand es mit dem Rüssel lateinische Buchstaben auf eine Tafel zu schreiben (n. a. II 11); wieder ein anderer schrieb griechisch (Plin.). Eine ganz besondere Attraktion war nach Horaz ein weißer Elefant auf der Bühne: mit ihm konnte der beste Dramatiker nicht konkurrieren. Daß sie auf dem Theater oft komplizierte Pantomimen aufführten, ergibt sich aus Plutarch (mor. 968). Sie lieferten Schaugefechte mit Schwertern, trugen zu vier den fünften in einer Sänfte, schossen mit Steinen nach einem Ziel, schleuderten Waffen in die Luft usw.

In der Kaiserzeit bekam man zu Rom, Alexandrien und an anderen Hauptstätten der Kultur fast täglich Elefanten zu sehen; daher sind auch im allgemeinen die Angaben über ihre Natur nicht unrichtig. In den Tagen des Aristoteles war es freilich anders. Er kennt und beschreibt nur den indischen Elefanten und hatte ihn offenbar nicht immer vor Augen, während er schrieb. Seine Behauptungen sind meistens richtig, teilweise aber wieder verkehrt und einander widersprechend, so daß man an mehreren Stellen auf Interpolation schließt. Da er im achten Buche mit mazedonischen Maßen rechnet, ist es äußerst wahrscheinlich, daß er bei der Abfassung dieser für die Elefantenbeschreibung wichtigsten Partie seines Werkes Exemplare aus der persisch-indischen Kriegsbeute vor sich gehabt hat. Ich übergehe hier sein zoologisches Detail, weil es für den Kulturhistoriker ohne Bedeutung ist. Hervorzuheben aber scheint mir ein Punkt wert, wo sich nach teilweise scharfer Bestreitung durch moderne Fachmänner die Zuverlässigkeit des Stagiriten herausgestellt hat: seine Beschreibung des Gebisses des Weibchens (Sundevall, Tierarten des A. 84). Ebenso ist die oft angezweifelte Behauptung anderer antiken Zoologen von der Angst, die der Elefant vor einer Maus empfinde, durch Cuvier als richtig erwiesen worden.

Selbst die lächerlich scheinende Nachricht über die Mondverehrung des Elefanten in Mauretanien (Plin.) ist nicht notwendig als absolut »leere Fabelei der Eingeborenen« aufzufassen: ich bin überzeugt,

daß auch sie einen Kern von wahrer Naturbeobachtung birgt. Denn in den innerafrikanischen Gegenden, wo die jetzt so unbarmherzig selbst mit Sprenggeschossen verfolgten Tiere bis vor wenigen Dezennien noch eine ruhige Stätte hatten, sammelten sich bisweilen gegen hundert Stück in mondhellen Nächten an einem Trink- und Badeplatz, so daß es aussah, als ob sie eine Volksversammlung abhielten. Moderne deuteten es als Kriegsrat gegen die schrecklichen zweibeinigen Todfeinde, während die naiven alten Libyer wohl mit gleichem Recht an eine religiöse Versammlung der hochbegabten Tiere zu Ehren des Mondgottes dachten: glaubte man doch auch, sie verstehen die Sprache der Eingeborenen (Plin., vermutlich aus Juba). Abbildungen solcher Elefantenversammlungen erinnere ich mich vor nicht allzu langer Zeit auch in englischen illustrierten Blättern gesehen zu haben.

Schon bei Aristoteles lesen wir, daß der Elefant ein Alter von 200 Jahren erreichen könne und daß er gegen Winter und Kälte sehr empfindlich sei. Weiter erfahren wir aus den zum Teil ausführlichen Berichten der Alten, daß immer der größte und stärkste und wahrscheinlich auch älteste der Elefantenherde voranzieht, daß sie streng monogamisch leben und den Ehebrecher empfindlich strafen. Rührende Geschichten werden von seiner Großmut und Sanftmut erzählt: wie er einen unartigen Knaben, der ihn aus Mutwillen in den Rüssel gestochen, hoch in die Luft hob und nach einigen Augenblicken der Todesangst unbeschädigt weitergehen ließ, wie er beim Begegnen einer Rinderherde die Tiere schonend bei Seite schob, bei einem kleinen Kind die Wärterin machte und eifrig die Wiege schaukelte, wie er durch alle quälerischen Mittel des mauretanischen Königs Bocchus nicht dahin zu bringen war, arme verurteilte Menschen mit seinen Zähnen zu zerfleischen, ja wie er sogar zu Blumenmädchen und Knaben von wirklicher Liebesregung erfaßt ward und sie mit Zärtlichkeit behandelte. Man ging soweit, dem sympathischen Tier religiöse Gefühle zuzuschreiben; man wollte beobachtet haben, wie sie beten, Gelübde darbringen usw. Nur in einer Hinsicht malte man den Charakter des Elefanten zu schwarz: um die Mammutzähne zu erklären, die man da und dort im Boden fand und natürlich für ausgefallene Elefantenzähne hielt, fabelte man vom Neid der Tiere, die ihren Feinden, den Menschen, das kostbare Elfenbein nicht gönnen.

Künstlerische Darstellungen des Elefanten finden sich erst seit Alexander. Auf den Vasen ist keine Spur von ihm; anders verhalten sich die Münzen, die Reliefs, die Mosaiken und Wandbilder. Die Münzen sind teilweise vorzüglich, M. u. G. Taf. IV S. 24; so die Antiochusmünze in unserem Buche Taf. II 16. Tf. II 16.

Symbolisch bedeutet der Elefant bisweilen Afrika — so auf den Münzen Cäsars —: der personifizierte Weltteil trägt einen Elefantenskalp über dem Haupte, über dem sich öfters noch der gekrümmte Rüssel erhebt. Auf bacchischen Reliefs mit dem indischen Triumphzug des Gottes ist er von Dionysos geritten eine Anspielung auf Indien. Strittig ist seine Bedeutung auf Konsekrationsmedaillen der Faustina und auf andern spätrömischen Münzen, wo der Festwagen von einem meist aus vier Tieren gebildeten Elefantengespann gezogen wird. Die Beischrift Aeternitas auf derartigen Philippusmünzen spricht dafür, daß der Elefant wegen seiner Langlebigkeit, die bis 300 Jahre betragen sollte, ein Symbol der Ewigkeit ist. Andere erblicken in dem Elefantengespann eine Erinnerung an die großartigen Feste, namentlich bei der Säkularfeier des Philippus.

Ein schöner riesiger Elefantenkopf aus Marmor ist im römischen Thermenmuseum. Er wurde mit zwei Rindsköpfen und einem Nashornkopf am Forum Trajani ausgegraben und diente als Wasserspeier.

Die spätrömischen Darstellungen auf Diptychen, Sarkophagen usw. sind meistens unnatürlich, z. B. auch die Basreliefs der römischen Brücke von Constantine (Tissot, prov. Rom. d'Afr. I 373 Fig. 42). Ganz vortrefflich sind dagegen die natürlichen Bewegungen wiedergegeben bei den drei Elefanten auf den altlibyschen Felsreliefs von Aïn-Safra (Tissot a. a. O. 372 Fig. 41) im Süden der Provinz Oran.

Auch ein hettitisches Steinrelief hat sich erhalten, zu Boghazköi, wo Elefanten von Schützen getötet werden, die auf den Bäumen lauern. Das merkwürdige Motiv stammt sicherlich aus Afrika. Man datiert das Bildwerk zwischen 1400 und 1100 v. Chr.

Weit früher als mit dem Tiere selbst sind Griechen und Römer mit seinen kostbaren Zähnen bekannt geworden. Schon die Ilias kennt das Elfenbein, doch beschränkt sie merkwürdigerweise seinen Gebrauch auf den Pferdeschmuck der Trojaner: der Sänger der Odyssee dagegen stattet bereits die Paläste des Menelaos und Odysseus mit Elfenbeinzierat aus, und die Ausgrabungen von Mykenae haben ihm recht gegeben. Das frischgesägte gilt ihm als beste Sorte. Die erste Erwähnung des Tieres selbst aber treffen wir, wie oben gesagt, erst bei Plato. Zur Zeit des Perikles und Demosthenes war schon ein großer Luxus bei den wohlhabenden Athenern eingerissen. Außer zum Belegen von Möbeln war es besonders beliebt für musikalische Instrumente. Ganz ähnlich war der Entwicklungsgang bei den Römern. Hier erhielt die alte naive Einfachheit den ersten Stoß durch die Dynastie der Tarquinier, denen allerlei etruskisierende Neuerungen zugeschrieben werden. So war denn auch der Thron des Königs Tarquinius und die daraus hervorgegangenen

kurulischen Stühle mit Elfenbein bekleidet, und bei allerhand religiösem Prang, den heiligen Wägen mit den Götterbildern, den Opfermessern der Pontifices war das Elfenbein unentbehrlich. Beim Volk aber riß solche Üppigkeit erst ein, als überhaupt der moralische Niedergang anhub, nach den beutereichen Siegen über Karthago und Antiochus. Vergebens eiferte damals der alte Cato gegen den übermäßigen Luxus in den Privathäusern, die von seltenem Holze, Elfenbein und numidischem Marmor glänzten. Es wurde doch immer ärger. Auch Horaz klagt darüber. »Ein Tischfuß aus Silber, sagt Juvenal (11,128), ist ordinär, er muß von Elfenbein sein. So will es die Üppigkeit der jetzigen Reichen.« Noch aus der letzten Phase des alten Rom haben wir eine Menge elfenbeinerner Schreibtäfelchen, diptycha, meist mit kläglichen Schnitzereien, die keine Spur von klassischem Stil mehr zeigen. Merkwürdig ist das Verhältnis des Elfenbeins zur eigentlichen Glyptik. Ganze Statuen aus Elfenbein in Menschengröße oder darüber werden erwähnt aus dem hunderttorigen Theben, jener sagenumsponnenen Wunderstadt in Oberägypten. Auch die Statue des Britannicus in Rom, die Titus aus Elfenbein schaffen ließ, war ohne Zweifel in Lebensgröße. Aber der Nebeneindruck des Protzigen war bei solchen Bildwerken kaum zu vermeiden. Anders bei den herrlichen Goldelfenbeinstatuen der perikleischen Epoche, die zu den bewundertsten Schöpfungen des ganzen Altertums gehörten. Bei diesen überlebensgroßen Götterbildern waren die Attribute aus Gold, die Fleischpartien aber mit Elfenbein belegt, das man künstlich zu erweichen verstand. Am berühmtesten waren die Hera des Polyklet, die Athene Parthenos und der Zeus von Olympia des Phidias. Im Innern war ein Kern aus Ton, Gips und Holz, durchzogen mit einem System von Röhren, um durch Eingießen von Öl das Zerspringen des Holzes zu verhindern. Aber gegen die Myriaden Mäuse, die sich in den Statuen einnisteten, und vor den Barbarenhorden, die ganz Hellas überfluteten, gab es keine Rettung. Auch das Christentum war den »Götzenbildern« zum Verderben. Sic transiit gloria mundi.

Nashorn (Rhinoceros indicus unicornis; Rhinoceros africanus bicornis).

Die Vorwelt besaß mehrere Arten von Nashörnern, namentlich das wollhaarige mit knöcherner Nasenwand, von Cuvier daher *tichorhinus* genannt[249]. Neben Mammut, Rentier und Höhlenbär, aber auch zugleich neben Pferden und Artefakten von Menschen, findet man seine Reste[250], ja selbst Haut und Fleisch sind bei den

sibirischen Eisströmen zur Tauwetterzeit aus dem Erdreich hervorgespült worden. In Schwaben, Franken, Polen, Rußland, Sibirien, England und Frankreich muß es einst herumgeschweift sein, und zwar zugleich mit dem Menschen, dessen Anwesenheit Einschnitte in den Knochen des Tieres beweisen (Lubbock).

Bei den klassischen Völkern geht die Kenntnis des Nashorns nicht weiter zurück als in die mazedonisch-hellenistiche Zeit, wo bei der fabelhaft üppigen Pompa des Ptolemäus Philadelphus auch ein äthiopisches Rhinozeros, übrigens nur ein einziges Exemplar, aufgeführt wurde (Kallixen. bei Athen. V p. 201 C). Aristoteles erwähnt das Tier zweimal. Er spricht von einem Einhufer[251] mit einem Horn (μονόκερως) und nennt ihn indischen Esel. Die Beschreiber von Alexanders indischem Feldzug, Curtius und Pseudokallisthenes, erzählen aber ausdrücklich, daß die Mazedonier in Indien die Bekanntschaft des indischen Nashorns gemacht haben, und der letztere fügt ganz richtig bei, daß es in den Bambuswäldern, ἐν τῇ ὕλῃ τῶν καλάμων, zu Hause sei. Man schenkt dem Curtius gegenwärtig wieder mehr Glauben als früher, und so wollen wir annehmen, daß die Truppen des Mazedoniers bis in die tiger- und nashornbewohnten Dschungeln und Berge vorgedrungen sind. Die ältesten indogermanischen Inder kannten das Tier noch nicht. Sie nannten es Langnase, Vārdhrīṇasa; Wort und Begriff kommen aber erst in den späteren Veden vor, nicht im Rigveda. Es ist somit der gleiche Fall wie beim Tiger. Curtius macht da, wo er vom Nashorn redet, den sonderbaren Zusatz, Indien ernähre zwar Rhinozerosse, erzeuge sie jedoch nicht. Damit stimmen die Zoographen Oppian und Timotheus, die behaupten, man sehe niemals ein Weibchen und ihre Fortpflanzung sei gänzlich unbekannt. So war denn der beste Nährboden für allerlei lächerliche Fabeln gegeben, namentlich wußte man schon seit Agatharchides und Artemidor vom ewigen Fehdezustand zu erzählen zwischen dem Nashorn und dem Elefanten um den Besitz von Trankstätten und vom Wetzen des schwertartigen Horns an den Felsen, damit dem Erzfeinde umso besser der Bauch aufgeschlitzt werden könne. Auch Timotheus vergleicht das Horn mit einem Schwert und sagt, es vermöge selbst Steine zu spalten. Solche Märchen sind begreiflicherweise von den Schöpfern und Vermehrern des Physiologus, dieser naturgeschichtlichen Legendensammlung, mit offenen Armen aufgenommen worden und haben das ganze Mittelalter hindurch bis auf die Neuzeit als bare Münze gegolten. Das »Einhorn«, *monoceros*, ist eigentlich nichts anderes als das »Nashorn«; schon die Alten wie Isidorus sehen beide Wörter als Synonyma an.

Nur ein einzigesmal liest man vom tatsächlichen Kampf eines Elefanten und eines Nashorns in der Arena zu Rom, im J. 5 n. Chr. (Dio Cass. LV 27). Die Seltenheit erklärt sich daraus, weil in der freien Natur kein solcher Kampf vorkommt, noch mehr jedoch aus dem Umstande, weil überhaupt die Elefanten zu den Tieren gehörten, die man in der Kaiserzeit nur höchst selten auftreten ließ: wie ausdrücklich überliefert ist, war die grausame Abschlachtung der Elefanten selbst für die eisernen Nerven des römischen Zirkuspublikums geradezu abstoßend. Nach den einen war Pompejus Magnus der erste, der — im J. 55 v. Chr. — den Römern bei seinen berühmten Spielen zur Einweihung des Theaters ein Nashorn spendete, und zwar ein einhörniges (Plin.), andere sagen, es sei beim Triumph des Augustus über Kleopatra zum erstenmal ein Nashorn aufgeführt und eine Zeitlang in den Saepta gezeigt worden, was ins J. 26 fallen würde (Dio). Allein dem Lucilius, der in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. schrieb, muß das Tier bereits bekannt gewesen sein; denn er vergleicht den vorstehenden Zinken eines garstigen Menschen mit dem Horn des äthiopischen Rhinozeros, also des afrikanischen Nashorns, das von manchen, wie Festus (p. 270) anführt, ägyptischer Ochse genannt wurde. Von äthiopischen Stieren, die man Rhinozerosse nenne und die er selber in Rom gesehen habe, erzählt Pausanias (IX 21, 2): sie haben ein großes Horn vorn auf der Nase und ein kleineres dahinter. Mit dem Flußpferd oder Krokodil verwechseln es die späten Glossen[252]. Der äthiopische Name des Tieres war ḥarîsch d. i. das starrende (lat. horreo) wegen seiner rauhen Haut[253].

Seit Augustus kam überhaupt das interessante Tier keineswegs selten zu den Venationen nach Rom, doch nie in größerer Zahl. Als Gegner finden wir bei Martial den Stier und den Bären erwähnt. Dem Bären bohrt das afrikanische Untier seine zwei Hörner in den Bauch und schleudert ihn wie einen Ball hoch empor. Im zweiten Epigramm lesen wir, wie ein indisches Nashorn mit einem Stiere kämpft und diesen gleich einem Federball in die Lüfte wirft. Der Bärenkampf ist auch bildlich auf uns gekommen; eine Abbildung findet man in den »Thieren des classischen Altertums« 118 (Tonlampe aus Labicum).

Den Schriftstellern der christlichen Ära fehlte es somit nicht an Gelegenheit, das Tier sich anzuschauen, und so wird denn auch von ihnen die Gestalt und das sonstige Äußere richtig geschildert. Sie schreiben dem indischen Elefantenfarbe (Strab.), Nilpferdgröße (Timoth.), eigentümlich verlaufende Hautfalten und das eine große Horn auf der Nase zu, dem afrikanischen Buxholzfarbe[254], zwei Hörner, ein

größeres und dahinter ein kleineres, und Stiergröße (Pausan.). Nur haben die alten Zoologen beide Arten nicht auseinandergehalten; Timotheus sagt vielmehr, die (indischen) Nashörner kommen vom (indischen) Ozean an den Nil und leben daselbst; in Indien heißen sie Rinder, wenn sie aber zum Nil kommen, Rhinozerosse. Faktisch kam das »Einhorn«, wie auch das äthiopische *Rh. bicornis* genannt wird, weil eben das zweite Horn oft sehr klein ist, ziemlich häufig nach Ägypten aus Meroe d. i. Abessinien und Nubien, wo es zu Hause war (Plin. VI 185) und heute noch existiert. Von der Königin Kandake von Meroe erzählte die Sage, daß sie Alexander den Großen mit dreizehn Nashörnern beschenkt habe, die höchste Ziffer, die uns das Altertum überliefert. Zur Ptolemäerzeit muß das Tier, das auch schon auf altägyptischen Hieroglyphen vorkommt, häufig nach Alexandrien gebracht worden sein. Das kleinere Horn war oft ganz verkümmert, so daß die Hieroglyphenmaler nur sehr selten (z. B. Lepsius Auswahl Taf. IX) das Tier zweihornig darstellten, gewöhnlich aber einhornig.

Und so kam es auch, daß die alexandrinischen Juden, welche die Septuaginta anfertigten, das hebräische reêm der Bibel statt mit Wildstier mit Einhorn d. h. Nashorn wiedergaben. Diese Übersetzung, welche auch Luther übernahm, ist jedenfalls unrichtig. Die schwungvolle Schilderung im Buche Hiob 39, 9—12 — daß es niemand einfallen könne, ein Reem vor den Pflug zu spannen — geht nun und nimmermehr auf das Nashorn, noch weniger auf das ganz fabulose mittelalterliche Einhorn.

Eine der ältesten Abbildungen des indischen Nashorns ist auf dem Obelisk Salmanassars II. Sie beweist die Kenntnis des indischen Nashorns vonseiten der Assyrer bereits im neunten Jahrhundert v. Chr. Nebst baktrischen Kamelen, Yakochsen u. dgl. wird es aus dem Lande Musri d. i. Afghanistan herbeigebracht. Der Künstler hat es zwar etwas unvollkommen, wie wenn es eine Art Rind wäre, doch unverkennbar dargestellt. Das einzige plumpe Horn erhebt sich bereits auf der Stirn zwischen den Augen, wie wir es beim Wappeneinhorn regelmäßig finden, dagegen ist es nicht so ge-

Fig. 133. Vom Obelisk Salmanassars II.

ringelt, lang, dünn und spitzig wie das Horn des Wappentiers und nicht so krumm wie das des wirklichen Rhinozeros (Fig. 133).

Eine dunkle Kunde vom Nashorn liegt vielleicht auch der eigentümlichen Figur eines Monstrums zugrunde, das sich auf dem sogenannten Grenzstein aus der Zeit Nebukadnezars I (um 1100 v. Chr.) findet. Es scheint mit einer runzligen Haut bedeckt zu sein und ein rhinozerosartiges Horn auf der Nasenspitze zu haben (Abbild. bei Zimmern, Keilinschriften und Bibel, Berl. 1903 S. 19). Schwerlich jünger sind die gleichartig aussehenden Rhinozerosse auf dem höchst altertümlichen babylonischen Siegelzylinder, den wir hier nach Karpeles (allg. Gesch. d. Litt. S. 73) geben. Mit den großen Vögeln, die den Nashörnern auf den Rücken fliegen, dürften Lämmergeier gemeint sein (Fig. 134)[255].

Fig. 134. Altbabylonischer Zylinder der Sammlung de Clerq.

Die Griechen kannten in der Blütezeit ihrer Kunst das Nashorn nicht, den Römern aber fehlte es, wie wir sahen, keineswegs an Modellen, und so erblicken wir es denn nicht besonders selten und je und je naturgetreu dargestellt, auf Orpheus- und Nilmosaiken, Reliefs, tönernen Lampen, Münzen und Gemmen, auch in Marmor den Kopf ausgezeichnet gemeiselt als riesigen Wasserspeier, der einstmals nebst zwei entsprechenden kolossalen Rindsköpfen und einem Elefantenhaupt zum Schmuck des Forums Trajani gedient haben soll. Jetzt bildet er eine Zierde des Thermenmuseums. Zweihornig erscheint es auf Münzen Domitians (M. u. G. IV 8), ebenso auf den palästinensischen Wandgemälden zu Marissa. Nicht eben schlecht ist auch das Weißmarmorrelief eines indischen Nashorns aus Pompeji, mus. Borb. XIII Taf. 22, das wir S. 388 wiedergeben (Fig. 135).

Aus dem Horn des Rhinozeros, das von Plinius als Handelsartikel hervorgehoben wird, fabrizierte man Ölflaschen (Juven.), Trinkhörner usw. Letztere, angeblich vom indischen Wildesel oder Einhorn, vermochten sogar das Styxwasser auszuhalten, von dem sonst alle Trinkgefäße zersprangen. Noch heute pflegen indische Fürsten aus

Nashornpokalen zu trinken, weil sie überzeugt sind, daß das Getränk schäumend überlaufen würde, falls Gift darin wäre.

Die Symbolik hat im klassischen Altertum vom Rhinozeros keinen Gebrauch gemacht, um so seltsameres treffen wir in diesem Stück bei den alten Indern. In den Reden des Stifters des Buddhismus (G. E. Neumann, Reden Gotamo Buddhas) lesen wir die Forderung der Einsamkeit des Weisen. »Wie ein Wild im Walde, nirgendwo gefesselt, nach Willkür frei auf seiner Fährte umherschweift, der Freiheit immer eingedenk: allein nur wie das Nashorn mag man wandern! Zufrieden in sich selbst, nach keiner Seite feig, unaufhaltsam hin über die steilsten Klippen klimmend, Kälte und Hitze, Hunger und Durst, Sturm und Sonnenschein, Mücken, Fliegen und Schlangen ruhig ertragend: allein nur wie das Nashorn mag man wandern!« So gilt es seit ein paar Jahrtausenden am Indus als Sinnbild der Tugend und noch im heutigen China und Japan lebt das Nashorn in unveränderter Gestalt als Sinnbild der Tugend in den Skulpturen und Malereien der buddhistischen Tempel fort. Man wird, sagt R. v. Schröder, diesem Bild des einsamen, von der Welt losgelösten Weisen die Größe gewiß nicht absprechen können. Das starke Tier, das ungesellig die indischen Dschungeln durchstreift, selbst durch das verschlungenste Dickicht sich mühelos Bahn bricht, über schroffste Kuppen und Gipfel steigt, vor den furchtbarsten Dornen durch seinen dicken Panzer sicher geschützt, mutig und ausdauernd im Kampf, nur scheinbar schwerfällig an Leib und Geist — es ließ sich gar wohl dem weltverachtenden buddhistischen Weisen vergleichen.

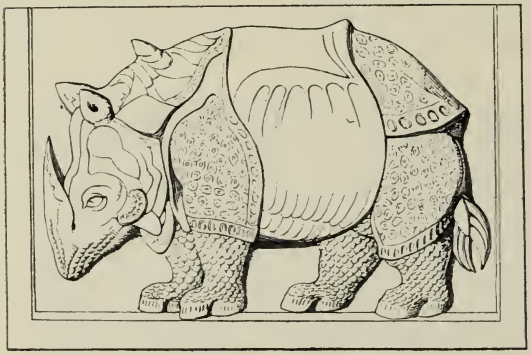


Fig. 135. Pompejanisches Relief.

Schwein.

Das Schwein ist eines der ältesten Haustiere und eines der wichtigsten. In den schweizerischen Pfahlbauten findet man die Reste des Torfschweins vom Typus *Sus indicus*, und die Trümmer von Niniveh bei Kujundshik zeigen gleichfalls die *Sus-indicus*-Rasse. Auch für Ägyptens älteste Dynastie ist das sogenannte indische Schwein

im Bilde nachgewiesen. Wir haben die gut getroffene Umrißzeichnung eines solchen gemästeten Schweines mit stehenden Ohren.

Die allerfrühesten Pfahlbauten kennen das Tier noch nicht; in den späteren Perioden des Steinzeitalters ist es entschiedenes Haustier. Die Zoologen betrachten das Torfschwein als eingewandert. Die Rasse hat hohe Stirn, kurzen Rüssel und meist kurze aufrecht stehende Ohren. Diesem asiatischen Schwein, das in China schon seit Jahrtausenden gezüchtet wurde und in Ozeanien und Afrika sehr verbreitet ist, steht gegenüber das echteuropäische Landschwein mit hohen Beinen und karpfenartigem Rücken. Es stammt vom gemeinen Wildschwein, *Sus scrofa*, das in Europa, Nordafrika und dem westlichen Asien heimisch ist. Die Ferkel des Wildschweins sind gestreift, aber auch zahme gestreifte Ferkel kommen vor: sie hauptsächlich beweisen die Abstammung des Landschweins vom waldbewohnenden Keiler.

Fig. 136. Françoisvase: Eberjagd Meleagers (550—500 v. Chr.).

Dieser wilde Eber war in der vorgeschichtlichen Epoche in allen europäischen Waldungen zu treffen. In der heutigen Emilia waren zur Zeit der Terremaresiedelungen riesige Urwälder von Ulmen, Kastanien und Steineichen, in welchen der Eber gedieh und der Pfahlbauer nach Herzenslust jagte. Mächtige Tiere mit kolossalen Hauern fielen ihm zur Beute; das Fleisch ward verschmaust, Knochen und Zähne zu Werkzeugen, Waffen und Schmuck verwendet. So wars am Po, so auch in der Schweiz und bei den ältesten Trojanern. Im wildverwachsenen Dickicht auf weiches Laub gebettet wird der weißzahnige (ἀργιόδους) Eber vom Weidmann aufgestöbert, mit gesträubten Rückenborsten, funkelnden Augen und wutknirschenden Zähnen stürzt er sich dem Ruhestörer entgegen und sucht ihm den Bauch aufzuschlitzen. Die schon von Homer mit Vorliebe geschilderte Jagd erfordert höchste Gewandtheit und kaltes Blut. Darum wurden in den uralten Heldenliedern alle möglichen Heroen als Wildschweinjäger gepriesen, zugleich oft als Befreier von einer un-

erträglichen Landplage: so Theseus, der die Gegend bei Krommyon von der alles verwüstenden Wildsau Phaia erlöste; so Herakles, der im Auftrage des Eurystheus den Eber von Psophis mit dem Lasso fing und lebendig in Mykenae vorführte[256]; so der gefeiertste Wildschweinjäger Meleagros, ursprünglich ein orientalischer Melkarth-Herakles: Artemis selbst hatte das Ungetüm nach Kalydon in Ätolien gesandt, um den König Oineus zu strafen, welchem sie grollte. Diese Jagd ist sicherlich schon vor Homer in epischen Liedern gefeiert worden. Begleitet von den ersten Helden ganz Griechenlands zog des Königs Sohn Meleager gen Kalydon; auch Atalante, die schnellfüßige Schöne aus Arkadien, gesellte sich zum Zuge. Im Kampfe mit dem Eber wird Ankaios tödlich getroffen vom Zahne des Untieres: so stirbt er des gleichen Todes wie Aphrodites Liebling Adonis[257], bei dem freilich eine ganz andere Symbolik klar zutage liegt: der reizende Jüngling, der den frühen jähen Tod erleidet, ist nichts anderes als ein altsemitisches Bild der sterbenden Vegetation. Bei der kalydonischen Schweinsjagd dagegen ist der mythische Grundinhalt der Kampf des Sonnen- und Lichtgottes gegen die Mächte der Finsternis. Nach hartem Strauß gelingt es Meleagros das Tier zu töten. Nun aber entbrennt um die Trophäen, Haupt und Haut des Ebers, blutige Fehde zwischen den Kureten von Pleuron und den Ätolern von Kalydon. Schließlich kamen Fell und Hauer in den Tempel der Athene Alea zu Tegea in Arkadien, wo sie Jahrhunderte hindurch gezeigt wurden, bis nach der Schlacht bei Actium Augustus die legendarischen Zähne in die Weltstadt am Tiber entführte. Das schäbig gewordene Fell der mehr als zweifelhaften Reliquie ließ er zu Tegea. In den Tagen Prokops behaupteten die Priester Benevents jene berühmten Hauer zu besitzen. Ob es nicht im einen oder andern Fall Mammutzähne waren? Außen im vorderen Giebelfelde des Tempels von Tegea hatte der große Skopas (um 380 v. Chr.) die kalydonische Jagd in Marmor ausgehauen, und überhaupt war für die bildende Kunst jenes Abenteuer der Heroenzeit ein äußerst beliebter Vorwurf. Schon an dem uralten Thron des amykläischen Apollo bei Sparta und danach auf manchen Vasenbildern von hohem Altertum, wie namentlich auf der Françoisvase, war die Meleagerjagd dargestellt (Fig. 136). Später war die Szene für Sarkophagreliefs auffallend beliebt; prächtige Bildwerke dieser Gattung sind auf uns gekommen: Meleagers trauriges Ende, nachdem er kaum erst zum höchsten Ruhm emporgestiegen war, paßte häufig genug als Bild eines Menschenschicksals.

Unter den Dichtern hat Stesichoros in seinen »Schweinsjägern« (Συοθῆραι) die sagenberühmte ätolische Jagd besonders verherrlicht.

Den Hippolytos auf der Eberjagd zeigt das hier gegebene römische Sarkophagbild (Fig. 137).

Noch heute streift zahlreiches Schwarzwild durch die nördlichen Forste von Griechenland. So werden auch im Altertum Epirus, Thrakien, Mazedonien, Thessalien und Böotien, im Peloponnes Arkadien und Elis, von Gebirgen der Parnaß, der Parnes und der Taygetos reich an Ebern genannt. Einen eigentümlichen Beleg für die Häufigkeit des Tieres in der mykenischen Epoche bot das vierte von Schliemann aufgedeckte Grab, wo man dreißig Eberzähne beieinander fand. In Kleinasien ist besonders Pontus mit seinen ungeheuren Wäldern zu nennen. Zu Klazomenae gab es eine Sage von einem geflügelten riesigen Eber, der das Land grausam verwüstete und

Fig. 137. Hippolytos auf der Eberjagd.

trotzdem als Typus für die Münzen der Stadt gewählt wurde: schwerlich eine hellenische Erfindung. Vielleicht geht das Symbol auf Gewitter und Hagelschlag: so heißt im Rigveda der Sturmgott Rudra Eber des Himmels und die Blitze sind erzgezahnte, auf goldenen Rädern auseinanderfahrende Eber, und ebenso sieht die alte deutsche Mythologie in den Blitzen, die das Gewölk zerreißen, die scharfen weißen Hauer des Wolkenebers. Feuer fällt aus seinen knirschenden Zähnen auf die Erde hernieder und zeigt sich hier in den feuerroten Fruchtdolden des Eber- oder Blitzeschenbaumes. Auch die Hauer im Maul der Medusa dürften als Blitze zu deuten sein, ihre Schlangenhaare als wirbelnde Gewitterwolken (vgl. Roscher, Gorgonen 69 ff.). Die Sage vom geflügelten Eber ist außer zu Klazomenae auch auf den Münzen von Lykien, Ialysos (auf Rhodus), Samos und Kyzikos zum Ausdruck gebracht.

In Italien waren die marsischen, umbrischen, lucanischen und tuskischen Eber am berühmtesten. Sie galten für schmackhafter als die auch renommierten und oft sehr großen Wildschweine aus Laurentum in Latium, denen die Eichelkost mangelte.

Zur Eberjagd vereinigten sich in der Regel mehrere Jäger. Die Saufeder, προβόλιον, war ein starker Spieß mit Schaft aus Hartriegel und langer, scharfer Klinge, die Widerhaken (κνώδοντες) hatte, um zu verhindern, daß der Eber in seinem wütenden Ansturm zu tief in den Speer hineinrennne und dadurch den Jäger gefährde. Man hielt die Saufeder, die oft massiv eisern war und dann σίγυνος hieß, mit der linken Hand am vordern, mit der rechten am hintern Ende des Schaftes und erwartete, das linke Bein vorstreckend, in Ringerstellung das heranrennende Tier, um ihm innerhalb des Schulterblattes nächst der Kehle den Todesstoß zu versetzen. Wenn es aber die Spitze des Eisens zur Seite schlug, mußte man sich blitzschnell platt auf den Boden werfen, sonst war man verloren. Sehr häufig wurde jedoch, namentlich wenn der Jäger zu Pferd saß, auch der gewöhnliche Jagdwurfspeer (ἀκόντιον, hastile) gebraucht; auch einfache oder Doppelbeile bemerkt man auf den Denkmälern. Seit Euripides ist das Beil die eigentliche Waffe des Ankaios. Seltener begegnen Schwerter (so bei den venatores im Zirkus), Pfeil und Bogen und Keulen.

Gehilfe des Menschen auf der Eberjagd war seit Urzeiten der Hund; bei Griechen und Römern waren die Lakonerhunde am beliebtesten (s. Fig. 136), natürlich nicht die kleinen Fuchshunde, sondern die stärkere kastorische Rasse. Einen eigentümlichen schweren wolfsartigen Jagdhund, wie er zur Schweinsjagd sich ganz besonders eignete, erblicken wir auf dem römischen Relief Fig. 137. Sehr häufig hetzte man mit ihnen den Eber in Netze oder fing ihn unweidmännisch in Fallen, die man an den Wechseln stellte, in Fußschlingen und Fangeisen. Für die beste Zeit galten Herbst und Winter, weil dann das Wild am feistesten war. So wurde das Schwein gerade wie der Hase zum Attribute dieser Jahreszeiten, wenn man sie als Personen gestaltete. Hübsche Reliefs und Vasen zeigen uns die frohe Rückkehr von der Jagd: bald liegt der tote Eber auf einem Wagen, bald tragen ihn zwei Männer an einer Stange auf den Schultern.

Die Jagd eines berittenen speerbewaffneten Parthers, vermutlich des Sultans selbst, auf einen wilden Eber, der ihn in kühnem Ansprung annimmt, zeigt die auf

Tf. III 3. Taf. III 3

in vergrößertem Maßstab wiedergegebene Londoner Gemme (M. u. G. XIX 62). Gleichartig sind die Gemmen XIX 60 u. 61 in Paris

und Berlin, wo der Parther das einemal zu Fuß, das andremal zu Pferd unterstüzt von seinem Hunde den Eber mit der Lanze sticht. Kaiser und Kaiserinnen schwärmten für die Wildschweinjagd und im Zirkus wurde sie unzähligemal als Schauspiel gegeben. Severus ließ im J. 202 60 Eber gegeneinander los, Gordian und Probus opferten sogar 150 und 1000 für ein einziges Festspiel auf.

Wie die nordischen Helden ganze Halsschnüre aus Eberhauern trugen und besonders die alten Ästyer und die Angelsachsen die Figur des Wildschweins auf dem Helm anbrachten, so schmückten auch vielfach hellenische und römische Krieger Helm, Schild und Wehrgehänge mit der Figur des kriegerischen Tieres. Von dem mykenischen Grab mit den dreißig Eberzähnen haben wir oben gesprochen. Oft dachte man dabei an zauberische Kraft. Die Ästyer oder Äster, bei denen das Tier der Göttermutter heilig war, glaubten durch ein Eberbild stich- und hiebfest zu werden, und wenn sie es am Helme hatten, hielten sie sich für unsichtbar. Auf den Schiffen der Samier hatte der Schnabel die Gestalt eines Eberkopfes, ihre Schiffe hießen ὑόπρῳροι. Auch als Münzzeichen ist der Eber sehr verbreitet.

Das Hausschwein, das ja heute noch bei den Völkern, welche die Beschneidung üben, nicht geduldet wird, galt auch im Altertum vielfach für unrein. Abgesehen von Ägyptern und Hebräern ward das Hausschwein auch in Indien verabscheut: es wurde weder gegessen noch geopfert. Am Nil wird das Schwein seit Errichtung des Neuen Reiches zwar vielfach abgebildet und man findet Schweinsfigürchen aus Ton und Bein, die als Symbol der Fruchtbarkeit den magischen Schutz der guten Göttin Isis verschaffen sollten; aber es wurde dennoch im großen und ganzen verabscheut und galt als Attribut des bösen Gottes Seth-Typhon, des Gegners des Osiris. Verdammte Seelen fuhren in die Körper von Schweinen.

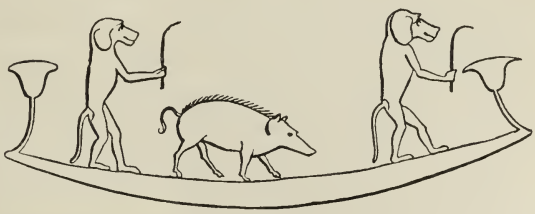


Fig. 138. Ägyptisches Wandbild; Wilkinson² III Taf. 70.

Hier sehen wir zwei Paviane, die eine verruchte Seele in der Gestalt eines Schweins auf die Erde zurücktreiben (Fig. 138).

Jede zufällige Berührung eines Schweines machte unrein und mußte durch Flußwasserwaschung gutgemacht werden. Die Schweinehirten bildeten eine besondere verachtete Kaste und durften u. a. keinen Tempel betreten. Erst seit den Ptolemäern trat eine Wandlung ein und die Schweinezucht blühte besonders im Delta.

Sonderbar, aber nicht eben unpraktisch, war der Gebrauch, die Saat durch maulkorbtragende Schweine in den Boden treten zu lassen. In Hellas trieb man sie auf die Äcker, um die Feldmäuse zu fressen, wenn diese Plage zu arg wurde; doch berichtet Aristoteles, daß oftmals dieses Mittel nicht verfing, und ebensowenig das Räuchern, das von den verzweifelnden Bauern gleichfalls probiert wurde.

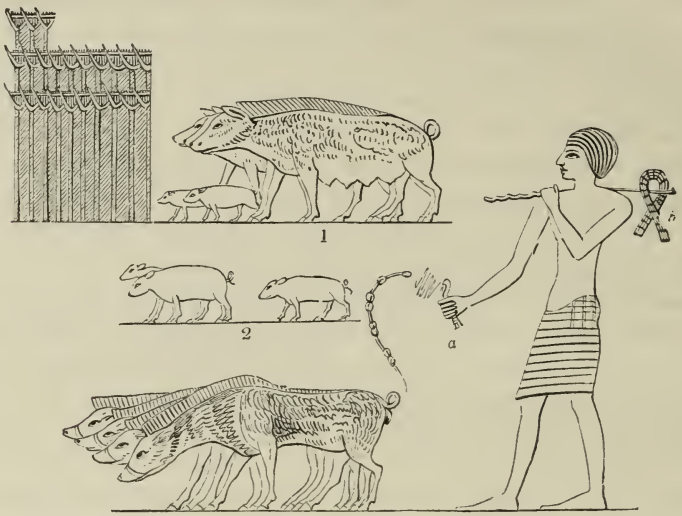


Fig. 139. Ägyptische Wandbilder, Wilkinson² II S. 100.

Der Widerwille der alten Ägypter und anderer Völker gegen das Schwein beruhte auf der Überzeugung, daß in südlich heißen Ländern das fette Fleisch dieser Tiere leicht Hautkrankheiten, unter Umständen sogar Aussatz erzeuge. Araber, Äthiopier, Libyer (in Barke), Phöniker, Ägypter und Juden trafen hierin zusammen. Auch von den Skythen und den Galatern in Pessinus wird gleiches berichtet[257b]. Aus dem zweiten Buch der Makkabäer und Josephus wissen wir, daß mancher Jude lieber den Tod erduldete, als daß er Schweinefleisch gegessen hätte. Antiochus von Syrien soll eine Bildsäule (?) im Tempel zu Jerusalem mit Schweinefett eingeschmiert haben (nach Suidas) und Hadrian ließ angeblich über einem Tore der Stadt ein Schwein in Stein aushauen, um die Juden ferne zu halten. Der Prophet Jesaias bezeichnet voll Verachtung die Heiden als Schweinefleischesser (65, 4. 66,17), und die tiefste Stufe des »verlorenen Sohnes« war, daß er die Schweine hütete im »fremden« Lande (Luc. 15, 15) und »Treber«, vielmehr Johannisbrot, mit ihnen essen mußte.

Um so eifriger wurde schon seit den frühesten Zeiten das Hausschwein in Europa bei Griechen, Römern, Germanen und Kelten gezüchtet; war es doch am wohlfeilsten zu ernähren und von allen Speisefleischtieren das fruchtbarste. Schon in homerischer Zeit finden wir blühende Schweinezucht. Homer beschreibt uns das Reich des »göttlichen Sauhirten« Eumaios auf Ithaka also: Der Hof war ausgedehnt und frei stehend, eingefriedet mit großen rohbehauenen Steinen, die in den Boden eingelassen waren. Ringsherum ragte eine Hecke aus Hagedorn (ἄχερδος) über die Steine empor und außen waren noch Eichenpfähle eingerammt. Innen sah man nebeneinander zwölf Kofen, in jedem fünfzig Mutterschweine (σῦς θήλεια τοκάς); die Eber, 360 an Zahl, lagerten nachtsüber im Freien. In ihrer nächsten Nähe schlief der Hirte. Morgens mußten die Knechte von vier mutigen Hunden unterstützt die Tiere auf die Weide treiben. Wie noch heute in Akarmanien, Messenien und Elis blühendste Schweinezucht besteht, so waren schon im klassischen Altertum viele Landschaften hiedurch bekannt, so gleichfalls Akarnanien, dann Arkadien, Ätolien, Böotien und ganz besonders das garten- und gemüsereiche Megaris. Auch Attika und das hellenische Sizilien sind zu erwähnen. In Griechenlands Waldungen fehlte es nicht an der besten Futterpflanze, den Eicheln, doch boten nicht alle Arten dieses Baumes Früchte von gleicher Güte. Dazu kamen noch Buchen, Tamarisken, und wilde Obstbäume wie Haseln, Weißdorn, Kornelkirschen: diese letzten werden schon vom Sänger der Odyssee genannt. Da die Früchte zu verschiedenen Zeiten reiften, so fanden die Schweineherden fast das ganze Jahr hindurch in den Wäldern ihren Unterhalt. Noch besser war indes die Weide auf gut bewässertem Wiesengrund, der mit Äpfel-, Birnen-, Nuß-, Feigen- oder Kastanienbäumen bepflanzt war. Außer den gefallenen Früchten fraß da das Schwein, das ja nichts weniger als ein Kostverächter ist, Wurzeln, Mäuse, Schlangen und Molche. Zur Mast dienten Bohnen, Hirse und andere Körner, Kichererbsen und getrocknete Feigen, Kürbisse und Johannisbrot, vor allem aber Eicheln, die man für die zu Hause gehaltenen Mastschweine in den Wäldern sammelte. Verliefen sich die Schweine beim Weiden auf fremden Saatgrund, so hatte in gewissen Gegenden und Zeiten der geschädigte Eigentümer das Recht, dem »saatenabweidenden« (λῃβότειρα) Schweine die Zähne auszuschlagen (Hom. Od. 18, 29 u. schol., Älian n. a. V 45. Suid. s. v. λῃβοτήρ). In Italien gilt als Norm, daß man jedes Mutterschwein in einem eigenen Verschlag (hara) unterbrachte, der von den andern durch vier Fuß hohe Wände geschieden war, damit die Jungen nicht geschädigt würden. Eine Schweineherde betrug in diesem Lande durchschnitt-

lich 100—150 Stück, Ferkelherden waren zwei- bis dreimal stärker. Auf zehn Mutterschweine kam in der Regel ein Eber.

Zur Zucht wählte man die besten und schönsten Tiere. Weil die Jungen in den meisten Fällen mehr dem Vater als der Mutter nachschlugen (Colum. VII 9, 1), wurden für Zuchteber oft hohe Summen bezahlt. So gab König Eumenes von Pergamon für einen solchen 4000 Drachmen. Begehrt wurden große und gedrungene Gestalt, gesenkter Bauch, starke Schenkel und kräftige Beine, voller Hals, kleiner Kopf, kurzer, aufgeworfener Rüssel. Einhufige Schweine, wie sie in Mazedonien, Illyrien und Päonien vorkamen, wurden nicht zur Zucht verwendet. Nach Vollendung des ersten Jahres ließ man die Eber zum Sprunge zu und zwar im ganzen drei bis vier Jahre lang. Das weibliche Zuchtschwein mußte eine langgestreckte Gestalt und viele Saugwarzen haben, damit sie möglichst viele Junge ernähren konnte. Auch sie wurde nicht vor dem ersten Lebensjahre zum Bespringen zugelassen und diente meist sieben Jahre lang; sie hieß dann in Italien *porcetra*. Am besten richtete man es so, daß der erste Wurf am Ende des zweiten Lebensjahres stattfand. Während der vier Monate des Tragens bekam sie nur wenig Nahrung, um so reichlicher wurde sie gefüttert, nachdem sie geworfen hatte; sonst riskierte man, daß sie von Hunger getrieben die eigenen Jungen auffraß. Gewöhnlich ließ man sechs, höchstens acht Ferkel (δέλφαξ, *porcus lactens*) am Mutterschweine saugen, um es nicht allzusehr zu schwächen. Nach zwei Monaten wurden die Ferkel abgesetzt und hießen *delici* d. i. milchentwöhnte[258]. Am günstigsten war die Geburt zu Beginn des Sommers, weil sie dann noch längere Zeit sich im Freien Nahrung suchen konnten. Um die Mast zu beschleunigen kastrierte man die Eber und zwar am liebsten im Frühling oder Herbst und bei abnehmendem Monde. Ein solcher Eber hieß *maialis*. Auch die weiblichen Tiere wurden bei den Römern bisweilen aus gleichem Grunde verschnitten. Auch schon die Ferkel wurden gemästet (Athen. XIV 656 F). Die Mästung des Schweines dauerte sechzig Tage. Vor dem Beginn mußte es drei Tage fasten, dann erhielt es Futter in Hülle und Fülle: Eicheln, Hirse, Feigen, Gerste, Holzbirnen, Kürbisse u. dgl. Im Stall mußte es still liegen und wurde bisweilen an einem Pflock festgebunden. Seneca erzählt von einem Eber, der 1000 Pfund schwer wurde, und Varro berichtet, in Lusitanien, wo es sehr viele und billige Mastschweine gab, sei zu seiner Zeit ein Schwein geschlachtet worden, von dem ein doppeltes Rippenstück 23 Pfund wog. Die Höhe des Specks von der Haut bis an die Rippen betrug 1 Fuß und 30 Fingerbreiten. An andern Orten gab es Mastschweine mit solcher Fettmasse, daß sie gar nicht gehen

konnten, sondern gefahren wurden. In Arkadien soll sich einst eine Maus*) im Fettwanst eines lebendigen Schweines ein Loch gegraben und Junge darin geworfen haben. Zu Cäsars Zeit besaßen wohl nur noch Umbrien und Samnium im eigentlichen Italien Wälder für die Schweinemast. Um so mehr blühte sie in Gallia Cis- und Transalpina, namentlich bei den Sequanern und Menapiern. Nicht nur, daß die Gallier selbst frisches und gesalzenes Schweinefleisch in Masse genossen, ihre zahlreichen stets freiweidenden Herden versorgten auch Rom und ganz Italien mit vortrefflichen, oft kolossalen Speckseiten, Schinken und Pöckelfleisch, obgleich in diesem Lande selbst kein Hofgut ohne Schweine war und der Tag des Schweineschlachtens als ein Fest galt, ja der alte Cato die Tüchtigkeit des Verwalters und der Wirtschaft nach dem Vorrat an Speckseiten beurteilte. Auch die Gentilnamen der Porcier und Suilier und die Beinamen Verres und Scrofa darf man vielleicht zum Beweis der Wertschätzung des Tiers in der republikanischen Epoche anführen. In den Städten selbst, wo der Verbrauch teilweise enorm war, pflegten bloß Bäcker und Müller Schweine zu mästen. In Hellas wie in Italien gab es eigene Schweinehändler; gegen unreellen Verkauf schützte man sich in Rom durch eine besondere Formel; denn schon im Altertum waren die Tiere von vielen Krankheiten heimgesucht, deren drei Arten Aristoteles in der Tiergeschichte (VIII 21, 137—142) hervorhebt. Als Heilmittel wurde u. a. Fütterung mit Tiphakörnern, einer Art Getreide, Aderlaß und Separation der erkrankten Tiere empfohlen. Juvenal (2, 79 f.) spricht von Aussatz (scabies) und Räude (prorigo), denen auf dem Lande oft ganze Herden zum Opfer fielen.

Kein Fleisch war so beliebt wie das des Schweines. Plinius sagt, daß sich fast fünfzigerlei Leckerbissen daraus bereiten lassen und Juvenal nennt es animal propter convivia natum. Schon in der Ilias und Odyssee gilt das Fleisch der Mastschweine als große Delikatesse. Bei Festen und bei einfachen Mahlen (ἔρανος) erschien es auf dem Tisch des wohlhabenden Mannes. Ferkelbraten war damals weniger geachtet: die Herrschaft läßt sich auf Ithaka ein fünfjähriges Mastschwein schmecken. Auch die frechen Freier verlangen täglich von Eumaios einen feistgenährten Eber zum Schmause. In späterer Zeit warnten die Ärzte sogar vor dem Genusse der Ferkel, aber der Luxus war schon zu sehr erstarkt, als daß die Mahnung ernstliche Beachtung gefunden hätte. In Attika waren die Ferkel zur perikleischen Zeit eine sehr beliebte Speise, man aß sie zum Brei von Erbsen und Linsen und rühmte die Zartheit des

*) Die Quelle sagt Spitzmaus sorex, s. oben S. 15.

Bratens. Das Rösten verstand man am besten in Elis. Auch die römischen Feinschmecker der Kaiserzeit liebten Spanferkel.

Nach der Schlachtung wurden die Borsten des Schweines abgesengt (εὖειν), darauf das Fleisch zerstückt, an Bratspieße gesteckt und mit Mehl bestreut. Am höchsten geschätzt war der Schweinsrücken. Ihn legt Eumaios dem Odysseus vor, mit ihm wird der Sänger Demodokos am Hof des üppigen Phäakenkönigs Alkinoos geehrt. Und noch in der historischen Epoche waren Wein und Schweinefleisch unentbehrlich bei jeder flotteren Mahlzeit. Besonders aber liebten die Römer das Schwarzwild, so daß oft genug aus zahmen Schweinen durch die Kunst der Köche wilde gemacht wurden. Schon gegen Ende der Republik hielt man in den Wildparken (vivaria, leporaria) tausende von Ebern. Auf den Ruf des Jagdhorns kamen sie zum Futterplatz, wo ihnen ihre Lieblingskost, die Eicheln, vorgestreut wurde. Zur Kaiserzeit mußte bei einem feinen Mahle der Eber auf ungeheurer Schüssel ganz aufgetragen werden, und des Tiberius Beispiel, der nur halbe servieren ließ, blieb ohne Nachahmung. Nicht bloß Ein Stück, nein zwei, drei, ja sieben auf einmal erschienen auf der Tafel römischer Protzen. Das größte Raffinement verwandte man auf die Saucen: Myrten, Origanum, Pfeffer und vieles andere sind überlieferte Gewürze. Bisweilen ward nur die eine Hälfte gebraten, die andere gekocht. Das großartigste war aber der sogenannte *porcus Troianus:* ein scheinbar unausgeweidetes Schwein, dessen Bauch zwar nicht wie der des *equus Troianus* mit gewappneten Männern, wohl aber mit lebendigen Drosseln, Turteltauben u. dgl. angefüllt war. So schildert es wenigstens der Satiriker Petronius in dem berühmten Gastmahl des Parvenüs Trimalchio.

Von den einzelnen Teilen aß man am liebsten die fettesten und weichsten, wie Euter und vulva. Bei Plautus wird kaum ein Gericht häufiger erwähnt. Die Euter sollten recht milchig sein und noch unberührt von den Jungen. Man verspeiste sie rein für sich (sumen nudum) oder als Ragout (patina suminis) oder in pikanter Salzbrühe von Fischen. Die vulva mußte möglichst bald nach dem Wurfe abgeschnitten sein; für das allerdelikateste jedoch galt die vulva nach einer Fehlgeburt, wofür die römischen Gourmands sogar einen terminus technicus erfunden haben, vulva eiecticia; und grausam wie sie bekanntlich waren, scheuten sie nicht davor zurück, durch unmenschliche Mißhandlung des trächtigen Schweines solche Fehlgeburten künstlich zu erzielen. Plinius spricht voll Entrüstung von dieser Tierquälerei (XI 210). Weitere Delikatessen waren der Hinterkopf des Ebers, sinciput verrinum, das Drüsenstück am Halse, glandia, glandulae, die Testikeln und der Fettwanst, abdomen, aqualiculus.

Manche Zensoren verboten zwar etliche dieser Speisen, aber man kehrte sich so wenig daran, daß z. B. in cäsarischer Zeit der Mimendichter Publilius niemals einen Schmaus gab, ohne ein schweinernes abdomen auftragen zu lassen. Ein anderes Bauchstück war das spectile (Plautus), ferner liebte man Brust und Rüssel. Bei der schwarzen Suppe, μέλας ζωμός, dem Nationalgerichte der Spartaner, wurde das Fleisch im Blut gekocht und nur mit Essig und Salz gewürzt. Eine ähnliche Schweineblutsuppe war die καρύκη der Lydier. Auch die Schweinsleber war zu Rom und Athen sehr beliebt, besonders wenn das Schwein wie eine Gans Feigenmast bekommen, und vollends wenn es sich am Mästungstrank zu Tod getrunken hatte.

Großer Beliebtheit erfreuten sich auch die Schinken (πέρναι, κωλῆνες, κωλεοί, pernae)[259], für welche die verschiedensten Landschaften berühmt waren in Gallien, Spanien (Cerretaner und Cantabrer, die Stadt Pompeiopolis, j. Pampelona) und Kleinasien (Lykien, Paphlagonien, Kibyratis in Phrygien). Namentlich für das prandium bevorzugte man den Schinken. Auch Wildschweinschinken werden erwähnt.

Das Einmachen des zu pöckelnden Schweinefleischs in hölzerne Fässer (dolia) oder irdene Krüge (seria) geschah auf gleiche Art wie noch heute. Nach zwölf Tagen nahm man das Pöckelfleisch wieder heraus, wischte das Salz ab und hing es drei Tage lang an der Luft auf. Hierauf reinigte man es mit einem Schwamme, bestrich es mit Öl und brachte es zwei Tage lang in Rauch. Zur Aufbewahrung diente die Fleisch- oder Rauchkammer. Das Schlachten fand besonders im Winter statt, hauptsächlich im Januar. Es gab Leute, welche die Schweine mit glühenden Bratspießen töteten, weil sie meinten, das Fleisch werde dadurch wohlschmeckender.

Griechen und Römer machten aus zerhacktem Schweinefleisch, das in die Därme gestopft wurde, alle möglichen Arten Würste (γαστήρ, χορδή, farcimen, botulus, tomaculum). Renommiert waren bei den Römern faliskische und lukanische Magenwürste, mit Schweineblut und -fett gefüllte Bratwürste. Die botuli enthielten außer Schweinsblut noch Fett und Gerstenschrot und Knoblauch, wurden aber auch von den Wursthändlern (botularii) mit Hunde- und Eselsfleisch verfälscht. Unseren Cervelatwürsten u. dgl. entsprechen die antiken tomacula, tomacinae, tomacellae, Hackwürste, die auf dem Rost gebraten, auf der Straße in kleinen Blechöfen feilgeboten und warm gegessen wurden. Kleineren Formats waren die knackwurstartigen hilli, die entweder geräuchert oder in Salz aufbewahrt wurden. Auch circelli, Ringelwürstchen, und isicia, Schnittwürste, die ebenfalls gebraten wurden, begegnen bei Apicius und Varro de lingua Latina.

Nach dem edictum Diocletiani kostete im J. 301 das Pfund Schweinefleisch bedeutend mehr als Rindfleisch, nämlich etwa 90 Pfennige. Das Pfund vulva kostete 22 Denare, die Leber eines Feigenmastschweines bis 16 Denare, bestes Pöckelfleisch ebenso. Schweineschinken aus dem Menapischen, Cerretanischen oder Marsischen 20 Denare das Pfund, Schweineschmalz 12 Denare. Seit Aurelian wurde neben dem Brot auch Schweinefleisch unter die ärmere Bevölkerung Roms verteilt. Der Verbrauch war so riesig und man ging so rücksichtslos mit Schlachten vor, daß unter Alexander Severus Mangel und Teuerung eintraten, und dieser Kaiser gedrängt vom Volke ein Verbot erließ, säugende Schweine und Milchferkel zu schlachten. Nach zwei Jahren schon war das wichtige Nahrungsmittel billiger geworden.

Das Schweineschmalz, adeps, wurde sehr hochgeschätzt. Man gebrauchte es zum Kochen und Braten, als Wagenschmiere (axungia), zur Herstellung von Kitt, zum Waschen der Wolle vor der Färbung. Die Borsten (saeta) verarbeitete man zu Peitschen, das Leder zu Kleidungsstücken. Mit dem Mist bestrich man wunde Bäume und düngte die Weingärten, nachdem man ihn mit Wasser verdünnt fünf Jahre lang hatte liegen lassen; auch medizinisch wurde er verwendet. Namentlich aber galt das Schweinefett für heilkräftig, dann Hirn, Mark, Blase, Leber usw., besonders bei Entzündungen und Geschwüren.

Als Opfertier steht das Schwein bei Griechen und Römern an erster Stelle. Man hielt es für das älteste Opfertier und es durfte fast jedem Gotte dargebracht werden. In Griechenland opferte man es mit Vorliebe den Göttinnen der Fruchtbarkeit des Bodens, Demeter und Kora; auch bei den Eleusinien fehlte es nicht. Man nahm gewöhnlich ein- bis zweijährige Tiere oder noch jüngere. Auch dem Weingott wurden regelmäßig Schweine geschlachtet, auf den Bildwerken sehen wir Satyrn, Silene und Mänaden, wie sie die Schweine stechen oder sieden, oder wie sie auf Schweinen reiten; ja bisweilen haben die Satyrn selbst Schweinsohren. Auch die Trinkhörner haben oft die Form eines Schweinskopfes. Alles das paßt gut für das Milieu ausgelassenen Lebensgenusses und zum Gotte des Weines.

Bezeichnend ist auch eine Gemme (M. u. G. XX 14), wo Eros auf einem Schweine reitet.

Bei den Römern stehen die Feldbaugöttinnen Tellus und Dea Dia der Ceres-Demeter nahe. Der Ceres und Tellus zusammen wurden an den feriae sementivae, einem Saatfeste im Januar, neben anderen auch trächtige Schweine dargebracht. Die Dea Dia wurde von der Arvalbrüderschaft verehrt. Das Sühnopfer, welches jährlich

im April geschlachtet wurde, bestand aus porca und agna opima, d. h. aus einem feisten weiblichen Schwein und einem feisten weiblichen Lamm. Bei einem größeren Sühnopfer wurden suovetaurilia (Fig. 140) geschlachtet. Am Hauptfeste der Göttin im Mai wurden gleichfalls zwei junge Schweine (porciliae) geopfert, deren Fleisch und Blut die Brüder verzehrten. Auch die Schweinsopfer für Mars Silvanus sollten Vieh und Feldern Segen bringen. Alle möglichen anderen Götter könnte man noch aufzählen, so Poseidon, Hermes, Juno, Terminus, Priapus, Achelous, Herakles, die Laren; selbst am Geburtstag der Hestia erhielt man zu Naukratis im Prytaneion Schweinefleisch zu essen. Auch von Wildschweinsopfern lesen wir, so für Artemis Laphria zu Patrae und angeblich auch für Artemis καπροφάγος auf Samos.

Bei mehreren Gottheiten war an einem Orte das Schweinsopfer üblich, an anderen strenge verpönt. So war es bei Apollo, den Nymphen, vor allem aber bei Aphrodite. Als Göttin animalischer Liebe und Fruchtbarkeit hatte sie einen natürlichen Anspruch auf Schweinsopfer, gerade wie auf die Opferung von Widdern, Hasen und Tauben. In Argos gab es denn auch zu ihren Ehren geradezu ein Schweinefest ὑστήρια*); sonst hören wir von Schweinsopfern für Aphrodite nur in der thessalischen Stadt Metropolis, in Kleinasien und auf Cypern. Zu Sikyon waren Schweinsopfer für Aphrodite ausdrücklich verboten, was vermutlich auf orientalische Sitte und Anschauung zurückgeht, wonach das Schwein als unrein galt, Aphrodite aber als sehr hohe kosmische Göttin, keineswegs bloß als Patronin sexuellen Genusses. Von vielen Heiligtümern mußten die Schweine ferngehalten werden; am strengsten war dies wieder in orientalischen Kulten; so durfte man nach einer zufällig erhaltenen Inschrift den heiligen Boden im Tempelbezirk der Alektrona in Ialysos auf Rhodus nicht mit schweinsledernen Sohlen betreten noch sonst etwas, was vom Schweine stammte, mithineinnehmen. Und wer ein Schwein berührt oder gar von ihm gegessen hatte, war vom Tempel der Hemithea im Chersonnes ausgeschlossen. Auf Kreta wurde nach einer Notiz bei Athenaeus (IX p. 375f.) kein Schweinefleisch gegessen, weil der kleine Zeus von einem Schwein gesäugt und durch sein Grunzen, welches das Schreien des Kindes übertönte, vor den Nachstellungen des Kronos gerettet worden sei (Theokr. 24, 97).

Daß das Schwein als Reinigungs- und Sühnopfer κατ' ἐξοχήν diente, erklärt sich sehr einfach aus dem Gedanken, daß Unreinheit und Sünde identisch sind und das unreinste Tier gleichsam als das

*) Und ein Schweineselfest ὑομέμνια.

sündenbeladenste wie der biblische Sündenbock am tauglichsten erscheint, die Sünde und Unreinheit und die Strafe dafür auf sich zu nehmen, somit den Opfernden von seiner Schuld zu befreien, ihn zu reinigen und zu entsühnen.

In Griechenland war die regelmäßige Form religiöser Reinigung die mit dem Blute geopferter Ferkel. Zu Olympia reinigten sich so die Hellanodiken und die Frauen, welche die Heräen leiteten. Mit Ferkelblut wird auch Orest zu Delphi durch Apollo selbst vom Muttermord entsühnt. Vor Beginn der Volksversammlung zu Athen wurde das ganze Volk durch Ferkelopfer (περίστια) gereinigt, ebenso geschah es vor jedem Theater und jeder Festversammlung.

Zu Rom brachte man der Ceres vor der Bestattung eines Familiengliedes die porca praesentanea dar, damit die Verunreinigung des Hauses durch den Leichnam wettgemacht werde, und jährlich vor dem Beginn der Ernte schlachtete man die porca praecidania, um die Ackergöttinnen, die den Toten in ihren Schoß aufgenommen hatten (Ceres und Tellus), zu versöhnen, falls beim Begräbnis von Familiengliedern etwas versäumt worden war.

Oftmals wurden schon seit homerischer Zeit (Od. XI 131) um der Heiligkeit der Dreizahl willen die drei wichtigsten Opfer- und Haustiere zu einem gemeinsamen Opfer verbunden, bei den Griechen

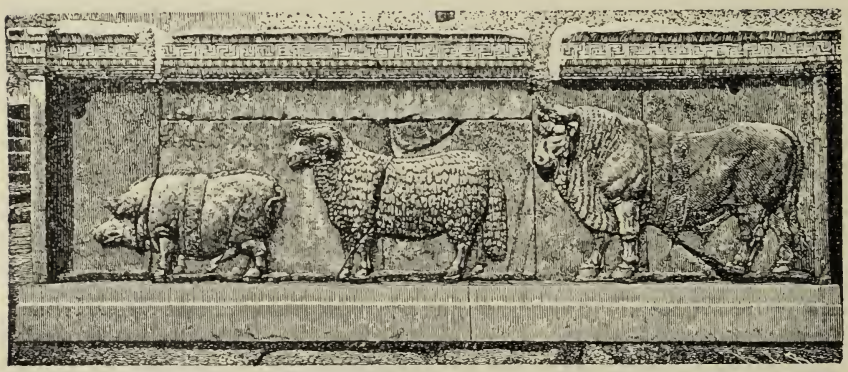


Fig. 140. Römische Suovetaurilia.

τριττύς oder τριττύα, bei den Römern suovetaurilia oder solitaurilia genannt. Diese Opfertiere waren, besonders bei den suovetaurilia, männlichen Geschlechts, so schon bei Homer a. a. O. Widder, Stier und Eber. Solch ein Dreiopfer war auch beim feierlichen Abschluß eines Vertrages üblich. Die Hand oder das Schwert wurde in das Blut der Opfertiere getaucht, um anzudeuten, daß wenn eine der

beiden Parteien den Schwur brechen sollte, ihr das gleiche blutige Ende drohe wie den geschlachteten Opfertieren. In Italien unterschied man große und kleine suovetaurilia, maiora und minora oder lactentia. Sie gehörten namentlich zum Kult des altitalischen Herden- und Flurgottes Mavors. Die Tiere wurden dreimal um den Bezirk, den man entsühnen wollte, herumgeführt und unter feierlichen Gebeten von altertümlichem Stil geschlachtet.

Bei Schwüren und Verträgen ist das Schweinsopfer so stehend, daß man es auf urälteste indogermanische Zeit zurückführen möchte. So opfert Agamemnon in der Ilias Zeus und Helios einen Eber, als er den Bund mit dem wiederversöhnten Achill erneuert. Auch Herakles schwur nach der Legende über den Eingeweiden eines Ebers, und der Ort dieses Ereignisses, in Messenien, hieß seitdem Ebermal, κάπρου σῆμα; ebenso schwuren in der historischen Periode die Athleten in Olympia samt Vätern, Brüdern und Lehrern über den zuckenden Eingeweiden eines geopferten Ebers, beim Wettkampfe ehrlich handeln zu wollen. Das Opfertier wurde nicht verspeist, sondern vergraben oder ins Meer geworfen (Hom. Il. XIX 266 f. Pausan. V 24, 9). Wie wir hier das Schwein als eigentliches Opfertier des Zeus Horkios, des Eidbeschirmers, sehen, so war es in Italien mit Juppiter: auch ihm fiel ein Eber, porcus, wenn Staatsverträge feierlich abgeschlossen wurden. Als Rom und Alba Longa sich verbündeten, ward die Vertragsformel verlesen und Juppiter mit feierlichem Gebete angerufen, darauf zerschmetterte der Fetialpriester den Kopf des Ebers mit einem Steine. Der Ritus muß aus grauer Vorzeit stammen, wo Steinwerkzeuge noch ziemlich im Gebrauche waren. Auch später kommen solche Opfer noch häufig vor: das bezeugen uns Schriftsteller und Münzen. Auch der Ehebund wurde in Rom durch ein Schweinsopfer besiegelt und die Türpfosten am Hause des Bräutigams bestrich man am Hochzeitstage mit dem Schmalze des Schweines als des fruchtbarsten unter den Haustieren. Hieher gehört auch die Sage von Aeneas, daß er bei der Landung an der latinischen Küste das weiße Riesenschwein mit den dreißig Ferkeln, das ihm entgegenkam, als Opfer schlachtete. Die Ziffer bezog sich auf die Zahl der Bundesstädte in Latium. Noch zu Varros Zeit zeigte man in Lavinium die vertrocknete Mumie des Tieres; auch war dort eine eherne Statue desselben zu sehen. Die gleiche Sage und Symbolik heftete sich übrigens auch an die umbrische Stadt Tuder — auch hier erzählte man von einem Mutterschwein mit dreißig Ferkeln, welche die Mutterstadt mit ihren Kolonien bedeuten sollten. Auch berichtete der Annalist Cassius Hemina, daß damals, als Romulus und Remus von den Hirten zu Königen gewählt wurden,

ein Schwein in Rom dreißig Junge geworfen habe, womit nach den einen die dreißig Kurien Roms, nach anderen die albanischen Kolonien gemeint waren.

Warf ein Schwein mehr Junge als es Saugwarzen besaß, so galt dies in Rom als schlechtes Vorzeichen, ebenso natürlich doppelköpfige Ferkel (Caere) oder solche mit menschlichem Gesicht, eine Art Mißgeburt, die aus den Jahren 210 (Tarquinii), 200 (Sinuessa) und 198 (Sinuessa) v. Chr. überliefert ist.

Der Hauptname für das Schwein ist urindogermanisch: sus, σῦς, ὗς, mhd. sû, Sau; altnordisch svîn, ahd. und mhd. swîn. Das Wort gehört entweder zu su zeugen und bedeutet ein hervorragend fruchtbares Tier oder es ist ein willkürlich und zufällig entstandener Eigenname des Tieres. Σίκα dialektisch = sus. Σίαλος homerisch = Mastschwein, was der Römer sus laeta oder saginata nannte. Scrofa, γρομφίς, weibliches Schwein, heißt die wühlende, aufgrabende. Das aufgrabende Tier ist wohl auch porcus, πόρκος, umbrisch purka, ahd. farh oder farah; vgl. Furche. Ferkel ist ahd. farkelîn, lat. porculus, porcilia, porcellus, porcella. Κάπρος Eber, wovon καπρίζω ranzig sein, kslaw. veprĭ vielleicht eigentlich der ranzige, übelriechende. Damit verwandt wohl lat. aper, deutsch Eber. Suculae Ferkel ist als Sternname, Übersetzung von »Hyaden« erhalten. Auch δέλφαξ (Bauchtierchen) und χοῖρος und porcus lactens bedeuten Ferkel. Χοῖρος, porcus und ὗς*) stehen auch euphemistisch für cunnus. Sonderbare dialektische Namen sind für den Eber πτέλας und σύβρος, das Schwein (kretisch) μαρίς, Wildferkel μολόβριον und κολύβριον. Vom Grunzen des Schweines sagte man onomatopoetisch γρυλλίζειν und γρύζειν, grunnire, grundire, quirritare, vom Fressen und Saufen λαφύσσειν, λάπτειν (schlappen).

Die Leute, die mit den Schweinen zu tun hatten, hießen συβόται, ὑοβόται, ὑοπόλοι, συφορβοί, συοφορβοί, suarii, subulci, porculatores. Von den suarii handelt ein eigener Abschnitt des codex Theodosianus.

Von sprichwörtlichen Redensarten betreffen viele das Schwein, z. B. wenn wir sagen, daß einem im Schlaraffenlande gebratene Tauben in den Mund fliegen, so lesen wir bei Petron, daß die Schweine gesotten herumspazieren (porci cocti deambulant 45): alltäglich war das Sprichwort σῦς πρὸς Ἀθηνᾶν, σῦς τὴν Ἀθηνᾶν, sus Minervam, so oft ein Dummkopf mit einem Sachverständigen stritt: das Schwein wills besser wissen als die Göttin der Weisheit. Auch als Schimpfwort war das Wort σῦς beliebt. Die als stumpfsinnig berüchtigten Böotier mußten sich S . . . böotier, Συοβοιωτοί, schelten lassen.

*) Auch ὕσσαξ.

In der bildenden Kunst wurde besonders der wilde Eber als Vorwurf benutzt und manche Sarkophage waren mit herrlichen Eberjagdszenen geschmückt (Fig. 137). Auch manche Vasenbilder zeichnen sich durch Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit der Erfindung aus (vgl. Fig. 136).

Wir geben hier ein hübsches Relief der Madrider Sammlung (1699, nach Bruckmann) von einem ruhig schreitenden Eber, vielleicht einstmals das Zierstück eines römischen Triumphbogens. Das Tier ist aus weißem Marmor auf einer modernen grauen Platte. Ohr, Schnauze, alle vier Beine und Flicken am Bauche sind neu (Fig. 141).

Fig. 141. Marmorrelief in Madrid.

Münzen mit Figuren des Schweines s. M. u. G. IV 9—20. Dazu die Münze des Titus in unserem Buche hier Taf. II 15 (Schwein mit Jungen). Gemmen mit Figuren des Schweines s. M. u. G. XIX 47—67. XX 1—14. Tf. II 15

Hirscheber (Sus babirussa).

Auch der heute auf Celebes und einige andere malaiische Inseln beschränkte Babirussa oder Hirscheber war den Alten nicht unbekannt. Die früheste Erwähnung ist bei dem unter Nero schreibenden Calpurnius (ecl. 7, 58), der von Venationen erzählt, bei denen er außer allen möglichen anderen wilden Tieren wie Elchen und Wiesenten auch gehörnte Eber sah. Und Plinius ergänzt die Beschreibung dahin, daß zwei lange Zähne an der Muffel (ex rostro) und ebensoviele wie die Hörner eines Kalbes an der Stirn herausragen (VIII 212). Ihr Vaterland sei Indien. Noch im sechsten Jahrhundert unserer Aera hat Kosmas Indopleustes, der als Kaufmann große Reisen durch Äthiopien und Indien machte, später aber Mönch wurde, in diesem letzteren Lande den Schweinhirsch, χοιρέλαφος, nicht bloß mit Augen gesehen, sondern auch sein Fleisch gegessen (II p. 336 M.). Somit

steht fest, daß das Tier in der römischen Kaiserzeit noch auf dem ostindischen Festlande lebte, wie auch der Orangutang damals noch auf dem Kontinente existiert hat. Mit seinen ellenlangen Hauern — wie Plinius etwas übertreibend sagt — wird er sich im Zirkus mannhaft gewehrt haben: denn er ist gleich unserem Eber, wenn er angegriffen wird, ein äußerst mutiger und gefährlicher Feind.

Nilpferd[260].

Es wird im Ägyptischen Wasserochs oder sich wälzendes Tier genannt, in der Bibel Behemoth, was eben Wasserochse bedeuten soll, bei Griechen und Römern Flußpferd, hippopotamus, hippopotamios u. dgl.

Der früheste griechische Autor, der es uns beschrieben hat, ist Herodots Gewährsmann Hekataios. Er schildert das Nilpferd als vierfüßig, mit zweigespaltenem Huf, aufgeworfenem Gesicht, Pferdemähne, hervorragenden Zähnen, Pferdeschweif und Pferdestimme, von der Größe eines sehr großen Ochsen, mit so dicker Haut, daß man aus dem getrockneten Fell Wurfspieße anfertige. Die zweihundert Jahre spätere Beschreibung des Aristoteles ist unrichtiger und vielleicht interpoliert, besser dagegen die des Diodor, der die störende Pferdemähne wegläßt. Noch zur Zeit der Ptolemäer hegte man sie in den Sümpfen des Delta, zur Römerzeit aber wurden sie in ganz Ägypten ausgerottet, nicht wegen des Schadens, den sie auf den Feldern anrichteten, sondern weil ihre Haut und Zähne für Industriezwecke gesucht waren und außerdem namentlich viele lebendig gefangene Exemplare für die Amphitheaterspiele verbraucht wurden Schon seit dem J. 58 v. Chr. bildeten sie eine nicht sehr seltene Attraktion: besonders dem Kampf der Nilpferde mit den Krokodilen, einer Art Seeschlacht der größten Bestien, schaute das Publikum der Hauptstadt mit Leidenschaft zu. Der Kampf wurde auch plastisch dargestellt am Fuß der Statuen des Nilgottes. Man versuchte auch auf dem Hippopotamus zu reiten. Die Jagd geschah seit unvordenklichen Zeiten mittels Harpunen (Th. d. cl. A. Fig. 41).

In der ägyptischen Symbolik bedeutete das Tier Gottlosigkeit und schamlose Ungerechtigkeit, ἀδικία, ἀναίδεια, ἀσέβεια. Man sagte ihm nach, daß es den eigenen Vater töte und mit der Mutter buhle. Das erklärt sich einfach aus dem religiösen Hintergrunde. Das Nilpferd galt nämlich als Substrat eines bösen Gottes, dem Untaten in der Art des Kronos zugeschrieben wurden: seis daß das Tier selbst als Gott gedacht wurde oder, wie überliefert ist, als »Hund« des gefürchteten Typhon. Nilpferdgöttinnen waren die thebaische Opet und die ihr gleiche Toeris, die man als besondere Schützerin

der Frauen verehrte. Diese beiden Göttergestalten, die ihre tierische Natur nie ganz verloren haben (Ermán, ägypt. Rel. 78), liefern den Beweis, daß auch eine tolerante Schätzung des Tieres, das ja eigentlich trotz seiner gewaltigen Kraft den menschlichen Mitbewohner des Landes nicht behelligte, bei einem Teile des alten Ägyptervolkes existiert haben muß.

Außer dem gemeinen Nilpferd hatten die Alten auch Kunde von dem im Bambotus d. i. Senegal lebenden kleineren Flußpferd, *Hippopotamus liberiensis*. Hanno war bei seinem berühmten Periplus, wo er die Gorgonenaffen kennen lernte, auch auf das westafrikanische Flußpferd gestoßen.

Ja auch die Spuren des einstigen europäischen Hippopotamus sind den Alten nicht ganz entgangen. Wenigstens lesen wir (Suet. Aug. 72), daß Augustus allerlei Raritäten gesammelt habe, wie sich solche in Capri finden, übermäßig große Gliedmaßen von riesigen Wasser- und Landtieren (immanium beluarum ferarumque membra praegrandia), sogenannte Gigantenknochen. Damit stimmt es, daß man in neuester Zeit bei Punta Tragara auf Capri tief in roter Tonerde gebettete vorweltliche Gebeine von Elefanten, Nashörnern und Nilpferden zugleich mit Instrumenten von Quarzin und Feuerstein ausgegraben hat.

Flossenfüßer (Pinnipedia).

Seehund[261].

Es sieht aus, als ob der Seehund während der klassischen Periode im eigentlichen europäischen Griechenland nicht mehr vorgekommen sei, ebensowenig in Italien. Dagegen besitzen wir für die vorklassische Zeit allerlei Beweise seiner Verbreitung. Aus dem pseudohomerischen Hymnus auf Apollo, aus mehreren Stellen der Odyssee, aus dem durchsichtigen Mythus von Phokos, dem Seehundsmann, der nach den einen in Böotien, nach anderen in Ägina erschlagen wurde, dann aus den verschiedenen Seehundsstädten, Phokaia, in Äolis und Karien ergibt sich das unzweifelhafte Resultat, daß die »Herden schwarzfelliger Robben« im ägäischen Meere nicht Ausgeburten der Dichterphantasie, sondern historische Tatsachen gewesen sind. Nehmen wir noch die Münztypen (von Phokaia und Teos) dazu, die teilweise vortreffliche Seehundsbilder zeigen (M. u. G. IV 22—24), so erweitert und verstärkt sich noch der Kreis der Beweise für den Satz, daß gewiß in vorhistorischer Zeit der Seehund den Anwohnern der östlichen Mittelmeerhälfte von annähernd gleicher Bedeutung war wie den Grönländern unserer Tage. Für die Ichthyophagen, Skythen, Budiner an den russischen und indischen Meeren ist das ausdrücklich bezeugt,

weil bei diesen unzivilisierten Nationen die primitiven Verhältnisse in die klassische Periode hineinragten. Aus diesen Ländern kamen noch in der Kaiserzeit die hochgeschätzten Robbenfelle in den römisch-griechischen Handel, wo ihr natürlicher Wert noch gesteigert wurde durch komischen Aberglauben, indem man durch das Tragen eines Kleides aus Robbenfell sich vor Blitzgefahr gesichert wähnte. Dies wird sogar vom Kaiser Augustus erzählt. Ein anderer römischer Kaiser kam auf den abgeschmackten Einfall, Seehunde und Bären miteinander kämpfen zu lassen. Das Experiment scheint aber nicht gelungen zu sein: denn es wird nur einmal erwähnt. Wie man die als ausnehmend schläfrig berüchtigten Tiere mit Netzen fing, hat uns Manilius (V 661) überliefert.

Wenn die Alten vom Seehund schreiben, so meinen sie die noch heute im ägäischen und adriatischen Meere lebende **Mönchsrobbe,** *Phoca monachus*. Phoca, φώκη, bedeutet etymologisch das aufgedunsene, dickplumpe Tier, der Römer nennt den Seehund Meerkalb, vitulus marinus, wegen seiner Kopfbildung und seiner brummenden Stimme. Unter dem lateinischen See»hund« ist stets der Haifisch zu verstehen.

Die große Dressierfähigkeit des Tieres erwähnt schon Plinius.

Fischsäugetiere (κήτη Aristot.) Cetacea.

Delphin.

Der sehr oft erwähnte Delphin ist gewöhnlich *Delphinus delphis*. Außerdem lesen wir bei Aristoteles und Plinius von einer kleineren Art, die im Schwarzen Meere lebte, φώκαινα, tursio, dem heutigen Tümmler, *Delphinus phocaena*. Dieser hat einen rundlichen Kopf, nicht die Einkerbung unter der Stirn und die schnabelförmige Schnauze. Schon Aristoteles hat den Delphin richtig als Mittelglied zwischen Säugetier und Fisch aufgefaßt, während die Laien ihn zu den Fischen rechneten.

Kein zweites Meertier spielt in der Sage und Poesie des Altertums eine so hervorragende Rolle wie der Delphin. Man schätzte ihn geradezu als Freund der Menschen. Wenn der griechische Schiffer durchs Mittelmeer fuhr, begleiteten und erfreuten ihn die schönen Geschöpfe mit Springen und Spielen, ja der Delphin brachte ihm sogar wesentlichen Nutzen, indem er die Windrichtung des folgenden Tages und auch einen etwa bevorstehenden Sturm dem kundigen Beobachter voraussagte. Kein Wunder, daß er im Mythus den Schiffbrüchigen hilft und sie auf dem Rücken ans Ufer trägt. Schon in den Veden ist er das Tier der schiffbruchrettenden Dioskuren, der beiden Açvin.

Im syrisch-hellenischen Ideenkreise ist er das Attribut des Melkarth, des Phalanthos, des Apollon Delphinios, der Aphrodite Anadyomene, des Poseidon. Er bedeutete den Hellenen schnelle und sichere Seefahrt; in der phönikischen Symbolik gehört er als »Bauchfisch«, wie er etymologisch und heute noch im Westtürkischen faktisch heißt, in die Reihe der mannigfachen Sinnbilder des weiblichen Prinzips, während der Reiter auf ihm den Melkarth, das männliche Prinzip, repräsentiert.

Aus solchen uralten vorderasiatischen Kultbildern ist im Zusammenhang mit der allgemein bekannten Musikliebe des Tieres die Arionlegende entstanden, in der vielleicht die ganze heilige Sängerfigur selbst auf Poseidon Areion zurückgeht.

Die bildenden Künstler haben das Tier unzähligemal dargestellt, meistens in »stilisierter« Verunstaltung, bisweilen mit hechtartig geschnäbeltem Kopf, oft mit gräulichen Rückenstacheln, sogar mit Schuppen.

Gejagt wurde der Delphin bloß von den Barbaren, die Griechen schonten ihn systematisch wie heute noch die Italiener. Jene Barbaren am Pontus Euxinus verwandten sein Fett wie Öl, salzten auch das harte Fleisch (Galen., Xenokrat.) ein und verzehrten es. Bei den klassischen Nationen wurde er höchstens zu Arzneizwecken getötet, weil man an allerlei medizinische Kraft seiner Bestandteile glaubte.

Ich habe über den Delphin ausführlich gehandelt in den Th. d. cl. Alt. 211—235. 416—430 und will hier nur noch zwei Zusätze mir erlauben.

Die delphinreitende Frau, deren Gewand wie ein Segel über dem Haupte gebläht ist, — sie findet sich u. a. als Terracottafigur des 4. Jahrhunderts v. Chr. aus Griechenland im Berliner alten Museum — läßt sich vielleicht als Leukothea auffassen. — Zu den heidnischen Mythen vom leichenbergenden Delphine (Th. d. cl. Alt. 230) gesellt sich eine christliche Legende, vom heiligen Lucianus. Ihn warfen die Richter ins Meer; aber am vierzehnten Tage trug ein Delphin den Leichnam des Heiligen ans Land, wo die Schüler ihm ein Grabmal errichteten und später Helena einen Tempel erbaute.

Wale.

Von den Walen hatte man im Altertum ziemlich dürftige Kenntnis. Das griechische Wort φάλλαινα, lateinisch ballaena oder ballena, taucht zuerst bei Aristophanes auf, wo der großmäulige, aufgeblasene Demagog Kleon mit dem Wal verglichen wird, gerade wie im modernen Italienisch balena im bildlichen Gebrauche ist. Bei Aristoteles wird der Wal nur einmal ganz deutlich erwähnt (h. a. III 12) als ein Tier, das statt der Zähne Haare wie Schweinsborsten

im Maul habe. Der Name, den Aristoteles angibt, ist sehr sonderbar: μυστόκητος oder μῦς τὸ κῆτος. Er kommt in der ganzen Literatur sonst nicht mehr vor und bedeutet vielleicht »Maus das große Seetier, Mauswal«. Es könnte ein gleich frostiger Volkswitz sein, wie wenn man den Strauß »Kamelsperling, Kamelspatz« benannte.

Wahrscheinlich kannten die Alten mehrere Arten Wale, den Potwal, *Physeter macrocephalus*, der sich wiederholt auch in unseren Tagen ins Mittelmeer verirrte. Erhard in seiner trefflichen Fauna der Cycladen zählt mehrere Fälle auf, wo Potwale an griechischen Inseln strandeten. Von einem solchen rührte wohl die »riesige Walfischrippe« zu Korinth her, die kein Mann umspannen konnte (Ampel. 8, 8), sowie die anderen »Walfischknochen«, von denen Ampelius spricht (8, 16). Auch die Reliquien jenes Seeungeheuers, von dem der Legende nach Andromeda behelligt worden war, sind schwerlich etwas anderes als Walfischknochen gewesen. Sie waren die größte und vermutlich auch einträglichste Sehenswürdigkeit von Jope in Judäa, bis sie der Römer Marcus Scaurus entführte. Seitdem konnte man sie in der Tiberstadt bewundern. Sie waren 40 Fuß lang, die Rippen höher als ein indischer Elefant und der Rückgrat $1\frac{1}{2}$ Fuß dick (Plin.). Wo von großen Zähnen des Wals die Rede ist, kann gleichfalls nur der Potwal verstanden werden, da er im Gegensatz zu den Bartenwalen im Unterkinn 39—50 gewaltige Zähne besitzt (Brehm), während die obere Kinnlade sozusagen keine Zähne hat. Wenn man die selbstverständliche Reduktion der Zahlen vornimmt, so paßt mithin auf den Potwal die Stelle aus Turranius, wonach am Ufer von Gades ein Seetier strandete, dessen Schwanzflosse 16 Ellen breit war, mit 120 Zähnen, deren größte 9, die kleinsten 6 Zoll in der Länge maßen (Plin. IX 11). Ob die bei Plinius IX 10 erwähnten Seeelefanten, die nebst Seewiddern und Nereiden an der atlantischen Südküste gestrandet sein sollen, gleichfalls Potwale oder vielleicht Finnwale gewesen sind, kann natürlich niemand wissen.

Da der Potwal im Unterkiefer Zähne besitzt, muß man unter dem obigen mystocetus des Aristoteles einen Bartenwal verstehen; denn diese Tiere haben in der Tat keinerlei Zähne. Mit Recht haben die Zoologen an den Finnwal, *Physalus antiquorum*, gedacht, der oft über 30 Meter lang wird und auch die tropischen Meere aufsucht.

Die Anwohner des indischen Ozeans, namentlich in Gedrosien zwischen Persis und Indien, hatten sich nach Strabo ganze Hütten aus Walfischknochen gezimmert, ein anderer Gewährsmann, Offizier der Flotte Alexanders (Plin.), sagte, die Haustüren seien dort aus Walkinnladen, die Dachsparren aus den Knochen gebildet, die oft eine Länge von 40 Fuß erreichen. So sind auch heute noch auf

Borkum mehrere Gärten durch Kiefer von Walen ummauert. Die Wale des indischen Ozeans sollten bis 400 Fuß lang werden, eine Übertreibung, die man bei dem gewaltigen Eindruck des plötzlich auftauchenden Meerriesen begreiflich finden wird. Alexanders Admiral Nearchos hatte voll Staunen berichtet (Strab. XV 725), wie im gedrosischen Meere sich kolossale, schnaubende Geschöpfe (φυσητῆρες) zeigten, welche Wasserstrahlen und Gischt emporspritzten; alles geriet in Bestürzung. Als man aber von den Lotsen erfuhr, daß es Tiere seien und daß sie durch Trompeten und anderen Lärm leicht vertrieben werden können, ließ Nearch mit aller Macht gegen sie losrudern und zugleich trompetenblasen: die Tiere tauchten sofort unter und erschienen an der Hinterseite, so daß es wie eine Seeschlacht aussah, doch standen sie schnell wieder davon ab. Damit stimmt die Angabe des Philostratos p. 328 B., daß die Schiffe in den indischen Meeren vorn und hinten mit Glocken ausgerüstet seien, um die vielen großen Seetiere (κήτη) zu verscheuchen. Die Länge der Wale schätzt Nearch auf 23 Klafter, etwa 138 Fuß.

Wer einmal gewohnt war, mit solchen Dimensionen zu rechnen, dem mochte auch des Jonas mehrtägiger Aufenthalt im Bauche eines solchen Ungetüms nicht unglaubhaft erscheinen, und so finden wir denn auch bei dem berüchtigten Heiden Lucian eine Parallellegende zur Jonasgeschichte. In der wenig wahrhaftigen »wahren Geschichte« I 94 erzählt Lucian, wie ein Walfisch ein ganzes Boot samt seiner Besatzung verschluckt. Die eingeschlürften Reisenden treffen im Bauch des Wals eine bereits früher verschlungene andere Gesellschaft. Beide Gruppen befreunden sich, zünden Feuer an und verbrennen das Fett des Fisches. Mit einem Baumstamm sperren sie das Maul des Tieres soweit auf, daß sie des Auswegs sicher sind, und so entrinnen sie aus dem getöteten Walfisch: eines der vielen Reisemärchen, wie sie seit Urzeiten bei den verschiedensten Völkern des Erdballs in allerlei Variationen erzählt worden sind (vgl. Radermacher im Archiv für Religionswissensch. IX 2, 248 ff.). So findet es sich namentlich auch in der Südsee, und zwar ergibt sich, daß das Feueranzünden und Trankochen im Bauche des Wals von Anfang an einer der wichtigsten und originellsten Züge in der Erzählung gewesen ist.

Fassen wir die naturhistorischen Kenntnisse der Alten zusammen, so kannte man, freilich nur oberflächlich, mindestens zwei Arten ballaenae. Sie lebten im indischen [26 1b] und atlantischen (Auson.) Ozean, im gallischen und britannischen Meere (Plin. Juven.). Schon Aristoteles lehrte, daß überhaupt die κήτη (beluae marinae), d. i. die Cetaceen, keine Kiemen (Branchien) haben und lebendige Junge be-

kommen, welche sie säugen. Auch wußte man, daß das Atmen mit Wasseraussprizen verbunden war, das aus Röhren (fistulae) herauskam und oft eine sehr bedeutende Höhe erreichte. Die auch von heutigen Walfischfängern behauptete Tatsache, daß die Wale gern in Gruppen, »Schulen«, wandern, die von einem alten Männchen, vielleicht dem ältesten und stärksten Tiere angeführt werden (Brehm), war offenbar auch schon den Alten zu Ohren gekommen; verschleiert steckt sie in den sonderbaren Notizen, daß der zahnlose Wal, musculus marinus genannt, d. i. μῦς τὸ κῆτος, den gewöhnlichen und eigentlichen Walen vorausziehe (Plin. XI 165) und daß zwischen beiden Tierarten Freundschaft und Bundesgenossenschaft bestehe (Plin. IX 186).

Mit Recht galt der Wal für das größte aller lebenden Wesen: omnium viventium maius sagt Polemius Silvius.

Von den Hauptnamen des Wals hängt ballaena, φάλλαινα, mit φαλλός zusammen und bezeichnet das geschwollene, aufgedunsene Tier[262]. Physalos (Oppian. hal., Älian) heißt Meerwasserspritzer; physeter (Strabo, Plin.) Spritzer, Wasserbläser. Auch pistrix steht poetisch und astronomisch für Walfisch, obgleich es eigentlich dem schlimmsten Feind des Wals, dem Sägfisch gehört: denn es ist erst durch willkürliche Veränderung aus pristis hervorgegangen. Sidonius Apollinaris (XXXII 144) unterscheidet übrigens zwischen ballaenae und pistrices und fügt als dritte Meerbewohner die Tritonen hinzu.

Ein Stock oder eine Rute aus Fischbein, virga ballaenacia, begegnet uns bei Petronius (21, 2). Von sonstiger Verwertung des Walfischs bei Griechen und Römern erfahren wir nichts, außer daß ihnen der Amber, eine Art Harnstein des Potfisches, wohlbekannt war und als medizinisches Mittel in hoher Schätzung stand.

Von den Walfischen oder sonstigen Meerungeheuern, welche die antike Kunst besonders in Andromedaszenen darstellen wollte, entspricht nicht ein Stück der Naturwahrheit. Auch als Begleiter des Okeanos (Th. d. cl. Alt. 233) und als Sternbild ist der Walfisch nicht gut gezeichnet worden, doch immerhin so, daß man ihn meistens vom Delphin zu unterscheiden vermag. Unmöglich ist es nicht, daß auch je und je ein Künstler eine Orca wiedergeben wollte. Auch sie muß zu den κνώδαλα gerechnet werden, die nach Alkman »bei Nacht in den Tiefen der purpurnen Salzflut schlummern«. Vom Seewidder, den man allgemein für identisch mit der Orca hält, bemerkt Älian (n. a. XV 2) ausdrücklich, daß das Publikum nichts von ihm wisse, als seine Figur, wie sie von Malern und Bildhauern dargestellt werde.

Orca, vom griechischen ὕρχη, ὕρχα, einer Art Faß für Wein, Feigen u. dgl. bedeutet eigentlich ein bauchiges, faßähnliches, walfischartiges Seetier, speziell den Butzkopf, auch Schwertfisch genannt

von seiner schwertähnlichen Rückenflosse, *Orca gladiator* oder *Delphinus orca*. Festus dreht jenes Verhältnis um und meint, die Gefäße seien von der Ähnlichkeit mit dem Meertier benannt; aber ὕρχη Faß kommt schon bei Aristophanes vor, orca Schwertfisch jedoch erst 400 Jahre später. Das Tier wird höchstens 9 m lang, gewöhnlich nur 5—6, dennoch ist es wie im Altertum der aggressivste und gefährlichste Feind des Walfischs, den sie in Scharen versammelt umringen und mit ihren gewaltigen Zähnen totbeißen. Gegenwärtig erscheint die Orca nicht mehr im Mittelmeer, während Plinius von einer berichtet, die bei Ostia erlegt wurde, und nach Älian die »Seewidder«, κριοί θαλάττιοι, bei der Meerenge zwischen Korsika und Sardinien überwintern; man sieht sie dort oft aus dem Wasser hervorragen, sie sind sehr gefährlich, rauben lebendige Menschen und bringen Schiffe zum Sinken. Diese Schilderung Älians stimmt ganz mit den Worten des Plinius IX 145: Der Widder, aries, raubt und mordet (grassatur) wie ein Bandit. Bald lauert er im Schatten eines vor Anker liegenden größeren Schiffes und wartet, ob jemanden die Lust zu baden anwandelt; bald hebt er seinen Kopf über die Wasserfläche empor, nähert sich heimlich den Fischerkähnen, überfällt und versenkt sie. Der Name »Widder« rührt nach Älian davon her, daß das männliche Tier die Stirn mit einer weißen Binde geziert habe wie das Diadem eines mazedonischen Königs. Nach Plinius hat der Seewidder eine weiße Zeichnung anstatt der Hörner, das kommt der Wirklichkeit viel näher als die phantasievolle Schilderung Älians, auf deren Details (n. a. XV 2) wir hier nicht eingehen können. Daß die vorn mit hornähnlichen weißen Flecken gezeichneten »Seewidder« unseren heutigen Orken entsprechen, ist unzweifelhaft. Möglich auch, daß sie in früherer Zeit bis zur Meerenge zwischen Korsika und Sardinien vordrangen, möglich aber auch, daß der unbekannte wahrscheinlich griechische Gewährsmann das Fretum Gallicum bei Korsika und das Fretum Gaditanum verwechselt hat: denn im weiteren ist von den Königen der Atlantis die Rede und mit dem Aufenthalt im atlantischen Meere stimmt sowohl die Hauptstelle bei Plinius (IX 10) als die gegenwärtige Tiergeographie. Während der Regierung des Tiberius, schreibt Plinius a. a. O., gerieten gegenüber der lugdunensischen Provinz — in der z. B. das heutige Paris lag — an der sonst unbekannten Insel Rumu infolge des Wechsels von Ebbe und Flut mehr als 300 verschiedenartige riesige Seetiere auf das Trockene, und ebensoviele strandeten am Gestade der Santonen (beim heutigen Bordeaux), unter anderem auch Elefanten und Widder . . ., außerdem viele Nereiden. IX 12 f. nennt Plinius die gleichen Tiere orcae und beschreibt ihr feindseliges und blutdürstiges Benehmen gegen die Wal-

fische. Als Ort wird der gaditanische Ozean bezeichnet. Man sehe oft förmliche Schlachten zwischen dem unbehilflichen kraftlosen in die Enge getriebenen Wal und seinen wütenden Bedrängern. Es sei als tobte der ärgste Sturm im Meere und doch rühre sich kein Windchen. Das ist alles richtig und wahr geschildert; aber die Konfusion bleibt doch nicht aus: denn Plinius fügt sogleich eine andere Notiz bei, die unmöglich auf die orca = Orke gehen kann, sondern auf orca im Sinn von Potfisch gedeutet werden muß. Er erzählt nämlich folgendes (n. h. IX 14 f.): Eine Orka hat man auch im Hafen zu Ostia gesehen, wo der Kaiser Claudius ihr eine Schlacht lieferte. Sie war dahin gekommen, als er (im J. 42) den Hafen ausbaute, weil dort mit Häuten beladene Schiffe aus Gallien gestrandet waren, an deren Ladung sie sich mehrere Tage voll aß; dabei aber hatte sie sich ein Bett im Sande eingewühlt und war so von den Fluten begraben worden, daß sie sich nicht mehr rühren konnte, und während sie ihre Beute verfolgte, ward sie von den Wogen ans Ufer getrieben und ragte, dem Kiele eines umgestürzten Schiffes gleich, mit dem Rücken hoch über das Wasser empor. Der Kaiser ließ den Eingang des Hafens durch vielfache Netze sperren, kam dann selbst mit den prätorianischen Kohorten und gab dem römischen Volke ein interessantes Schauspiel, indem die Soldaten von den herbeischwimmenden Schiffen aus ihre Lanzen auf die Orka warfen. Ich selbst habe ein solches Schiff sinken sehen, weil es durch das Entgegenblasen des Untieres (beluae) mit Wasser gefüllt worden war. — Dieses einzeln bis Ostia vorgedrungene riesige Seetier kann wie gesagt nur der oben besprochene Potwal gewesen sein.

Dugong.

Der Dugong, *Halicore dugong*, findet sich heute noch in allen Teilen des indischen Ozeans, also auch noch an den zwei Plätzen, die von den Alten zufällig namhaft gemacht werden, am gedrosischen Gestade, zwischen dem arabischen Meerbusen und Indien, und bei Ceylon, antik Taprobane genannt.

In beiden Gegenden hausen nach Plinius (IX 7) und Älian (n. a. XVI 18) eigentümliche Naturgeschöpfe, die nach letzterem zum Teil den Satyrn, zum Teil aber auch von Angesicht den menschlichen Frauen gleichen, nur daß sie Stachelflossen (ἄκανθαι) statt der Locken und außerdem sehr lange gewundene Schwänze und statt der Füße Scheren oder Floßfedern haben. Plinius dagegen behauptet, sie haben Pferd-, Esel- oder Rindsköpfe und sehen überhaupt dem Vieh ähnlich. Nach beiden Gewährsmännern steigen sie des Nachts aus dem Meere, weiden die Futterkräuter, die Saaten, die Wurzeln der Sträucher ab

und ehe der Morgen graut, tauchen sie wieder in die Fluten. Älian fügt dann in seiner Manier noch Fabelhaftes bei über ihre Vorliebe für Datteln, die sie durch Umschlingen und Schütteln der Palmen erbeuten sollen. Es sind echte Amphibien, wie schon Älian sagt, wenn auch nicht im Sinn der heutigen wissenschaftlichen Zoologie. Aus dem etwas ausgeschmückten Berichte geht klar hervor, daß es sich um den Dugong handelt.

Einhorn (Unicornis fabulosus).

Nachdem jetzt die realen Säugetiere hinter uns liegen, müssen wir uns noch mit einem irrealen Tiere beschäftigen, das kulturgeschichtlich gar nicht ohne Bedeutung gewesen ist, obgleich es nie und nirgends existiert hat. Freilich ist es so wenig als die berüchtigte Seeschlange der modernen Zeit ganz aus der Luft gegriffen, sondern — und eben deshalb verlohnt es eine Besprechung — es lehnt sich bald an dieses, bald an jenes Naturwesen an und borgt der Reihe nach die Füße vom Rind, Pferd, Elefanten und Antilope, den Kopf vom Pferd, Hirsch, Rind und Antilope, das Horn vom Nashorn, Antilope, Steinbock, Narwal, den ganzen Körperbau vom Onager, Rind, Pferd, Antilope, Ziege: kurz ein ganzes Naturalienkabinett wird geplündert, um die verschiedenen widernatürlichen Composita zu schaffen, die als Einhörner figurieren. Am weitesten gingen die alten Perser, die im Anschluß an assyrisch-babylonische Phantasien als »Einhorn« ein geflügeltes Monstrum mit Löwenkörper und Skorpionenschweif erfanden, das vom König der Könige am Horne gepackt und mit dem Schwert in den Bauch gestoßen wird[263b]. Wir geben hier das Relief von Persepolis und ebenso einen interessanten Vorgänger desselben (Siegelzylinder aus dem dritten Jahrtausend v. Chr.): Fig. 142 und 143.

Fig. 142. Altbabylonischer Zylinder, nach E. Schrader[263].

In der eigentlich klassischen Zeit spielt es eine ganz untergeordnete Rolle; denn bei einem anständigen Bildungsniveau mußte sein Nimbus verschwinden wie die Gespenster vor dem Tageslicht. Die Glanzperiode des seltsamen Phantasiegeschöpfes asiatischer Urzeit ist die Nacht des scholastischen Mittelalters, wie wir es sogleich sehen werden.

Freilich je und je taucht es auch in der Zeit der höchsten antiken Kulturblüte verschiedentlich auf, teilweise sogar bei Autoren ersten

Ranges wie Julius Cäsar, der von einer Art einhorniger Ochsen im hercynischen Walde fabelt, und bei Horaz, der an einhornige Wildpferde glaubt, aber es spielt doch eine unbedeutende Rolle; erst mit dem Untergang des alten römischen Reiches beginnt das eigentliche Hervortreten dieses mysteriösen Wesens zugleich mit den Drachen, den Schlangenschildkröten und anderen Monstern und Fratzen, und der Aberglaube wuchert fort, bis endlich in der Neuzeit die naturhistorische Kritik auch diesem großen Fabeltiere definitiv den Garaus gemacht hat.

Fig. 143. Relief von Persepolis, nach E. Schrader.

Im allgemeinen behandeln die Alten monoceros, unicornis und rhinoceros als identische Begriffe und verstehen darunter meistenteils das afrikanische Nashorn, dessen zweites hinteres Horn stets viel kleiner ist als das große vordere; häufig ist es auch dermaßen verkümmert, daß man mit Fug und Recht von einem einhornigen Tiere sprechen kann. Lucilius, die Septuaginta und Vulgata, Plinius, Athenaeus, Tertullian, Isidor u. v. a. reden von diesem Tier, das seit der hellenistischen Zeit in Europa bekannt war. Der römische Satiriker Lucilius nennt es ausdrücklich — wie auch Athenaeus — äthiopisches Rhinozeros und vergleicht mit ihm einen Mann von besonders entwickelter Nase.

Vom wirklich einhornigen indischen Rhinozeros kannte man im Abendlande lange bloß das Horn, das gleich dem Elefantenzahn ein Gegenstand des Luxushandels war, ehe man des Tieres selbst ansichtig wurde. Auch gute Abbildungen fehlten. Die assyrische Kunst, die viele asiatische Tiere so prächtig und naturgetreu wiedergab, hat in diesem Stück versagt. Niemals heimisch im Zweistromland, sondern in den fernen unzugänglichen ostindischen Dschungeln, ist es auf dem Obelisken Salmanassars II, dem es außer anderen exotischen Merkwürdigkeiten als Tribut gebracht wird, kläglich genug

dargestellt, so daß man es eben gerade noch erkennen kann (Fig. 133). Seit dieser Darstellung aus dem neunten Jahrhundert v. Chr. war die bildliche Tradition ganz verschollen; die griechische Kunst weiß nichts vom indischen Nashorn; erst in Pompeji begegnet es uns wieder, sicherlich veranlaßt durch die Schaustellungen in Italien, wo das Tier seit der letzten Periode der römischen Republik offenbar im hauptstädtischen Amphitheater auftrat; freilich läßt sich nicht mit absoluter Sicherheit behaupten, welche von den bei den Schriftstellern angeführten Nashörnern wirklich indische gewesen seien. Wenn aber Plinius für das Jahr 55 v. Chr., ausdrücklich das Auftreten eines einhörnigen Nashorns erwähnt, so hat man gewiß allen Grund, zunächst an ein indisches zu denken.

Aus diesem Mangel an Anschauung ist es begreiflich, daß sogar Aristoteles wiederholt von einhörnigen einhufigen indischen Eseln spricht und Horaz, der doch zum höchstgebildeten Kreise des Augustus gehörte, von einem Wildpferd redet, das mitten auf der Stirn ein Horn habe (serm. I 5, 58—60).

Mit dem Untergang des römischen Weltreiches und seiner Kultur verschwindet die ohnedem sehr magere bildliche Tradition wieder in der Versenkung und an Stelle des natürlichen indischen Nashorns erscheint das widernatürliche mittelalterliche Einhorn des Physiologus und der Heraldik. Es ist das eine evidente Zwitterbildung, der Hauptsache nach zusammengesetzt aus Antilope und Nashorn. Wir haben beim Nashorn gesehen, daß es den Buddhisten ein Sinnbild vollkommenster Tugend war, das einsam schweifende, riesenstarke, sich selbst genügende indische Rhinozeros. Aber dieses wilde und äußerst gefährliche Tier, wie es übereinstimmend mit der Natur im Physiologus geschildert wird, ist auch wieder sanft und zutunlich wie eine Gazelle, und unter den Tugenden des vollkommenen Weisen, die es besitzt, strahlt für die mittelalterlich christliche Auffassung hervor die Reinheit und Keuschheit.

Die überwiegend sanften gutmütigen Eigenschaften, die dem Einhorn der Legende zugeschrieben werden, sowie die Formen und die Länge des einen Horns beim Wappentiere zwingen zu der Vermutung, daß schließlich weniger das wilde abstoßende indische Nashorn, als vielmehr asiatische Antilopenarten überwiegenden Einfluß auf die Ausgestaltung des Einhorns bis zu den uns geläufigen Einhornphantasien gehabt haben, also vor allem die reizende persische Goagazelle mit dem leierartig gewundenen Horne (s. oben Fig. 93) oder der tibetanische Tschiru, eine Oryxart mit langem, fast geradem, spitzem Horn, von welchem aus zum Narwalzahne kein großer Sprung war.

Durch Vernachlässigung der Perspektive wird auf einer ge-

wissen Stufe des Zeichnens jedes zweihornige Tier von selbst zu einem scheinbaren Einhorn. In diesem Punkte stimmt eine Unzahl Bildwerke, namentlich mittel- und vorderasiatischen Ursprungs untereinander überein. Wir treffen hundertweise scheinbar einhornige Gazellen (Fig. 93a, 93b: assyr. Relief), Steinböcke (Th. d. cl. Alt. Fig. 11 griech. archaische Vase; Fig. 10 persische Gemme; Fig. 5 kretische Gemme), Wildstiere (Th. d. cl. Alt. Fig. 12 assyrisches Relief), Chimären (Th. d. cl. Alt. Fig. 6 Teller aus Kameiros), Damhirsche (a. a. O. Fig. 17), Rinder, Böcke usw. Wenn nun ohnedem ab und zu immer wieder die Kunde von wiederkäuer- oder eselartigen Einhörnern Indiens den abendländischen Menschen ans Ohr klang, so konnte leicht die Figur eines antilopenartigen Einhorns kombiniert werden, wie sie notorisch zuerst im Buche Daniel (8, 5), einem Machwerk der Makkabäerzeit, auftritt. Diese Ziege oder Antilope mit dem einzigen langen und spitzigen Horn zwischen den Augen war somit bereits den Juden im zweiten Jahrhundert v. Chr. bekannt und stammte ohne Frage aus dem Zweistromlande; die Gestaltung des Phantasiebildes im einzelnen, die Ausmalung war abhängig von Geschmack oder Ungeschmack der jeweiligen Dichter, Maler und plastischen Künstler. Selbst Elefantenfüße kommen vor und als Schwanzspitze ein Greifenkopf[264].

In der kirchlichen Symbolik wurde das Einhorn Sinnbild für die Empfängnis der heiligen Jungfrau, in deren Schoß es sein Horn stößt; doch kommt dies erst spät und offenbar ganz ausnahmsweise vor[265].

Früher wird die Jungfrau anders verwendet und diese Variation, die sich bis auf das Hexaëmeron des Eustathios zurückverfolgen läßt[266], hat Eingang gefunden in den Physiologus und damit die Glaubenswelt des Mittelalters im ganzen und großen beherrscht. Im Physiologus also, etwa ums Jahr 1100, wird uns vom Fang des Einhorns durch eine Jungfrau folgendes erzählt.

Schön geputzt in Weiß und Gold lockt sie durch ihre liebliche Maske das arglose Einhorn an sich, das vertrauensvoll herbeikommt und den rechten Vorderfuß wie ein Hund in ihren Schoß legt. Sie bemächtigt sich seiner, es folgt ihr und sie bringt es in den Palast des Königs. Das Tier ist als starke langschwänzige Antilope mit einem einzigen sehr großen gazellenartig gewundenen Horn gezeichnet (Taf. 12 bei Strzygowski, Bilderkreis des griechischen Physiologus) (Fig. 144).

Auch Pferdegestalt des Einhorns wird angetroffen (Strzygowski S. 18).

Das Horn des mittelalterlichen Fabeltiers, ehmals vielleicht das Horn der tibetanischen Tschiruantilope, glich dem Stoßzahne eines Narwal, und Spekulanten benutzten den Wahn vom Einhorn, um diese

Narwalzähne gegen teures Geld den Kuriositätensammlern und Naturalienkabinetten zu verkaufen. Vom geringelten, geraden, langen, spitzigen Horn dieser asiatischen Oryxgazelle zum Narwalzahn war die Entwicklung um so einfacher und leichter, als die wenigsten Leute etwas von der Existenz des Narwals wußten.

Wir bekommen im Vorbeigehen einen Begriff vom naturwissenschaftlichen Unterricht in den Klosterschulen des Mittelalters, wenn

Fig. 144. Das Einhorn im Physiologus.

wir das Kapitel vom Einhorn in des Pfaffen Konrad von Megenberg Buch der Natur (a. 1349—50) nachlesen.

»*Unicornus*« lehrt der Regensburger Kanonikus, »ist ein Einhorn, ein kleines Tier im Vergleich mit seiner großen Kraft, wie Isidorus sagt. Es hat kurze Beine zu seiner Größe. Es ist sehr wild und bösartig, so daß kein Jäger es mit Gewalt fangen kann. Man fängt es aber, wie Isidorus und Jacobus (Aquensis) berichten, mit Hilfe einer keuschen Jungfrau. Läßt man eine solche sich im Walde niedersetzen, so vergißt das Einhorn, wenn es dahin kommt, seinen ganzen

Grimm und ehrt die Reinheit des keuschen jungfräulichen Leibes dadurch, daß es sein Haupt in ihren Schoß legt und darin einschläft. Dann fahen es die Jäger und führen es in die königlichen Paläste, den Leuten zur Augenweide. Das Tier ist zu vergleichen mit unserem Herrn Jesus Christus, der, bevor er Mensch wurde, gegen die Hoffart der Engel und den Ungehorsam der Leute auf Erden Zorn und Grimm hegte. Ihn fing die hochgelobte Maid mit ihrer keuschen Reinheit, Maria, in der Wüste dieser kranken Welt, als er vom Himmel herabfuhr in ihren keuschen reinen Schoß. Danach wurde er gefangen von den bösen Jägern, den Juden, und von ihnen lästerlich getötet. Darauf erstand er wieder und fuhr gen Himmel in den Palast des himmlischen Königs, wo er der Gemeinschaft aller Heiligen und aller Engel einen süßen Anblick gewährt. Hilf Mutter, hilf reine Magd, Du hast oft geholfen, daß wir Dein Kind dort schauen! Das Einhorn hat ein Horn auf der Nase. Sanct Gregorius sagt, das Tier sterbe in der Gefangenschaft durch die ausgesprochene Mißachtung seiner selbst, von der es dann befallen werde.«

Rudolf von Ems in seiner Weltchronik beschreibt das Einhorn also: Es hat den Leib eines Pferdes, Hirschkopf, Elefantenfüße, einen Schwanz wie ein Schwein und mitten auf der Stirne ein Horn, »reht als ein glas«. Nur mit einer reinen Jungfrau kann man es fangen, der es sein Haupt in den Schoß legt; ist sie aber nicht rein, sondern will sich nur dafür ausgeben, so durchsticht das Einhorn sie mit seinem Horne. Unterhalb des Hornes hat das wunderbare Wesen, wie im Alexanderlied und im Parzival Wolframs zu lesen ist, einen heilkräftigen Karfunkelstein. Um die Wunde des Gralkönigs Anfortas zu heilen, wendet man die verschiedensten Mittel erfolglos an, darunter das Herz des Einhorns und »den Karfunkelstein auf desselben Tieres Hirnbein, der da wächst unter seinem Horn«.

Die Heraldik der Ritterzeit gibt dem Einhorn ein gekrümmtes Steinbockshorn und bildet das Tier gewöhnlich als Schimmel in rotem Felde. Weiß ist ja die Farbe der Reinheit. So sehen wirs z. B. in der berühmten Züricher Wappenrolle auf den Schildern des schwäbischen Geschlechts von Helmenstorf (Nr. 58) und des schweizerischen von Tengen (Nr. 149). Im britischen Wappen hat das Tier ein gerades langes Horn, das aussieht wie ein Narwalzahn.

So wunderbar es uns vorkommen mag, daß aus dem indischen Nashorn das englische Wappeneinhorn hervorgegangen sein soll, ein Pferd mit Narwalzahn, so gebricht es doch nicht an Analogien. Auch der heilige Georg, der Drachentöter ist hervorgegangen aus dem altägyptischen, sperberköpfigen Gotte Horus, der hoch zu Roß mit der Lanze ein unter ihm kriechendes Krokodil ersticht[267].

Anmerkungen.

1. (S. 3) Vgl. u. a. O. Keller, Thiere des class. Altert. 1—19, 321—27. Pauly-Wissowa R. E. u. d. W. Affe.

1b. (S. 3) Umgekehrt wurden die Pygmäen, ein wirklich existierendes Zwergvolk, für Affen erklärt, schol. Oppian. hal. I 623.

2. (S. 6) Die Ableitung vom sanskritischen kapi Affe, wiederholt bei Lewy, semit. Fremdwörter 6, ist falsch. Das Sanskritwort selbst ist ein Lehnwort. Ebenso stammt das ägyptische qephi (Lewy a. a. O.) wie der im Lande Punt heimische Affe von den Ägyptern genannt wird, wahrscheinlich aus dem Semitischen.

3. (S. 8) Vgl. Carapanos, Dodone Tf. 19, 5: sehr altertümliches Bronzebasrelief mit pavianartigem Silen; ferner Monum. ined. X Tf. 8.

4. (S. 9) Abgeb. bei Siber, Die Hunde Afrikas S. 7.

5. (S. 9) Neben Bel Chabouillet, cylindr. 712 (Jaspis). 729 und 754 (Serpentin). 740 u. 820 (Hämatit). 880 (Hämatit). Neben Herakles 878 (Hämatit). Neben Parsondas 815 (Hämatit). Neben einem Kriegsgott 785 und 861 (Hämatit). 798 (Serpentin). Neben Mylitta u. Anaitis 812 (Hämatit). Neben Mylitta 780 (Hämatit).

6. (S. 11) Vgl. O. Keller in der Festschrift des Vereins für Volkskunde und Linguistik: Kulturgeschichtliches aus der Tierwelt, Prag 1904, S. 10 ff.

7. (S. 11) Die Franzosen u. Turkotataren heißen die Fledermaus Kahlmaus, Kahlflügel.

8. (S. 14) Vgl. auch das onomatopoetische sivrisinek Gelse im Westtürkischen.

8b. (S. 15) Die überhaupt ziemlich fehlerhafte Handschrift des Polemius hat mus eraneus.

9. (S. 15) Sorex Latinum est eo quod rodat et in modum serrae praecidat. Isid.; Colum. VI 17, 1: Mus araneus, quem Graeci μυγαλῆν appellant. Vegetius IV 21, 1 und Vulg. Levit. 11, 30 haben das Fremdwort mygale im lateinischen Text.

10. (S. 15) Colum. XII 31 stellt mus sorexve nebeneinander.

11. (S. 19) Cod. Vatic. 6925 p. 218: χοιροτυλος erinacius (J. David).

12. (S. 20) Vgl. dëlfen angelsächsisch graben, Fick ² 528.

13. (S. 20) In der ältesten deutschen Naturgeschichte von Konrad von Megenberg: Scheere = Maulwurf.

14. (S. 22) Brehm nennt diesen Maulwurf sehr unzweckmäßigerweise Blindmoll ² II 265, da doch Blindmoll der rezipierte Name für ein ganz anderes Tier, *Mus typhlus*, ist.

15. (S. 27) In Nordafrika behauptet man umgekehrt noch heute, daß er besonders Mädchenfleisch liebe.

16. (S. 29) Julian. 126, 14: ἀπιστότερος τῶν λεόντων.

17. (S. 29) Vgl. Diodor. I 48. Auch auf dem unterirdischen Tempel zu Ibsambul und auf einer Pylone zu Luxor ist das Lager des Ramses II dargestellt, Abbild. bei Rosellini I 84. Vor dem Zelt des Königs ist sein Löwe, liegend und angekettet, von einem Keulenträger bewacht, jedenfalls weil man ungeachtet seiner Abrichtung einen so gefährlichen Gast des Heeres nicht ohne strenge Überwachung lassen konnte,

während doch die Beschützung durch dieses lebendige Sinnbild seiner Macht der Eitelkeit des Pharao schmeichelte.

17b. (S. 32) J. M. Gesner chrestom. Plin. S. 308 zweifelt, daß so kurz hintereinander zwei gleichartige Erkennungsszenen in Rom vorgekommen seien, und glaubt, daß auch Senecas Erzählung auf die Androclusgeschichte geht.

18. (S. 33) Abgeb. bei Daremberg-Saglio II S. 1485.

19. (S. 34) Richtiger Pausanias: »das Gebiet von Abdera«.

20. (S. 37) Vgl. Wetzstein, der Hauran und die Trachonen 64: Ich bemerkte auf einem Steine der Ruine — des Ṣafâ — das Bild eines Löwen und Kamels, welche beiden Thiere in dieser Zusammenstellung bei den Arabern das Symbol des Herrschens und Gehorchens sind.

21. (S. 37) Reland, Palästina 71 aus einer alexandrinischen Chronik zum J. 253.

22. (S. 37) Grünert, Der Löwe in arab. Dichtung 5 ff.

23. (S. 37) Ἐν τῇ ὕλῃ τῶν καλάμων, Pseudokallisth. III 17.

24. (S. 38) Humann-Puchstein, Reisen in Kleinasien u. Nordsyrien.

25. (S. 41) Im Louvre; Hommel, zwei Jagdinschriften Asurbanibals.

26. (S. 41) Perrot-Chipiez, Ägypt. Fig. 173.

27. (S. 47) Keller, lat. Volksetymologie 236.

28. (S. 48) Assyr. Inschr. des 7. Jahrh. v. Chr.: »... Vier Löwen tötete ich, den gewaltigen Bogen der Istar, der Herrin der Feldschlachten, hielt ich über sie.« Hommel, zwei Jagdinschriften Asurbanibals S. 2.

28b. (S. 49) Die 4 Bilder sind aus Daremberg-Saglio dictionn. Fig. 2389 bis 2392 entnommen.

29. (S. 50) Auch Rhea ist (nach Aßmann, Vorgeschichte Kretas S. 177) semitischen Ursprungs (raiah) = Freundin, Geliebte, Genossin.

30. (S. 51) Cic. pro Sestio § 56.

30b. (S. 52) Vgl. Cumont in Roschers myth. Lexikon II 3069.

31. (S. 52) »Der weiße Löwe ist der Phallus der Sonne« betet der Osirisverehrer im Totenbuch (R. Brown, the Unicorn 80).

32. (S. 54) Z. B. Stoschische Paste nr. 502: vir supra phallum sedens qui in leonem desinit. Ph. maior sedens, pedibus leoninis nisus et altero minore ph. suo loco praeditus: archäolog. Zeit. XXXII 67. O. Jahn, sächs. Berichte 1855 Anm. 181.

33. (S. 58) Neupersisches Wörterbuch von Vullers u. d. W. shêr.

34. (S. 58) Vgl. Reisch, griech. Weihgeschenke 13. Das eine Mal wird Aristogeiton, das andre Mal Harmodios als Liebhaber genannt, und die ältere Tradition weiß überhaupt nichts von einer Geliebten eines der Tyrannenmörder. Auch waren die Statuen der Tyrannenmörder und die Löwin an verschiedenen Plätzen aufgestellt.

35. (S. 60) Lenormant, Magie 131. O. Jahn, Vasensammlung König Ludwigs 944 u. v. a.

36. (S. 61) Lewy, semit. Fremdwörter 6. 7.

36b. (S. 61) Hommel, südsemit. Säugetiernamen 288.

37. (S. 61) Tiger] Ausführlich in meinen Thieren des class. Alt. S. 129 ff., 380 ff. mit mehreren Abbildungen.

38. (S. 62) Cod. Harleianus 2724 de vocibus quadrupedum et volatilium, unediert.

38b. (S. 62) Über den mit dem Tiger zusammenhängenden fabelhaften Martioder Mantichoras s. Th. d. class. Alt. 139.

39. (S. 62) Panther] Ausführlicher in meinen Thieren des class. Alt. S. 140 bis 154. 384—398 mit mehreren Abbildungen.

40. (S. 64) Vgl. J. David, dissert. philol. Jen. V p. 217.

40b. (S. 67) Lit.: O. Keller, zur Geschichte der Katze im Altertum in den Mitteilungen des deutschen archäol. Instituts, Rom 1908 S. 40—70, mit 12 Abbild. V. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere. C. Wessely in der Urania, Wien 6. Febr. 1909.

40c. (S. 70) Nachzutragen ist ein ägyptischer König Pmai d. h. Kater und ein Bischof von Alexandrien Timotheos Ailuros, C. Wessely a. a. O. S. 86.

40d. (S. 72) H. Schuchardt teilt mir 11. Mai 1909 die Notiz mit: »Πάρδος, ὁ, αἴλουρος«, Joannides, ἱστορία καὶ στατιστικὴ Τραπεζοῦντος, Konstant. 1870, Anhang: λεξικολογία τῆς κατὰ Πόντον Ἑλληνικῆς διαλέκτου κ΄«.

41. (S. 74) So der Anonymus Matthaei: ὁ αἴλουρος ὁ λεγόμενος παρ' ἡμῖν ρωμαϊστὶ κάττα λέγεται. Vgl. auch den Namen des byzantinischen Schriftstellers Theophylaktos: Σιμοκάττης, Katzenschnauze.

42. (S. 74) Das Talmudhebräische hat chatūl.

42b. (S. 75) Eine Szene daraus ist abgebildet Urania 6. Febr. 1909.

43. (S. 80) Lewysohn, Zool. des Talmud 76.

44. (S. 81) Revue archéol. 1868, 18 S. 191.

45. (S. 82) Eine Abbildung des Vorderteils eines Karakal findet sich auch an einem Bronzesieb aus Aden, brit. Mus. II, ägypt. Saal cas. 87 (Aufstellung von 1880).

46. (S. 82) Erzherzog Franz Ferdinands Tagebuch I 281.

47. (S. 82) Ἡ ὕλη τῶν καλάμων.

48. (S. 83) Hummel, Leben der Erde 420. Fossile Luchse: Lubbock, vorgesch. Zeit II 6.

49. (S. 83) Vgl. auch das beim Karakal erwähnte indische luksha.

50. (S. 83) Hamilton, Reisen in Kleinasien II 304. 310.

51. (S. 83) Über Luchs- und Karakalfelle vgl. edict. Dioclet. S. 124 Blümner.

51b. (S. 84) S. Peters & Thiersch, painted tombs in the Nekropolis of Marissa, Lond.; hier nach Illustrated London News 13. Mai 1905.

52. (S. 85) Über diese vielbesprochene Frage s. u. a. O. Schneider, naturwiss. Beiträge 206 ff., vgl. auch H. Genthe, über den Antheil der Rheinlande am vorrömischen und römischen Bernsteinhandel in Picks Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung 1876 S. 1—20 und meine Anzeige in Calvarys Jahresbericht (Naturgeschichte) S. 222 f.

53. (S. 85) Bei Strabo ist λιγγούριον überliefert. Da auch λύγξ, λυγγός vorkommt, ist der Schritt zu λυγγούριον und λυγκούριον nichts besonderes.

54. (S. 86) Gepard. Ausführlicher in meinen Thieren des classischen Alterthums 154 f., 145 f., 186 f.. 397 f.

55. (S. 87) Apollon eigentlich Apellon von ἀπέλλα Hürde (C. Robert). Münzen von Tarsos zeigen Apollon mit jeder Hand einen Wolf an den Vorderfüßen haltend.

56. (S. 89) Vgl. Thiere des class. Alt. 156 f.

57. (S. 90) Vgl. Groos, Spiele der Tiere ² 149 f.

58. (S. 91) Lit. C. Keller, Abstammung der ältesten Haustiere. Otto, zur Geschichte der ältesten Haustiere. O. Albrecht, älteste Geschichte des Hundes. Hahn, Haustiere. Schrader, Reallexikon 382. Daremberg-Saglio, dict. des antiqu. u. d. W. Canis. O. Keller, Hunderassen im Altertum, Jahreshefte des öst. archäol. Instituts VIII 243 ff. u. v. a.

59. (S. 92) L. Reinhardt in der Beilage zur Allg. Zeit. 1906 nr. 46.

60. (S. 92) Das Zitat im Etymologicum Magnum ist verdorben, s. Miller, mélanges S. 213, Nauck, mél. S. 134.

61. (S. 95) Lortet et Gaillard, la Faune momifiée de l'ancienne Égypte, Lyon 1903 p. 8. Der asiatische Paria soll mehr Ähnlichkeit mit dem Wolfe haben.

62. (S. 96) Unter diesen Verhältnissen können auch sehr schöne Exemplare entstehen, s. die Abbildung einer reizenden sudanesischen Pariahündin bei C. Keller a. a. O. 58.

63. (S. 97) Phaedr. I 27. mirab. ausc. 116 (126). Priap. 70, 10. 11.

64. (S. 97) Der Pankratiast Kleitomachos war so keusch, daß er sich bei einem solchen Anblick umzuwenden pflegte. Älian. v. h. III 30. Enthaltung vom Liebesgenuß gehörte zur antiken Trainierung, z. B. auch bei Wettläufern, Hor. a. p. 414. Jüthner, Philostr. Gymnastik 288 f.

65. (S. 97) Obscenus Verg., inmundus Hor., foedus Priap.

66. (S. 97) Vgl. Paus. VII 37, 4 betr. Demeter Mysia bei Pellene in Achaia, wo am dritten Festtage kein Mann u. kein Hund in der Nähe sein durfte.

67. (S. 98) Imhoof-Keller, Münzen und Gemmen XVI 52: Ein alter blinder Bettler, mit einem Eßkorb auf dem Rücken, einen Hund am Stricke haltend, die andere Hand auf einen Knotenstock gestützt.

68. (S. 99) Albrecht, Gesch. des Hundes 46 erwähnt ein Grab von Benihassan und einen Grabstein zu Kairo. Das von uns gegebene Bild ist wiederholt aus Lepsius Denkmäler II 134.

69. (S. 99) Vgl. Albrecht a. a. O. 47. Damit soll die Kalkarmut des Nilwassers stimmen.

70. (S. 99) C. Keller und L. Reinhardt, (Allg. Zeit. 1906, 363) leiten übrigens den Dachshund vom altägyptischen Windhund und damit vom abessinischen Wolfe her, nicht vom Schakal.

71. (S. 100) Ploß, das Säugen von jungen Tieren an der Frauenbrust, im Archiv f. Anthropol. V 219 f.: Hunde, Schweine, Bären, Affen, Beutelratten.

72. (S. 100) Vgl. Middendorffs Schilderung der Barabinskischen Steppe in den mém. de S. Pétersb. VII. série tom. XIV.

73. (S. 102) Abbild. bei Quednow, Altertümer in Trier Tf. XIII.

74. (S. 104) Lucr. V 1061—1070 nach der freien Übersetzung von M. Seydel.

75. (S. 106) Lucilius: Lanionum immanis canes ut, vgl. auch Petron. 95: Canem ingentis magnitudinis catena trahit instigatque in Eumolpon. Vgl. das Schildzeichen Achills auf einer capuanischen Vase monum. d'ist. arch. X 9, 1.

76. (S. 107) Tibetwolf abgeb. bei C. Keller a. a. O. 73.

76b. (S. 112) Pseudomolosser im Vatikan, in den Uffizien, in Duncombe Park, Yorkshire (aus Rom, abgeb. bei Cavaceppi racc. I 6).

77. (S. 115) Petron. 29. Varr. sat. 73. 173. Mosaik im Flur des Hauses des tragischen Dichters zu Pompeji.

78. (S. 117) Münze der gens Mamilia, M. u. G. I 43. Karneol der Berliner Sammlung, M. u. G. XV 53. Sardonyx der Stoschischen Sammlung nr. 579 W. Relief erwähnt bei Müller A. K. § 96, 28.

79. (S. 117) Oppian. cyn. I 414. Ktesias bei Poll. V 41.

80. (S. 117) Relief von Zimbabye.

81. (S. 118) Pisander epigr. anth. Pal. VII 304.

82. (S. 118) Ein Hund Aktaeons heißt bei Ovid Dictaeus. Auch die Knosier sind Kreter Alkiphr. III 47, 2 vgl. Hygin. fab. 181.

83. (S. 121) Auf der Abbildung des Reliefs von Chrysapha in den österr. archäol. Jahresheften Fig. 61 ist leider der Nasenrücken entgegen dem Original und der hier gegebenen Photographie gewölbt dargestellt.

84. (S. 121) Κεφαλὴ σιμή wie bei Nilpferden, Negern, Kindern.

85. (S. 122) Vgl. den Fuchs auf der in den Th. d. cl. Alt. 179 abgebildeten Schale.

86. (S. 124) Z. B. Claudian. cons. Stil. III 298 f.: illae gravioribus aptae Morsibus, hae pedibus celeres, hae nare sagaces.

87. (S. 124) Oppian. cyn. I 448 f.: Μηδ' ὑλάειν ἐθέλοιεν, ἐπεὶ μάλα θηρευτῆρσι Σιγὴ τέθμιός ἐστι, πανέξοχα δ' ἰχνευτῆρσιν.

88. (S. 124) Die Römer besaßen ein eigenes Wort für den Laut des Hundes, der die Fährte wittert, nictio oder nittio.

89. (S. 127) Th. d. cl. Alt. 258.

90. (S. 128) Hündchen neben einer Frau auf Grabmälern: O. Jahn, arch. Beiträge 304. Heydemann, ant. Marmorbildwerke zu Athen nr. 52, 98, 396, 713 u. a. Conze, att. Grabreliefs.

91. (S. 128) Grattius 398. Ibyk. 60. Hom. (τραπεζῆες). Steph. Byz.; mehrere Vasen des britischen Museums und des Louvre.

92. (S. 128) Hor. a. p. 162. Parallel Aristoph. Plut. 157, wo ausdrücklich κύνες θηρευτικοί genannt sind.

93. (S. 129) Spitz: Stackelberg, Gräber der Hellenen Tf. XVII; auch im VI. Saal des Louvre: Tonfigur, zwei Spitze. Oldenbourg-Baumeister, Denkmäler des klass. Alt. I 704 f. Ernstliche Benutzung des Hundes zum Ziehen kommt nicht vor.

94. (S. 129) Großgriech. Terracotta im II. Vasensaal des brit. Mus. (1880) nr. 144: Spitze. Auch im Louvre (VII. Saal) sind mehrere solche Tonfiguren (Spitze). Amor auf dem Hund des Kephalos reitend: Wandgemälde bei Zahn, Pompeji III 79.

95. (S. 129) Τοῖς πλησίοις καὶ ἐνδόξοις Isig. c. 30. Duncker, Gesch. d. Alt. [2] II 366.

96. (S. 132) Der letzte Vers fehlt; der vorletzte lautet: Accipere et lassum cauda gaudente frequenter.

97. (S. 135) Inschrift: ακριδι κυναριω.

98. (S. 135) Vgl. den libyschen Rufnamen »Gazelle« Bhkaa für einen Jagdhund auf dem Basrelief des Königs Entef. Tissot, la province Rom. d'Afrique I p. 377.

99. (S. 135) Inschrift bei El. Bäcker, de canum nominibus Graecis 50.

100. (S. 135) Conjectur: Bäcker a. a. O. 58.

101. (S. 135) Offenbar irrige Auffassung des Pollux selbst V 48, vgl. Preger inscr. Graecae metr. p. 42.

102. (S. 135) Heraeus, Petron u. die Glossen 33.

103. (S. 135) Vgl. den Löwen namens Furchtbarmähnig im Pantschatantra (O. Keller, Gesch. d. griech. Fabel 340).

104. (S. 135) Damit würde der libysche, mit ägyptischen Hieroglyphen geschriebene Jagdhundname Phtes, Schwarzer, stimmen, auf dem Relief des Königs Entef, Maspero, transact. of the Society of bibl. archeology t. IV 5. Tissot a. a. O. p. 377.

105. (S. 135) Vgl. Diez, roman. Wortschöpfung 41, wo es als etymologisch unermittelt erscheint.

106. (S. 136) In der Sage von der Erfindung der Purpurfärberei spielt ursprünglich der Jagdhund des Melkarth-Herakles eine Rolle. Später wird aus Melkarth-Herakles ein gewöhnlicher Hirte. Vgl. Blümner, Technologie I 225.

107. (S. 137) Zwei Pariahunde neben Hekate auf Münzen von Antiocheia in Karien aus der Kaiserzeit: Müller-Wieseler, D. a. K. II 70, 884.

108. (S. 137) Welcker, griech. Götterl. I 566. Porphyr. p. 139 N. gibt:

ταῦρος, κύων, λέαινα an. Sie ist κυνοκέφαλος nach Hesych (interpol.) s. v. ἄγαλμα Ἑκάτης und Bachmanns anecd. p. 22.

109. (S. 137) Vgl. Nauck, mélanges 182.

110. (S. 138) Hekabe ist eine χαροπὰ κύων. Sie brüllt fürchterlich aus ihren grauen Kinnbacken, daß der Ida erdröhnt und Tenedos und thrakische Felsen, lyrici Gr. fragm. adesp. 100 Bgk. Auch Φίλαιος wurde in einen Hund verwandelt, Antonin. Lib. met. 14.

111. (S. 138) Hesych. Ἀδμήτου κόρη.

112. (S. 139) Vgl. Ovid. fast. V 139. 142: Servat uterque domum . . . Pervigilantque Lares pervigilantque canes.

113. (S. 140) Reinach R. V. II p. 86. 87. 356 u. a. Stephani C. R. 1874, 117 vgl. Babr. 110. Kynosuros ein Sohn des Hermes, Steph. Byz. p. 394, 9. Hund auf Reisen mitgenommen epigr. Gr. 329 Kaibel.

114. (S. 140) Benfey, Hermes, Minos, Tartaros 8. 9. 40.

115. (S. 140) Oder Managara.

116. (S. 141) Epidaurische Inschriften bei Baunack, Studien I S. 136. 137 nr. 80, 6. vgl. nr. 61 und 80, 55. Phönikische Inschrift aus Cypern bei S. Reinach, revue critique 1884 nr. 37 p. 202.

117. (S. 143) »So gemein (häufig) wie rote Hunde« sagt das Volk in Süddeutschland.

118. (S. 143) Μαῖρα von mar glänzen, flimmern, sanskr. marîtshi Lichtstrahl (Fick).

119. (S. 143) Maira hieß eigentlich einer der Einzelsterne des Hundsgestirns: er soll ursprünglich der treue Hund der Erigone, Tochter des Ikaros oder Ikarios, gewesen sein. Köhler, Gemmenkunde II 9. Hygin. 130.

120. (S. 146) Vgl. Sil. It. XIII 473 und 474 (von den hyrkanischen Königen).

121. (S. 147) Freiherr von Gödel-Lannoy in der Allg. Zeit. 1880 Beil. 94.

122. (S. 147) Hovelacque, le chien dans l'Avesta 51.

123. (S. 148) Londoner Gemme: »dog suckling pup.«

124. (S. 150) Studemund, anecd. 103.

125. (S. 151) H. Becker, zur Alexandersage 15.

126. (S. 152) Vgl. im Westtürkischen: struppiges Tier = Hyäne (H. Vogl).

127. (S. 156) Abgesehen von Cic. fragm. p. 146 K. (belvus).

127b. (S. 158) Vgl. Anm. 40d.

128. (S. 159) Nach schol. Nikand. ther. 190 war der Ichneumon das Tier des Herakles. Vgl. Lefébure, sur le nom du dieu de Létopolis in Spinx IX S. 19.

129. (S. 160) Fel ist dialektische Form für hel, Lindsay, lat. Sprache 336. Für die Länge des e in feles verweist mich A. Meillet brieflich auf helvus.

130. (S. 160) Il. X 335 und 458. An der ersten Stelle wird es wohl ursprünglich ἐπ᾽ἰκτιδέην geheißen haben, nicht ἐπὶ κτιδέην, und die zweite Stelle mit ihrem κτιδέην ist erst aus Mißverständnis der ersten entstanden.

131. (S. 162) Schrebers Säugethiere III 500 (Erlangen 1778): »Honig fressen sie nicht«.

132. (S. 162) Dies sagt auch der pseudaristotelische Verfasser der mirabiles auscultationes 12 (11) von der ἴκτις.

133. (S. 162) Vielleicht auch die πυκτίς (fauchendes Tier?) des böotischen Pelzhändlers bei Aristophanes Ach. 887, zwischen αἰέλουρος Wildkatze u. ἴκτις Marder genannt.

134. (S. 163) cod. Vatic. 6925: γαλέαγρος (d. h. Wildwiesel) furo. Die Handschrift hat ταληαγρος suro.

134b. (S. 163) Vgl. auch »Felis] ferunculus, merth« Löwe, gloss. nom. 47. O. K., lat. Volksetymol. 46.

134c. (S. 163) Spanisch hurón, ital. furetto, franz. furet.

135. (S. 164) Auch bei andern Völkern. Im indisch-arabischen Bidpai lesen wir, Übersetz. von Ph. Wolff II S. 5: Er hatte aber niemand, den er an seiner Stelle bei den Knaben ließe als ein Wiesel, sein Haustierchen, welches er von klein an auferzogen hatte und liebte wie sein Kind.

136. (S. 165) Das Wort μυοθήρας muß aber doch ziemlich verbreitet gewesen sein; denn bei Strabo findet sich das Verbum μυοθηρεῖν Mäuse jagen u. die Glossen erwähnen für Mausfalle die Bezeichnung μυοθήρας. Μυοθήρας als Epitheton zu ὄφις treffen wir im IX. Buch der aristotelischen Tiergeschichte.

137. (S. 167) Die Seele kriecht als rotes Mäuslein der schlafenden Magd aus dem Munde, und als eine vorwitzige Zofe inzwischen den regungslosen Körper der Schläferin von seinem Platze schiebt, so daß das Mäuslein den Weg zurück nicht findet, bleibt die Magd tot (Prätorius, Weltbeschreibung S. 40). Da sonst nie von roten, sondern nur von schwarzen oder weißen Mäusen die Rede ist, wird eben die rote Maus an die Stelle des ursprünglichen roten Wiesels getreten sein.

138. (S. 168) Nach dem Physiologus empfängt das Wiesel durch das Maul und gebiert durch das Ohr. Abgebildet als Miniatur in dem von Strzygowski besprochenen Smyrnaer Codex. Strz., Bilderkreis des griech. Physiologus S. 28.

138b. (S. 168) Es bleibt die wahrscheinlichste Deutung, daß das rechts auf dem Boden laufende Tier ein Wiesel ist, nicht ein Fuchs: wo bliebe der Fuchsschwanz? Ebenso ist das auf den Baum kletternde Tier am ehesten noch ein Wiesel, nicht ein Eichhorn, dem auch wieder der charakteristische Schwanz mangeln würde, ebensowenig eine Katze: denn solche gab es damals in ganz Italien keine. Der en face gemachte Kopf ist für ein Wiesel keineswegs unnatürlich. Daß der Zeichner, dem wir die Kopie des Wandgemäldes verdanken, an eine Katze gedacht hat und bei dem schreitenden Wiesel vielleicht an einen Hund, ist allerdings ganz wohl möglich. Der Originalkünstler aber hatte gewiß beidemal ein Wiesel im Sinn.

139. (S. 169) Furtwängler hält die jungen Wiesel trotz ihrer dicken Schwänze für Mäuse u. die alten Wiesel für Katzen. Vgl. aber den Kandelaber bei Reinach stat. II 1, 140.

140. (S. 172) Zobel] Handschriftlich sogar auch tebelus: Carm. Buran. ^{2} 176 mit übergeschriebenem Zobel. Vielleicht möchte jemand cebelus lesen, vgl. span. und portug. cebelina = Zobel. Allein zu tebelus stellt sich das mittellateinische tabla bei Polemius Silvius.

141. (S. 172) O. Keller, lat. Volksetymologie 288. Die Beispiele könnten leicht verdreifacht werden.

142. (S. 174) Seren. Sammon. 890 B.: Nec spernendus adeps, dederit quem bestia meles.

142b. (S. 174) Vgl. O. K., lat. Volksetymol. 47.

143. (S. 178) Vgl. A. Meillet, interdictions de vocabulaire. In der Mark darf man nach Mannhardt die Maus in den Zwölften nicht beim rechten Namen nennen, sondern muß Bonlöper, Bodenläufer sagen.

144. (S. 178) Vgl. wogulisch vōrt ālné ajkä der im Walde lebende Greis d. i. der Bär.

145. (S. 178) Vgl. auch Kaarle Krohns finnisch-ugrische Forschungen 156 ff.

146. (S. 180) Auch in den Gottscheeer Volkssagen kennt er betäubende Wurzeln, W. Tschinkel, Sagen von Gottschee 35.

147. (S. 180) Abgeb. auf dem Kalendermosaik von Karthago cf. C. I. L. VIII 12588. Knochen von zwei verschiedenen prähistorischen Spezies von Bären hat man in den Höhlen von Djebel Taïa bei Constantine gefunden.

148. (S. 181) Nach der Abbildung bei Lasinio, Dütschke, ant. Bildw. Oberitaliens I S. 82.

149. (S. 181) Wieseler, Reise in Griechenland 68.

150. (S. 181) Eine Echhornmühle bei Hallstatt. Sciurus] Eschorn S. Hildegardis bei Migne CXCVII 1332.

151. (S. 183) Diez, roman. Wortschöpfung 46. rom. Wörterbuch 461.

151b. (S. 185) Fr. Schiern, über den Ursprung der Sage von den goldgrabenden Ameisen, Kopenh. und Leipzig 1873.

152. (S. 186) Der Moschus wird im Sanskrit kastūri genannt, durch Übertragung vom Bibergeil, καστόριον, Pott, Zeitschr. f. Kunde des Morgenlandes IV 17. Das Wort μόσχος, auch μύσχος, bedeutet eigentlich membrum genitale; Hesych. μύσχος· ἀνδρεῖον καὶ γυναικεῖον μόριον, sanskr. masc. mushka, testiculus und cunnus. Urbedeutung ist Mäuslein, hypokoristische Bezeichnung für zuckendes kleines Glied. Vgl. Fick, vergleich. Wörterb. ² 156.

152b. (S. 186) Volksetymologischer Anschluß an bibere trinken, O. K., lat. Volksetym. 47.

153. (S. 186) Rogg, zur naturhistor. Kenntnis Oberschwabens, Ehinger Progr. 1852 S. 32 f.: Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges und noch lange nachher gab es in den oberschwäbischen Nebenflüssen der Donau zwischen Ehingen und Günzburg, also in der Riß, Westerach, Rottum, Roth, Weihung usw. viele Biber. Noch zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wurde in unserem Bezirk hier und da ein Tier dieser Spezies gefangen. — Im Elbegebiet ist er fast verschwunden, doch fand man nach böhmischen Zeitungen (a. 1907) noch kürzlich zwei tote Exemplare.

154. (S. 186) Hamilton, Reisen in Kleinasien I 268.

155. (S. 186) Αἱ κατὰ τὴν Σκυθίαν ἐρημίαι, Sostratos bei schol. Nikand. ther. 565.

156. (S. 187) Bibereck in Steiermark, Biberschlag in Oberösterreich, Biberbach in Bayern (bei Dachau), Biberach in Württemberg, Bibern oder Biberach in Bayern (bei Roggenburg), Bibersee bei Ravensburg [der See ist jetzt ausgetrocknet], Bibara Flüßchen im badischen Hegau u. in Bayern, Bibersohlerhoffeld bei Heidenheim, Biberburg im Alemannischen, a. 708, jetzt verfallen. Aus anderen Stromgebieten: Bibersch (a. 763 Biberussa) bei Solothurn, Biberbach, jetzt Feuerbach bei Stuttgart, Biberach bei Heilbronn, a. 827, Biberstein unfern der Aar in der Schweiz, Biberberg, Biberswalde, Bibersfeld, die slawischen Ortsnamen Bobrowo, Bobry, Bobrynsk. Über die Verbreitung des Bibers ums J. 1792 s. Schrebers Säugethiere III 625.

157. (S. 191) Bilch] mhd. pilich als Glosse zu glis in den Carmina Burana ² S. 176.

158. (S. 197) Auch im deutschen Volke glaubt man an eine Menge Heilmittel, die gegen Zahnweh aus der Maus gezogen werden können. In Ungarn und Schwaben besteht die Sitte, den ersten ausgefallenen Zahn eines Kindes der Maus in ihr Loch zu werfen. Die Bewunderung der ausgezeichneten Zähne des Tieres hat zu dem Aberglauben geführt.

158b. (S. 198) Aristot. VI 30: Als eine trächtige Maus einmal in ein Hirsegefäß eingesperrt worden war, fanden die Leute, die es kurze Zeit darauf öffneten, hundertundzwanzig Mäuse.

159. (S. 198) Die Artischocken, cinarae, waren ihre Leibspeise. Um ihretwillen kamen die Feldmäuse oft von weit her, Geopon. XII 39.

160. (S. 198) Die Zwiebelgärten von Megara, die für Athen überaus wichtig waren, wurden von den Mäusen oft arg heimgesucht (Aristoph.).

161. (S. 198) Ἰπούς hieß »das auf die Mäuse fallende Holz« (Hesych.).

162. (S. 201) Wegen der Münze mit ΖΜΙΘ – (Alexandreia Troas, hadrianische Zeit) ist tönendes weiches S anzunehmen.

163. (S. 202) Archäol. Zeit. 1877 S. 80: im brit. Museum.

164. (S. 203) Rato, vgl. Palander, althochdeutsche Tiernamen 74. Schrader R. L. 648.

165. (S. 203) Vgl. sehr O. K., lat. Volksetymol. S. 318 f. In den spätlateinischen Glossarien mit griechischer Übersetzung treffen wir μῦς ποντικός u. ποντικός allein als Wiedergabe von sorex, was nicht mehr Spitzmaus, sondern einfach Maus bedeutet. Corp. gloss. Lat.

166. (S. 205) R. Hackl hatte die Güte mir darüber zu schreiben und eine Pause mitzusenden.

166b. (S. 206) Bei den Mumienforschungen hat man 3 Ex. von *Mus cahirinus* gefunden, 2 in den Därmen mumisierter Raubvögel und 1 selbst mumisiert; Lortet-Gaillard vermuten wohl mit Recht einen Irrtum des Einbalsamierers, der das Tier für eine Spitzmaus gehalten haben dürfte, arch. mus. Lyonn. t. VIII p. 38 und 115.

167. (S. 208) Glosse des XI. Jahrh., Germania 1875, 150. Schuchardt, Vulgärlatein II 371.

168. (S. 208) So an der Südküste Kariens, Hamilton, Reisen in Kleinasien II 37.

169. (S. 208) Habel in den Annalen des nassauischen Altertumsvereins 1837 S. 205.

170. (S. 209) Zimmer, altindisches Leben 82.

171. (S. 209) Hommel, Namen südsemit. Säugetiere 340.

172. (S. 212) Varr. r. r. III 12: Superiore parte pulla, ventre alba.

173. (S. 215) Carmina tria de mensibus 37 Bähr. und Kalendermosaik aus Karthago C. I. L. VIII 12588.

174. (S. 218) Labyrinth kommt nicht von λάβρυς, s. Aßmann, Vorgesch. Kretas 190. Ein verlassenes Bergwerk oder alte Steinbrüche wurden in Kreta ähnlich verwendet wie in Syrakus.

174b. (S. 219) In der Triumphinschrift von Karnak sind unter der Beute, welche die ägyptische Armee vom libyschen Häuptling Marmaïu heimbrachte, gezäumte und gesattelte Pferde. Tissot, prov. Rom. d'Afrique I 357.

175. (S. 219) Vgl. Wiedemann, Herodots 2. Buch S. 421 und ägypt. Geschichte I 17.

175b. (S. 221) Aristoph. Byz. II 591: εἰς ἅρματα καὶ ξυνωρίδας.

176. (S. 229) Cic. in Verr. II 2, 20. Grattius cyn. 528 rühmt die Rosse der Nebrodischen Berge.

176a. (S. 232) Asturco wurde sogar Gattungsname, so daß wir bei Petron von einem mazedonischen Asturco als Geschenk an einen geliebten Knaben lesen.

176b. (S. 234) Über ὄλυρα und ihr Verhältnis zu ζειά (Dinkel, Spelt ist man nicht im klaren.

176c. (S. 241) Schrader R. L. 627. Über canterius vgl. ebenda S. 626; über caballus s. Holders altcelt. Sprachschatz.

176d. (S. 245) Ferner finden wir die Stutennamen Arista d. i. Beste C. I. L. VI 2, 10055; Aunara ebenda; Ballista C. I. L. VI 2, 10053; Catta ebenda; Dicaeosyne VI 2, 10080; Melissa VI 2, 10053; Ὀλυμπιονίκη Sethianische Verfluchungstafel; Romula VI 2, 10055.

177. (S. 246) J. von Negelein, das Pferd im arischen Altertum, Teutonia von Uhl, Königsb. 1903.

178. (S. 256) Hauptausbeute geben die Inschriften C. I. L. VI 2, 10044 bis 10082. VIII 2, 10089. VIII suppl. 1, 12594. 12506. 12508—12511. XII 1122. Merklin in Köhlers opusc. III. Röhl im Register zum C. I. Gr. Friedr. Jeschonnek, de nominibus quae Graeci pecudibus domesticis indiderunt, Regim. 1885. Auch Friedländer, de nonnullis equorum circensium nominibus, Königsb. 1875.

178b. (S. 259) Eine sehr ausführliche Zusammenstellung aller griechischen u. lateinischen Daten findet sich in Wissowas R. E. u. d. W. Esel, von Olck (1907). Sie ist mir erst nach Abschluß des Kapitels bekannt geworden.

178c. (S. 259) Omnes iam mulos habent sagt Seneca epist. 123, 7.

179. (S. 259) Die Paphlagonier führte Pylaimenes an aus dem Stamme der Eneter, woher das Geschlecht freiweidender Maultiere (kommt oder stammt), ἡμιόνων ἀγροτεράων. Dazu kommt Il. XXIV 277, wo die Myser dem Priamos Maultiere schenken: »Schirrten die Maultier' an, starkhufige, kräftig zur Arbeit, Welche die Myser dem Greise gewidmet als edle Geschenke«.

180. (S. 269) Zwischen Midas und Mithras besteht ein auffälliger Gleichklang. Wie Midas die großen Eselsohren hat, vielleicht ursprünglich als allhörender (allwissender) Gott, so hatte Mithras tausend Ohren. Verkleidung als Thiere beim Mithrasdienst bezeugt uns Porphyrios.

181. (S. 264) Die Grundbedeutung »brünstig« erscheint auch im arabischen mukhlā (Keller, lat. Volksetymologie 197); vgl. auch Lewy, semit. Fremdwörter 76.

182. (S. 264) Das hettitische Grundwort +as mit unbekannter Endung kann sowohl den Syrophönikern als den Urvätern der Etrusker in Kleinasien übermittelt worden sein zugleich mit innerkleinasiatischen Eseln; von Etrurien kam es dann nach Rom wie die Eselsköpfe des römischen Ehebetts.

183. (265) Nach freundlicher Mitteilung von R. Geyer eigentlich das Abgeschnittene, Abgenabelte, für das Junge eines Säugetiers nicht unpassend.

184. (S. 266) Noch heute im Süden üblich; sardinisch heißt der Esel daher molente und molenti, der mahlende. U. Rosa, etimologie asinine 9.

184b. (S. 267) Vielleicht liegt Verwechslung mit dem thrakischen Dionysos vor, vgl. die Münzen von Mende M. u. G. II 25. 26. 27, oder es handelt sich um irgend einen exotisch-barbarischen Sonnengott, den man, wie es auch sonst die Hellenen taten, frischweg ins Griechische übertrug. So gut als das zahme Pferd konnte auch das Wildpferd, der Onager, dem Sonnengotte heilig sein.

184c. (S. 267) Eine hübsche Gemme mit einer bacchischen Eselsszene von großer Ausgelassenheit ist abgebildet in unsern M. u. G. Tf. XVII 11. Ein ephesischer Jüngling, Aristonymos, soll sich einmal in eine Eselin verliebt haben und die Frucht dieses Verhältnisses sei ein sehr hübsches Mädchen gewesen, jedoch mit Eselsschenkeln, daher erhielt sie den Namen Onoskelia (Pseudoplut. parall. 29. Stob. LXIV 37. Apostol. paroem. XII 91b).

185. (S. 267) Wie verkehrt diese Auffassung ist, zeigt schon der Umstand, daß der angeblich so gepeinigte Esel ithyph. dargestellt ist (M. u. G. II 26. 27).

186. (S. 268) Vgl. Dümichen, Resultate der photogr. Expedition Tf. 13.

187. (S. 268) Die gewöhnliche Übersetzung »weiß« ist unrichtig, s. Aug. Müller, Königsberger Studien I (1887) S. 6.

188. (S. 269) Eine Abbildung des »Spottkruzifixes« gibt Daremberg-Saglio, dict. d. ant. II Fig. 2084.

189. (S. 269) Ausführlich behandelt von H. Reich, der Mann mit dem Eselskopf, Weimar 1904.

190. (S. 269) Abbildung bei Pasqui, Accademia dei Lincei IV 2, 453—466. Den zu jedem phallischen Dienst bereiten Naevolus rechnet Juvenal 9, 92 zu den »zweibeinigen Eseln« und Commodus besaß (vit. 10) hominem pene prominente ultra modum animalium quem Onon appellabat sibi carissimum.

191. (S. 270) Vgl. C. Keller a. a. O. 98.

192. (S. 272) Die Nasenbeine verschmälern sich langsam nach vorn, also nicht wie beim Esel. Es sind somit entschieden Pferde, C. Keller 93.

193. (S. 279) Vielleicht war dies nur ein paläographischer Fehler im Archetyp Solins. In Kapitalschrift konnte sehr leicht T zu P (Ρ) werden. Vgl. über tarandrus lat. Volksetym. 49.

194. (S. 281) Möglicherweise auch Hekataeus aus Abdera, der speziell über die Hyperboreer schrieb; dieser lebte zur Zeit des Ptolomaeus Lagi in Ägypten. Diodor u. Älian erwähnen sein Werk über die Hyperboreer.

195. (S. 281) Bruns font. iur. Rom. 4 p. 232. Kießling hat durch Konjektur daraus »Sessel« sellas gemacht, Sessel aus Elenngeweih (!).

195b. (S. 284) Für indische Kamele mit pantherartigem Fell hielten sie Horaz (epist. II 1, 195) und Pausanias, welch letzterer sie zu Rom sah (IX 21, 2).

196. (S. 286) Über die Antilopen s. Lichtenstein, über die Antilopen des nördlichen Africa, in Beziehung auf die Kenntnis, welche die Alten davon gehabt haben, Berl. 1826. Dümichen bei Brehm ² III 197. R. Hartmann bei Dümichen, Resultate der archäologisch-photographischen Expedition S. 29.

197. (S. 292) M. u. G. XVII 44; nach Furtwängler I 22 eine Kuh (!).

197b. (S. 294) Eine solche Verwechslung, wie sie sich namentlich Furtwängler in mehreren Büchern wohl ein dutzendmal und mit ausdrücklicher Polemik gegen meine Deutung erlaubt, ist zwar den alten arabischen Lexikographen zu verzeihen, welche gewisse Antilopen Wildkühe heißen (Hommel, südsemit. Säugetiernamen 228), gegenwärtig aber sollten solche Mißgriffe nicht mehr vorkommen.

198. (S. 296) Über Steinbock und Gemse ist ausführlich gehandelt in den Th. d. cl. Alt. S. 37 ff., S. 333 ff.

199. (S. 297) S. Aßmann, Vorgeschichte Kretas 181. Lewy, semit. Fremdwörter 248. Keller, lat. Volksetym. 225.

200. (S. 299) Plin. n. h. XI 124: (Natura cornua) dedit ramosa capreis . . . rupicapris in dorsum adunca, dammis in adversum, erecta autem rugarumque ambitu contorta et in leve fastigium exacuta, ut lyras decerent. Stellensammlung bei Holder, altcelt. Sprachschatz u. d. W. damma. Dieses ist ein gallisches oder ligurisches Wort, vgl. Zwicker, vocab. Gall. ap. Vergilium 43 f.

201. (S. 299) Rätisch? vgl. Matthis Quade von Kinkelbach in Teutscher Nation Herlichkeit, Köln 1609: »Der Steinböck weiblin nennt man Ybschen«.

202. (S. 299) Aus dem Syrischen = Springer.

203. (S. 300) Patsch, archaeol. epigraph. Untersuchungen zur Geschichte des röm. Dalmatien VI. Theil S. 69.

204. (S. 303) Vgl. Raudnitz, Einiges von der Milch, Prag 1895 S. 14.

205. (S. 305) Vgl. Suidas Ἀπατούρια. In der Gründungslegende dieses Festes kommt ein Gespenst in schwarzem Bocksfell vor.

206. (S. 306) Koch, Bäume u. Sträucher Griechenlands 226 f.

207. (S. 307) Z. B. archäol. Zeit. XXXII S. 48. Unter allen Hirten waren auch Ziegenhirten am wenigsten geachtet.

208. (S. 309) Collignon, sculpt. Gr. I 57 fig. 36. Genau genommen ist natürlich der Paseng Modell gestanden.

209. (S. 309) Über das Schaf vgl. u. a. C. Keller, älteste Haustiere 169 ff. Friederichs, Apollon mit dem Lamm. Ed. Hahn, die Haustiere.

210. (S. 312) Näheres samt Belegstellen in meinem (anonymen) Aufsatz im Ausland 1858 S. 1075—1078: die Schafzucht Kleinasiens im Alterthum.

211. (S. 315) Vgl. Heydemann, arch. Zeit. 1870 Tf. 25.

212. (S. 316) Nach Mommsen. Das Gehörn eines gallischen Widders des ersten Jahrhunderts n. Chr. als Helmzier s. Daremberg-Saglio Fig. 3431.

212a. (S. 318) Die Abbildung ist zuerst publiziert in der Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική 1889 Tf. 33. G. Schmid, mykenische Thiere S. 209 sieht übrigens in dem Tier einen Muflon, allein die Form des Gehörns spricht dagegen.

212b. (S. 319) Testitrahus, hodenschleppend, nennt ihn Laberius in den Mimen 154.

213. (S. 321) C. I. Gr. 4893: Χνούβει τῷ καὶ Ἄμμωνι. 4831: Jovi Hammoni Chnubidi.

213b. (S. 323) Fig. 114a. Der vierhörnige heilige Widder nach einer Felsenskulptur bei Hamamât ist aus Lepsius Denkm. III Tf. 275e, XXVI. Dynastie (Necho und Psammetich).

214. (S. 324) Vgl. auch Hom. Od. X 524 ff. Die Windgötter erhielten teils weiße, teils schwarze Lämmer; ebenso wechselt die Farbe bei den Opfern für die Erdgöttin Γῆ.

215. (S. 326) Winternitz, was wissen wir von den Indogermanen? S. 30.

215b. (S. 326) Zu den pecudes dagegen gehört auch das Großvieh im weitesten Sinn: boves, oves, caprae, equi, muli, asini. Sed an sues pecudum appellatione contineantur, quaeritur. Et recte Labeoni placet contineri. Sed canis inter pecudes non est. Gaius in digest. IX 2, 2, 2. Aus dem Begriff Vieh, pecus, pecudis hat sich bekanntlich der von Vermögen, Geld entwickelt; ebenso im Germanischen, im Gotischen, Angelsächsischen, Altsächsischen, Altnordischen (Fick, vergl. Wörterb.² 793). Großvieh heißt lat. armentum, altnordisch jormuni.

216. (S. 329) Vielleicht umbrischen Ursprungs, G. Körte, Mitt. d. deutsch arch. Inst. XX 348—379 (14. Juli 1906) mit mehreren Tafeln. Vgl. C. Thulin, die Götter des Martianus Capella u. die Bronzeleber von Piacenza.

217. (S. 329) Vgl. O. Schrader, Reallexikon 689 f.

218. (S. 329) Über die Rinderrassen u. ihre Abstammung vgl. Conr. Keller a. a. O. S. 116 ff. H. Werner, zur Geschichte des europ. Hausrindes, Berl. 1892 mit 4 Abbild. und 1 Karte. Hahn, Demeter u. Baubo.

219. (S. 331) Die Gestalt des phönikischen Aleph ähnelte einem Rindskopf mit zwei Ohren und Hörnern und aleph, hebr. eleph, bedeutete Rind.

220. (S. 332) S. die Abbildung in Th. d. class. Alt. 67 aus einem Grabe in Theben.

221. (S. 334) M. und G. III 38. 39. Nr. 38 zeigt eine sehr schöne Langhornkuh (Eretria).

222. (S. 342) Zugleich mit Mammutresten im Alpheiosbett bei Megalopolis (nach Heldreich). In Algier nach Thomas, recherches sur les bov. foss., Bullet. de la soc. zool. de France 1881, 92.

223. (S. 342) Urus βοῦς Γερμανός gloss. im CgL.

224. (S. 345) Von dem bloß formellen, rituellen Einfangen des Opferrindes, welches da u. dort vorkam, vgl. Furtwängler, Gemmen III S. 441, ist unsere wildbewegte Szene sehr verschieden.

225. (S. 345) Dies bestätigt vom Standpunkte des Botanikers aus Ernst H. L.

Krause im Globus LXXIII S. 389 f. Er polemisiert mit sehr beachtenswerten Gründen gegen Conr. Keller.

226. (S. 345) Babelon, gravures S. 196, Kamee Fig. 148. An Seidenbüschel darf man nicht denken.

227. (S. 347) K. Bücher, die Aufstände der unfreien Arbeiter 143—129 v. Chr. S. 40 ff.

228. (S. 348) Nach den Griechen selbst war der Ochsenstachel eine pelasgische Erfindung.

229. (S. 353) Delitzsch, indogermanisch-semitische Wurzelverwandtschaft S. 109. Fick, vergleich. Wörterbuch ² 385.

230. (S. 354) Othmar Lenz, Zool. d. alten Griechen u. Römer.

231. (S. 355) Vgl. Wiener Fremdenblatt 16. März 1876 nr. 75 S. 12. Mindestens 16 Stunden nach dem Tode soll das Stierblut in der Tat giftig wirken.

232. (S. 356) Nach Derenbourg auf dem Congrès des religions zu Paris 1900 bedeutet auf einer himyarischen Inschrift Sur-Baalam den Stier des Baal.

233. (S. 357) Mit der Vorliebe für die weiße Farbe des Rindes, wenn es als Sieg- oder Dankopfer gelten sollte, mag es auch zusammenhängen, daß Rinder aus (weißem) Marmor als Votivbilder so oft gestiftet wurden.

234. (S. 358) Suidas u. d. W. βοῦς. anth. Pal. VI 39. Ein merkwürdiges Opfer dieser Art bestand für die Mondgöttin Selene aus sechs mondförmigen Kuchen, σελῆναι, und einem in Ochsengestalt; man hieß es βοῦς ἕβδομος.

235. (S. 361) Vgl. J. Brandis in Pauly-Teuffels R. E. I ² 1910.

236. (S. 362) J. Brandis a. a. O. 1908—10.

237. (S. 362) Zimmern, Keilinschriften und Bibel S. 52 Abbild. 9.

238. (S. 364) Mehrere Münzen zeigen das Bild, s. besonders M. u. G. XII 11.

239. (S. 366) Vgl. Milchhöfer, Anfänge der Kunst 120.

240. (S. 368) Die Plejaden wurden später cauda tauri genannt; man darf sich also nicht daran stoßen, daß sie nicht bündelförmig dargestellt sind.

241. (S. 369) Abgebildet bei H. Wankel, der Bronzestier aus der Býčiskálahöhle, Wien 1877.

242. (S. 371) Daher das Sprichwort: βοῦς ἐπὶ γλώσσῃ »ein Ochse auf der Zunge« von einem, der nicht reden kann; wer zu frech redete, ὁ παρρησιαζόμενος, mußte Strafgeld, eine Münze mit Ochsentypus, zahlen. Man sagte auch: βοῦς ἐπέβη: ein Ochse ist draufgetreten.

243. (S. 372) Feldzeichen waren Stier oder Stierkopf bei fünf verschiedenen Legionen: VII Claudia, VIII Augusta, IX Gemina, X Fretensis, X Gemina.

244. (S. 373) Älian. n. a. VIII 8: Τὸν μὲν (scil. οἶνον) ἐξ ὀρύζης χειρουργοῦσι, τὸν δὲ ἐκ καλάμων.

244b. Vgl. auch den Artikel Elefant von Wellmann in Pauly-Wissowas R. E. und den Artikel Elfenbein von Blümner ebendaselbst.

245. (S. 373) So auch Benary, Gesenius, Hommel, südsem. Säugetiere 442.

246. (S. 373) Der Rüssel heißt sanskr. geradezu »Hand«, hasta.

247. S. 375) Von einem bei Magnesia gefallenen Elefanten hat sich sein gewaltiger Schädel erhalten; er befindet sich im Museum zu Stockholm.

247b. (S. 376) Scheußlich, taetri, erschienen sie den Römern zur Zeit der punischen Kriege (Ennius ann. 137 Bähr.); ihre Stimme war ein barbarisches Gebrüll, barritus, von barrus, dem nordafrikanischen Wort für Elefant.

248. (S. 377) Was weiter aus jenen Elefanten wurde, berichtet diese Quelle nicht. Eine andere Version aber spricht von 142 Elefanten, welche in Sizilien den Puniern abgenommen u. bei der ersten großen Venatio im römischen Circus a. 252

v. Chr. getötet worden seien (Verrius Flaccus bei Plinius VIII 16. 17). 82 Jahre später werden wieder Elefanten bei den circensischen Spielen der Ädilen Scipio Nasica u. Lentulus erwähnt (Liv.); desgleichen a. 99 v. Chr. (Fenestella bei Plin. VIII 19); und zwar wäre dieser letztgenannte Fall nach Fenestella der erste von allen gewesen, was sich mit der sonstigen Überlieferung nicht vereinigen läßt.

249. (S. 383) Nicht trichorhinus, wie Brehm schreibt.

250. (S. 383). In Menchecourt, im Schelmengraben bei Regensburg, in Hohlenfels bei Blaubeuren, zu Górenice in Polen, bei Punta Tragara auf Capri tief in roter Tonerde usw.

251. S. 384) Dieser Irrtum erklärt sich daraus, daß die drei Zehen des Nashorns wenig getrennt sind.

252. (S. 385) Rinoceron animal est in Nilo flumine cornu in nasu habens CgL. IV 280. Das μονόκερως der Septuaginta wird äthiopisch durch Karkand (vgl. κροκόδειλος wiedergegeben (Hommel, südsemit. Säugetiere 327).

253. (S. 385) Delitzsch, indog.-semit. Wurzelverwandtschaft 80.

254. (S. 385) Agatharchides, Diodor, Plinius, Solinus. Wagner Schrebers Säugethiere VI 303.

255. (S. 387 Auch ein Achatkegel und ein geschnittener Karneol der Pariser Sammlung (Chabouillet 1216. 1971) bieten das Nashorn.

256. (S. 390) Abgebildet über den Türen des olympischen Tempels, Paus., V 10, 9.

257. (S. 390) Adonis Adōn hebräisch = Herr, Gott. Die phrygische Attissage u. einigermaßen auch die ägyptische Sage von Osiris und dem in einen Eber verwandelten Typhon sind zu vergleichen.

257b. (S. 394) L. Roß in den griechischen Reisen (IV 128) aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts schreibt noch: Selbst in Griechenland ist das Schweinefleisch während der warmen Jahreszeit als ungesund anerkannt und man enthält sich desselben.

258. (S. 396) Daher delicatus eigentlich halbwüchsig, zunächst von den pueri delicati, Lustknaben, gesagt.

259. (S. 399) Die Vorderschinken hießen petasones.

260. (S. 406) Das Nilpferd ausführlich besprochen, mit Abbild., in Th. d. class. Alt. 202 ff.

261. S. 407 Der Seehund. ausführlich und mit Belegstellen und Abbildungen in den Th. d. class. Alt. 196 ff.

261b. (S. 412) Eine Menge φάλαιναι bei Taprobane (Ceylon) erwähnt Älian XVI 18.

262. (S. 412) Vgl. τὰ βαλλία bei Herondas männl. Glied und dazu Fick. Hattiden u. Danubier 47.

263. (S. 415) Ed. Schrader, Die Vorstellung vom μονόκερως und ihr Ursprung. Abhandl. der preuß. Akad. 1892 Tf. V 8.

264. (S. 418) So auf der berühmten Elfenbeinschnitzerei genannt das Horn von Ulf, abgeb. bei Rob. Brown, the Unicorn a mythological investigation, Lond. 1881.

265. (S. 418 Deutsches Bild des XV. Jahrhunderts: Kleinpaul, Leben der Sprache I 33, der auf eine Abbildung verweist in der Schrift von Ch. Cahier S. J., Caractéristiques des Saints dans l'art populaire, Paris 1867 S. 45. Arevale erwähnt bei Migne LXXXII p. 948 eine antike Gemme, welche enthalte imaginem puellae aperto sinu unicornem amplectentis, abgebildet bei Montfaucon III suppl. I 9.

266. (S. 418) Cohn, zur liter. Geschichte des Einhorns, Berl. 1896 S. 20.

267. (S. 420 Abbild. bei Ebers, Sinnbildliches, zu S. 35.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

1

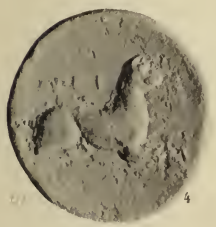
ARGOS AMPHIL

2

MOLOSSOI

3

ARGOS



4

EPEIROS

5

ARGOS

6

ARGOS

7

MADYTOS

8

PHAISTOS

9

KYDONIA

10

SYRAKOSAI

11

PANORMOS

12

SYRAKOSAI

13

SEGESTA

14

MAMERTINOI

15

ETRURIA

Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig.

1. VELIA

2. VELIA

3. BABYLON

4. TARENT

5. NERVA

6. MESSANA

7. EPHESOS

8. ROMA

9. KRETA

10. AINOS

12. MAKEDONIA

11. KYPROS

13. THURIOI

14. THESSALIA

15 TITUS

16. ANTIOCHOS I.

17 ASIAT MUFLON

18. NUMIDIA

Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig.

1. ASSYRISCH

2. AMENOPHIS II.

3. PARTHISCH

4. KARTHAGO

5. ALEXANDER I.

6. BOCCHUS II.

7. PHILIPP II.

8. GRIECHISCH

9. MARONEIA

10. KRETISCH

11. GRIECHISCH

12. TARENT

13. SYRAKUS

14. ROMA

15. GRIECHISCH

16. NESSOS

17. TYROS

Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig.

Bücheranzeigen.

VERLAG VON WILHELM ENGELMANN IN LEIPZIG

Georg Webers Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte

21. Auflage. Unter Mitwirkung von

Professor Dr. **Richard Friedrich,** Professor Dr. **Ernst Lehmann,**
Professor **Franz Moldenhauer** u. Professor Dr. **Ernst Schwabe**

vollständig neu bearbeitet von

Professor Dr. **Alfred Baldamus** †

Vier starke Bände und ein Ergänzungsband in gr. 8°
jeder in sich abgeschlossen und einzeln käuflich

Preis jeden Bandes
geh. M. 6.—. In Leinen geb. M. 7.—. In Halbleder geb. M. 8.25

Preis des Ergänzungsbandes
geh. M. 2.—. In Leinen geb. M. 3.—. In Halbleder geb. M. 4.25

Band I: **Altertum,** bearbeitet von **Ernst Schwabe**
Band II: **Mittelalter.** Band III: **Neuzeit,** bearb. v. **A. Baldamus**
Band IV: **Neueste Zeit,** bearbeitet von **Fr. Moldenhauer**
Ergänzungsband: **Register zu Band I bis IV, Stammbäume zu Band III und IV**

. . „Dank den eingreifenden Um- und Neugestaltungen trägt das Werk jetzt weit mehr als früher einen wirklich universalgeschichtlichen Charakter. . . **In seiner neuen Gestalt ist der „Weber" ein Werk, auf das stolz zu sein die Bearbeiter allen Grund haben; mit gutem Gewissen darf es wohl gegenwärtig als das beste unter den Werken dieser Gattung bezeichnet werden."**

Literarisches Zentralblatt. 1903. Nr. 17.

„In geradezu erschöpfender Weise, verständlich und lichtvoll sind die Abschnitte über Literatur und Kunst von Professor Dr. Rich. Friedrich und Professor Dr. Ernst Lehmann niedergeschrieben worden. Der Text, der durch unterschiedlichen Druck und durch Beifügung von Marginalien größtmögliche Übersicht gewährt, zeichnet sich bei aller Knappheit der Fassung durch seltene Frische und Lebendigkeit aus, **er liest sich so leicht, daß man es kaum merkt, welche Fülle von positivem Wissen man bei aufmerksamer Lektüre in sich aufnimmt."**

Lehr- und Lernmittel-Rundschau. I. Jahrg. Nr. 8.

VERLAG VON WILHELM ENGELMANN IN LEIPZIG

Aus der Werkstatt großer Forscher

Allgemeinverständliche, erläuterte Abschnitte aus den Werken hervorragender Naturforscher aller Völker und Zeiten, bearbeitet von Dr. **Friedr. Dannemann. 3. Aufl.** des I. Bandes des „Grundriß einer Geschichte der Naturwissenschaften".

Mit 62 Abb. und einer Spektraltafel. 8°. Geh. M. 6.—. In Leinen geb. M. 7.—

„Die Lektüre des Werkes kann der lernenden Jugend nicht warm genug empfohlen werden. Die Gedankenentwicklungen großer Forscher in ihrer Frische und Ursprünglichkeit wirken auf das nachhaltigste auf den empfänglichen Geist des Jünglings und beleben in hohem Grade sein Interesse an dem behandelten Gegenstand."

Zeitschr. f. d. phys. u. chem. Unterricht.

„Ich kann nur damit schließen, daß ich dem Werk die weiteste Verbreitung in den Kreisen der Lehrer, der gereiften Schüler und aller Gebildeten wünsche."

Unterrichtsblätter für Math. u. Naturw.

„In klarer, allgemeinverständlicher Sprache wird die Geschichte der gesamten Naturwissenschaften von Aristoteles bis auf unsere Tage dem Leser vorgeführt. Die übersichtliche Form, die leicht faßliche, anregende Darstellung machen das Werk **besonders für die höheren Klassen unserer Schulen** geeignet; doch wird jeder, der sich für Naturwissenschaften interessiert, aus dem Buche viel Anregung und Belehrung schöpfen."

Naturwiss. Rundschau.

„Das obige Werk bildet eine hervorragende Erscheinung auf dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Literatur, und es ist gleich sehr zu wünschen als zu hoffen, daß es nicht unbeachtet vorübergehen möge."

Kölnische Zeitung.

Eine **Ergänzung** findet das vorliegende Werk in dem II. BAND des

Grundriß einer Geschichte der Naturwissenschaften

zugleich eine Einführung in das
Studium der grundlegenden naturwissenschaftlichen Literatur
von Dr. FRIEDRICH DANNEMANN

2., neubearbeitete Auflage. gr. 8°. Mit 87 Abbildungen, einem Bildnis von Galilei und einer Spektraltafel. Geheftet M. 10.—. In Leinen gebunden M. 11.—

VERLAG VON WILHELM ENGELMANN IN LEIPZIG

Pompeji in Leben und Kunst

Von AUGUST MAU

2. verbesserte und vermehrte **Auflage**

Mit 304 Abbildungen im Text, einer Titelgravüre und 13 zum Teil in Duplexautotypie gedruckten Tafeln sowie 6 Plänen. gr. 8°
Geheftet M. 17.—. In Liebhaberhalbfranzband M. 20.—

In formvollendeter Darstellung bietet Prof. Mau in seinem klassischen Werke allen Gebildeten das, was wir heute über Pompeji, soweit es von der Asche und dem Staub der Jahrhunderte befreit ist, wissen. Der Verfasser hat in seinem mustergültigen Werke auf jeden gelehrten Apparat verzichtet und alle Phantasiegebilde, wie sie nicht selten aufgetaucht sind, vermieden; Rekonstruktionen wurde nur Raum gewährt, wo es mit Sicherheit oder doch mit großer Wahrscheinlichkeit geschehen konnte. **Maus Pompeji-Werk,** das eine seinem Inhalte würdige **vornehme Ausstattung** erhalten hat **und mit zahlreichen neuen vortrefflichen Abbildungen geschmückt ist, darf als die bedeutendste und im besten Sinne populäre Erscheinung über die Totenstadt bezeichnet werden.**

„Mit deutscher Gründlichkeit, mit ebensoviel Geschmack wie peinlichster Gewissenhaftigkeit ist alles dargestellt, was uns Pompejis Straßen und Häuser und Tempel erzählen: Maus Buch ist die Beseelung der wiedererstandenen Colonia Venerea Pompeianorum, es macht die Steine reden und verleiht den Wandgemälden — hier und im Museum zu Neapel — eine frische Sprache. Wer Pompeji richtig kennen lernen will, der muß Mau studieren, und wer es nie von Angesicht schauen kann, dem ersetzt das klassische Werk „Pompeji in Leben und Kunst" die Reise.

Antiquitäten-Rundschau.

„Wenn es Mau innerste Befriedigung gewährt haben mag, die Summe stiller, emsiger Lebensarbeit weitesten Kreisen vorzulegen, so darf die deutsche Wissenschaft stolz darauf sein, daß sie durch seine Hand ein nach dem heutigen Stande der Forschung und der Technik abschließendes Werk über die geheimnisvolle Totenstadt geschaffen hat, nicht nur für Fachgenossen, sondern für die ganze gebildete Welt."

Zeitschrift f. Österr. Gymnasien.

VERLAG VON WILHELM ENGELMANN IN LEIPZIG

Island in Vergangenheit und Gegenwart

Reiseerinnerungen von PAUL HERRMANN

2 Bände. gr. 8°. Band I: LAND UND LEUTE. Band II: REISEBERICHT

Mit 116 Abbildungen, 2 Titelbildern und einer Karte
Jeder Band geh. M. 7.50. In Leinwand geb. M. 8.75

„So wohl vorbereitet wie Herrmann ist kaum jemals einer an eine Reise gegangen, und so berichtet er uns nicht nur selbst Erlebtes, sondern er bringt auch sozusagen die gesamte Literatur über Island in historischer und naturwissenschaftlicher Beziehung in Hinweisen und Auszügen in seinem Buche unter. Der eine, erste Band ist in der Hauptsache beschreibend, der andere erzählend. Doch ist diese Scheidung nicht pedantisch durchgeführt: hier flicht der Verf. gelegentlich historische Exkurse ein, dort erzählt er gelegentlich von einem eigenen Ausflug. **Sachlich kann Herrmanns Buch heute** — für den gegenwärtigen Stand der Verhältnisse — **als ‚das Buch über Island' bezeichnet werden.** Geographie und Geologie, Topographie und Klimatologie, Volkskunde und Statistik, Literatur-, Sprach-, Kultur-, Kirchen- und Verwaltungsgeschichte, Landwirtschaft und Fischfang, Handels-, Verkehrs- und Gesundheitswesen, alles wird nach eigener Anschauung und nach den literarischen Hilfsmitteln geschildert und soweit angängig durch Karten, Tabellen und zahlreiche Abbildungen veranschaulicht. Dadurch ist das Buch gleich angenehm als unterhaltende Reisebeschreibung wie als Fundgrube für allerlei gelehrtes und belehrendes Wissen über Tatsächliches."

Literaturbl. f. germanische u. romanische Philologie. XXXIX, No. 11.

„Der Verfasser weiß mit lebendiger Anschaulichkeit zu schildern und von der durchzogenen Landschaft dem Leser ein greifbares Bild zu geben, dessen Eindruck durch die beigegebenen Illustrationen (guten Reproduktionen wohlgelungener Photographien) noch verstärkt wird. Die aus zuverlässigen Quellen und eigener Anschauung geschöpften, überall von guter Beobachtungsgabe und gesundem Urteil zeugenden Mitteilungen über das heutige Island, die Handels-, Verkehrs- und Erwerbsverhältnisse, das Schulwesen, die vielversprechenden Anfänge neuisländischer Musik, Skulptur und Schauspielkunst usw. begrüßt man mit aufrichtigem Danke."

Zeitschrift f. dtsch. Philologie. 1908, Band XL.

„ . . . Der Bilderschmuck ist reich und gut. Das Buch steht weit über dem Durchschnitt der üblichen Beschreibungen einer Island-Reise."

Zeitschrift d. Ges. f. Erdkunde. 1908, No. 1.

VERLAG VON WILHELM ENGELMANN IN LEIPZIG

Deutsche Mythologie

In gemeinverständlicher Darstellung von PAUL HERRMANN

2., neubearbeitete **Auflage**

Mit 21 Abbildungen im Text. Geheftet M. 8.—. In Leinen gebunden M. 9.20

„Möge seine schöne Arbeit allseitig die verdiente Würdigung finden, und **möge vor allem unsere gebildete Jugend auf dem Gymnasium und der Universität möglichst zahlreich sich der Führung dieses ausgezeichneten Kenners unserer mythischen Vergangenheit anvertrauen** und sich rechtzeitig eine eindringende Kenntnis der deutschen sowie der nordischen Mythologie verschaffen."

Wartburgstimmen 1904.

„Jeder Gebildete, der über irgend einen Gegenstand der deutschen Mythologie sich unterrichten will, namentlich der Lehrer, sei darauf aufmerksam gemacht, daß sich in diesem Buche ein wahrer Schatz reichsten Wissens aufgespeichert findet."

Gymnasium, XVIII. Jahrgang, Nr. 11.

„Der Verf. hat ein Buch geschrieben, das deutlich und klar die reichen Schätze des alten deutschen Volksglaubens und des religiösen Lebens in Sage und Märchen erkennen läßt und uns, die Nachkommen jener Ahnen, in die herrlichsten nationalen Besitztümer einführt, an denen wir uns erfreuen können, und die dazu angetan sind, unsere Liebe zur Heimat immer wach und lebendig zu erhalten."

Zeitschrift für das Gymnasialwesen.

Nordische Mythologie

In gemeinverständlicher Darstellung von PAUL HERRMANN

Mit 18 Abbildungen im Text. Geheftet M. 9.—. In Leinen gebunden M. 10.—

„Als Quellenbuch zur nordischen Mythologie wüßten wir kein besseres zu empfehlen . . ." *Literarisches Zentralblatt.*

„Wenn irgend eins, so ist jedenfalls dieses Buch imstande, das Interesse für nordische Mythologie in weitere Kreise zu tragen. Den Fachgenossen sei es sowohl zur eigenen Lektüre wie **zur Anschaffung für die Schülerbibliothek der oberen Klassen empfohlen."** *Jahresberichte üb. d. höhere Schulwesen 1906.*

„Das Werk kann **jedem Lehrer zum Studium nur warm empfohlen werden; es sollte in keiner Lehrerbibliothek fehlen."**

Preuß. Lehrerzeitung. 1903, 20. Dez.

VERLAG VON WILHELM ENGELMANN IN LEIPZIG

Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres

Reiseerlebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers in **Australien, Neu-Guinea und den Molukken**

Von **Richard Semon. 2.,** verbesserte **Auflage**

Mit 86 Abbildungen und 4 Karten. gr. 8°. M. 15.—. In Leinen gebunden M. 16.50

„Semons Reisewerk kann man nach Form und Inhalt getrost unter die heute sehr spärlich gewordenen klassischen Erzeugnisse dieser Literaturgattung rechnen; denn sein Tatsachenreichtum und seine Gedankenfülle erheben die Reiseschilderung selbst weit über das Niveau der immer noch mehr anwachsenden Flut der Reisebeschreibungen. Semons Buch bildet eine harmonisch in sich abgeschlossene und ausgestaltete literarische und wissenschaftliche Arbeit, die heute ihresgleichen sucht."

Naturwissenschaftliche Rundschau.

„. . . . Alles in allem ein Buch, dem man in den Kreisen aller naturwissenschaftlich Interessierten eine weite Verbreitung wünschen muß."

Natur u. Schule.

Ein Jahr an Bord I. M. S. Siboga

Beschreibung der holländischen Tiefsee-Expedition im niederländisch-indischen Archipel 1899—1900. Von Frau A. WEBER VAN BOSSE. Nach der 2. Auflage aus dem Holländischen übertragen v. Frau E. RUGE-BAENZIGER

Mit 26 Vollbildern, 40 Textabb. und 1 Karte. gr. 8°. M. 6.—. In Leinen geb. M. 7.—

„. . . Es ist ein behaglich und liebevoll geschriebenes Buch. Der besondere Reiz des Werkes liegt in der gemütlichen Darstellung der alltäglichen Vorgänge während der Expedition. Sehr reizvoll sind die Schilderungen des Verkehrs mit den malaiischen und papuasischen Eingeborenen der zahlreichen Inseln, welche während des Jahres von der Expedition besucht wurden. Der eigenartige Charakter der Darstellung und die großen Erfolge, welche die Siboga-Expedition bei der Erforschung des östlichen Indischen Ozeans gehabt hat, sichern dem Buch eine besondere Stellung in der geographischen Literatur."

Fr. Doflein in der Beilage zur Münchener Allg. Zeitung.

9.28.92

DATE DUE

JUL 09 1998

3421763

33364684

(1 of 2)

GAYLORD

PRINTED IN U.S.A.

QL87.K5 SCIII
3 5002 00211 9522
Keller, Otto
Die antike tierwelt,

SCIENCE
QL
87
K5
1
77595